



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

### **Usage guidelines**

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

### **About Google Book Search**

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



## Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

## Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

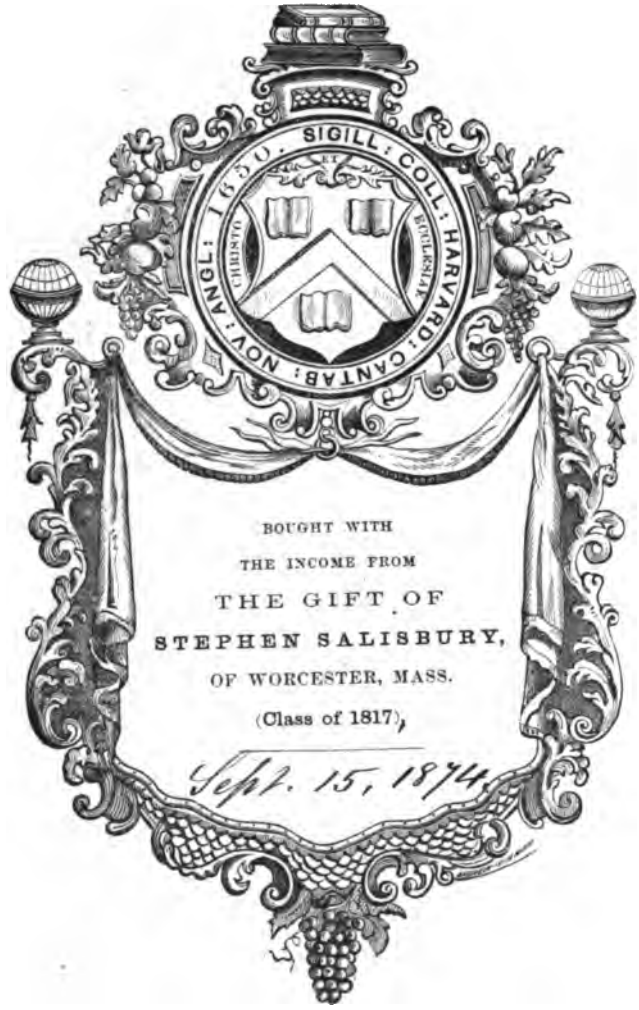
## Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.



4823

LSoc172611









**BERICHTE**  
ÜBER DIE  
**VERHANDLUNGEN**  
DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN  
**GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN**  
ZU LEIPZIG.

**PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.**

ZEHNTER BAND.

1858.

© LEIPZIG  
BEI S. HIRZEL.

LSoc 1726.11

1874, Sept. 15.  
Salisbury Fund.

## I N H A L T.

<b>Von der Gabelentz, Grammatik und Wörterbuch der Kassiasprache S. 4</b>	
<b>Roscher, über die Frage: Haben unsere deutschen Vorfahren zu Tacitus Zeit ihre Landwirthschaft nach dem Dreifeldersysteme getrieben? . . . . .</b>	<b>67</b>
<b>Gerhardt, Schreiben über Tschirnhaus's Betheiligung an dem Plane, eine Akademie der Wissenschaften in Sachsen zu begründen . . .</b>	<b>88</b>
<b>Michelsen, über ein Kunst- und Alterthumsdenkmal zu Weimar . . .</b>	<b>94</b>
<b>Jahn, Miscellen zur Geschichte der alten Kunst . . . . .</b>	<b>99</b>





Protector der Königlich Sächsischen Gesellschaft  
der Wissenschaften

SEINE MAJESTÄT DER KÖNIG.

Ehrenmitglieder.

Seine Excellenz der Herr Staatsminister a. D. *Karl August  
· Wilhelm Eduard von Wietersheim.*

Seine Excellenz der Herr Staatsminister des Cultus und öffentlichen Unterrichts *Johann Paul von Falkenstein.*

Ordentliche einheimische Mitglieder der philologisch-  
historischen Classe.

Herr Professor *Gustav Hartenstein* in Leipzig, Secretär der philol.-histor. Classe.

- Professor *Heinrich Lebrecht Fleischer* in Leipzig, stellvertretender Secretär der philol.-histor. Classe.
- Hofrath *Eduard Albrecht* in Leipzig.
- Professor *Hermann Brockhaus* in Leipzig.
- ——— *Johann Gustav Droysen* in Jena.
- Rector *Friedrich Franke* in Meissen.
- Geheimer Regierungsrath und Geheimer Kammerrath *Hans Conon von der Gabelentz* in Altenburg.
- Geheimer Hofrath *Karl Götting* in Jena.
- Hofrath *Gustav Hänel* in Leipzig.

Herr Geheimer Justizrath *Andreas Ludwig Jacob Michelsen* in Jena.

- Professor *Karl Nipperdey* in Jena.
- Hofrath *Ludwig Preller* in Weimar.
- ——— *Wilhelm Roscher* in Leipzig.
- Professor *Wilhelm Wachsmuth* in Leipzig.
- Geheimer Rath *Karl Georg von Wächter* in Leipzig.
- Professor *Anton Westermann* in Leipzig.
- ——— *Friedrich Zarncke* in Leipzig.

Ordentliche auswärtige Mitglieder der philologisch-historischen Classe.

Herr Professor *Moritz Haupt* in Berlin.

- ——— *Otto Jahn* in Bonn.
- ——— *Theodor Mommsen* in Breslau.
- Hofrath *Hermann Sauppe* in Göttingen.
- Professor *Karl Bernhard Stark* in Heidelberg.

Ordentliche einheimische Mitglieder der mathematisch-physischen Classe.

Herr Professor *Ernst Heinrich Weber* in Leipzig, Secretär der mathem.-phys. Classe.

- Professor *Wilhelm Gottlieb Hankel* in Leipzig, stellvertretender Secretär der mathem.-phys. Classe.
- Geheimer Medicinalrath *Karl Gustav Carus* in Dresden.
- Professor *Moritz Wilhelm Drobisch* in Leipzig.
- ——— *Otto Linné Erdmann* in Leipzig.
- ——— *Gustav Theodor Fechner* in Leipzig.
- ——— *Otto Funke* in Leipzig.
- Hofrath *Peter Andreas Hansen* in Gotha.
- Doctor *Wilhelm Hofmeister* in Leipzig.
- Professor *Karl Gotthold Lehmann* in Jena.
- ——— *Georg Mettenius* in Leipzig.
- ——— *August Ferdinand Möbius* in Leipzig.

- Herr Professor *Karl Friedrich Naumann* in Leipzig.  
 - ——— *Eduard Pöppig* in Leipzig.  
 - Bergrath *Ferdinand Reich* in Freiberg.  
 - Professor *Theodor Scheerer* in Freiberg.  
 - ——— *Wilhelm Scheibner* in Leipzig.  
 - Hofrath *Matthias Jacob Schleiden* in Jena.  
 - Professor *Oskar Schlömilch* in Dresden.  
 - ——— *Eduard Friedrich Weber* in Leipzig.

Ordentliche auswärtige Mitglieder der mathematisch-  
 physischen Classe.

- Herr Professor *Heinrich d'Arrest* in Kopenhagen.  
 - ——— *August Wilhelm Volkmann* in Halle.  
 - ——— *Wilhelm Weber* in Göttingen.

---

## Verzeichniss

der bei der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissen-  
 schaften im Jahre 1858 eingegangenen Schriften.

---

### Schriften gelehrter Gesellschaften.

- Abhandlungen d. Kön. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin aus d. J. 1857.  
 Berlin 1858.  
 Monatsberichte d. Kön. Akademie d. Wissenschaften zu Berlin. 1857,  
 Sept.—Decemb. 1858, Jan.—Octob.  
 Denkschriften d. Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften. Philos.-histor.  
 Classe, Bd. VIII. Mathem.-phys. Classe, Bd. XIII. Wien 1857.  
 Sitzungsberichte d. Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften. Philos.-histor.  
 Classe, Bd. XXIII, 1—5. XXIV, 1. 2. XXV, 1—3. Mathem.-phys.  
 Classe, Bd. XXIII, 2. XXIV, 1—3. XXV, 1. 2. XXVI. XXVII, 1.  
 XXVIII, 1—5. Wien 1857. 58.  
 Almanach d. Kaiserl. Akademie d. Wissenschaften. Jahrg. 8. Wien 1858.  
 Fontes rerum Austriacarum. Abth. II. Diplomata et Acta. Bd. XIV, Th. 3.  
 XV, Th. 1. Wien 1857.  
 Monumenta Habsburgica. Sammlung von Actenstücken u. Briefen u. s. w.  
 Abth. 1. Das Zeitalter Maximilian's I., Bd. III. Wien 1858.  
 Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Bd. XVIII, 2. Wien  
 1858.

- Theod. G. v. Karajan, Festrede bei d. feierlichen Uebernahme des  
ehemal. Universitätsgebäudes durch d. Kais. Akademie d. Wissen-  
schaften. Wien 1857.
- Jahrbuch d. Kais. Kön. geologischen Reichsanstalt. Jahrg. VIII, No. 3, 4.  
Wien 1857.
- Abhandlungen d. Kön. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften. Philos.-  
philol. Classe, Bd. VIII, Abth. 1, 2. Mathem.-phys. Classe, Bd. VIII,  
Abth. 1. München 1856. 1857.
- Gelehrte Anzeigen, herausg. von Mitgliedern d. Kön. Bayerischen Akademie  
d. Wissenschaften. Bd. 42—45. München 1856. 57.
- Zeitschrift für d. gesammten Naturwissenschaften. Herausgeg. von d. na-  
turw. Verein für Sachsen und Thüringen von Giebel u. Heintz.  
Jahrg. 1857, Aug.—Dec. 1858, Jan., März, Apr., Juni—Aug.
- Abhandlungen d. naturforsch. Gesellschaft zu Halle. Bd. IV, Hft. 3. 4.  
Halle 1858.
- Verhandlungen d. physikal.-medizin. Gesellschaft in Würzburg. Redigirt  
von J. Kölliker u. s. w. Bd. VIII, 3. IX, 4. Würzburg 1857. 58.
- Sitzungsberichte d. physikal.-medic. Gesellschaft in Würzburg f. d. J. 1857.  
A. Fr. Graf Marschall, Personen-, Orts- und Sachregister der Sitzungs-  
berichte und Abhandlungen d. zoolog.-botan. Vereins in Wien.  
1854—1855.
- Verhandlungen d. naturhist.-medic. Vereins in Heidelberg. 1858. IV.
- Jahrbücher d. Vereins f. Naturkunde im Herzogth. Nassau. Herausg. von  
C. T. Kirschbaum. Hft. 12. Wiesbaden 1857.
- Jahresbericht d. Wetterauer Gesellschaft zu Hanau über 1855—1857.  
Naturhistor. Abhandlungen aus d. Gebiete d. Wetterau. Festgabe bei ihrer  
50jährig. Jubelfeier. Hanau 1858.
- Wissenschaftl. Mittheilungen d. physik.-medic. Societät zu Erlangen. Hft. 4.  
Erlangen 1858.
- Jahresbericht d. physikal. Vereins zu Frankfurt a. M. für das Rechnungs-  
jahr 1856—57. 1858, 4.
- Verhandlungen d. Vereins für Naturkunde in Presburg. Jahrg. II, 2. Pres-  
burg 1857.
- Vierter Jahresbericht d. germanisch. Nationalmuseums zu Nürnberg.  
4. Oct. 1856 — Ende 1857.
- Vierteljahrschrift d. naturforschenden Gesellschaft in Zürich. Redig. von  
Dr. Rud. Wolf. Jahrg. II, 1—4. III, 1, 2. Zürich 1857. 58.
- Verhandlungen d. naturforschenden Gesellschaft in Basel. Th. I, 4. II, 4.  
Basel 1857. 58.
- Jahresbericht d. naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge.  
Jahrg. III, 1856—57. Chur 1858.
- Mémoires couronnés et autres mémoires publiés par l'académie royale des  
sciences, lettres . . . en Belgique. Collect. in 8°. T. VII. Bruxelles  
1858.
- Bulletin de l'académie royale . . . de Belgique. 26 année. Ser. II, T. I—III.  
Bruxelles 1857.
- Annuaire de l'académie royale des sciences 1858. Bruxelles 1858.
- Verhandelingen d. Kon. Akademie van Wetenschappen. Deel IV—VI.  
Amsterdam 1857. 58.
- Verlagen en Mededeelingen d. Kon. Akademie van Wetenschappen. Deel  
II, 1—3. Afdel. Letterkunde, Deel III, 1—3. Afdel. Natuurkunde  
Deel V, 2, 3. VI, 1—3. Amsterdam 1856. 57.



- Catalogus van de Bockerij d. Kon. Akademie van Wetenschappen . . . te Amsterdam. Deel I, 4. Amsterdam 1857.
- Jaarboek van de Kon. Akademie van Wetenschappen . . . te Amsterdam. Apr. 1857—Apr. 1858. Amsterdam.
- Bijdragen tot de Dierkunde, uitgeg. door het Kon. zoologisch Genootschap te Amsterdam. Afl. 2. Amsterdam 1858.
- Nederlandsch Lancet. Tijdschr. voor de geneeskundige Wetenschappen, uitgeg. door F. C. Donders. Ser. III, Jahrg. 5, No. 42.
- Archiv für die Holländischen Beiträge zur Natur- u. Heilkunde von F. C. Donders u. W. Berlin. Bd. I, 4. 5. Utrecht 1857. 58.
- Annales de l'académie d'Archéologie de Belgique. T. XV, Livr. 4. 2. Anvers 1858.
- Natuurkundige Verhandelingen van de Hollandsche Maatschappij d. Wetenschappen te Haarlem. 2te Verzam. Deel XII. XIII. Haarlem 1856. 57.
- Memorie della R. Accademia delle scienze di Torino. Ser. II, T. XVII. Torino 1858.
- Memorie dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. Vol. VI, P. 2. VII. Venezia 1857.
- Atti dell' I. R. Istituto Veneto di scienze etc. Ser. III, T. II, 8—10. III, 4—8. Venezia 1857.
- Memorie dell' I. R. Istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti. Vol. VI. Milano 1856.
- Giornale dell' I. R. Istituto Lombardo etc. Nuova serie. Fasc. 47—54. Milano 1856. 57.
- Atti della sesta riunione degli scienziati Italiani tenuta in Milano 1844. Milano 1845.
- Atti della fondazione scientifica Cagnola della sua istituzione in poi. Vol. I. Milano 1856.
- Philosophical transactions of the royal society of London. Vol. 447. P. 4—8. London 1857. 58.
- Proceedings of the royal society of London. Vol. VIII, No. 27. Vol. IX, No. 28—34. London 1857. 58.
- The royal society (List of members) 30<sup>th</sup> Nov. 1857.
- Memoirs of the astronomical society of London. Vol. I—XXVI. London 1822—57.
- Monthly notices of the astronomical society of London etc. Vol. I—XIII. London 1834—57.
- Journal of the royal Dublin society. Vol. I, 7—10. Dublin 1858.
- Memoirs of the literary and philosoph. society of Manchester. Ser. II, Vol. XIV. London 1857.
- Mémoires de la société imp. des sciences naturelles de Cherbourg. Publiés sous la direction de Mr. Le Jolis. T. IV. Paris 1856.
- Det Kon. Danske Videnskabernes\* Selskabs Skrifter. 5 Rekke. Histor. og philos. Afdel. Bd. II, Hft. 2. Kjöbenhavn 1857.
- Oversigt over det Kon. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlingar i Aar. 1857. Kjöbenhavn 1858.
- Acta societatis scientiarum Fennicae. T. I. III. V, fasc. 4. 2. Helsingfors 1842. 1847. 1856—58.
- Ofersigt af Finska Vetenskaps-Societetens Förhandlingar. I. II. IV. Helsingfors 1853. 55. 57.
- Notiser ur Selskapets pro Fauna et Flora Fennica Förhandlingar. Haft. I. II. III. Helsingfors 1848. 1852. 1857.

- Bidrag till Finlands Naturkännedom, Etnografi och Statistik. Haft. I. II. IV. Helsingfors 1857. 58.
- Bulletin de la classe histor. philolog. de l'acad. imp. des sciences de St. Petersbourg. T. XIV. — De la classe phys.-mathemat. T. XVI. St. Petersbourg 1857. 58.
- Bulletin de la société imp. des Naturalistes de Moscou. Année 1856, 2—4. 1857, 4—4. Moscou 1856. 57.
- Proceedings of the academy of natural sciences of Philadelphia. Vol. VIII, No. 2—6. Philadelphia 1856. — 1857 p. 4—400.
- Proceedings of the American Academy of arts and sciences. Vol. III. IV. Boston and Cambridge 1857.
- Smithsonian miscellaneous collections. Catalogue of the described Diptera of North-America by R. Osten-Sacken. Washington 1858. — Tables meteorological and physical prepared . . . by Arn. Guyot. Washington 1858.
- Spencer J. Baird, Catalogue of North-American mammals in the museum of the Smithsonian Institution. Washington 1857.
- Transactions of the academy of science of St. Louis. St. Louis 1858.
- Proceedings of the American philosophical society. Vol. VI, Jan. — June 1857. No. 57. 58.
- Report of the commissioner of patents for the year 1856. Arts and manufactures. Vol. I—III. — Agriculture. — Washington 1857.
- Report of the superintendent of the coast survey during the year 1856. Washington 1856.
- Eleventh annual report of the board of agriculture of the state Ohio for the year 1856. Columbus 1857.

### Schriften für das magnetische Observatorium.

- J. Lamont, magnetische Ortsbestimmungen, ausgef. an verschiedenen Punkten des Königreichs Bayern. Th. II. Mit 25 Taf. München 1856.
- Results of the magnetical and meteorological observations made at the royal observatory. Greenwich 1856.

### Einzelne Werke.

- The Atlantis. A register of literature and science conducted by members of the catholic university of Ireland. No. I. II. London 1858.
- Quint. Sella, sulle forme cristalline di alcuni sali di platina e di boro adamantino. Mem. I. II. Torino 1857.
- Die Landtafel des Markgrafenthums Mähren. Lief. IX—XI. Brünn 1857.
- Thom. J. Page, Track survey of the rivers Salado, Parana and Colastine. Washington 1855. — Track survey of the river Paraguay. P. I. II. III. Ibid. 1855. — Mouths of the Parana and Uruguay. Sh. 4. 2. Ibid. 1855. — Survey of the river Paraguay. Sh. 3—45. Ibid. 1855—57. — Map of the basin of La Plata etc.
- Die Fortschritte der Physik. Dargest. von d. physikal. Gesellschaft in Berlin. Redigirt von Dr. A. Krönig. Jahrg. XI, Abth. 4. 2. Berlin 1858.
- Theod. Benfey, Nachweisung einer buddhistischen Recension und mongolischen Bearbeitung der indischen Sammlung . . . Vetāla-pancaviṅcati . . . (Aus d. Melanges Asiatiques T. III.)

- Franz v. Kobell, Denkrede auf Joh. Nep. v. Fuchs. München 1856.
- Jolly, Üb. d. Physik d. Molecularkräfte. München 1857.
- F. B. W. von Hermann, Über d. Anbau u. Ertrag des Bodens im Königr. Bayern. Abth. I. München 1857.
- Conr. Hofmann, Über die Gründung d. Wissenschaft altd. Sprache u. Literatur. München 1857.
- Franz Löher, Die deutsche Politik König Heinrich I. München 1857.
- J. Lamont, Annalen d. Kön. Sternwarte bei München. Bd. IX. München 1857.
- Programm zu den am 20. März 1858 mit d. Schülern d. polytechnischen Schule zu Dresden zu haltenden Prüfungen. Dresden 1858.
- J. Dalton, meteorological observations and essays. 2 edit. Manchester 1834.
- , a new system of chemical philosophy. P. I, 2 edit. London 1842. P. II, Manchester 1827.
- Jam. Hudson, report on the adjudication of the Coppley, Rumford and Royal medals. London 1834.
- Humphr. Davy, six discourses delivered before the royal society at their anniversary readings. London 1827.
- G. Brugnoli, Alf. Corradi e Ces. Taruffi, bibliografia italiana delle scienze mediche. Ser. I, Vol. I, disp. 4. 2. Bologna 1858.
- Pet. Manger, polychromon. Viennae 1858. (2 Exempl.)
- Jac. van Maerlant, der Naturen Bloeme, met inleiding . . . voor de eerste mal uitgeg. dor J. H. Bormans. Deel I. Brüssel 1857.
- , Rymbybel . . . voor de eerstemaal uitgeg. dor J. David. Deel I. Brüssel 1858.
- Andr. von Ettinghausen, d. Principien der heutigen Physik. Wien 1857.
- Salv. Fenicia, Monografia di Ruvo di Magna Grecia. Napoli 1857.
- , sulle metamorfosi di Taranto. Napoli 1858.
- A. Erdmann, Beskrifning öfver Dalkarlsbergs Jernmalmsfalt. Afdr. ur Kon. Vetensk. Akad. Handling. Stockholm 1858.
- W. C. A. Staring, geologische Kaart van Nederlandt. Blad 44. Harlem 1858.
- Swod Zakonov Rossijokoj Imperii, izdanija 1857 goda. T. I—XV. St. Petersburg 1857.
- Sveriges Rikes Stadslag. Öfversättning på finska Språket af Ljungo Thomaë. Utgifven af W. G. Lagus. Helsingfors 1852.
- Sveriges Rikes Landslag. Öfversättning på finska Språket af Ljungo Thomaë. Utgifven af W. G. Lagus. Helsingfors 1852.
- Alex. von Normann, Palaeontologie Südrusslands. I. II. Mit XII Kupf. Helsingfors 1858.
- A. Mühry, Klimatologische Untersuchungen etc. Leipzig 1858.
- Kritische Zeitschrift für Chemie, Physik und Mathematik. Herausg. von A. Kekule, F. Eisenlohr etc. Hft. II. Erlangen 1858.
- Mor. Ernst Adf. Naumann, Ergebnisse u. Studien aus der medicin. Klinik zu Bonn. Leipzig 1858.
- W. R. Wilde, Catalogue of antiquities of stone, earthen and vegetable materials in the museum of the royal Irish academy. Dublin 1857.
- Schriften d. Universität Kiel aus d. J. 1857. Bd. 4. Kiel 1858.
- Dav. Dale Owen, Report of the geological survey in Kentucky. Francofort (Kentucky) 1856.

- G. W. Leibnitz**, de quadratura arithmetica circuli, ellipsoes et hyperbolae, nach d. Hdschr. d. kön. Bibliothek zu Hannover herausg. von C. J. Gerhardt. Hannover 1858.
- , mathematische Schriften, herausgeg. von C. J. Gerhardt. Bd. V. Der mathem. Abhandl. Bd. I. Halle 1858.
- Giov. Merlini**, il passato, il presente e l'avenire della industria manifatturica in Lombardia. Milano 1857.
- Notice of some remarks by the late Mr. Hugh Miller etc.** Philadelphia 1857.
- The U. S. naval astronomical expedition to the southern hemisphere.** Vol. III. Observations to determine the solar parallaxe by J. M. Gillis. Washington 1856.
- Jam. P. Espy**, the 4<sup>th</sup> meteorological report. Washington 1857.
- Theory of the motion of heavenly bodies**, a translation of Gauss's theoria motus etc. with an appendix by Ch. H. Davis. Boston 1857.
- Benj. Price Perkins**, physical celestial mechanics. Boston 1855.
- Jos. Henry**, meteorology with its connection with agriculture. Washington 1858.
- Maury**, wind and current charts. Washington 1857.

**GRAMMATIK UND WÖRTERBUCH**

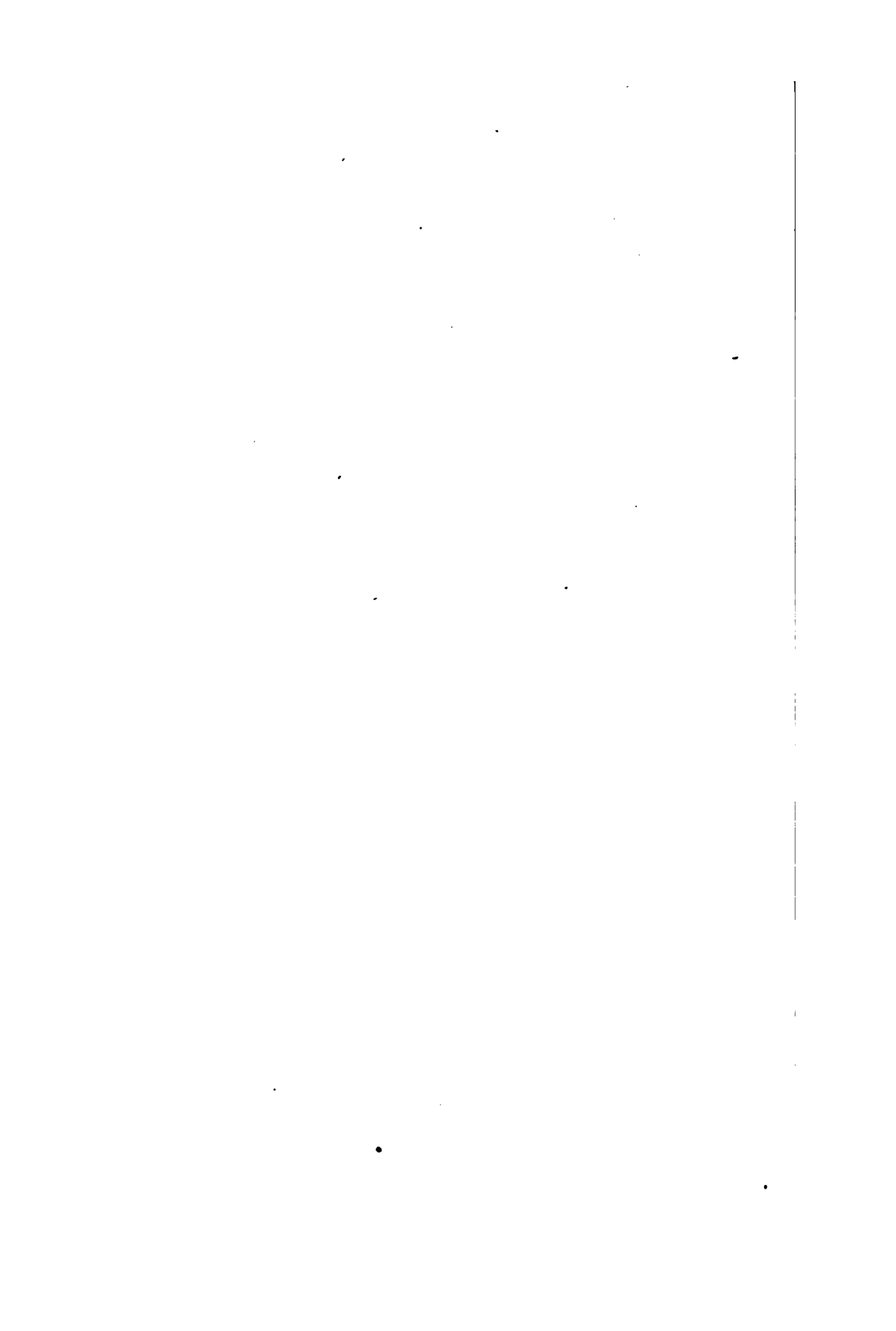
**DER**

**KASSIA-SPRACHE**

**VON**

**H. C. VON DER GABELENTZ.**





## I. Einleitung.

Die Kassias (*Cossyabs, Khasias, Khassee, Kyi*) sind ein rohes Bergvolk, welches den Landstrich im nördlichen Indien bewohnt, der im N. von Assam, im W. von den Garo-Bergen, im O. von Katschar und im S. von dem bengalischen Distrikt von Silhet begränzt wird. Ihr Gebiet, das unter eine Anzahl kleiner Rajahs vertheilt ist, umfasst etwa 3,500 (engl.) Quadratmeilen. Ueber ihre Volkszahl ist nichts Zuverlässiges bekannt. Dr. Carey ist der erste Europäer, der sich mit ihrer Sprache beschäftigt hat, indem er mit Hilfe einer Eingebornen und eines assamesischen Pandits eine Uebersetzung des Neuen Testaments in dieselbe unternommen hat, ein Werk, das nach zehn Jahren beendigt, im J. 1824 in Serampore mit bengalischen Lettern gedruckt erschien. Von den 500 Exemplaren dieser Auflage sind wohl nur wenige nach Europa gelangt; Proben davon finden sich in *Specimens of editions of the Sacred Scriptures in the eastern languages* (Serampore 1818) und in *The Bible of every land* (London 1848), nach welchen zu urtheilen diese Uebersetzung an einer gewissen Unbeholfenheit leidet und wahrscheinlich ihrem Zweck wenig entsprochen hat. Wenigstens hat Lish, der erste Missionär, der sich acht Jahr später der Bekehrung der Kassias widmete, sofort eine Revision dieser Uebersetzung vorgenommen und als Frucht derselben im J. 1834 zu Serampore eine neue Uebersetzung des Ev. Matthäi mit lateinischen Lettern herausgegeben. Endlich hat Th. Jones, ein Missionär der welschen calvinistischen Methodisten im J. 1845 eine nochmalige Uebersetzung des Matthäus beendigt, welche im folgenden Jahre in Calcutta in Druck erschienen ist. Von dieser besitze ich ein Exemplar, welches mir die Füglichkeit geboten hat, mich mit dem Studium der Sprache zu beschäftigen. Zwar soll nach M. Müller (*On the classification of the Turanian languages* p. 128)

eine grammatische Skizze des Kassia von Robinson existiren, doch ist mir dieselbe nicht zugänglich geworden, ich habe daher ausser der erwähnten Uebersetzung des Matthäus nur die wenigen, wahrscheinlich aus Robinson geschöpften, Notizen über die Sprache benutzen können, welche sich bei M. Müller (a. a. O. S. 132. 236. 252) finden.

Wenn ich es mit diesen geringen Hilfsmitteln unternehme, in dem Folgenden den grammatischen Bau des Kassia darzulegen, so ist es nöthig voraus zu schicken, dass mir die Einfachheit desselben diese Arbeit wesentlich erleichtert hat. Ich darf also hoffen, trotz des geringen Umfangs meiner Quellen doch ein im Ganzen vollständiges Bild der Sprache aufstellen zu können, glaube aber auch, dass sie eine solche Arbeit wohl verdient, da sie bei aller Einfachheit doch auch ihre Eigenthümlichkeiten hat, die der Aufmerksamkeit des Sprachforschers nicht unwerth sind.

Sie ist zunächst durch ihre völlige Isolirtheit merkwürdig. M. Müller ordnet sie zwar dem Tai zu, allein schon die von ihm gegebene vergleichende Tafel der Zahlwörter muss erhebliche Bedenken gegen diese Unterordnung hervorrufen, da auch nicht ein einziges Zahlwort eine sichere Vergleichung darbietet; denn Aehnlichkeiten wie siam. *si*, kass. *sau* vier, oder siam. *pet*, kass. *prah* acht, würden doch nur dann von einigem Gewicht sein; wenn die Verwandtschaft im Uebrigen sich nachweisen liesse. Dies ist aber nicht der Fall. Eher darf man vielleicht, wie dies in The Bible of every land geschieht, einen früheren Zusammenhang mit dem Chinesischen annehmen, nur bietet sich dies freilich wegen seiner Armuth an Lauten am wenigsten zur Wortvergleichung dar, auch fehlt uns die nähere Kenntniss der Dialecte der westlichen Provinzen, namentlich von Yunnan, dem das Kassia geographisch am nächsten liegt. Indess lassen sich doch folgende Aehnlichkeiten nachweisen: a) von den Zahlwörtern scheinen übereinzustimmen: 2 *ar*, chines. eul (urh), 4 *sau* chines. sse, 8 *prah* chines. pa, vielleicht auch 9 *kyndai* chines. kiu, 10 *shipou* canton. shap, obgleich hier wohl richtiger *kyn-dai*, *shi-pou* zu theilen, und *dai*, *pou* die eigentliche Wurzel, *kyn* Präfix, *shi* die Einheit ist (daher 20 *ar-pou*, 30 *loi-pou* u. s. w.); — b) noch auffallender stimmen einige Pronomina überein: ich *nga* chines. ngo, er, dieser *ta* chines. tha, sie (plur.) *ki* chines. khi (er); — c) auch die Negation ist dieselbe: —m canton. m', prohib. *wat*, chines. wu, canton. mat; — d) endlich

scheinen auch in dem übrigen Wortvorrath einige Wörter auf eine Verwandtschaft hinzuweisen, wie Vater *ky-pá* chines. pa, Mutter *ky-mi* chines. mu, Sonne, Tag *sngi (ngi)* chines. shi (ni), Nacht *miet* chines. me, canton. mak, Erde *kyn-deu* chines. thu, Berg *lum* canton. lun (Klippe), Zahn *byn-iat* chines. ya, *wan* kommen, chines. wang gehn, dagegen *leit* gehn, chines. lai kommen; — doch sind dies immer nur wenige vereinzelt, zum Theil zweifelhafte Anklänge, denen die Masse der übrigen Wörter, so wie sehr charakteristische Eigenthümlichkeiten der Grammatik, namentlich in der Wortstellung, gegenüberstehn, so dass, selbst einen früheren Zusammenhang angenommen, es doch nicht zu rechtfertigen wäre, das Kassia dem chinesischen Sprachstamm beizuzählen. Noch weniger aber stimmt es mit irgend einer der übrigen hinterindischen Sprachen überein, namentlich sind die Sprachen der Kolun und Moitai, welche zuweilen mit den Kassias verwechselt werden, nach den mir vorliegenden Wörterverzeichnissen gänzlich davon verschieden. Mit den übrigen hinterindischen Sprachen ergeben sich auch nur wenig Berührungspunkte, wie *byneng* Himmel, Chong: *pleng*; *sngi* Sonne, Kole: *singi*, Chong: *tangi*; *kymi* Mutter, Kole: *mai*; *kymat* Auge, Kole: *met*, Annam: *konmat*, Mon: *mot*, Chong: *mat*; *kti* Hand, Kole: *tee*; *shinrang* Mann, Chong: *samlong*. Diese Uebereinstimmungen sind jedenfalls zu wenig und zu zweifelhaft, um daraus ein Verwandtschaftsverhältniss herzuleiten. Wir werden daher vor der Hand das Kassia gleich manchen andern Gebirgsmundarten als eine, jeder näheren Verwandtschaft entbehrende Sprache zu betrachten haben.

## II. Lautlehre.

§ 1. Die Kassias besitzen keine eigene Schrift; die Wenigen, welche vor Ankunft der Missionäre schreiben konnten, bedienten sich der bengalischen Schrift, welche auch noch Carey in seiner Bibelübersetzung angewendet hat. Da sie aber weder dem Lautsystem noch dem sonstigen Bau der Sprache angemessen ist, so ist es nur zu billigen, dass die Missionäre dafür das lateinische Alphabet eingeführt haben, das nun in mehreren Schulen gelehrt wird.

§ 2. Das Kassia hat folgende Laute:

a) *Vocale*: a, e, i, o, u, y.

b) *Diphthongen*: ai, au, ei, eu, oi, ou, ui.

c) *Consonanten*: k, kh, (g, gh) ng, (ch) j, jh, i, t, th, d, (dh)  
n, p, ph, b, bh, m, b, s, sh, r, l, w.

§ 3. Die Vocale sind wie im Deutschen oder Italienischen auszusprechen, y vertritt den unbestimmten kurzen Vocal, welcher von den Engländern sonst durch u, in einigen nordamerikanischen Sprachen durch v, nach Lepsius' Vorschlag durch g bezeichnet wird. In der bengalischen Schrift findet er sich gewöhnlich durch *ă*, zuweilen auch durch *ĭ* oder *ũ* ausgedrückt, z. B. *karteng* für *kyrteng*, *rangkat* für *ryngkat*, *parthei* für *pyrtei*, *kapá* für *kypá*, *min* für *myn*, *pun* für *pyn*, *nungkang* für *nyngkong*. Lange Vocale werden durch den Accent bezeichnet; übrigen sind die verschiedenen Betonungen der Vocale, wie sie sich im Chinesischen und den meisten hinterindischen Sprachen finden, dem Kassia fremd.

§ 4. Unter den Consonanten ist *ch*, *j* und *sh* wie im Englischen, *i* vor Vocalen wie das engl. *y* in *year*, *you* auszusprechen, die aspirirten *kh*, *th* u. s. w. so, dass das *h* gehört wird, also nicht etwa *kh* wie deutsches *ch*, oder *th* wie im Englischen, oder *ph* wie *f*, u. s. w.

§ 5. Die in Parenthese eingeschlossenen Buchstaben bezeichnen Laute, die der Sprache eigentlich fremd sind und nur in aufgenommenen Fremdwörtern vorkommen.

§ 6. Am Anfang der Wörter (und Sylben) sind — ganz abweichend von dem Chinesischen — Consonantenverbindungen zulässig, die zum Theil ziemlich hart erscheinen. Es kommen deren folgende vor: *bi*, *bl*, *br*, *di*, *hi*, *ji*, *ki*, *kl*, *kn*, *kr*, *ks*, *kt*, *kw*, *khi*, *khl*, *lh*, *li*, *mi*, *ml*, *ni*, *ngi*, *pl*, *pr*, *phl*, *ri*, *si*, *sk*, *skh*, *sl*, *sm*, *sn*, *sng*, *sni*, *sp*, *st*, *sw*, *shi*, *sbl*, *shn*, *td*, *ti*, *tl*, *tr*. Beispiele davon s. im Wörterbuch.

§ 7. Am Ende dagegen sind ausser Vocalen oder Diphthongen nur folgende einfache Consonanten: *d*, *h*, *k*, *m*, *n*, *ng*, *p*, *r*, *t* und der Doppelconsonant *rr* zulässig, z. B. *wáá*, *ruh*, *lok*, *im*, *mon*, *long*, *iáp*, *klúr*, *sut*, *tiarr*.

§ 8. Bei der gänzlichen Unveränderlichkeit der Wörter kann auch von Lautwechsel und Lautübergängen nicht wohl die Rede sein; einzelne Abweichungen in der Schreibart, die sich vorfinden, wie *siin* für *stin*, *kaii* für *khaii*, *phau* für *pau*, *subai* für *sybai*, *chá* für *cheit* für *khá*, *kheit* beruhen wohl nur auf Ungenauigkeit in der Auffassung oder Darstellung der Laute.



Auch in Zusammensetzungen behält in der Regel jeder Theil seine Gestalt unverändert bei; Uebergänge wie in *pyllait* st. *pyn-lait*, *wallam* st. *wan-lam*, *jimphong* st. *jingphong* sind nur sehr selten, neben vielen anderen ähnlichen Zusammensetzungen, wo ein solcher Uebergang nicht stattfindet, z. B. *pynlih*, *pynlip*, *pynlywet*, *pynlyngiar*, *pynlong*, oder vor Gutturalen und Labialen: *pynküid*, *pynkup*, *pynkhi*, *pynkhein*, *pynbit*, *pynbah*, *pynpau*, *pynpoh*, *pynmih*, *jingpán*, *jingpang*, *jingput* u. s. w. Die Präpositionen *ha* und *na* haben in Zusammensetzungen die vollere Form *hang* und *nang*, z. B. *hangta*, *hangnoh*, *nangta*, *nangnoh*.

### III. Die Redetheile.

§ 9. Die Kassiasprache, als zu den sogenannten einsylbigen Sprachen gehörig, ist einer Flexion nicht fähig: sie hat weder Declination noch Conjugation.

#### A. Substantiva.

§ 10. Die *Substantiva* haben keine Formen für Numerus und Casus. Letztere werden theils durch die Stellung im Satze, theils durch Präpositionen ausgedrückt, indem der Genitiv stets nach dem Worte, von dem er abhängt, steht, der Dativ und Accusativ aber die Präposition *ia* zu, gegen erhalten. Der Numerus, so wie das grammatische Genus, wird durch einen *Artikel*, welcher dem Substantiv voransteht, bezeichnet. Dieser Artikel, welcher zugleich das Pron. 3 Pers. vertritt, ist Sing. masc. *u*, fem. *ka*, Plur. masc. & fem. *ki*.

§ 11. Ueber das *Geschlecht* der Substantiva ist zu bemerken:

*Masculina* sind alle Eigennamen und Bezeichnungen für Personen oder Thiere männlichen Geschlechts, z. B. *u Abraham*, *u Isaak*, *u Jakob*, *u kypá* der Vater, *u kún* der Sohn, *u rangbah* der Oberste, *u misteri* der Zimmermann, *u nong talam* der Führer, *u nong plá* der Zeuge, *u ba ialeh* der Feind, *u ba shukor* der Betrüger, *u sier* der Hahn.

*Feminina* sind alle Eigennamen und Bezeichnungen für Personen oder Thiere weiblichen Geschlechts, desgl. alle abstracten und sächlichen Substantiva, letztere mit wenigen Ausnahmen, z. B. *ka Thamar*, *ka Ruth*, *ka Mari*, *ka teisotti* die Jungfrau, *ka kymí* die Mutter, *ka kyntei* das Weib, *ka sier* die Henne,

*ka sngi* die Sonne, der Tag, *ka kyndeu* die Erde, *ka um* das Wasser, *ka ding* das Feuer, *ka ksier* das Gold, *ka kli* der Kopf, *ka kti* die Hand, *ka duriau* das Meer, *ka bor* die Kraft, *ka jing khá* die Geburt, *ka jing syddang* der Anfang, *ka ba kúp* die Kleidung, *ka ba dum* die Finsterniss.

§ 12. Ausnahmsweise sind folgende sächliche Substantiva Masculina: *bynai* Mond, *klúr* Stern, *löhóh* Wolke, *slap* Regen, *lím* Berg, *mau* Stein, Fels, *diing* Baum, *phlang* Rohr, Gras, *huryngkeu* Feldgras, *symbai* Saamen, *soh* Frucht, *keu* Waizen, *kypú* Brod, *sybai* Geld, *kwai* Angel, *tyngiat* Splitter, *shnuh* Haar. Davon kommen jedoch *klúr*, *diing*, *soh*, *shnuh* auch als Feminina vor, zum Theil wohl in verschiedener Bedeutung, so *u shnuh* das einzelne Haar (Mth. 5, 36), *ka shnuh* das Haar im Allgemeinen (*ka shnuh ut* das Kameelhaar Mth. 3, 4), *u soh* die Frucht eines Baumes u. s. w., *ka soh* die Frucht, bildlich (Mth. 3, 8), *u diing* der Baum, *ka diing* der Stamm, Stock (aber auch der Baum Mth. 12, 33. 21, 19).

§ 13. Der verschiedene Artikel dient auch dazu, bei Substantiven, welche lebende Wesen bedeuten, das verschiedene Geschlecht auszudrücken, z. B. *u kún* der Sohn, *ka kún* die Tochter, *u para* der Bruder, *ka para* die Schwester, *u kynna* der Knabe, *ka kynna* das Mädchen, *u tynga* der Ehemann, *ka tynga* die Ehefrau, *u sim* der König, *ka sim* die Königin, *u shakri* der Knecht, *ka shakri* die Magd, *u sier* der Hahn, *ka sier* die Henne.

§ 14. Ebenso, wo Person und Sache durch dasselbe Substantiv ausgedrückt werden, wie *u basniu* der Böse, *ka basniu* das Böse, *u baiap* der Todte, *ka baiap* der Tod.

§ 15. Da im Plural der Artikel für beide Geschlechter gleich ist, so wird, um das Geschlecht zu bezeichnen, im Masc. *shinrang* Mann, im Fem. *kyntei* Frau nachgesetzt, z. B. *ki hynmen hymbeu shinrang* die älteren und jüngeren Brüder, *ki para kyntei* die Schwestern.

## B. Adjectiva.

§ 16. Das *Adjectivum* ist ebenso unveränderlich, wie das Substantivum. Die Zahl der wurzelhaften Adjectiva, wie *iong* schwarz, *lih* weiss, *sau* roth, *kreat* kalt, *mon* recht, *diang* link, *sian* klug, *rit* klein, *ni* weich, fein u. s. w. ist verhältnissmässig gering, von der Bildung der übrigen wird bei der Wortbildung die Rede sein.

§ 17. Der *Comparativ* und *Superlativ* wird durch ein vorgesetztes *kham*, mehr, ausgedrückt: *kham krau* stärker, grösser, der grösste, *kham myntoi* nützlicher, *kham jem* leichter, *kham kor*, kostbarer, *kham bymman* schlimmer, der schlimmste, *kham jingai* der fernste, *kham rit* der kleinste.

#### C. Zahlwörter.

§ 18. Die *Zahlwörter* sind: 1 *shi*, *wei*, 2 *ar*, 3 *lai*, 4 *sau*, 5 *san*, 6 *hinriu*, 7 *hiniau*, 8 *prah*, 9 *kyndai*, 10 *shipou*, 11 *kadwei*, 12 *kadar*, 14 *kadsau*, 20 *arpou* (?), 30 *laipou*, 40 *sau pou*, 50 *sau pou* (?), 60 *hinriupou*, 70 *hiniaupou*, 90 *kyndaipou*, 100 *shi spah*, 1,000 *shi hajar*, 4,000 *sau hajar*, 5,000 *san hajar*, 10,000 *shipou hajar*. Die zwischen den Zehnern inliegenden Zahlen werden durch bloße Nebeneinanderstellung des Zehners und Einers ausgedrückt: 77 *hiniau pou hiniau*, 99 *kyndai pou kyndai*.

§ 19. Die *Ordinalia* sind, mit Ausnahme von *shiwa* oder *nyngkong* der erste, den Cardinalzahlen gleich und werden nur durch ein vorgesetztes *ba* bezeichnet: *ba lai* der dritte, *ba hinriu* der sechste, *ba kyndai* der neunte, *ba shipou* der zehnte, *ba kadwei* der elfte u. s. w.

§ 20. *Iterativa* werden durch *sin*, *siin* gebildet: *shisin* einmal, *lai sin* dreimal, *hiniau sin* siebenmal, *shispah sin* hundertmal, *ba shisiin* das erste mal, *ba arsiin* das zweite mal, *ba laisin* das dritte mal, *ba sausin* das vierte mal u. s. w. Diese werden auch zuweilen als *Ordinalia* gebraucht: *u ba shisiin* der erste, *u ba arsiin* der zweite.

§ 21. *Multiplicativa* werden durch ein vorgesetztes *man* oder angehängtes *shah* ausgedrückt: *man laipou* dreissigfach, *man hinriupou* sechzigfach, *man shispah* hundertfach; *arshah* zwiefältig.

#### D. Pronomina.

§ 22. Die *persönlichen Pronomina* sind: *nga* ich, *ngi* wir, *mé* (masc.), *phá* (fem.) du, *phi* ihr, *u* er, *ka* sie (fem.), *ki* sie (plur.). Davon wird eine emphatische Form durch ein vorgesetztes *ma* gebildet: *mánga* ich, *mámé* du, *máphi* ihr, *mau* er, *maki* sie. Sie sind ebenso indeclinabel, wie die Substantiva. Eine merkwürdige Spur von Flexion jedoch zeigen sie darin, dass bei allen drei Personen das *a* des Sing. (fem.) im Plural zu *i* wird.

§ 23. Die *Possessiva* werden ausgedrückt, indem man *jong*, das Eigene, Eigenthum, vor das persönliche Pronomen setzt: *jong nga* mein, *jong ngi* unser, *jong mé* dein, *jong phi* euer, *jong u* sein, *jong ka* ihr, *jong ki* ihr.

Bezieht sich jedoch das Possessivum auf das Subject des Satzes, dann wird es für alle Personen und Zahlen durch ein dem besessenen Substantiv vorgesetztes *la* ausgedrückt.

Das *Reflexivum lade* (mich, dich, sich) selbst, scheint von letzterem abgeleitet zu sein.

§ 24. *Demonstrativa* sind *neh* dieser, *ta* jener, *juh* derselbe. Sie stehn mit dem Artikel, wie die Substantiva: *u neh*, *ka neh*, *ki neh*, *u ta*, *ka ta*, *ki ta*, *u juh* u. s. w. *Ba* (mit der Negation *bym*) ist Relativum: *u ba* welcher, derjenige welcher, *ka ba* welches, dasjenige was, *ki ba* welche, diejenigen welche.

§ 25. *Interrogativa* sind *u ei*, *u wei* wer, *ka ei* was, *aiuh* was, welches, *u noh* (plur. *ki noh*) wer, welcher, *ka noh* was, *ka ba kumnoh* welcherlei. Diese Interrogative verdoppelt, drücken eine Allgemeinheit aus: *u wei u wei* irgend ein, jeder, *ei ei* irgend etwas, *u ei u ei* Jemand, *ka ei ka ei* was nur, *manoh manoh* wer nur, *u noh u noh*, dat. acc. *ianoh ianoh* wer nur, irgend Einer, Jemand, *kumnoh kumnoh* welcherlei.

§ 26. *Indefinita* sind ausserdem noch (*u*, *ka*, *ki*) *wei* irgend ein, der eine — der andre, *ki ba* — *ki ba* die einen — die andern, *kyndiat* Einiges, etwas.

#### E. Verba.

§ 27. Beim *Verbum* dient der einfache Stamm als *Infinitiv* und *Imperativ*, z. B. *shim* nehmen, nimm, er nehme, nehmt, *wád* suchen, suche, sucht, *pynkreh* bereiten, bereite, bereitet, *ong* sprechen, sprich, spricht, *búd* folgen, folge, folget.

§ 28. Im *Präsens* wird das persönliche Pronomen vor den Stamm des Verbums gesetzt: *nga shim* ich nehme, *mé (pha) shim* du nimmst, *u shim* er nimmt, *ka shim* sie, es nimmt, *ngi shim* wir nehmen, *phi shim* ihr nehmt, *ki shim* sie nehmen.

§ 29. Das *Präteritum* fügt *la* zwischen Pronomen und *Verbum*: *nga la shim* ich habe genommen, *mé la shim* du hast genommen u. s. w.

§ 30. Das *Futurum* wird durch ein vorgesetztes *yn* ausgedrückt, welches mit dem Pronomen regelmässig zu Einem Worte verschmilzt und dann seinen Vocal fallen lässt: *ngan shim*

ich werde nehmen, *mén shim* du wirst nehmen, *un shim* er wird nehmen, *kan shim* sie, es wird nehmen, *ngin shim* wir werden nehmen, *phin shim* ihr werdet nehmen, *kin shim* sie werden nehmen, *ki byn ai*, welche geben werden (doch auch *u ba yn ong* welcher sprechen wird). Zuweilen wird das Futurum ausserdem noch durch das Hülfswort *sa* im Begriff sein, ausgedrückt, z. B. *un sa wád* er wird suchen, *kan sa im* sie wird leben.

§ 34. Das Futurum dient auch zum Ausdruck des Imperativs: *mén khot* du sollst nennen, *mén shong* bleibe, du sollst bleiben, *phin kymen* seid fröhlich, *kan long* es werde, es geschehe, *kin phet* sie mögen fliehen.

§ 32. Ebenso wird der *Conjunctiv* durch das Futurum ausgedrückt: *ngan leit* ich möge gehen, *mén iasuk* du mögest dich versöhnen, *un wan* er komme, *ki long* sie seien.

§ 33. Das *Participium* wird durch das Relativum *ba* umschrieben: *ba tiah* liegend, *ba pynjot* zerstörend, *ba tyngshain* leuchtend, *ba la sar* gefegt, *ba la pynlih* geweisst, *ba la jit* ausgewählt, *baieit* geliebt, *barih* verborgen.

§ 34. Ein *Passivum* giebt es nicht; wir werden weiter unten sehen, wie der Passivbegriff ausgedrückt wird.

§ 35. Die *negative Conjugation* hängt im Präsens und Präteritum *m* an das Pron. pers., z. B. *ngam la wan* ich bin nicht gekommen, *mem lah* du kannst nicht, *un máp* er vergiebt nicht, *kam mon* sie will nicht, *ngim la kam* wir haben nicht gemacht, *phin long* ihr seid nicht, *kim don* sie haben nicht, *kim leh* sie thun nicht.

§ 36. Im Futurum wird *yn* in *ym*, *byn* in *bym* verwandelt, oder *num* zwischen Pronomen und Verbum eingeschoben: *phin num leit* ihr werdet nicht gehn, *kin num leit* sie werden nicht gehn, *mén num tymjuh* du sollst nicht versuchen, *un num tip* er möge nicht wissen, *u bym kam* welcher nicht thun wird, *ym don* es wird nicht sein (doch auch *yn num máp* es wird nicht vergeben).

§ 37. Der *Prohibitiv* wird durch die Negativpartikel *wat* vor dem Verbum ausgedrückt: *wat shepting* fürchte dich nicht, *wat mút* meint nicht, *wat leh* thut nicht.

#### F. Adverbia.

§ 38. *Adverbia* werden zuweilen durch Verdoppelung eines Wortes gebildet, wie *biang biang* sorgfältig, genau, *kloi kloi* eilig;

schnell, *kumneh kumneh* alsbald, *jai jai* still, ruhig, *lui lui* sanftmüthig. Diese Wiederholung dient besonders dazu, um in ähnlicher Weise, wie dies bei dem Pronomen interrogativum der Fall war, auch adverbiale Fragpartikeln in Adverbia allgemeiner Bedeutung umzuwandeln, z. B. *lanoh lanoh* jemals, *shanoh shanoh* wo nur, *mynnoh mynnoh* niemals.

§ 39. Andere Adverbia sind:

a) der Modalität: *kumta*, *kumjuh* so, *kat* so, *kum* wie, *kat ba kum* sowie, *eh* sehr.

b) der Zeit: *haba* da, dann, *ynda kumta* da, darnach, *hynda kumta* nun, zu der Zeit, *myn kata* da, damals, *te* nun, *katta* jetzt, *jiu*, *put* (negat.) noch, *jindei* häufig, oft, *hala karta* immer, allzeit, *myn* heute, schon, *lashai* morgen, *shiwa*, *mynshiwa* zuvor, *mynnyngkong* zuerst, *pat* wieder, *ryngkat* zugleich, *lawei* von nun an.

c) des Orts: *hangneh* hier, hierher, *hangta* dort, dorthin, *nangneh* von hier, *nangta* von dort, hinweg, *noh* fort, weg, *kata* dort, *shata* dahin, *shiwa* vorn, *shadiin* hinten, *pat* zurück, *neng* oben, *poh* unten, innen, *hapoh* hinein, *shabar* aussen, hinaus, *kylleng* umher, *lem* zusammen, *kyrphang* besonders, allein, *shiliang* jenseits.

d) der Menge: *tdang* nur, ausgenommen, *hih* nur, allein, *shu* nur, noch, *jin* fast, beinah, *khám* mehr, vielmehr, *tam* mehr, übrig, *shibún* viel, *kyndiat* wenig.

e) der Frage: *kumnoh* wie, *mynnoh*, *lanoh* wann, *hangnoh* wo, *nangnoh* woher, *tad lanoh* wie lange, bis wann, *katnoh* wie viel, *tad katnoh sin* wie vielmal, *balei ba* warum.

f) der Bejahung und Verneinung: *hahoi* ja, *ém* nein, *shisha* wahrlich, allerdings.

## G. Präpositionen.

§ 40. Unter den *Präpositionen* sind einfache und zusammengesetzte zu unterscheiden. Einfache Präpositionen sind: *ia* zu, an, gegen, für, vor, über, *ha* bei, zu, in, unter, auf, an, um, *sha* in, auf, zu, nach, durch, *na* von, aus, vor, an, *da* durch, mit, von, *la* nach, an (Zeitbest.), *bad* mit, bei, *klem* ohne, *tad* bis, *myn* zu, während, *ynda* nach, *tdang*, *lymda* ausser. Sie nehmen das Nomen oder Pronomen ohne Casuszeichen nach sich, z. B. *ia u kypá* zu dem Vater, *ha ka byneng* bei dem Himmel, *ha u* zu ihm, *sha mihngi* in Osten, *na phi* von euch, *da ka um* mit Wasser,

*bad u* mit ihm, *klem ka jain* ohne das Kleid u. s. w. Die zusammengesetzten Präpositionen werden durch Verbindung einer einfachen Präposition mit einem Nomen oder Adverbium gebildet und haben den Genitiv nach sich. Zu ihnen gehören: *ha ka jaka* anstatt, *ha kymat* vor (*coram*), *na ka bynta* wegen, *ha pyddeng* unter, zwischen, inmitten, *hamar* um, gegen, *namar* um, für, wegen, *shaphang* um, wegen, in Betreff, *hajan* bei, neben, *shalor*, *nalor*, *halor* auf, über, *shadiin*, *nadiin*, *hadiin* hinter, nach, *ha shiwa*, *sha shiwa* vor, *shabar* ausserhalb, *hapoh* unter, *ha neng* über, *harúd* an, *haduh* bis, *naduh* von — an, seit, *ha bynda*, *tadynda* bis.

#### H. Conjunctionen.

§ 41. Als *Conjunctionen* werden gebraucht: *bad* und, *ruh* und, auch, *ruh de* auch, *wad* auch, sogar, *ne*, *lane* oder, *lane — lane* entweder — oder, *lymne — lymne* weder — noch, *te* nun, aber, *hinrei* aber, sondern, *haba* wenn, als, da, *mymba* als, wenn, während, *hynda* als, da, wenn, *ynda* nachdem, *la*, *lada*, wenn, *lymda* wenn nicht, *da* so, dann (im Nachsatz hypothetischer Sätze), *tadda*, *tadynda*, *habynda* bis, *ba* dass, damit, *kat ba* so dass, *bá ioh* dass nicht, *ba ioh shishin* damit nicht, *naba* weil, denn, *kein* zwar, doch.

#### I. Interjectionen.

§ 42. *Interjectionen* sind *ah* o,-ach, *ko* o (vor dem Vocativ), *to* wohlan (vor Imperativen), *ia* auf, wohlan, *kordit* wehe, *bha* sei gegrüsst, *alle* komm, *ha kymih* siehe.

#### IV. Wortbildung.

§ 43. Alle Wörter dieser Sprache sind unveränderlich, d. h. weder einer Flexion noch Ableitung fähig; der einzelne Wortstamm tritt wurzelhaft auf und hat an sich kein Merkmal, welches ihn als Nomen, Verbum, Pronomen, Partikel u. s. w. kennzeichnet, er kann vielmehr unter Umständen bald die eine, bald die andere Bedeutung annehmen, z. B. *shakri* dienen, Diener, *byndi* gefangen setzen, Gefängniss, *mon* wollen, Wille, *hükum* befehlen, Befehl, *ryngkang* übertreten, Schuld, *lih* weiss sein, weiss, *lamther* lügen, falsch, *bám* essen, Speise. Sollen von einem Stamm abgeleitete Wörter gebildet werden, so kann dies nur mit Hilfe von Partikeln geschehn, welche dem Stamm vor-

treten, zuweilen allerdings zu wirklichen Präfixen werden, in anderen Fällen dagegen nur in loser Verbindung mit dem Stammwort bleiben und daher ebensowohl als besondere Wörter betrachtet werden können, wie sie denn auch in dem uns vorliegenden Text ziemlich willkürlich bald damit verbunden, bald davon getrennt sind. Nur in einigen wenigen Fällen findet eine wirkliche Formerweiterung durch einen vorgesetzten Consonanten statt, wie in *briu* v. *riu* Mensch, *bri* Feld, Acker (v. *ri* Land?), *sngi* v. *ngi* Sonne, *shnong* v. *nong* Stadt. Zu bemerken ist, dass die einfache Form dann meistens nur in Zusammensetzungen vorkommt.

§ 44. Wenn sonach alle Wortbildung eigentlich nur als Zusammensetzung erscheint, so unterscheiden wir doch solche *Bildungen*, welche den Begriff des Wortes selbst modificiren, indem sie z. B. das Verbum in ein Nomen, oder das Intransitivum in ein Transitivum verwandeln, von solchen, die lediglich zusammengesetzte Begriffe bezeichnen, und als eigentliche *Zusammensetzungen* betrachtet werden können. Wir fassen zunächst erstere ins Auge, unter welchen wir wieder Nominalbildungen und Verbalbildungen unterscheiden.

#### A. Nominalbildungen.

§ 45. Wörter für concrete Dinge erscheinen in dieser Sprache entweder wurzelhaft einsylbig, wie *um* Wasser, *ding* Feuer, *lum* Berg, *mau* Stein, *kseu* Hund, *liing* Schiff u. s. w. oder in Zusammensetzungen, wie *bynai* Mond, *byneng* Himmel, *kyjat* Fuss, *lyngkha* Feld, *ryndang* Hals, *shintur* Mund u. s. w., deren einzelne Theile ihrer Bedeutung nach uns meistens dunkel sind, daher wir uns damit begnügen müssen, sie soweit möglich nach dem als Präfix auftretenden ersten Theil der Zusammensetzung zu ordnen.

§ 46. Solche Präfixe sind:

1) *byn*: *bynai* Mond, *byneng* Himmel, *byniat* Zahn, *bynta* Sache, Ursache, *bynriu* (plur.) Leute, Volk, von *briu* Mensch, dessen einfacher Stamm *riu* noch in Zusammensetzungen vorkommt.

2) *ky*, *kyn*: *kyjat* Fuss, *kymat* Auge, *kypá* Vater, *kymi* Mutter, *kypoh* Bauch, das Innere (von *poh* innen) *kypú* Brod (von *phú* dass.), *kytang* Galle, *kynrád* Herr, *kynlei* Weib, *kynna* Kind, *kyndeü* Erde, *kyntem* Tenne, *kynriang* Krüppel.



3) *lyn*, *lyng*: *lymong* Kapitel, Abschnitt (von *ong* sprechen?), *lynti* Weg, *lynter* Meile, *lynkiid* nackt (von *küid* rein), *lyngdoh* Priester, *lyngkha* Saatfeld, *lyngkor* Joch.

4) *ryn*, *ryng*: *ryndang* Hals, *rynieng* Länge, Wuchs (von *ieng* aufstehen), *ryngkeu* Land, Feld (von *keu* Waizen?), *ryngkat* gleich (von *kat* so?).

— § 47. Die wahre Bedeutung dieser Präfixe zu ermitteln ist um so schwieriger, als sie nicht nur, wie die angeführten Beispiele zeigen, vor sehr verschiedenartigen Substantiven und Adjectiven vorkommen, sondern sogar Verbalbildungen nicht fremd sind, z. B. *byndi* gefangen nehmen, *byntiu* speien, *kymen* sich freuen, *kymmau* sich erinnern, *kynsheu* sammeln, *lyniar* schreien, weinen, *lyngoh* sich wundern, *ryngkang* übertreten, sündigen: die Mehrheit der Fälle, in welchen sie auftreten, rechtfertigt es indess, dass wir sie an dieser Stelle aufführen.

§ 48. Klarer ist die Bedeutung einiger Präfixe, welche gewöhnlich dazu dienen, Nomina von Zeitwörtern abzuleiten; sie sind folgende:

1) *nong* für das Nomen actoris, z. B. *nongáp* Hüter v. *áp* hüten, bewachen, *nongtoh* Schriftgelehrter v. *toh* schreiben, *nong pynshoi* Versucher v. *pynshoi* versuchen, *nongtuh* Dieb v. *tuh* stehlen, *nongiap* der Todte v. *iap* sterben, *nongtrei* Arbeiter v. *trei* arbeiten, *nonghikai* Lehrer v. *hikai* lehren, *nong bet* Säemann v. *bet* säen.

2) *jing* für abstracte oder sächliche Substantiva. z. B. *jingai* Gabe v. *ai* geben, *jingtoh* Schrift v. *toh* schreiben, *jingpán* Bitte v. *pán* bitten, *jingim* Leben v. *im* leben, *jing-ngeit* Glaube v. *ngeit* glauben, *jing tep* Grab v. *tep* begraben, *jing put* Pfeife v. *put* pfeifen, *jing shai* Licht v. *shai* leuchten, *jing bám* Speise v. *bám* essen, *jing khang* Thür v. *khang* verschliessen.

§ 49. Das Relativum *ba*, welches schon, wie wir oben (§ 33) gesehen haben, zur Bildung des Participiums verwendet wird, dient im Allgemeinen dazu, in Verbindung mit einem Verbum demselben einen Nominalbegriff beizulegen, wobei folgende Fälle zu unterscheiden sind:

1) Der Bedeutung des Participiums am nächsten stehen Adjectiva, wie *ba kiah* gesund v. *kiah* genesen, *ba pang* krank v. *pang* krank sein, *bastád* weise v. *stád* weise sein, *baim* lebendig v. *im* leben, *bangeit* treu v. *ngeit* glauben.

2) Hieran reihen sich Substantiva, welche den Handelnden

bezeichnen (wo *ba* mit *nong* gleichbedeutend ist), wie *ba ialeh*, *ba shün* der Feind, von *ialeh*, *shün* widerstreiten, Feind sein, *ba trei* Arbeiter, v. *trei* arbeiten, *baot* Schnitter, v. *ot* schneiden, ärndten, *ba arsap* Heuchler, v. *arsap* heucheln, *ba shukor* Betrüger, v. *shukor* betrügen, *baiap* der Todte, v. *iap* sterben.

3) Häufiger noch als der Handelnde wird jedoch die Handlung selbst, zuweilen auch das Werkzeug derselben, durch diese Zusammensetzung bezeichnet, z. B. *ba pynshoi* Versuchung, v. *pynshoi* versuchen, *ba kymen* Freude, v. *kymen* sich freuen, *ba mon* Wille, v. *mon* wollen, *bamüt* Sinn, Gedanke, v. *müt* gedenken, *bakren* Rede, v. *kren* sprechen, *balang* Versammlung, v. *lang* sich versammeln, *bangeit* Glaube, v. *ngeit* glauben, *ba shitom* Verfolgung, v. *shitom* verfolgen, *bapynduh* Verwüstung, v. *pynduh* verwüsten, *bashai* Licht, v. *shai* leuchten, *ba kíp* Kleidung, v. *kíp* anziehen, *baisnei* Barmherzigkeit, Almosen, v. *isnei* sich erbarmen.

§ 50. Bei Wörtern dagegen, welche an sich schon eine Nominalbedeutung haben, dient *ba* dazu, den Adjectivbegriff auszudrücken, wie in *bahok* gerecht, v. *hok* recht, Gerechtigkeit, *bajerong* hoch v. *jerong* Höhe, *bakiüd* heilig, v. *küüd* rein, Heiligthum, *ba dum* finster, v. *dum* Finsterniss, *basniu* thibel, böß, v. *sniu* dass., *bakrau* gross, v. *krau* dass., *babha* gut, v. *bha* dass., *barit* klein, v. *rit* dass., *babieit* thörrigt, v. *bieit* thörrigt, Narr, *ba pop* sündig, v. *pop* Sünde, *basian* klug, v. *sian* dass. Nur selten werden solche Bildungen mit vorgesetztem Artikel *ka* wieder zu abstracten Substantiven, wie *ka bajem* die Erleichterung, v. *bajem* leicht.

§ 51. Negative Adjective und Substantive werden durch ein vorgesetztes *bym* (*ba* mit der Negation) gebildet, z. B. *bymmyntoi* unnützlich, v. *myntoi* Nutzen, *bymhok* ungerecht, v. *hok* Gerechtigkeit, *bymlah* unmöglich, v. *lah* können, *bymjiulip* unauslöschlich, v. *jiulip* auslöschen, *bymjiukut* unendlich, ewig, v. *kut* Ende, *bymnangkren* stumm (eigentl. nicht könnend reden), *bymngeit* Unglaube, v. *ngeit* glauben.

#### B. Verbalbildungen.

§ 52. Die einfachen Verba haben zwar meist neutrale oder intransitive Bedeutung, wie *bám* essen, *bet* säen, *biang* genügen, *bit* sich ziemen, *bittar* zürnen, *búd* folgen, *dei* sich gebühren, werth sein, *dem* niederfallen, *dih* trinken, *don* dasein, *duai* beten,

*duh* verderben, *háp* fallen, *hier* niedersteigen, *idm* klagen, *táp* sterben, *ih* sichtbar sein, *im* leben, *tuh* treten, *jan* sich nähern, *jia* geschehen, *jot* umkommen, *kam* arbeiten, *kiah* genesen, *kier* sich hüten, *kih* sich bewegen, *kiu* steigen, *kiuh* erschrecken, *kren* sprechen, *khi* aufstehn, *lah* können, *lait* entgehen, sich entfernen, *lang* sich versammeln, *leit* gehn, wandern, *lip* auslöschsen, *long* sein, *man* wachsen, *mih* aufstehn, aufgehn, *mon* wollen, *mong* zerbrechen, *mút* gedenken, meinen, *neh* stehn, *ngam* sinken, *ngat* hangen, *ngait* glauben, *ong* sprechen, *pán* bitten, *pang* krank sein, *páu* erscheinen, *peit* sehend werden, *poi* ankommen, eingehen, *put* pfeifen, *phet* fliehen, *riu* krähen, singen, *sah*, dasein, *sliang* dürsten, *smái* schwören, *stád* weise sein, *shád* tanzen, *shai* leuchten, *shí* verwelken, *shlan* wagen, *shong* bleiben, sitzen, wohnen, *tap* verborgen sein, *tiah* schlafen, *tirr* spinnen, *trei* arbeiten, *tíd* zögern, *tut* sich ärgern, *wan* kommen, *wín* sich erregen; — doch sind viele derselben auch Transitiva, wie *ai* geben, *bred* werfen, *die* verkaufen, *ieh* lassen, *ioh* empfangen, haben, *jít* wählen, *kreh* bereiten, *kwá*, *kwah* bedürfen, begehren, *khá* gebären, *khang* wehren, bedrohen, *khár* aufheben, *kheit* pflücken, *khem* ergreifen, *khet* hacken, *khot* rufen, nennen, *khím* binden, *lam* führen, bringen, *leh* thun, *lum* sammeln, *mád* kosten, *máp* vergeben, *ngieu* zählen, beachten, *nguh* preisen, *ot* hauen, schneiden, *plá* bekennen, *plie* öffnen, *phá* weisen, schicken, *rah* aufheben, tragen, *rat* ausrauben, *rong* fortreißen, *sei* hervorbringen, *siu* bezahlen, *sneng* schelten, *sngou* hören, *song* zusammenbinden, *sop* einwickeln, *shah* leiden, lassen, *shem* finden, *shim* nehmen, *shná* vorrichten, *shoh* stossen, schlagen, *tain* flechten, *tan* entgegengehn, *táp* schlagen, *tau* bereiten, *teh* binden, *tei* bauen, *tep* begraben, *tet* waschen, *tih* graben, *tüil* kaufen, *tim* fluchen, *tip* wissen, *toh* schreiben, *tung* pflanzen, *thang* verbrennen, anzünden, *wád* suchen, begehren.

§ 53. Einige kommen bald in intransitiver oder neutraler, bald in transitiver oder activer Bedeutung vor, z. B. *ang* sich öffnen, öffnen, *buh* liegen, legen, *dap* voll sein, füllen, *jah* weichen, verloren gehn, verlieren, verlassen, *kád* zerreißen, *kíp* sich kleiden, anziehen, *pai* sich wenden, wenden, *tuh* stehlen, *híkai* lernen, lehren.

§ 54. Gewöhnlich aber werden Transitiva aus Intransitiven oder Causativa aus Activen durch das Präfix *pym* (*pyl*) gebildet, z. B. *pymim* lebendig machen, v. *im* leben, *pymiap* tödten, v. *tap*

sterben, *pymih* auferwecken, v. *mih* aufstehen, *pynlong* zu etwas machen, v. *long* sein, *pynshai* leuchten lassen, v. *shai* leuchten, *pyniáid* gehen lassen, v. *íáid* gehen, *pypau* zeigen, v. *pau* erscheinen, *pynkúp* kleiden, v. *kúp* anziehen, *pynjot* zerstören, v. *jot* untergehen, *pynkih* bewegen, v. *kih* sich bewegen, *pynieng* aufstellen, v. *ieng* aufstehen, *pynkhi* erwecken, v. *khi* erwachen, *pynkiah* heilen, v. *kiah* genesen, *pynkardit* quälen, v. *kordit* leiden, *pynduh* verderben (act.). v. *duh* verderben (neutr.), *pynhier* erniedrigen, v. *hier* herabsteigen, *pyllait* entlassen, v. *lait* entgehen, *pynibha* schmücken, v. *ibha* gut aussehen, *pynháp* werfen, v. *háp* fallen, *pynsmai* beschwören, v. *smai* schwören, *pynih* zeigen, v. *ih* sichtbar sein, *pynyip* bekannt machen, v. *yip* wissen, *pynithu* offenbaren, v. *ithu* kennen, *pyndih* tranken, v. *dih* trinken, *pymbah* tragen lassen, v. *bah* tragen.

§ 55. Dasselbe Präfix dient dazu, um Verba activa aus Adjectiven oder Adverbien zu bilden, z. B. *pynbha* gutmachen, würgen, v. *bha* gut, *pynküid* reinigen, v. *küid* rein, *pynsniu* schlecht machen, v. *sniu* schlecht, *pynjem* erleichtern, v. *jem* leicht, *pynrit* verkleinern, v. *rit* klein, *pynlih* weiss färben, v. *lih* weiss, *pynpoh* erniedrigen, v. *poh* unten, *pyntam* vermehren, v. *tam* mehr.

§ 56. Das Präfix *ia*, das mit der Präposition *ia* identisch zu sein scheint, drückt »zusammen, hinzu« aus, und zeigt an, dass die Handlung von Mehreren zugleich, oder in Bezug auf Mehrere, oder auch in Bezug auf den Handelnden ausgeübt wird, z. B. *iaieng* zusammenstehen, *iashong* zusammensitzen, *iabám* zusammen essen, *iaíáid* zusammengehen, *iaáp* zusammen wachen, *iakhein* zusammen rechnen, *iaong* zusammen sprechen, *ialeit* mit einander gehen, *iaduai* gemeinschaftlich bitten, *ialum* versammeln, v. *lum* sammeln, *iateh* verbinden, v. *teh* binden, *iamút* übereinstimmen, v. *mút* meinen, *ianeh* vereint sein, v. *neh* stehen, *iawan* hinzukommen, *iashim* zu (an) sich nehmen, *iarah* aufheben (auf seine Schultern), v. *rah* aufheben, *ialam* mit sich führen, v. *lam* führen. In *ialeh* Feind sein, wenn dies von *leh* thun, abzuleiten ist, hat *ia* die Bedeutung: entgegen, zuwider.

§ 57. Zuweilen erhalten auch die mit *ia* zusammengesetzten Verba dadurch eine reciproke Bedeutung, z. B. *iashem* sich begegnen, v. *shem* finden, *iakren* sich unterreden, v. *kren* reden, *iaisi* einander hassen, v. *isi* hassen, *iadie* einander verrathen,

v. *die* verrathen, *iasuk* sich versöhnen, v. *suk* im Frieden (selig) sein.

§ 58. Das Präfix *t*, das bei einigen Verbis vorkommt, scheint mit dem Verbum *ih* sichtbar sein, erscheinen, identisch zu sein. Beispiele dafür sind *ibein* verachten, v. *bein* Spott, *ibha* gut aussehen, v. *bha* gut, *ithu* kennen, v. *thu* (? vgl. *sngouthu* verstehen, *iathu* melden, antworten), *imon* (wofür auch *ih mon* steht) wollen, v. *mon* dass., wovon es sich vielleicht dadurch unterscheidet, dass es ein durch sichtbare Zeichen kundgethanes Wollen ausdrückt.

### C. Zusammensetzungen.

#### 1) Nomina.

§ 59. Bei der Bildung zusammengesetzter Substantiva, welche ein Genitivverhältniss ausdrücken, gilt als feste Regel, dass der dem Genitiv entsprechende Theil der Zusammensetzung, er sei Substantiv oder Verbum, nachsteht, z. B. *mihngi* Sonnenaufgang, *sepngi* Sonnenuntergang, *maudong* Eckstein, *niuhkli* Haupthaar, *iingliing* (Schiffhaus) Arche, *diing-pymieng-sharak* (Holz des Aufstellens der Kerze) Leuchter.

§ 60. Hiermit sind solche Fälle zu vergleichen, wo zwei Substantiva, ohne zu Einem Wort verbunden zu sein, jedoch auch ohne dass das zweite den Artikel hat, nebeneinanderstehen, z. B. *tra iing* Hausherr, *sngi bishar* Gerichtstag, *sngi khá* Geburtstag, *aiom kheit* Aerndezeit, *shnuh ut* Kameelhaar, *jaka tep* Begräbnissplatz, *sim iing* (Hausvogel) Sperling, *rymiang shintur* (Saum des Mundes) Lippen. So auch die Verbindung eines Substantivs mit einem Infinitiv: *phú pynih* Schaubrod.

§ 61. Auch wo die Zusammensetzung ein adjectivisches oder adverbiales Verhältniss ausdrückt, steht das Adjectivum oder Adverbium zuletzt, z. B. *rangbah* der Oberste, Hauptmann (eigntl. grosser Mann, vgl. *shinrang* Mann), *kambah* (Grossthat) Wunder, *riuhok* der Gerechte, *riustad* der Weise, *riubha* der Reiche (von *riu* für *briu* Mensch), *jingimpat* Auferstehung (eigntl. das Wiederleben), *paralok* Mitbruder (v. *para* Bruder u. *lok* Genosse).

#### 2) Verba.

§ 62. Die Verbindung zweier Verba zu Einem Begriff ist etwas sehr Gewöhnliches, z. B. *ioh ih* sehen, *ioh sngou* hören,

*leit wan* kommen, *leit lyndet* verlassen, *wan shem* entgegenkommen, *wan kymih* besuchen. Sie findet besonders bei *sngou*, gewahr werden, vernehmen, hören, mit einem eine Empfindung, Gemüthsbewegung oder Geistesthätigkeit ausdrückenden Worte statt, z. B. *sngouthu* verstehen, *sngousnei* jammern, *sngousi* trauern; doch werden beide Wörter gewöhnlich getrennt gehalten, wie in *sngou bittar* zürnen, *sngou kyndit* sich entsetzen, *sngou kordit* sich ängstigen, *sngou shlur* getrost sein, *sngou kuslei* sorgen, *sngou tyngan* hungern. Hierher gehört wohl auch *wallam* bringen, statt *wan-lam* (kommen, führen), und *buhrih* verhergen aus *buh* legen und *ri*, *rih* verwahren.

§ 63. Häufiger ist jedoch die Verbindung eines Verbums mit einem Nomen oder Adverbium, wie *ainong* (Lohn geben), belohnen, *punkin* (Kind tragen), schwanger sein, *siuspah* bezahlen (eigentl. Schatz bezahlen), *lamhér* (Wind führen) lügen, *sngoubha* Wohlgefallen haben, *lehbha* wohlthun, *monbha* grüßen, *lehsniu* wehthun, beleidigen, *lehnoh* verthun, verschwenden, *shenoh* verlassen, *impat* wiederleben, auferstehn.

## V. Wortfügung.

### A. Einfacher Satz.

#### 1. Die Satztheile. a) Verbum.

§ 64. Das Verbum ist die Seele des Satzes. Es ist der einzige Redetheil, der für sich allein einen vollständigen Satz bilden kann, jedoch nur im Imperativ, wie: *ieng* steh auf, *shah* erlaube, *shim*, *bám* nehmet, esset.

§ 65. Sonst verlangt das Verbum regelmässig ein Pronomen pers. vor sich, z. B. Mth. 2, 15. *na ka Ejipt nga la khot ia u kún jong nga* aus Egypten habe ich meinen Sohn gerufen. 2, 2. *ngi la ioh ih ia ka klúr jong u ha ka ba mih ngi* wir haben seinen Stern im Sonnenaufgang gesehen. 3, 14. *mé wan te ha nga* du kommst nun zu mir. 15, 28. *kan long ia pha kum ba pha la mon* es geschehe dir, wie du gewollt hast. 5, 27. *phi la ioh sngou* ihr habt gehört. 9, 24. *u lá ong ia ki* er sprach zu ihnen. 2, 9. *haba ki la ioh sngou ruh ia u siim*, *ki la leit noh* und als sie den König gehört hatten, gingen sie fort.

§ 66. Das Pronomen wird auch vor dem Verbum wiederholt, wenn eine Partikel zwischen Pronomen und Verbum tritt,

oder wenn der Satz negativ ist, z. B. Mth. 20, 4. *ki té ki la leit* und sie gingen hin. 24, 24. *nga ruh ngan kylli ia phi ka wei ka ktin* ich werde euch auch ein Wort fragen. 26, 73. *shisha mé ruh mé long u wei na ki* wahrlich du bist auch Einer von ihnen. 7, 22. *ngi ngim la ialap ha ka kyrteng jong mé?* haben wir nicht in deinem Namen geweissagt? 10, 20. *naba phi phim long ki ba ong* denn ihr seid es nicht die da reden.

§ 67. Ebenso steht das Pronomen 3 Pers. vor dem Verbum, wenn ein Substantivum oder Demonstrativum Subject des Satzes ist, z. B. Mth. 2, 3. *myn ba u Herod u siim u la ioh sngou ia ka ta* als Herodes der König (er) dieses hörte. 6, 22. *ka kymat ka long ka sharak ka met* das Auge (es) ist das Licht des Leibes. 8, 13. *ha ka ta ka por ruh u la kiah u shakri jong u und* zu derselben Stunde (er) genas sein Knecht. 9, 14. *hynda kumta ki la wan ha u ki synran u John* damals (sie) kamen zu ihm die Schüler des Johannes. 3, 11. *u ta un pynbaptis ia phi da u mynsim bakuid* jener wird euch mit dem heiligen Geist taufen.

§ 68. Doch fehlt das Pronomen, wenn das Verbum impersonell steht, Mth. 4, 16. *la mih ka jing shai ia ki* es ist ihnen ein Licht aufgegangen. 24, 33. *la long u briu u ba u trai iing* es war ein Mensch welcher (war) ein Hausherr. 8, 30. *la don kham jingai na ki shibian ki sniang* es war ferner von ihnen eine Heerde Schweine. Dies geschieht besonders, wenn das Verbum passive Bedeutung annimmt, s. unten § 70.

§ 69. Diese Sprache hat kein Mittel, das *Passivum* auszudrücken; sie wendet dafür die active Redeweise an, z. B. Mth. 2, 16. *ba ki la shukor ia u ki riustad* dass ihn die Weisen betrogen hatten (st. dass er von den Weisen betrogen war). 5, 34. *ki la ong ruh* sie haben auch gesagt (st. es ist auch gesagt). 6, 5. *ba kin ioh ih ki briu ia ki* damit die Menschen sie sehen (st. damit sie von den Menschen gesehen werden).

§ 70. Wo das handelnde Subject beim *Passivum* nicht ausgedrückt ist, wird ohne ein Pronomen im Praes. und Fut. ein blosses *yn*, im Praet. *la* vor das Verbum gesetzt, wobei das unbestimmte Subject »man« hinzuzudenken ist, z. B. Mth. 2, 4. *hangnoh ba yn kha ia u Khris?* wo Christus geboren würde (eigentl. wo man Christum gebären würde)? 3, 40. *ia ki diing baroh ki bym sei soh babha yn khet noh* alle Bäume, welche nicht gute Frucht tragen, wird man abhauen. 7, 8. *naba baroh u ba pun, u pyddiang, u ba wad ruh u shem, ia u ba tiit ruh yn plie*

denn Jeder der bittet, empfängt, und der sucht, findet, und dem der anklopft, öffnet man. 13, 27. *yn tarai ia ka hima ka byneng kum u briu* man vergleicht das Himmelreich wie ein Mensch (mit einem Menschen). 21, 13. *ia ka iing jong nga yn khot ka iing duai* mein Haus nennt man ein Bethaus. 23, 8. *ia phi yn num khot rabbi* euch nenne man nicht Rabbi. 24, 2. *yn num ienoh hangneh u mau halor u mau, ka byn num pynháp noh* man wird hier nicht lassen den Stein über dem Stein, welchen man nicht wegwerfen wird. 11, 23. *ia phi Kapernaum ruh ba la rah haduh ka byneng, yn pynhier haduh ka dujok* und dich Kapernaum welche man erhob bis zum Himmel, wird man erniedrigen bis zur Hölle. 9, 2. *la máp ia ka pop jong mé* man hat deine Sünde vergeben. 14, 14. *la wallam ruh ia ka kú jong u ha ka pliáng, la ai ruh ia ka kynna* und man brachte sein Haupt auf einer Schüssel und gab es dem Mädchen. 13, 14. *la ai ia phi ban tip ia'ki maian ka hima ka byneng* es ist euch gegeben zu wissen die Geheimnisse des Himmelreichs. 4, 4. *la toh, bym da u kypú hih ba un im u briu* es ist geschrieben, dass nicht von Brod allein der Mensch lebt.

§ 71. Zuweilen wird dieses »man« auch durch *ba* ausgedrückt: Mth. 11, 5. *ba pynkúid ia ki ba pang tohlih* man reinigt die Aussätzigen. 12, 33. *naba ia ka ding ba ithu na ki soh jong ka* denn den Baum erkennt man an seinen Früchten.

§ 72. Auch wird das Passivum durch *ioh* empfangen, umschrieben, z. B. Mth. 20, 28. *kum ba u kún u briu um la wan ban ioh shakri, hinrei ban shakri* wie der Sohn des Menschen nicht gekommen ist um dienen zu empfangen, sondern um zu dienen. 23, 6. *ki ieit ban ioh kúblei ha ki ieu* sie lieben es, Grüße zu empfangen auf den Märkten. 10, 24. *u bá ioh hikai um long halor u nonghikái* der Schüler (der welcher Lehre empfängt) ist nicht über dem Lehrer.

§ 73. Diese Sprache kennt nur die drei einfachsten Tempora: Präsens, Präteritum und Futurum, welche daher auch unsere zusammengesetzten Zeiten mit vertreten müssen. So steht das Prät. als Plusquamperfectum Mth. 14, 4. *naba u John u la ong ia u, bym bit ba mén ioh ia ka* denn Johannes hatte zu ihm gesagt, es ziemt sich nicht dass du sie habest. 16, 5. *haba ki synrán jong u ki la wan sha shiliang ruh, ki la klet ban wallam ki kypú* und als seine Jünger hinüber gekommen waren, hatten sie vergessen Brode mitzunehmen.



§ 74. Ebenso wird das Praeteritum als futurum exactum gebraucht, z. B. Mth. 2, 8. *ynda phi la shem ruh ia u, iawan iathu pat ia nga* und wenn ihr ihn gefunden haben werdet, kommt, sagt mir es wieder. 17, 9. *wat iathu ionoh ionoh ia ka ba la ioh ih, tadynda u kün u briu u la ieng pat na ka ba iáp* sagt nicht irgend Jemandem was ihr gesehn habt, bis der Sohn des Menschen wieder erstanden sein wird von dem Tode.

§ 75. Das Präteritum steht auch in hypothetischen Sätzen für den Coniunctiv der Vergangenheit, z. B. Mth. 23, 30. *lada ngi la long ha karta ki kypá jong ngi* wenn wir zu der Zeit unserer Väter gewesen wären. 24, 43. *lada u ba u trai iing u la tip ha ka noh ka por ba u wan u nongtuh* wenn der Hausherr wüsste, zu welcher Stunde der Dieb kommt.

§ 76. Das Futurum dient auch zum Ausdruck des *Coniunctiv* und *Imperativ* (§ 31 f.), z. B. Mth. 4, 3. *to ong ba ki neh ki mau kin long ki kypá* sprich dass diese Steine Brod werden. 5, 45. *ba phin long ki kün u kypá jong phi u ba ha byneng* damit ihr Kinder seid eures Vaters im Himmel. 9, 6. *hinrei ba phin tip ba u kün u briu u don bor ha ka kynde u ban máp ka pop* aber damit ihr wisset, dass der Sohn des Menschen Gewalt hat auf der Erde, die Sünde zu vergeben. 11, 3. *mé u ba u ba sa wan, ne ngin wád ia u wei pat* bist du derjenige, welcher kommen wird, oder sollen wir einen Anderen erwarten? 22, 39. *mén teit ia u paramarjan jong mé kum ba ia lade* du sollst deinen Nächsten lieben wie dich selbst. 2, 13. *mén shong hangta tadynda ngan ong ia mé* bleib daselbst bis ich dir es sagen werde. 5, 12. *phin kymen, phin sngoubha eh ruh* seid fröhlich und getrost. 5, 24. *men num pyniáp* du sollst nicht tödten.

§ 77. Der Imperativ hat öfters die Partikel *to* vor sich: Mth. 8, 3. *nga mon, to long kuid* ich will es, werde rein. 9, 5. *to ieng, to idíd ruh* steh auf und wandle. 11, 28. *to wan ha nga phi baroh ki ba tait* kommet zu mir ihr Alle die (ihr) müde (seid). 24, 32. *to sngap té ia ka parshi ka diingphig* merket nun auf das Gleichniss des Feigenbaums. 26, 47. *to ieng, ngin ialeit noh* stehet auf, wir wollen weggehen.

§ 78. Das Verbum wird sehr häufig mit dem Hilfszeitwort *da, dang* umschrieben, welches ganz dem englischen *to be* mit dem Particip. Präs. entspricht, z. B. Mth. 1, 20. *hinrei haba u dang mút kumta, ha kymih, u angel u Trai u la páu ha u ha ka jing pohsniu, u da ong* als er aber so dachte, siehe da erschien

ihm der Engel des Herrn im Traum, der sprach. 3, 6. *u la pynbaptis ruh ia ki ha ka Jordan, ki ba dang plá ia ka pop jong ki* und er taufte sie in dem Jordan, welche ihre Sünde hekannten. 4, 23. *u la íáid kylleng ha ka Galili baroh, u da hikai ha ki synagog jong ki, u da ialap ruh ka gospel ka hima, u da pynkiah ia ki pang baroh* er ging umher in ganz Galiläa, lehrte in ihren Synagogen und verkündigte das Evangelium des Reiches und heilte alle Seuchen. 40, 7. *haba phi da íáid ruh, phin ialap, da ong ka hima ka byneng ka la jan* und wenn ihr gehet, predigt und sagt, das Himmelreich ist herbeigekommen. 47, 44. *u Elias shisha u da wan shiwa, u pynbah ia ki ei ki ei baroh ruh* Elias kommt allerdings zuvor und macht Alles gut. 48, 43. *lada u da shem ia ka ta, shisha nga ong ia phi, ba u kham kymen namar ka ta, ia ki kyndai pou kyndai ki bym la leit sahkymá* wenn er es findet, wahrlich ich sage euch, dass er sich mehr darüber freut als (über) die neun und neunzig, welche sich nicht verirrtten. 48, 33. *kam dei ba mé da isnei ruh ia u para shakri jong mé, kum ba nga la isnei ia mé* solltest du nicht auch Mitleid haben mit deinem Mitknecht, wie ich mit dir Mitleid gehabt habe? 26, 42. *lada ym don lád ba ka neh ka khuri kan leit noh na nga, la ngam da dih ia ka, long ka ba mon jong mé* wenn es nicht möglich ist dass dieser Kelch von mir weggehe, wenn ich ihn nicht trinke, so geschehe dein Wille.

b) *Nomen* (Artikel, Zahlwort).

§ 79. Alle Substantiva, zu welchen auch die Eigennamen zu rechnen sind, haben in der Regel den *Artikel* vor sich, der die Bedeutung des bestimmten und unbestimmten Artikels in sich vereinigt und sogar im Vocativ nicht wegbleibt, z. B. Mth. 3, 12. *un lum ia u keu jong u ha ka tiarr long u, hinrei un thang ia ka skum da ka ding bymjutip* er wird den Waizen in seine Scheune sammeln, aber die Spreu mit unauslöschlichem Feuer verbrennen. 3, 4. *haba u ioh ih ki paitbah, u la kiu sha u lum* als er das Volk sah, stieg er auf einen Berg. 5, 35. *ka long ka shnong u siim bakrau* sie ist die Stadt eines grossen Königs. 9, 38. *ngi kwah ban ioh ih ka dak na mé* wir begehren ein Zeichen von dir zu sehen. 20, 4. *ban wér ki briu ban trei ha ka brt jong u* um Leute zu miethen um in seinem Weinberg zu arbeiten. 22, 24. *lada u noh u noh u íáp u bym don ki kún* wenn Jemand stirbt welcher nicht Kinder hat. 4, 2. *u Abrakam u la pynkhá*

*ia u Isaak Abraham* zeugte *Isaak*. 1, 20. *Joseph, u kin u Dabid, wat shepting ban shim ha mé ia ka Mari ka tynga jong mé Joseph*, Sohn Davids, fürchte dich nicht, *Maria*, dein Weib, zu dir zu nehmen. 4, 40. *khi noh mé u soitan* entweiche du *Satan*!

§ 80. Der Artikel steht auch vor Substantiven, welche ein Pronomen demonstr. oder possess. bei sich haben, z. B. 12, 24. *u neh u briu um beh noh ia ki ksuid* dieser Mensch treibt nicht die bösen Geister aus. 3, 9. *u blei u lah, na ki neh ki mau, ban pyrmih kin ia u Abraham* Gott kann aus diesen Steinen dem *Abraham* Kinder erwecken. 8, 9. *nga ong ia u ta u briu* ich spreche zu jenem Menschen. 14, 35. *haba ki briu ka ta ka jaka ki la ithu ia u* als die Leute jenes Ortes ihn erkannten. 3, 4. *ha ki ta ki ngi u la wan u John Baptis* in jenen Tagen kam *Johannes der Täufer*. 2, 15. *na ka Ejipt nga la khot ia u kin jong nga* aus *Aegypten* habe ich meinen Sohn gerufen. 4, 6. *kin rah ia mé ha ki kti jong ki, ba ioh shisin mé kynduh ia ka kyjat jong mé ha u mau* sie werden dich auf ihren Händen tragen, dass nicht etwa du deinen Fuss an einen Stein stössest.

§ 84. Doch stehen die Substantiva in folgenden Fällen ohne Artikel:

1) wenn ein Genitiv mit dem vorbergehenden Worte zu Einem Begriff verbunden ist, welchen Falls zuweilen wirkliche Zusammensetzung stattfindet (§ 59 f.);

2) wenn das Object mit seinem Verbum zu Einem Begriff zusammenfliesst, welchen Falls auch öfters Zusammensetzungen stattfinden (§ 63). Hierher gehören: *sei soh* Frucht bringen, *don bor* Gewalt haben, *kren bein* Lästerung sprechen, lästern, *leh bein* verspotten, *ai buin* säugen, *kkem dau* in Reden fangen, *don kam* Noth haben, bedürfen, *shong kurim* heirathen, *khein dor* bezahlen u. a. m.;

3) nach *klem* ohne, wenn nicht das Fehlen eines bestimmten Gegenstands, sondern ein Mangel im Allgemeinen ausgedrückt werden soll, wie *klem pop* ohne Sünde, *klem burom* ohne Ehre, dagegen *Mth. 10, 29. ka wei kam hap ha ka kyndeus klem u hypá jong phi* nicht Einer fällt auf die Erde ohne euren Vater. 22, 12. *kumnoh ba mé la wan hangneh klem ka jain ka jing shong kurim* wie bist du hierher gekommen ohne das Kleid der Hochzeit?

4) nach Zahlwörtern, in den § 85, 1. u. 2. angegebenen Fällen;

5) bei Bezeichnung der Himmelsgegenden, z. B. Mth. 24, 27. *kum ba ka mih ka leili na mihngi, ba ka shai ruh haduh ka sepngi* wie der Blitz ausgeht von Osten und scheint bis nach Westen. Ebenso wenn *byneng* Himmel, als Ortsbezeichnung gebraucht wird: *ha byneng* im Himmel, *sha byneng* gen Himmel.

§ 82. Collectivsubstantiva stehen öfters im Plural, wie *ki paitbah* das Volk, *ki balang* die Versammlung, Gemeinde, *ki kün* das Geschlecht. So besonders Länder- und Städtenamen, wenn darunter die Einwohnerschaft verstanden wird, z. B. Mth. 11, 21. *kordit ia phi, Khorazin, kordit ia phi, Bethsaida!* *na ba lada ki kam bah ki ba la long ha phi, ki la long ha ki Tyre bad ki Sidon* Wehe dir Chorazin, wehe dir Bethsaida! denn wenn die Wunder, welche in euch geschehen sind, in Tyrus und Sidon geschehen wären . . .

§ 83. Die Zahlwörter werden, wenn concrete Gegenstände gezählt werden sollen, gewöhnlich (wie dies auch im Chinesischen, Siämesischen, Birmanischen und Malaiischen der Fall ist) mit Numeralpartikeln verbunden, die wahrscheinlich Substantiva allgemeiner Bedeutung sind. Diese Partikeln sind *ngút* für Personen und *tylli* für Sachen, z. B. *arngút ki kynrad* zwei Herren, *arngút ki ba shong ksuid* zwei Besessene, *ar ngút ki ba matlah* zwei Blinde, *ki kadar ngút ki synrán* die zwölf Jünger, *laingút ki nong plá* drei Zeugen, *hiniau ngút ki para* sieben Brüder, *ki shipou ngút ki teisotti* die zehn Jungfrauen, *artylli ki jimphong* zwei Rösche, *artylli ki sim iing* zwei Sperlinge, *ar tylli ki dokhá* zwei Fische, *san tylli ki kypú* fünf Brode, *lai tylli ki iing rit* drei kleine Häuser (Hütten), *artylli ki kti* zwei Hände.

§ 84. Diese Numeralpartikeln stehen auch absolut, wenn das Substantiv vorhergegangen ist oder sonst hinzugedacht werden kann, z. B. Mth. 18, 16. *lada um sngou té, shim lem bad mé myn ka ta u wei ne arngút* wenn er aber nicht hört, nimm zugleich mit dir dann Einen oder Zwei. 22, 28. *namar ka ta ha ka jingimpat kan long ka tynqa jong noh na ki neh ki hiniau ngút* darum in der Auferstehung wessen von diesen Sieben wird sie das Weib sein? 25, 2. *san ngút té na ki ki ba la long stád* fünf aber von diesen (Jungfrauen) waren weise. 26, 14. *u wei na ki kadar ngút* Einer von den Zwölfen. 15, 34. *u Jesu u la ong ruh ia ki: phi don katnoh ki kypú? ki la ong te: hiniau tylli, bad ki dokhá rit* und Jesus sprach zu ihnen: wieviel Brode habt ihr? sie aber sprachen: sieben und wenig Fische.

§ 85. Diese Numeralpartikeln stehen nicht:

1) Bei Substantiven, welche ein Mass (Gewicht, Münze, Zeit u. s. w.) bezeichnen und gewöhnlich dem Zahlwort ohne Artikel folgen, wie *san talent* fünf Pfund, *ar paisa* zwei Pfennige, *shispah denari* hundert Groschen, *ar snem* zwei Jahre, *kadard snem* zwölf Jahre, *lai sngi* drei Tage, *hinriu sngi* sechs Tage, *lai miet* drei Nächte. Doch steht auch mit dem Artikel Mth. 26, 45. *laipou ki rupa* dreissig Silberlinge, 18, 24. *shipou hajar ki talent* zehntausend Pfund, und mit *tylli* 25, 20. *san tylli ki wei ki talent* fünf andere Pfund.

2) bei abstracten oder unkörperlichen Substantiven, wie *ar hukum* zwei Gebote, *kadsau pateng* vierzehn Generationen, *ki sau lher ka byneng* die vier Winde des Himmels.

3) in einigen anderen Fällen, besonders nach höheren Zahlen, wo der Artikel zwischen Zahlwort und Substantiv tritt, wie Mth. 12, 45. *hiniau ki mynsim* sieben Geister. 19, 28. *ha ki kadard ki khet* auf zwölf Stühlen. 18, 12. *shispah ki langbrot* hundert Schafe. 15, 38. *sau hajar ki rangbah* viertausend Mann.

c) *Pronomen.*

§ 86. Die emphatische Form des persönlichen Pronomens steht, wenn ein Nachdruck darauf gelegt werden soll, was besonders dann stattfindet, wenn das Verbum Substantivum zu suppliren ist, z. B. Mth. 27, 4. *ka ta ka dei atuh ia ngi? kymih mamé ia ka ta* Was geht das uns an? Siehe du es an. 20, 4. *khi leit maphi ruh ka bri jong nga* gehet auch ihr hin in meinen Weinberg. 11, 6. *suk ruh mau u ban num tut ha nga* und selig ist Der, welcher sich nicht an mir ärgern wird. 19, 14. *ki briu baroh kim lah pyddiang ia ka ta ka ktin, tdang maki ba la ai ia ki* alle Menschen können das Wort nicht fassen, allein Diejenigen, denen es gegeben ist. 24, 5. *bún kin wan da ka kyrteng jong nga, kin da ong, manga u ba u Khríst* Viele werden kommen in meinem Namen und sagen ich bin Christus. 26, 48. *u ba ngan iadoh, u ta u ba mau* welchen ich küssen werde, der ist es. 14, 27. *sngou shlur; manga; wat kaweit* seid getrost, ich bins, fürchtet euch nicht. 14, 28. *lada mamé, hukum ia nga ban wan ha me shalor ka um* wenn du es bist, befehl mir zu dir auf dem Wasser zu kommen.

§ 87. Die Possessivpartikel *la* ebenso wie das davon abgeleitete Reflexivum *lade* vertritt das Pronomen jeder Person und

Zahl in Beziehung auf das Subject des Satzes, z. B. Mth. 8, 21. *shah ba ngan leit shiwa ban tep ia la u kypá* erlaube, dass ich vorher gehe meinen Vater zu begraben. 3, 9. *wat mút ruh ban ong ha lade, ba ngi la ioh la u kypá na u Abraham* und denkt nicht zu euch zu sprechen, dass wir Abraham zu unserem Vater haben. 25, 25. *ha kymih, mé la ioh la ka jong* siehe, du hast dein Eigenthum. 6, 25. *wat kuslai ia la ka jingim* sorget nicht um euer Leben. 6, 2. *ki ioh la ka nong* sie haben ihren Lohn. 8, 4. *khi leit noh, pynih ia lade ia u lyngdoh* gehe hin, zeige dich dem Priester. 9, 3. *ki ba na ki nongtoh ki ong ha lade* einige von den Schriftgelehrten sprachen bei sich selbst.

### 2. Prädicat, Copula.

§ 88. Wenn das Prädicat ein Nomen ist, wird die Copula durch *long* ausgedrückt: Mth. 12, 8. *u kin u briu u long u traí ka sabbath* der Sohn des Menschen ist der Herr des Sabbath. 13, 38. *ka lyngkhá long ka pyrtei* der Acker ist die Welt. 5, 48. *namar kata phin long janai kumba u kypá jong phi u ba ha by-neng u long janai* deshalb seid vollkommen, wie euer Vater im Himmel vollkommen ist.

§ 89. Oefters wird jedoch die Copula ganz weggelassen, z. B. Mth. 3, 3. *u neh u ta, ia u ba la ong u prophet* dieser (ist) derjenige, von welchem der Prophet gesprochen hat. 4, 3. *lada me u kin u Blei, to ong ba ki neh ki mau kin long ki kypá* wenn du der Sohn Gottes (bist), so sprich dass diese Steine Brode werden. 44, 15. *ka neh ka ri klau* dies (ist) eine Wüste. Dies findet besonders dann statt, wenn das Prädicat in einen Relativsatz aufgelöst wird, s. § 130.

### 3. Frage.

§ 90. Die einfachste Art der Frage ist positiv auf die Existenz einer Thatsache gerichtet; sie unterscheidet sich im Kasia durch nichts von dem affirmirenden Satze, z. B. Mth. 9, 28. *phngeit, ba nga lah leh ia ka neh?* glaubt ihr, dass ich dies thun kann? 27, 11. *mé u ba u siim ki Jiu?* bist du der König der Juden? Ebenso wenig unterscheidet sich die einfach negative Frage von dem negirenden Satze, z. B. Mth. 5, 46. *ki nongkrong kim leh kumjuh?* thun nicht die Zöllner ebenso? 22, 31. *sha-phang ka ba impat phim la püle?* habt ihr nicht von der Auferstehung gelesen? 26, 62. *mém iathu ei ei?* antwortest du nichts?

§ 91. Andere Fragsätze sind durch interrogative Pronomina oder Adverbien kenntlich, z. B. Mth. 44, 7. *phi la leit sha ka ri klau ban jingoh aiuh?* was seid ihr gegangen in die Wüste zu sehen? 26, 68. *u noh ba la shoh ia mé?* wer hat dich geschlagen? 27, 47. *phi mon ba ngan pyllait ia u noh ia phi?* wen wollt ihr dass ich euch losgebe? 2, 2. *hangnoh u ba la khá ban long u siim ki Jiu?* wo ist der geboren zu sein (welcher sein wird) der König der Juden? 9, 4. *balei ba phi mút bymman ha ki domít jong phi* warum denket ihr Böses in euren Herzen?

4. Attribut (*Apposition*).

§ 92. Das *Attribut*, es sei *Adjectiv* oder *Genitiv*, steht stets nach dem Worte, zu dessen näherer Bestimmung es dient, z. B. *u mynsiim bakúid* der heilige Geist, *u lúm bajerong* der hohe Berg, *ka jingim bymjiukut* das ewige Leben, *ka jing kymen krau* die grosse Freude, *ki diing babha baroh* alle guten Bäume. Mth. 44, 8. *ki ba kúp ka jain ba ní ki shong ha ki iing siim* die welche feine Kleider tragen, sitzen in den Häusern der Könige. 23, 5. *ki pynkrau ia ki rymiang jain jong ki* sie machen die Ränder ihrer Kleider gross. 43, 55. *u neh um u kún u misteri* ist dieser nicht der Sohn des Zimmermanns? 40, 20. *naba phi phim long ki ba ong, hinrei u mynsiim u kypá jong phi u ba ong ha phi* denn ihr seid es nicht, welche sprechen, sondern der Geist eures Vaters (ist es), welcher durch euch spricht.

§ 93. Die *Apposition* wird mit dem Worte, zu dessen Erklärung sie dient, durch das *Relativum* verbunden, z. B. Mth. 4, 7 *mén num tynjuh ia u Trai u ba u Blei jong mé* du sollst den Herrn deinen Gott nicht versuchen. 22, 2. *ka hima ka byneng ka long kum u briu u ba u siim* das Himmelreich ist gleichwie ein Mann ein König. 7, 44. *lada phi ki ba bymman, phi tip ban ai jing ai babha ia ki kún jong phi* wenn ihr Bösen wisst euren Kindern gute Gaben zu geben. 4, 16. *u Jakob u la pynkhá ia u Joseph, u ba u tynga ka Mari* Jakob zeugte den Joseph, den Mann der Maria.

§ 94. Doch fällt nach Eigennamen das *Relativum* gewöhnlich weg, z. B. *u Herod u siim* Herodes der König, *u Kaiaphas u rangbah lyngdoh* Kaiaphas der Hohepriester, *Jame u jong u Sebedi bad u John u para jong u ruh* Jakob der (Sohn) des Zebedäus und Johannes sein Bruder.

5. Object.

§ 95. Die Kassiasprache hat keine besondere Bezeichnung für das nähere oder entferntere Object der Handlung: unser Accusativ und Dativ werden beide durch die Präposition *ia* ausgedrückt, z. B. Mth. 8, 4. *pynih ia lade ia u lyngdoh* zeige dich dem Priester. 2, 8. *u la phá noh ruh ia ki sha Bethlehem, u da ong: khi leit noh, wád biang biang ia u kún lung, ynda phi la shem ruh ia u, iawan iathu pat ia nga, ba nga ruh ngan leit mane ia u kumjuh* und er schickte sie fort nach Bethlehem und sprach: gehet hin, sucht fleissig das Knäblein, und wenn ihr es gefunden habt, kommt und sagt mir's wieder, dass ich auch gehe es ebenfalls anzubeten.

§ 96. Wenn das nächste Object des Satzes ein Substantiv (kein Pronomen) ist, wird *ia* öfters weggelassen, z. B. Mth. 7, 24. *ngan tarai ia u kum u briu bastád, u ba la tau ka iing jong u halor u mau* ich werde ihn mit einem klugen Mann vergleichen, welcher sein Haus auf einen Felsen baute. 8, 3. *u la rah la ka kti* er streckte seine Hand aus. 8, 8. *shu ong ka ktin* sprich nur ein Wort. 8, 16. *ki la wallam ha u shibín ki ba shong ksuid* sie brachten zu ihm viele Besessene. 8, 20. *ki myrsiang ki don ki tliu, ki sim byneng ruh ki jaka rih* die Füchse haben Gruben und die Vögel des Himmels Nester. 9, 6. *u kún u briu u don bor ha ka kyndeü ban máp ka pop* des Menschen Sohn hat Macht auf der Erde, die Sünde zu vergeben.

§ 97. Dies findet besonders dann statt, wenn ein näheres und ferneres Object zugleich beim Verbum stehen, z. B. Mth. 3, 34. *u noh u noh u ba yn sa pyllait noh ka tyngá jong u, un ai ia ka, ka kot tenoh* wer seine Frau entlassen will, gebe ihr einen Scheidebrief. 9, 8. *u Blei u la ai ka bor kum ka ta ia ki briu* Gott hat eine solche Macht den Menschen gegeben. 15, 15. *to batai ka ta ka parshi ia ngi* erkläre uns dieses Gleichniss.

§ 98. Wenn das Pronomen 3 pers. neutr. gen. Object des Satzes ist, so wird es öfters nicht ausgedrückt, z. B. Mth. 8, 10. *haba u Jesu u la ioh sngou ruh u la kyndit* und als Jesus (es) hörte, wunderte er sich. 2, 13. *mén shong hangta tad ynda ngan ong ia mé* du sollst dort bleiben, bis ich dir (es) sagen werde.

§ 99. Ausser dem Accusativ und Dativ dienen zu näherer Bestimmung des Prädicats *Adverbien* und *Präpositionen*, welche



den Ort, die Zeit, das Werkzeug, die Art und Weise, Zweck oder Ursache der Handlung ausdrücken, und zwar

a) den Ort:

Zur allgemeinen Bezeichnung des Raumverhältnisses, und zwar sowohl auf die Frage wo? als auch auf die Frage wohin? dient die Präposition *ha* (in Zusammensetzungen *hang*), z. B. Mth. 1, 20. *u angel u Trai u la páu ha u ha ka jing pohsniu* der Engel des Herrn erschien bei ihm im Traum. 1, 24. *u la shim ia ka tynga jong u ha u* er nahm sein Weib zu sich. 2, 11. *ki la wan ha ka iing* sie kamen in das Haus. 2, 6. *phim long barit kham tam ha ki siim Judá* du bist nicht die kleinste unter den Fürsten Juda. 3, 4. *u la don ka jing panpoh sní ha ka syngkai jong u* er hatte einen ledernen Gürtel um seine Lende. 3, 16. *u la ioh ih ia u mynsiim u Blei ba u hier kum ka paro, u la wan ruh ha u* er sah den Geist Gottes welcher herabstieg wie eine Taube und über ihn kam. 9, 18. *la mé wan buh ka kti jong mé ha ka, kan su im* wenn du kommst und deine Hand auf sie legst, wird sie leben.

§ 400. Viele andere Präpositionen des Orts sind mit *ha* zusammengesetzt, wie *ha shiwa, hadiin, ha kymat, ha neng, halor, hapoh, hajan, harúd, ha pyddeng, haduh, ha ka jaka*, z. B. Mth. 11, 10. *u ban kreh ia ka lynti jong mé ha shiwa jong mé* welcher deinen Weg vor dir bereiten wird. 15, 23. *pyllait ia ka, naba ka kyrpád hadiin jong ngi* entlass sie, denn sie schreit hinter uns. 7, 6. *wat bred ia ki páila ha kymat ki sniang* werft nicht die Perlen vor die Schweine. 27, 37. *ki la buh ha neng ka kti jong u ia ka pop jong u* sie setzten über seinem Haupte sein Verbrechen. 5, 14. *ym la buhrih ia ka shnong ka ba la buh halor u lúm* man kann nicht die Stadt verbergen, welche auf einem Berg gelegen ist. 10, 1. *u la ai bor ia ki halor ki mynsiim bymman* er gab ihnen Macht über die bösen Geister. 5, 15. *ym don ki ba thang ia ka sharak te ban buh ia ka hapoh ka shang* es giebt aber nicht die eine Kerze anzünden, um sie unter den Scheffel zu stellen. 15, 30. *ki la buh ia ki hajan ki kyjat u Jesu* sie legten sie neben Jesu Füße. 13, 4. *kyndiat ka la háp harúd lynti* Einiges fiel an den Weg. 4, 18. *haba u Jesu u iáid harúd ka duriau Galili* als Jesus am Galiläischen Meere ging. 10, 16. *nga phá noh ia phi kum ki langbrot ha pyddeng ki swú* ich schicke euch aus wie die Schafe zwischen die Wölfe. 27, 54. *ka jingkah ka la kád arbynta naduh ka jerong haduh ka tybian* der Vorhang riss entzwei von

oben bis unten. 2, 22. *u la long siim ha Juda ha ka jaka u Herod* er war König in Juda anstatt des Herodes.

§ 101. *Sha* drückt die Richtung nach einem Orte hin aus, z. B. Mth. 2, 1. *la wan ki riustád na mihngi sha ka Jerusalem* es kamen Weise aus dem Morgenlande nach Jerusalem. 3, 10. *yn khet noh, yn bred ruh ia ki sha ka ding* man wird sie abhauen und ins Feuer werfen. 4, 8. *u la ialam pat ia u sha u lúm baje-rong eh* er führte ihn wieder auf einen sehr hohen Berg. 2, 12. *ba kin num leit pat sha u Herod* dass sie nicht zu Herodes zurückkehrten. 7, 13. *bysut sha ka jing khang ba khim* tretet ein durch die enge Thür.

§ 102. Mit *sha* zusammengesetzt sind *sha shiwa, shadiin, shalor, shaphang, shabar*, z. B. Mth. 2, 9. *u la leit sha shiwa jong ki* er ging vor ihnen her. 16, 23. *khi leit shadiin jong nga, mé u nong khang* geh hinter mich, du Satan. 14, 25. *u la leit ha ki, u da idid shalor ka duriau* er ging zu ihnen, er ging auf dem Meere. 14, 35. *ki la phá kylleng sha phang ka ta ka ri* sie schickten umher durch jenes Land. 21, 39. *ki la shim ia u ruh, ki la shop noh shabar ka bri, ki la pynáp ruh ia u* und sie nahmen ihn, stiessen ihn hinaus aus dem Weinberg und tödteten ihn.

§ 103. Die Richtung woher wird durch die Präposition *na* (in Zusammensetzungen *nang*) ausgedrückt, welche zuweilen auch das partitive Verhältniss bezeichnet, z. B. Mth. 5, 29. *klaui noh ia ka, bred noh na mé ruh* reiss es aus und wirf es von dir. 12, 44. *ngan leit pat sha la iing, na ka ba nga la wan noh* ich werde zurückkehren in mein Haus, aus welchem ich weggegangen bin. 26, 47. *u Judas, u ba u wei na ki kadar ngut* Judas, welcher war Einer der Zwölfe.

§ 104. Mit *na* zusammengesetzt sind *naduh, nadiin* und *nalor*, die ebenfalls eine Richtung herwärts oder eine Beziehung auf den Sprechenden anzeigen, z. B. Mth. 18, 35. *lada phim iamáp paralok ki ryngkang jong ki, naduh ki donút jong phi* wenn ihr nicht einander eure (eigentl. ihre) Fehler vergebt aus euren Herzen. 10, 38. *u bym shim ia ka jing pyná jong u, bym bíd ruh nadiin jong nga, ym dei ia u ban ioh ia nga* wer nicht sein Kreuz nimmt und hinter mir her folgt, dem ziemt es nicht mich zu besitzen. 10, 37. *u ba teit ia<sup>u</sup> kypá lane ka kymí nalar jòng nga* wer den Vater oder die Mutter über mir liebt.

§ 105. Auch *ia* ist ursprünglich eine Präposition, welche sich auf räumliche Verhältnisse bezieht mit der Richtung wohin,

wie Mth. 7, 25. *ki thér ki la beh, ki la shoh ruk ia ka ta ka iing* die Winde weheten und stiessen an jenes Haus. 26, 62. *ki ta ki sakhi aiuh ia mé* was zeugen diese gegen dich? 6, 6. *kyrpád ia u kypá jong mé u ba ha ka barih* bete zu deinem Vater im Verborgenen. 3, 16. *la plie ia ki bymeng ia u man* öffnet die Himmel über ihn.

§ 106. Die letzte Bedeutung »über« behält es auch, wenn es nach Comparativen mit dem verglichenen Gegenstand verbunden wird, z. B. Mth. 3, 44. *u ba wan na diin manga u ba u ba kham krau ia nga* der nach mir kommt, der ist stärker denn ich. 6, 25. *ka jingim jong phi kam long tam ia ka jing bám* ist euer Leben nicht mehr als die Speise? 10, 34. *phi long kham kor ia shibún ki sim iing* ihr seid kostbarer als viele Sperlinge.

§ 107. *Tadynda*, bis, ist zwar gewöhnlich Conjunction, wird jedoch auch als Präposition gebraucht, z. B. Mth. 26, 58. *u la búd ia u na shajingai tadynda ka iing u rangbah lyngdoh* er folgte ihm von fern bis zum Haus des Hohenpriesters.

§ 108. *Bad*, mit, bei, drückt ein Zusammensein aus, und hat zum Gegensatz *klem, tdang, lynda* ohne, ausser, z. B. Mth. 5, 24. *leit wan noh ba mén iasuk shiwa bad u paralok jong mé* gehe hin, dass du dich vorher versöhnest mit deinem Bruder. 9, 10. *ki la wan shong lem bad u Jesu bad ki synrán jong u ruh* sie kamen zu sitzen zugleich mit Jesu und mit seinen Jüngern. 26, 58. *u la shong bad ki shakri* er sass bei den Dienern. 12, 5. *ki la leh bein ia ka sabbath klem pop* sie können den Sabbath brechen ohne Sünde. 11, 27. *ym don u ba íthu ia u k'in tdang u kypá* es ist nicht der den Sohn kennt, ausser dem Vater. 12, 24. *u neh u briu um beh noh ia ki ksuid lynda u Beelsebub* dieser Mensch treibt nicht die Geister aus ohne Beelzebub.

§ 109. *Bad* dient auch zur Verbindung zweier oder mehrerer in derselben Construction befindlicher Wörter und entspricht dann der Conjunction »und«, z. B. Mth. 2, 3. *u la kih win bad ka Jerusalem baroh ruh bad u* er erschrak und das ganze Jerusalem mit ihm. 2, 20. *shim noh ia u kún lung bad ka kymt jong u* nimm das Knäblein und seine Mutter. 3, 4. *ka jing bám jong u ka ba da ki phuit bad ka ngáp klau* seine Speise war von Heuschrecken und wildem Honig. 3, 7. *haba u ioh ih ba bín na ki Parisi bad ki Saddusi* als er sah viele von den Pharisäern und Sadducäern. 5, 6. *suk ki ba tyngan bad ba sliang ia ka hok* selig sind die Hungernden und Durstenden nach der Gerechtigkeit.

22, 13. *kim ia u bad ki kyjat bad ki kti* bindet ihm sowohl die Füße als die Hände.

§ 110. b) die Zeit:

*Ha* dient auch zum allgemeinsten Ausdruck des Zeitverhältnisses, z. B. Mth. 3, 1. *ha ki ta ki sngi u la wan u John Baptis* in jenen Tagen kam Johannes der Täufer. 8, 13. *ha ka ta ka por ruh u la kiah u shakri jong u* und zu derselben Stunde genas sein Knecht. 12, 41. *ki nong Ninebe kin ia ieng lem bad ki neh ki briu ha ka jing bishâr* die Leute von Ninive werden zusammenstehen mit diesen Menschen am Gericht. 13, 30. *ha ka aiom ot ngan ong ia ki baot* zur Zeit der Aerndte werde ich zu den Schnittern sagen.

§ 111. *Myn* heisst in, während, in den Redensarten *myn miet* in der Nacht, des Nachts, *mynstep* am Morgen, *myntlang* im Winter, *myn shiteng synid* um Mitternacht, *myn ka ta* während dem u. s. w.

§ 112. *Sha shiwa*, *myn shiwa* bedeuten: vor, z. B. Mth. 21, 31. *ki leit sha shiwa jong phi ha ka hima u Blei* sie gehen vor euch in das Reich Gottes. 5, 12. *kumta ki la pynshitom ia ki prophet ki ba la mynshiwa jong phi* also haben sie die Propheten verfolgt, welche vor euch waren.

§ 113. Das Gegentheil davon bezeichnet *hadiin*, *la*, *ynda* nach: Mth. 4, 2. *hadiin kata u la tyngan* nach diesem hungerte ihn. 26, 73. *la shibit haba ki ba ieng ki la wan, ki la ong ia u Peter* nach einer Weile die da standen kamen und sprachen zu Petrus. 27, 63. *ynda laisngi ngan ieng pat* nach drei Tagen werde ich wieder aufstehen.

§ 114. Dem *naduh* seit, von — an, entspricht *haduh*, *ha bynda* bis, z. B. Mth. 11, 12. *naduh ka sngi u John Baptis haduh mynta* seit dem Tag Johannis des Täufers bis heute. 22, 46. *lymne ym don u ba shlan kylli shu ia u naduh ka ta ka sngi* es war auch Niemand der ihn zu fragen wagte von diesem Tage an. 10, 22. *u ba iaineh te ha bynda kut u ta u ban lait im* wer aber ausharret bis ans Ende, der wird selig.

§ 115. *Hamar* drückt eine ungefähre Zeitbestimmung aus, z. B. Mth. 20, 3. *haba u la leit hamar ka ba lai baje* da ging er um die dritte Stunde. 4, 41. *hamar ka sngi ba la pynwir noh ia ki sha Babylon* um den Tag, dass man sie gefangen wegführte nach Babylon.

§ 116. c) das Werkzeug (der Stoff) wird durch *da* ausgedrückt, z. B. Mth. 10, 27. *ka ba phi sngou da ka skor, phin ialap halor iing* was ihr höret mit dem Obr, das verkündigt auf den Häusern. 3, 44. *nga u ba pynbaptis kein ia phi da ka um* ich taufe euch zwar mit Wasser. 8, 16. *u la beh noh ia ki mynsim da ka ktin* er trieb die Geister aus durch das Wort. 44, 42. *ki da la kylla ka bamút la myn siem da ka jain khain bad da ka dypei* dann würden sie seit lange Busse gethan haben mit grobem Kleide und mit Asche. 48, 16. *ba da ki shintur arngut ne lain-gut ki nong plú ki ktin kin long skhem* damit durch den Mund zweier oder dreier Zeugen die Worte sicher sind. 44, 43. *ki la búd ia u da ki kyjat na ki shmong* sie folgten ihm zu Fuss aus den Städten. 6, 34. *da ei ba ngin bâm? lane da ei ba ngin dih? lane da ei ba ngin kúp?* von was werden wir essen? oder von was werden wir trinken? oder mit was werden wir uns kleiden? 27, 29. *haba ki la tain ka pansngiat siim da ka shiah* da flochten sie eine Krone von Dornen.

§ 117. d) die Art und Weise wird gewöhnlich durch Adverbien ausgedrückt; wo dafür ein Substantiv mit einer Präposition steht, geht die Bedeutung in die vorige über und wird daher auch die gleiche Präposition gebraucht, z. B. Mth. 2, 40. *ki la kymen da ka jing kymen krau eh* sie freuten sich mit einer sehr grossen Freude.

§ 118. e) den Zweck oder die Ursache bezeichnen folgende Präpositionen:

*Namar* wegen, über, für z. B. Mth. 2, 18. *ka Rakhel ka da iam namar la ki kún* Rabel weint über ihre Kinder. 9, 36. *haba u la ioh ih ia ki paitbah ruh, u la sngousnei namar jong ki* und als er das Volk sah, hatte er Mitleid mit ihnen. 49, 24. *u Moses namar ka donút rumar jong phi, u la shah ia phi ban pyllait noh ki tynga jong phi* Moses hat wegen eures harten Herzens euch gestattet eure Weiber zu entlassen. 5, 44. *kyrpád namar jong ki ba lehniu ia phi* bittet für die welche euch Böses thun.

§ 119. Dieselbe Bedeutung hat *na ka bynta*, z. B. Mth. 5, 40. *suk ki ba ioh pynshitom nu ka bynta ka hok* selig, die Verfolgung erfahren wegen der Gerechtigkeit. 44, 3. *u la buh ia u ha ka byndi na ka bynta ka Herodia* er hatte ihn ins Gefängniß gesetzt wegen der Herodia.

§ 120. Auch *na* von, dient zuweilen dazu, den Grund oder die Ursache auszudrücken, und steht daher auch bei Passiven,

z. B. Mth. 8, 16. *na ki soh jong ki phin ithu ia ki an* ihren Früchten sollt ihr sie erkennen. 27, 24. *nga la kiud na ka snám u ta u ba hok* ich hin unschuldig an dem Blute dieses Gerechten. 16, 6. *to kier na u tiat ki Parisi* hütet euch vor dem Sauerteig der Pharisäer. 11, 27. *ki ei ki ei baroh la ai ia nga na u kypá jong nga* Alles ist mir gegeben von meinem Vater.

§ 121. Nach den Verbis »sprechen« oder »hören« wird »von, über, in Betreff« durch *shaphang*, zuweilen auch durch *ia* ausgedrückt, z. B. Mth. 11, 2. *haba u John u la ioh sngou ha ka byndi shaphang ka kam u Krist* als Johannes im Gefängniß von dem Werke Christi hörte. 8, 33. *ki la iathu ki ei ki ei baroh, bad shaphang jong ki ba shong, ksuid ruh* sie erzählten Alles und auch von den Besessenen. 11, 7. *u la syddang ban ong ia ki paitbah shaphang u John* er fing an zu dem Volke von Johannes zu sprechen. 11, 10. *shaphang u ta ba la toh* von ihm ist geschrieben. 9, 26. *ka jing byná ia ka ta ka la leit kylleng sha ka ta ka ri baroh* das Gerücht davon ging umher in jenem ganzen Lande. 12, 14. *ki la iasylla ia u, kumnoh ba kin pyniáp ia u* sie berathschlagten über ihn, wie sie ihn tödteten, vgl. 6, 25. *wat kuslai ia la ka jingim* sorget nicht um euer Leben.

§ 122. Verbalobject.

Wenn ein Verbum Object des Satzes ist, so steht es gewöhnlich im Infinitiv mit *ban*, z. B. Mth. 4, 19. *um mon ban pynbyná ia ka ha ki briu, u la mút ban pyllaítजार ia ka* er wollte sie nicht vor den Menschen rügen, er gedachte sie heimlich zu verlassen. 12, 38. *ngi kwah ban ioh ih ka dak na mé* wir begehren ein Zeichen von dir zu sehen. 3, 7. *u wei ba la mahám ia phi ban phet noh na ka jing bittar ka ban sa wan* wer hat euch geheissen zu fliehen vor dem Zorn welcher kommen wird? 14, 28. *húkum ia nga ban wan ha mé shalor ka um* heisse mir zu dir über das Wasser zu kommen. 24, 43. *lada u ba u trai iing u la tip ha ka noh ka por ba u wan u nongtuh, un da la sumar, un num da la teh ia u ban prat ia ka iing jong u* wenn der Hausherr wüsste, in welcher Stunde der Dieb kommt, so würde er wachen und ihn nicht in das Haus einbrechen lassen. 19, 12. *u ba la ban pyddiang, un pyddiang* wer es fassen kann, der fasse es. 14, 16. *kim don kam ban leit noh* sie brauchen nicht fortzugehen. 4, 17. *u la syddang ban ialáp* er fing an zu predigen. 10, 42. *lada u noh u noh ruh u ai ban dih tdang ka um kreat ia u wei na ki neh ki barit* wenn Jemand auch nur frisches Wasser

Einem von diesen Kleinen zu trinken giebt. 1, 20. *wat shepting ban shim ha mé ia ka Mari ka tynga jong mé* fürchte dich nicht Maria dein Weib zu dir zu nehmen. 6, 1. *súmar ban num leh ia ka babha jong phi ha kymat ki briu* hütet euch euer Gutes nicht vor den Leuten zu thun.

§ 123. Zuweilen steht jedoch in solchen Fällen auch der blosser Infinitiv, was nach *lah* können, die Regel ist, z. B. Mth. 6, 24. *phim lah shakri ia u Blei bad ia ka spah* ihr könnt nicht Gott und dem Reichthum dienen. 7, 48. *u diting babha um lah sei soh bymman* ein guter Baum kann nicht schlechte Frucht tragen. 2, 16. *u la phá pyniáp ia ki kún kymna baroh* er befahl alle Kinder zu tödten. 8, 28. *ym don ba shlan leit sha ka ta ka lynti* es ist Niemand, der auf jenem Weg zu gehen wagt.

## B. Zusammengesetzter Satz.

### 1. Coordinirte Sätze.

§ 124. Die copulative Beiordnung erfolgt in affirmativen Sätzen durch *ruh*, in negativen Sätzen durch *lymne*; ersteres steht gewöhnlich in der Mitte oder am Ende des Satzes, z. B. Mth. 17, 11. *u Elias shisha u da wan shiwa, u pynbha ia ki ei ki ei baroh ruh* Elias kommt ja zuvor und macht Alles recht. 17, 23. *ym sa die noh ia u kún u briu ha ki kti ki briu, kin pyniáp ruh ia u, ha ka ba lai sngi ruh un im pat* man wird verkaufen den Sohn des Menschen in die Hände der Menschen und sie werden ihn tödten und am dritten Tage wird er wieder leben. 6, 28. *kam trei lymne kam tirr* sie arbeitet nicht und spinnt auch nicht.

§ 125. Zuweilen steht *ruh* auch am Anfang des zweiten Satzgliedes, z. B. Mth. 7, 27. *ki lher ki la beh, ki la shoh ruh ia ka ta ka iing, ruh ka la kyllon* der Wind wehte und stiess gegen jenes Haus, und es fiel. 8, 8. *hinrei shu ong ka ktin, ruh u shakri jong nga un sa kiah* aber sprich nur ein Wort, und mein Knecht wird genesen.

§ 126. Zur Verbindung der Sätze in fortlaufender Erzählung dient auch *haba, ynda kumta, hynda kumta* da, darnach, z. B. Mth. 14, 12. *haba ki la wan ruh ki synrán jong u, ki la rah noh ka met, ki la tep ruh ia ka* und da kamen seine Jünger, nahmen den Leichnam und begruben ihn. 8, 26. *ynda kumta u la khi, u la khang ia ka lher bad ka duriau ruh* da stand er auf und

wehrte dem Wind und dem Meere. 3, 5. *hynda kumta ki la leit noh ha u da* gingen sie hinaus zu ihm.

§ 127. Adversativsätze werden durch *té* aber, *hinrei* aber, sondern verbunden, z. B. Mth. 27, 20. *ki la iashet ia ki paitbah ba kin pán ia u Barabbas, ban pyniáp té ia u Jesu* sie überredeten das Volk, dass sie den Barabbas erbaten, Jesum aber tödten liessen. 16, 4. *ki kún bymman bad ba klim ki wád ka dak, hinrei yn num ai ka dak ia ki, tdang ka dak u prophet Jona* dieses böse und ehebrecherische Geschlecht sucht ein Zeichen, aber man wird ihm kein Zeichen geben, ausser dem Zeichen des Propheten Jonas. 17, 12. *kim la ithu ruh ia u, hinrei ki la leh ia u kat ba ki ih mon* und sie kannten ihn nicht, sondern thaten ihm, wie sie wollten.

§ 128. Disjunctivsätze werden durch *ne, lane* oder, *lane — lane* entweder — oder, verbunden, z. B. Mth. 10, 41. *sha ka ba kumnoh kumnoh ruh ka nongba ne ka nongrit ba phin leit* und in welche grosse oder kleine Stadt ihr gehn werdet. 11, 2. *mé u ba u ba sa wan, ne ngin wád ia u wei pat* bist du der da kommen wird, oder sollen wir eines Andern warten? 9, 5. *ka noh ka ba kham jem, ban ong la máp ka pop jong mé, lane ban ong to ieng, to iáid ruh* was ist leichter, zu sprechen: man hat deine Sünden vergeben, oder zu sprechen: steh auf und wandle? 6, 24. *lane un tsi ia u wei, lane un leit ia u wei* er wird entweder den Einen hassen oder den Anderen lieben.

§ 129. Coordinirte Causalsätze fallen der Form nach mit den subordinirten zusammen (§ 134), Consecutivsätze werden durch *namar ka ta* deswegen, verbunden, z. B. Mth. 14, 2. *u ta u ba u John Baptis; u la mih pat na ki nongiáp, namar katu u kam ia ki kam bah* dieser ist Johannes der Täufer; er ist von den Todten wieder erstanden, deswegen that er die grossen Thaten. 9, 37. 38. *ka jingot ka ba bún shisha, te kyndiat ki ba trei. Namar ka ta phin kyrpád ia u trai ka jingot ba kum ta un phá noh ki nongtrei sha ka jingot jong* u die Aerndte ist zwar viel, aber wenig sind die Arbeiter. Deswegen bittet den Herrn der Aerndte, dass er so Arbeiter in seine Aerndte hinausende.

### 2. Subordinirte Sätze.

§ 130. Relativsätze sind in dieser Sprache sehr gebräuchlich, um das Prädicat zu umschreiben und den Mangel



der Copula zu ersetzen, z. B. Mth. 14, 32. *shisha mé u ba u kím u Blei* wahrhaftig du bist der Sohn Gottes. 26, 26. *u neh u ba ka met jong nga* dieses ist mein Leib. 7, 12. *ka ta ka ba ka hukum bad ki Prophet* dies ist das Gesetz und die Propheten. 12, 48. *ka-noh ka ba ka kymí jong ngá? ki noh ki ba ki hymnen hymbeu jong nga?* wer ist meine Mutter? wer sind meine älteren und jüngeren Brüder? 24, 3. *ka ba kumnoh ka ba ka dak ka jing wan jong mé* welches ist das Zeichen deiner Ankunft?

§ 131. Wenn ein Satz als das eigentliche Object eines anderen Satzes dargestellt werden soll, so geschieht dies vermittelst der Relativpartikel *ba* dass, z. B. Mth. 2, 22. *haba u la ioh sngou te, ba u Arkhelaus u la long siim ha Juda* als er nun hörte, dass Archelaus König in Juda war. 3, 16. *u lah ioh th ia u Mysiim u Blei ba u hier kum ka paro* er sah den Geist Gottes, dass er herabstieg wie ein Taube. 6, 32. *u tip ba phi don kam ia ki ta ki ei ki ei* er weiss, dass ihr dies Alles bedürft. 9, 28. *phi ngeit ba nga lah leh ia ka neh* glaubt ihr, dass ich dies thun kann? 5, 17. *wat mút, ba nga la wan ban pynkhein ia ka hukum* meint nicht, dass ich gekommen sei, das Gesetz aufzulösen. 4, 3. *to ong ba ki neh ki mau kin long ki kypú* sprich, dass diese Steine Brod werden. 5, 40. *shah ba un shim noh ia ka jainkúp jong mé ruh* gestatte, dass er auch deinen Mantel wegnehme. 6, 18. *kumta ba men num pypáu ia ki briu ba mé shah jingit* so dass du nicht zeigst den Leuten, dass du fastest. 7, 12. *ki ei ki ei baroh ki ba phi mon ba ki briu kin leh ia phi, kum ki ta ruh phin leh ia ki* Alles was ihr wollt, dass euch die Leute thun, so thut ihnen auch. 12, 16. *u la mahám ia ki ba kin num pypáu ia u* er verbot ihnen, dass sie ihn nicht bekannt machten.

§ 132. Zu den Objectivsätzen gehört auch die indirecte Frage, welche durch *la, lada* ob, oder durch Pronomina oder Adverbia interrogativa unter Hinzutritt der Relativpartikel *ba* vermittelt wird, z. B. Mth. 26, 63. *ialhu ia ngi, lada mé u ba u Khrist* sage uns, ob du Christus bist. 27, 49. *ieh, ba ngin ioh th la u wan u Elija ban pynim ia u* lasst dass wir sehen, ob Elias kommt, ihn lebendig zu machen. 24, 3. *ialhu ia ngi, lanoh ba ki ta ki ei ki ei kin long* sage uns, wann dies Alles geschehen wird? 24, 42. *phin tip ha ka ba ku noh ka por ba un wan u trai jong phi* ihr wisst nicht, in welcher Stunde euer Herr kommen wird. 6, 25. *wat kuslai ia la ka jingim, da ei ba phin bám* sorget nicht

um euer Leben, was ihr essen werdet. 26, 70. *ngam tip ia ka ei ba phá ong* ich weiß nicht, was du sprichst.

§ 133. Abhängige Sätze, welche eine Wirkung, Folge, Absicht oder Zweck des Hauptsatzes anzeigen, erhalten ebenfalls die Relativpartikel *ba* dass, damit, negat. *ba ioh* damit nicht, oder stehen auch zuweilen im Inf. mit *ban*, z. B. Mth. 4, 22. *la long ka ta baroh te ba yn pyndep ia ka ba la ong u Trai da u Prophet* es geschah aber dies Alles, damit erfüllt würde, was der Herr durch den Propheten gesprochen hat. 3, 7. *ki wan ba un pynbaptis ia ki* sie kommen, damit er sie tauft. 11, 4. *ka la jia, ba u la leit noh nangla* es geschah, dass er von dort weg ging. 12, 22. *u la pynkiah ia u ruh kat ba u ba mallah bymnang kren u la ioh ih u la kren ruh* und er heilte ihn so, dass der Blinde und Stumme sah und sprach. 15, 32. *ngam mon ban phá noh jingit ia ki, ba ioh ki iáplhér ha lynti* ich will sie nicht nüchtern fortschicken, damit sie nicht auf dem Wege verschmachten. 8, 21. *shah ba ngan leit shiwa ban tep ia la u kypá* erlaube, dass ich zuvor gehe um meinen Vater zu begraben.

§ 134. Causalsätze erhalten die Partikel *naba* weil, denn, *namar ba* weil, z. B. Mth. 17, 20. *naba phim ngeit* weil ihr nicht glaubt. 4, 8. *ki dang bred ia ka jár ha ka duriau, naba ki ba ki ba ki nong tong dokhá* sie waren im Begriff das Netz ins Meer zu werfen, denn sie waren Fischer. 5, 7. *suk ki ba isnei, na ba yn isnei ia ki* selig sind die Barmherzigen, denn man wird sich ihrer erbarmen. 13, 58. *um la leh shibún ki kambah hangla, namar ba kim ngeit* er that nicht viele Wunder daselbst, weil sie nicht glaubten. 13, 6. *naba kim don tit ki la iáp* weil sie keine Wurzel hatten, starben sie.

§ 135. Comparative Sätze, welche eine Gleichheit der verglichenen Gegenstände ausdrücken, werden durch *kum* wie, mit darauffolgender Relativpartikel verbunden, z. B. Mth. 6, 2. *wat put ka ronsing ha shiwa jong mé, kum ba leh ki nongarsap blas* nicht die Posaune vor dir her, wie die Heuchler thun. 8, 13. *kum ba mé la ngeit kan long ia mé* wie du geglaubt hast, geschehe dir.

§ 136. Wenn ein Vorzug eines der verglichenen Gegenstände vor dem anderen ausgedrückt werden soll, so gebraucht man dazu *kham* mehr, mit folgendem *ia*, z. B. Mth. 10, 15. *kan long kham jem ia ka ri Sodom bad Gomorra ruh ha ka sngi bishár, ia ka ba kah long ia kata ka shmong* es wird leichter werden dem

Land Sodom und Gomorra an dem Tage des Gerichts als es jener Stadt werden wird. 19, 24. *nga ong ia phi, ba ka kham jem ia u ut ban bysut ha ka tliu tyrnia, ia u riubha ban leit ha ka hima u Blei* ich sage euch, dass es dem Kameel leichter ist in ein Nadelöhr einzugehen, als dem Reichen, in das Reich Gottes zu gehen.

§ 137. Auch wird zuweilen *kham* weggelassen, z. B. Mth. 18, 9. *ka bha ia mé ban leit sha ka ban im da ka wei ka kymat ia ka ban ioh artylli, ban bred ia mé ha ka dujok ding* es ist dir besser, zu geben in das Leben mit Einem Auge, als beide zu haben, dass sie dich werfen in die Hölle des Feuers.

§ 138. Conditionale und hypothetische Sätze werden mit *la, lada* (zuweilen *hynda* oder *haba, mynba*) wenn, eingeleitet, während bei *blos* als möglich gedachten Fällen im Nachsatz *da* folgt, z. B. Mth. 9, 18. *la mé wan buh ka kti jong mé ha ka, kan sa im* wenn du kommst, deine Hand auf sie zu legen, wird sie leben. 16, 26. *naba u briu un myntoi aih, lada u ioh ia ka pyrtei baroh, la u jah ruh ia la ka mynsim* denn was hat der Mensch für Nutzen, wenn er die ganze Welt bekommt und wenn er seine Seele verliert? 26, 39. *lada don lád, ai ba ka neh ka khuri kan lait noh na nga* wenn es möglich ist, gib dass dieser Kelch von mir weggeht. 12, 7. *hinrei lada phi la tip ka ei ka neh, ia ka jingisnei nga kham mon bym ia ka jinginiá, phin num da la pynrem ia u ba klem pop* wenn ihr aber wüsstet, was das ist, ich will lieber Barmherzigkeit, nicht Opfer, so hättet ihr den Unschuldigen nicht verdammt. 23, 30. *lada ngi la long ha karta ki kypá jong ngi, ngim da la ia syllah lem bad ki ha ka snám ki Prophet* wenn wir gewesen wären zu der Zeit unserer Väter, so würden wir nicht mit ihnen berathschlagt haben über das Blut der Propheten. 40, 19. *hynda ki ai noh ia phi ruh wat sngou kustai kumnoh lymne ka ei ba phin ong* und wenn sie euch hingeben, sorgt nicht, wie oder was ihr sprechen sollt. 25, 27. *haba nga wan ngan da ioh la ka jong bad ka sut* wenn ich käme, würde ich empfangen haben mein Eigenthum mit Zins. 24, 32. *mynba ki tynat jong ka ki dang lung, ka sei slá ruh, phi tip ba ka synrai ka la jan* wenn seine Zweige saftig werden und er Blätter hervorbringt, so wisst ihr, dass der Sommer herbeigekommen ist.

§ 139. Concessivsätze werden durch *haba* wenn auch, obgleich, eingeleitet, z. B. Mth. 6, 27. *u noh na phi te ha ba u*

*kuslai ba lah pyntam shi pruh ia la ka ryenieng* wer von euch aber, wenn er auch sorgt, kann vermehren um eine Elle seine Länge? 26, 60. *haba shibún ruh ki nong sakht lamhér ki la wan té kim shem kein* und obgleich viele falsche Zeugen kamen, fanden sie doch nichts.

§ 140. Für Sätze, welche eine Zeitbestimmung enthalten, dienen die Conjunctionen *haba, hynda, mynba* als, da, während, *ynda, hadiin ba* nachdem, *ha shiwa ba* bevor, *tadda, tadynda* bis, z. B. Mth. 2, 16. *haba u la ioh ih ba ki la shukor ia u ki riustád, u la bittar eh* als er sah, dass ihn die Weisen getäuscht hatten, erzürnte er sehr. 5, 25. *iasuk kloï kloï bad u ba ialeh bad mé, haba mé dang sah ha ka lynti bad u* versöhne dich bald mit dem, der mit dir Feind ist, während du noch mit ihm zusammen auf dem Wege bist. 8, 16. *hynda la jan miet, ki la wallam ha u shibún ki ba shong ksuid* als die Nacht sich näherte, brachten sie zu ihm viele Besessene. 13, 26. *hinrei mynba u la mih u keu, u la sei soh ruh, myn kata ki la pau ki niut ruh* als aber der Weizen hervorkam und Frucht trug, da erschien auch das Unkraut. 27, 63. *u la ong, mynba u dang im, ynda laisngi ngan ieng pat* er hat gesagt, während er noch lebte, nach drei Tagen werde ich wieder auferstehen. 1, 12. *ynda la ialam noh ia ki sha Babylon* nachdem man sie nach Babylon weggeführt hatte. 27, 53. *ki la mih noh na ki jingtep, hadiin ba u la mih noh* sie gingen heraus aus den Gräbern nachdem er herausgegangen war. 6, 8. *u kypá jong phi u tip ia ka ei ka ei ba phi kwah, ha shiwa ba phi la pán na u euer Vater weiss Alles was ihr bedürft, bevor ihr es von ihm gebeten habt. 10, 23. phin num put la pyndep ia ki shnong ki Israel, tadda un sa wan u kún u briu* ihr werdet noch nicht die Städte Israel erfüllen können, bis des Menschen Sohn kommen wird. 5, 26. *mén num lait shu nangta, tadynda mén ai siu lut buroh* du wirst nicht von dort weggehen, bis du das Letzte ganz bezahlen wirst.

## VI. Wortstellung.

§ 141. Im Allgemeinen gilt die Regel, dass Wörter, welche einem anderen zur näheren Bestimmung dienen, demselben nachgesetzt werden, also namentlich das Attribut, es sei Adjectiv oder Genitiv (§ 92) und die Apposition (§ 93 f.).

§ 442. Eine Ausnahme hiervon machen die Zahlwörter (§ 83), zu welchen auch *bún* viel, *u wei* ein anderer, zu rechnen ist, z. B. Mth. 6, 7. *ki mút ba yn sngou ia ki namar ka ba bún ktín jong ki* sie meinen, dass man sie erhört wegen ihrer vielen Worte. 7, 22. *ngi ngim la kam shibún ka kam bah ha ka kyrteng jong mé* haben wir nicht viele grosse Thaten gethan in deinem Namen? 26, 69. *ka la wan ha u ka wei ka shakri* es kam zu ihm eine andere Magd. Doch steht *bún* auch zuweilen nach seinem Substantiv, z. B. 8, 4. *haba u la hier na u lúm, ki paitbah ba bún ki la búd ia u* als er vom Berg herabstieg, folgte ihm viel Volk nach.

§ 443. Auch das Demonstrativum steht gewöhnlich voran (§ 80), zuweilen wird es jedoch auch nachgesetzt, z. B. Mth. 13, 34. *nangnok u neh u la ioh ka neh ka jingstád bad ki kam bah ki neh* woher hat Dieser empfangen diese Weisheit und diese grossen Thaten?

§ 444. Wie das Attribut, so wird auch das Adverbium dem Worte, zu welchem es gehört, nachgesetzt, sei dies nun ein Nomen oder Verbum, z. B. Mth. 2, 10. *haba ki la ioh ih ia u klúr te ki la kymen da ka jing kymen krau eh* als sie nun den Stern sahen, freuten sie sich mit einer sehr grossen Freude. 7, 5. *hynda kumta mén ioh ih bha ban klau noh ia u tyngiat na ka kymat u paralok jong mé* dann siehe wohl zu, den Splitter aus dem Auge deines Bruders herauszuziehen. 26, 64. *nga lah ban pynjot ia ka Tempel u Blei, ban tei pat laisngi ia ka* ich kann den Tempel Gottes zerstören und in drei Tagen ihn wieder bauen.

§ 445. Unter diesen Adverbien ist *noh* das am häufigsten vorkommende, das nach jedem Verbum steht, welches die Richtung hin, hinweg, hinaus ausdrücken soll, z. B. Mth. 2, 43. *iang, shim noh ruh ia u kún lung bad ka kymí jong u ruh, phet noh ruh sha ka Ejipt* steh auf und nimm weg das Knäblein und seine Mutter und fliehe fort nach Egypten. 3, 10. *ia ki diing baroh ki bym sei soh babha yn khet noh* alle Bäume, welche nicht gute Frucht tragen, wird man abhauen. 3, 16. *u la ktu noh soit na ka um* er stieg heraus alsbald aus dem Wasser. 4, 4. *hynda kumta u mynsim u la ialam noh ia u Jesu sha ka ri klau da* führte der Geist Jesum hinaus in die Wüste. 4, 4. *bym da u kypú hih ba um im u briu, hinrei da ki ktín baroh ki ba mih noh na ka shintur u Blei* nicht von Brod allein (ists) dass der Mensch lebt, sondern von allen Worten, welche aus dem Mund Gottes herausgehen.

5, 25. *ba ioh shistn u ba ialeh un da ai noh ia mé ha u nong bi-shár* damit nicht etwa der Feind dich hingiebt dem Richter.

§ 446. In der Stellung des Subjects zum Prädicat hat die Kassiasprache eine grössere Freiheit, als man sie sonst bei flexionslosen Sprachen antrifft, indem jenes nicht nur, was die Regel ist, vor, sondern auch zuweilen nach diesem steht, z. B. Mth. 7, 44. *ka ba khim ka jing khang, ka ba wil ruh ka lynti ba lam sha ka ban im eng* (ist) die Pforte und schmal der Weg welcher in das Leben führt. 15, 28. *ko kyntei, ka bakrau ka jing-geit jong phá* o Weib, gross (ist) dein Glaube. 6, 9. *long bakúid ka kyrteng jong mé* es sei heilig dein Name.

§ 447. Die Regel ist zwar, dass das Subject vor, das Object nach dem Verbum steht; doch giebt es hiervon auch Ausnahmen. Die Stellung des Subjects nach dem Verbum findet vorzüglich häufig in Causal-, Temporal- und Relativ-Sätzen statt, z. B. Mth. 2, 6. *phim long barit kham tam ha ki siim Juda: naba na phi un wan u rangbah* du bist nicht die kleinste unter den Fürsten Juda, denn aus dir wird der Herzog kommen. 13, 6. *haba ka la ieng ka sngi te, ki la shit eh* als aber die Sonne aufging, wurden sie sehr dürr. 9, 44. *hynda kumta ki la wan ha u ki synrán u John* da kamen zu ihm die Jünger Johannis. 2, 9. *u la neh ruh ha neng ka jaka ha ka ba u don u kum lung* und er stand über dem Ort, wo das Knäblein war.

§ 448. Umgekehrt steht das Object vor dem Verbum wenn ein besonderer Nachdruck darauf gelegt werden soll, z. B. Mth. 9, 13. *ia ka jingisnei nga kham mon, bym ia ka jinginiá* Barmherzigkeit will ich lieber, nicht Opfer.

## VII. Einige Sprachproben.

### 1. Das Vaterunser.

Ko kypá jong ngi u ba ha byneng; long bakúid ka kyrteng jong mé. Wan ka híma jong mé. Long ka mon jong mé ba ka kyndeú, kum ba ha byneng. Ai ia ngi mynta ka jing bám jong ngi ka ba biang. Máp ruh ia ngi ka ryngkang jong ngi kum ba ngi máp ia ki ba leh sniu ia ngi. Wat ialam ruh ia ngi sha ka ba pynshoi, hinrei súmar ia ngi na ka basniu. Naba ka híma, ka bor ruh, ka búrom ruh ki jong mé, hala karta. Amen.

2. *Matth.* 20, 4—16.

Naba ka hima ka byneng ka long kum u ba u trai iing, u ba la leit la step ban wér ki briu ban trei ha ka bri jong u. Haba u la iakut ruh bad ki nongtrei shi denari shi sngi, u la phá ia ki ba ka bri jong u. Haba u la leit ruh hamar ka ba lai baje, u la ioh ih ia ki wei ki ba ieng kai ha ka ieu, u la ong ruh ia ki, khi leit maphi ruh ha ka bri jong nga; kat ka ba biang ruh, ngan ai ia phi. Ki té ki la leit. Haba u la leit pat hamar ka ba hinriu baje bad ka ba kyndai baje u la leh kumjuh. Haba u la leit ruh hamar ka ba kadwei baje, u la shem ia ki wei ki ba ieng kai, u la ong ia ki ruh, balei phi iaieng kai hangneh baroh shisngi? Ki la ong ia u, naba ym don u ba la wan wér ia ngi. U la ong té ia ki, khi leit maphi ruh sha ka bri, kat ka ba biang ruh, ngan ai ia phi. Hynda la jan miet ruh: u trai ka bri u la ong ia u rangbah jong u, khot ia ki ba la trei, ai ia ki ruh la ka bainong; syddang naduh u ba kadduh baduh u ba shiwa. Haba ki la wan ruh ki ba la iakut hamar ka ba kadwei baje, ki la ioh shi denari. Haba ki la wan ki ba mynshiwa té ki la mút ba kin ioh tam; ki ruh ki la ioh shi denari. Haba ki la pyddiang té ki la kren knium ia u trai iing, ki da ong, ba ki ta ba kadduh ki la trei tdang shi baje, mé la pynlong ia ki ryngkat bad ngi ki ba la shah ia ka ba eh bad ka ba shit ka sngi. U la iathu u la ong té ia u wei na ki, ko lok, ngam la leh ka bym bok ia mé: mém la iakut shi denari bad nga? Shim ia la ka jong, khi leit noh ruh: nga mon ban ai ruh ia u ta ba kadduh kum ba ia mé. Kam bit ia nga ban leh ka ba nga imon da la ka jong? Ka kymat jong mé ka long hasniu na ba nga long babha? Kumta ki ba kadduh kin long shiwa, ki ba shiwa ruh kin long kadduh; naba ia shibún la khot, ia kyndiat té ba jit.

3. *Matth.* 25, 4—30.

Kumta ka hima ka byneng ka long kum ki shipou ngút ki teisotti, ki ba la shim ia ki sharak jong ki, ba la leit tan ruh ia u nong leitkurim. San ngút té na ki ki ba la long stád, san ngút ruh ki babieit. Ki ba bieit ki la shim ia ki sharak jong ki, kim la shim ruh ia ka umpeniang bad ki. Ki ba stád té ki la shim ia ka umpeniang ha ki kulpi jong ki lem bad ki sharak jong ki. Haba u nong leit kurim u pynlyngiár té, ki la symtiah baroh, ki la ioh tiah ruh. Myn shiteng syniá la long ka jing pyrta, ha

kymih, u wan u nongleit kurim: khi leit ban tan ia u. Hynda kumta ki ta ki teisotti baroh ki la iaieng, ki la shná ruh ia ki sharak jong ki. Ki ba bieit té ki la ong ia ki bastád, to ai ia ngi na ka umpeniang jong phi; naba ki sharak jong ngi ki sa lip. Ki bastád ki la iathu, ki da ong, ba ioh kan num dap ia ngi bad ia phi ruh, khi leit kein sha ki ba die, ban tiit ia lade. Haba ki dang leit tiit, u la wan u nong leit kurim, ki ba la kloiruh ki la leit bad u sha ka jing kawai shong kurim, la khang ruh ia ka jingkhang. Hadiin ka ta ki la wan ki wei pat ki teisotti, ki da ong, ko kynrád, ko kynrád, plie ia ngi. U la iathu té u la ong shisha nga ong ia phi, ngam íthu ia phi. Namar ka ta sumar, naba phim tip lymne ia ka sngi, lymne ia ka por, ba un wan u kún u briu.

Naba ka long ba u briu u ba sa leit jingleit, u ba la khot ia ki shakri jong u, ba la ai ruh ia ki ka spah jong u. Ia u wei u la ai san talent, ia u wei ruh ar, ia u wei ruh ka wei; ia ki baroh kat ba kum ka buit jong ki; kumneh kumneh ruh u la leit noh sha ka wei ka rí. Ynda kumta u ba la ioh san talent u la leit kaii bad ki, u la pynman ki wei pat ki san talent da ki. Kumjuh ruh u ba la ioh ar, u la ioh nong ia ki wei ar. U té u ba la ioh ka wei u la leit tih ia ka kyndeú, u la burih ia ka rúpa u kynrád jong u. Hynda la slem u kynrád jong ki ta ki shakri u la wan u la iakhein bad ki. U ba la ioh san talent u la wan, u la wallam ruh san tylli ki wei ki talent, u da ong, ko kynrád, mé la ai ia nga san talent, ba kymih, nga la ioh nong san ki talent ki wei pat bad ki. U kynrád jong u u la ong ia u, bha: mé u shakri babha bad u bangeit, mé la minot ia ka ba kyndiat, ngan buh ia mé halor ka ba bún; khi leit sha ka jing kymen u kynrád jong mé. U ba la ioh ki ar talent ruh u la wan u la ong: ko kynrád, mé la ai ia nga ar talent, ba kymih, nga la ioh nong ia ar ki talent ki wei pat bad ki. U kynrád jong u u la ong ia u, bha: mé u shakri babha bad u ba ngeit; mé la minot ia ka ba kyndiat, ngan buh ia mé halor ka ba bún; khi leit sha ka jing kymen u kynrád jong mé. U la wan ruh de u ba la ioh ka wei ka talent, u la ong, ko kynrád, nga la tip ba mé u ba u briu ba eh, u ba ot na sha ka ba mém la bet, u ba lum na sha ka ba mém la pynsahbred; nga la kaweit ruh nga la leit burih ia ka talent jong mé ha ka kyndeú: ha kymih, mé la ioh la ka jong. U kynrád jong u ta u la iathu u la ong ia u, mé u shakri bymman bad ba albia, mé la tip ba nga ot na sha ka ba ngam put



la bet? ba nga lum na sha ka ba ngam put la pynsahbred? Ka la dei ia mé ban ai ka rúpa jong nga ha ki ba ai sut, ba haba nga wan ngan da ioh la ka jong bad ka sut. Namar ka ta shim noh na u ka talent, ai ruh ia u ba don shipou talent. Naba ia u ba don yn ai, un ioh shibún ruh, u bym don ruh, wad ka ba u don, yn shim noh na u. Bred noh ruh ia u shakri bym myn-toi sha ka ba dum ka ba kham jingai, hangta un lyniar bad kum dait hyniat.

---

## WÖRTERBUCH.

(Bei Wörtern, welche nur Einmal vorkommen, oder deren Bedeutung zweifelhaft ist, ist die Stelle des Ev. Matthäi, wo sie sich finden, angegeben.)

### a.

ah o, *ack*.  
ai *geben*; ai nguh *opfern*; ai noh ka mynsiim *den Geist aufgeben*; jing ai *die Gabe*.  
ainong *Lohn geben, belohnen*.  
aiom *Zeit*.  
aiuh *was?*  
alhia *faul, träge* 25, 26.  
alle *komm*.  
ang *öffnen, aufthun; sich öffnen*.  
ap *bewachen, hüten*.  
ar *zwei*; arngút *zwei (Personen)*; arsnem *zwei Jahre*; artylli *zwei (Stück)*.  
arbynta *zwei Theile, entzwei*.  
arshah *zweifältig, doppelt* 23, 15.  
arsiin *zweimal, ba arsiin der zweite*.  
arsap *heucheln*; nong arsap *Heuchler*.  
artatín *zweifeln*.  
atpyllung *s. jingatpyllung*.

### b (bh).

ba *welcher, welche, welches; dass, damit; bildet Participia, Adjectiva u. s. w.* u ba — u ba *der eine — der andere*.  
babein *Lästerung*.  
babhá *gut*.

babieit *thöriht*.  
babún *viel*.  
bad *mit, und*.  
bah *tragen*; jing bah *Bürde* 23, 4.  
bah *gross, breit, hoch*.  
bahok *gerecht*.  
baiáp *der Tod; der Todte*.  
baieit *geliebt*.  
baim *lebendig*.  
bainong *Lohn*.  
baisnei *Wohlthat, Almosen*.  
bajam *laut, schreiend*.  
baje *Stunde*.  
bajem *leicht, Erleichterung, Beruhigung*.  
bajerong *hoch*.  
bajeu *Essig* 27, 34.  
bakla *irrig* 22, 29.  
baklain *stark* 12, 29.  
bakrau *gross, stark*.  
bakren *Rede; bakren bein Lästerrung*.  
bakúid *heilig*.  
balang *Versammlung, Gemeinde*.  
balamhér *Lüge*.  
balei ba *warum?*  
bám *essen, fressen; Speise; jing*  
bám *Speise, Futter; bām-lalot fressen* 11, 19. bām duh *aufessen, verzehren*.  
bamon *Wille*.

- bamút *Sinn, Gedanke, Gemüth.*  
 ban zu, um zu.  
 bangeit *treu; Treue, Glaube.*  
 bani *rein* 27, 59. s. ní.  
 baot *Schnitter.*  
 bapáu *Oeffentlichkeit.*  
 bapyllah *Wunder.*  
 bapynduh *Verwüstung.*  
 bår *aussen.*  
 barih *verborgen.*  
 barim *alt, Alterthum.*  
 barit *klein, demüthig.*  
 baroh *ganz, jeder, alle; baroh arg-  
ngút beide.*  
 basan *Volk.*  
 basian *klug.*  
 basngaid *Mastvieh* 22, 4.  
 basniu *Uebel; bös, scheel.*  
 bastád *weise, klug.*  
 bastling *leicht* 11, 30.  
 bashún *Feindschaft, Hass.*  
 bat *anfassen, anhangen.*  
 batai *deuten, erklären.*  
 beh *wehen; beh bein verfolgen;  
beh noh austreiben.*  
 bein *Schmähung, Hohn, Spott;*  
 kren *bein lästern, schmähen; jing  
kren bein od. bakren bein Läs-  
terung.*  
 bet *sän; nong bet Säemann.*  
 bha *gut, wohl; gut sein; sei ge-  
grüsst; sngou bha Wohlgefallen  
haben; leh bha Gutes thun, wohl-  
thun.*  
 biang *passen, sich schicken, genü-  
gen; ba biang passend, ange-  
nehm; biang biang sorgfältig,  
eifrig.*  
 bieit *Narr; mondsüchtig, thörrigt,  
eitel, schwach.*  
 bishar *richten; ba bishar Richter;  
jing bishar Gericht.*  
 bit *sich ziemen; recht, ziemend; ih  
bit wohlgefällig sein.*
- bittar *wornig werden; jing bittar  
Zorn.*  
 biu s. weibiu.  
 blád *unschmackhaft, dumm* 5, 13.  
 blang *Bock.*  
 blei *Gott.*  
 bor *Kraft, Macht.*  
 bred *werfen, wegwerfen.*  
 bri (*Acker*) *Weinberg.*  
 briu *Mensch; ki briu die Men-  
schen, Leute, das Volk.*  
 búd *folgen.*  
 buh *legen, stellen, setzen, stecken,  
hinein thun; liegen.*  
 buhrih *verbergen.*  
 buin —; ai buin *sügen.*  
 buit *Rath, Absicht; Fähigkeit; sub  
buit anweisen, Rath erteilen.*  
 bún *viel; Menge.*  
 burih s. buhrih.  
 burom *Ruhm, Preis, Lob; Herr-  
lichkeit; Verdienst; ehren, rüh-  
men.*  
 byllin *viel* 4, 25.  
 bym *nicht, un—; bym lah un-  
möglich.*  
 bymhok *ungerecht.*  
 bymjiukut *unendlich, ewig.*  
 bymjiulip *unauslöschlich.*  
 bymman *übel, bös.*  
 bymngangkren *stumm.*  
 bymngait *Unglauben.*  
 byn *dass man (fut.).*  
 byná *bekannt machen, verkündi-  
gen; jing byná Gerücht, Geschrei.*  
 bynái *Mond.*  
 bynda —; ha bynda *bis.*  
 byndi *gefangen nehmen; Gefäng-  
niss.*  
 byneng *Himmel.*  
 byniat *Zahn.*  
 bynriu *Menschen, Volk.*  
 bynta *Theil, Antheil, Erbtheil; ar-  
bynta zwei Theile, entzwei; na*

ka bynta *wegen*; ia bynta *theilen, vertheilen*.  
 byntiu (byntin?) *speien*.  
 bysah *nähren* 6, 26.  
 bysein *Otter, Schlange*.  
 bysut *eingehen, eintreten*.  
 bytta *waschen* 6, 17.

## d.

da *durch, von; Partikel im Nachsatz hypothetischer Sätze; Hilfsverbum wie das engl. I am (going, writing etc.)*.  
 dá *sichern* 28, 14.  
 dabi *Büchse, Flasche* 26, 7.  
 dait *s. kumdait, pyndait*.  
 dak *Zeichen; alsbald* 4, 20.  
 dakait *Räuber* 27, 38.  
 dang *Hilfsverbum wie da*.  
 dap *voll; voll sein; füllen, sättigen; genügen, hinreichen*.  
 dau —; khem dau *in der Rede fangen*.  
 de *auch*.  
 dei *werth sein; sich ziemen, gebühren; angehen, betreffen*.  
 dem *niederfallen s. ladem*.  
 diang *links, d. linke*.  
 die *verkaufen, verrathen; ha die Kaufmann*.  
 dih *trinken*.  
 diin *hinter, zurück; s. hadiin, na-diin, shadiin*.  
 diing *Baum; Holz; Stab; diing-duh Stecken, Stab, Stange; diing-pyná Kreuz; diing-pynieng-sharak Leuchter; diing-shiah Dornstrauch*.  
 ding *Feuer*.  
 dob *Fleisch*.  
 dokhá *Fisch*.  
 don *haben; da sein, vorhanden sein, sich befinden*.

dong *Ecke, Spitze; Gelegenheit; s. lád*.  
 donút *Herz*.  
 dor *Preiss, Geld*.  
 duai *beten*.  
 duh *endigen, aufhören; verderben; bám duh aufessen; s. haduh, naduh, kadduh, diing-duh*.  
 dubalia *Pfeifer* 9, 23.  
 dujok *Hölle*.  
 duk *arm*.  
 dum *Finsterniss; finster*.  
 dur *Bild, Gestalt, Ansehn*.  
 duriau *Meer*.  
 duwan *Altar*.  
 dykoh *lahm*.  
 dykot *Glied*.  
 dypei *Asche* 11, 21.

## e.

eh *schwer, hart, heftig; sehr*.  
 ei *umsonst* 10, 8; u ei *wer*; ei ei *irgend etwas*; u ei u ei *Jemand*; ki ei ki ei *alle; die Dinge, der Hausrath*.  
 ém *nein*.

## g.

gadda *Eselin* 21, 2.  
 gráp *(engl.) Weintraube*.

## h.

ha *zu, in, an, bei; wenn, als, da*;  
 ha ba *als, da; ha kymih siehe*.  
 haba *als, da; obgleich; dann*.  
 hadiin *nach, hinter*.  
 haduh *bis*.  
 bahoi *ja*.  
 hajan *neben, bei; hinzu*.  
 hajar *tausend*.  
 hakymih *siehe*.  
 hala —; hala karta *allezeit, ewig*;  
 hala ka *sngi täglich*.

halor über, auf.  
 hamar um, gegen.  
 hangneh hier, hierher.  
 hangnoh wo?  
 hangta dort, daselbst.  
 háp fallen.  
 hapoh unter, unterhalb; innen,  
 hinein.  
 harúd am Rand, am Ufer.  
 hier herabkommen, niedersteigen.  
 hih allein, nur.  
 hikai lehren, lernen; jing hikai  
 Lehre; nong hikai Lehrer, Mei-  
 ster; ioh hikai lernen.  
 hima Reich.  
 hiniau sieben.  
 hinrei aber, sondern.  
 hinriu sechs; hinriupou sechzig.  
 hok Gerechtigkeit; recht, fromm.  
 hükum befehlen, gebieten; Befehl,  
 Gesetz.  
 hurryngkeu Feldgras 6, 30. s.  
 ryngkeu.  
 hynbeu jüngerer Bruder.  
 hynda als, da, wenn; nun.  
 hynmen älterer Bruder; hynmen  
 hynbeu Brüder.

## i.

i —; i wei i ein einziger.  
 ia zu, über, not. dat. & acc.; zu-  
 sammen; wohlan!  
 iaáp zusammen wachen.  
 iabám zusammen essen.  
 iadie einander verrathen.  
 iadih zusammen trinken.  
 iadoh küssen 26, 48.  
 iaduai (mit einander) bitten 8, 34.  
 iaiaid zusammen gehn.  
 iaíd gehn.  
 iai-dih kiád saufen 11, 19.  
 iaieng zusammen stehn, aufstehn.  
 iaineh ausharren 10, 22.

iaisi hassen 24, 10.  
 iaishah Geduld haben 18, 26.  
 iaishong bleiben, verweilen 26, 38.  
 iakai huren; ba iakai Hurerei; ia-  
 kai kyntei Hure.  
 iaklád scheiden, absondern.  
 iakleh vermischen 27, 34.  
 iakren sich unterreden.  
 iakut eins werden, überein kommen.  
 iakynih Gewalt anthun 11, 12.  
 iakhein zusammenrechnen, abrech-  
 nen.  
 ialam zusammen führen.  
 ialang zusammenbringen; sich ver-  
 sammeln.  
 ialap predigen, sprechen; weis-  
 sagen.  
 ialeh Feind sein, streiten, zanken;  
 ba ialeh Feind, Widersacher.  
 ialeit mit einander gehn 26, 46.  
 ialum sammeln, versammeln.  
 iám klagen, weinen.  
 iamáp vergeben.  
 iamút übereinstimmen 18, 19.  
 ianeh vereint sein 19, 5.  
 ianoh wen; ianoh ianoh irgend  
 Jemand.  
 iaong zusammen sprechen.  
 iáp sterben; jing iáp Tod; ba iáp  
 Tod, der Todte; pang iáp gicht-  
 brüchig sein; phet iáp sich stür-  
 zen 8, 32.  
 iapein wechseln 21, 12.  
 iaplá Zeugniss ablegen.  
 iáplhér verschmachten 15, 32.  
 iapom kämpfen; nong iapom Krie-  
 ger, Soldat.  
 iáptem theure Zeit 24, 7.  
 iapyniáp zusammen tödten.  
 iapyrta schreien.  
 iarah aufheben.  
 iaráp helfen, beistehn.  
 iaruai lobsingeln 26, 30.  
 iaroh preisen.

iasait *denken*.  
 iasang *sich versammeln*.  
 iasoh *s. pyniasoh*.  
 iasuk *sich versöhnen*.  
 iasylla *berathschlagen*.  
 iashah *ausharren* 24, 43.  
 iashem *begegnen, zusammenkommen*.  
 iashet *überreden* 27, 20.  
 iashim *nehmen, ergreifen*.  
 iashong *zusammen sitzen*.  
 iateh *verbunden, verlobt*.  
 iathu *sagen, melden, antworten*.  
 iathulypá *weissagen*.  
 iawan *kommen*.  
 íbein *verachten, s. bein*.  
 íbha *gut ansehen* 23, 27.  
 íeh *lassen*.  
 íeit *lieben; jing íeit Liebe*.  
 íeng *stehn, aufstehn; auferstehn; aufgehn (von der Sonne)*.  
 íenoh *verlassen, zurücklassen*.  
 íeu *Markt*.  
 íh *sichtbar sein, erscheinen; íh mon wollen*.  
 íshempang *mit den Augen erkennen* 13, 44.  
 íianggei *Finsterniss Joh. 4, 5*.  
 íing *Haus; íing rit kleines Haus, Hütte; trai íing Hausherr*.  
 íingliing *(Schiffhaus) Arche*.  
 ím *leben*.  
 ímon *wollen*.  
 ímpat *wieder leben, auferstehn; jing ímpat Auferstehung*.  
 ínbih —; jing ínbih *Weihrauch* 2, 44.  
 ínong *s. bainong, nong*.  
 íoh *empfangen; haben, besitzen; íoh íh sehn; íoh sngou hören; íoh tiah einschlafen; íoh híkai lernen, u. ía íoh híkai der Schüler; — ía íoh dass nicht*.  
 íong *schwarz*.

ísi *hassen*.  
 ísnei *barmherzig; sich erbarmen, schonen; ía ísnei Barmherzigkeit, Almosen*.  
 íthu *kennen, erkennen*.  
 íuh *treten*.  
 íunukh *(engl.) verschnitten*.

## j.

jah *verlassen, weggehn; nachlassen, sich legen; verloren gehn; verlieren; verlassen, wüst, öd*.  
 jajai *still, ruhig* 8, 26.  
 jain *Kleid*.  
 jainkúp *Mantel*.  
 jait *Art, Gattung, Stamm*.  
 jajar *heimlich; abgesondert*.  
 jaka *Ort, Stelle, Wohnung; jaka tep Begräbnissplatz, Grab*.  
 jakhia *Schmutz, Unflat, Greul*.  
 jam *laut schreien*.  
 jan *sich nähern, herbeikommen*.  
 janai *vollkommen*.  
 jár *Netz*.  
 jem *leicht*.  
 jemnut *sanftmüthig*.  
 jerong *Höhe*.  
 jhurr *Kohl* 13, 32.  
 jia *sich begeben, geschehn*.  
 jihia *Krankheit*.  
 jilán *breit, weitläufig*.  
 jilliú *tief*.  
 jimphong *Rock st. jing phong*.  
 jin *fast, beinah*.  
 jindei *häufig, oft*.  
 jing *Präfix für süchtige oder abstracte Substantiva*.  
 jingai *Gabe, Geschenk; fern*.  
 jingáp *Wache*.  
 jingatpyllung *Welle, Woge* 8, 24.  
 jingdiang *Gefäss* 13, 48.  
 jingiaroh *Preis, Lob*.  
 jingiathu *Meldung, Botschaft*.

jingim *Leben*.  
 jingisnei *Barmherzigkeit*.  
 jingit *nüchtern*; shah jingit *fasten*.  
 jingjuh *Fusstritt, Schemel*.  
 jingjintut *Aergerniss s. tut*.  
 jingkiniá *Opfer*.  
 jingkit *Last*.  
 jingkuslai *Sorge*.  
 jingkhang *Thür*.  
 jingmut *Gedanke, Meinung*.  
 jingoh *sehn, besehn, zusehn*.  
 jingot *Aerndte*.  
 jingpán *Bülte*.  
 jingpang *Krankheit*.  
 jingpeh *Worfschaukel* 3, 12.  
 jingput *Pfeife*.  
 jingsakhi *Zeugniss*.  
 jingsleh *Salbe*.  
 jingsok *Friede*.  
 jingshai *Licht*.  
 jingtep *Grab*.  
 jingtiah *Lager, Bett*.  
 jingtoh *Schrift*.  
 jingtung *Pflanze*.  
 jingut *Schalk* 6, 23. s. saujingut.  
 jinjar *Trübsal*.  
 jinteí (st. jingtei) *Gebdude*.  
 jít *wählen, auswählen, aussuchen*;  
 jingjit *die Auswahl; Gemeinde*  
 46, 48.  
 jiu *pflügen*; kam jiu *noch nicht*.  
 jiubor *müchtig, gewaltig s. bor*.  
 jiulip *auslöschen, s. lip*.  
 jitung *Testament, Bündniss* 26, 28.  
 jong *Eigenthum; not. genit.*  
 jot *verderben, unkommen; ban jot*  
*Verdamniss* 7, 43.  
 juh *derselbe, der nehmliche* 26, 44.

## k.

ka *die, das; sie, es*.  
 kabrip *schlummern* 43, 45.  
 kád *zerreißen; jing kád Riss*.

kadar *zwölf*.  
 kadduh *der spätere, letzte*.  
 kadsau *vierzehn*.  
 kadwei *elf*.  
 kah *beschatten; jing kah Vorhang*.  
 kai *müssig*.  
 kái s. khái.  
 kalai *loosen; ba kalai Loos*.  
 kam *sie nicht, es nicht; That, Ge-*  
*schäft, Dienst; Noth, Bedürfniss;*  
*thun, arbeiten; don kam bedür-*  
*fen*.  
 kambah *grosse That, Wunder*.  
 kamchum *nicht* Job. 4, 3. 5. 40.  
 s. shum.  
 kan *sie wird, es wird*.  
 karta *Zeit, Zeitalter*.  
 kat so.  
 kata *jenes; dort, da, dann*.  
 katnoh *wie viel, wie gross*.  
 katta *solches; jetzt, denn*.  
 kawai —; jing kawai *Mahlzeit*.  
 kaweit *sich fürchten; Furcht*.  
 kein *zwar, doch*.  
 kér *umgeben* 24, 33.  
 keu *Waisen*.  
 ki *sie, die*.  
 kiád s. iai-dih.  
 kiah *genesen; ba kiah gesund*.  
 kiár *breit*.  
 kiau kurim *Schwiegermutter* 40, 35.  
 kier *sich hüten* 16, 6.  
 kih *wehen, sich bewegen; kih khang*  
*sich empören, einen Aufstand ma-*  
*chen; kih pahloh wogen; kih win*  
*in Bewegung kommen; erschre-*  
*cken*.  
 kim *sie nicht*.  
 kin *sie werden*.  
 kineh *st. ki neh diese*.  
 kiniá *opfern; jing kiniá Opfer*.  
 kitap *Buch*.  
 kiú *steigen, hinaufgehn*.  
 kiuh *erschrecken* 28, 4.

- klád s. iaklád.  
 klau wild, wüst; reissen, ziehen.  
 kleh s. iakleh.  
 klem ohne.  
 klet vergessen 16, 5.  
 kli Kopf, Haupt, Schädel.  
 klim ehebrechen; ba klim Ehebruch, Ehebrecher.  
 kloï eilig; la kloï bereit, fertig; kloï kloï bald.  
 klúr Stern.  
 knang 6, 1.  
 kniang Motte.  
 knium Murren.  
 ko o!  
 konguh gehorchen.  
 kor kostbar, werthvoll, sonderlich.  
 kordor köstlich, kostbar.  
 kordit Schmerz leiden; Qual; wehe!  
 kot Schrift, Brief.  
 krau gross, stark.  
 kreat kalt, frisch.  
 kreh bereiten.  
 krem Grube 21, 13.  
 kren sprechen; bym nang kren (nicht sprechen könnend?) stumm.  
 kreu schwach; jingkreu Schwachheit 8, 17.  
 kroh besänftigen 28, 14.  
 krong Zoll; Zoll einnehmen; nong krong Zöllner.  
 ksan rechtfertigen 11, 19.  
 kseu Hund.  
 ksier Gold.  
 ksuid böser Geist, Teufel; u ba shong ksuid der Besessene.  
 kti Hand.  
 ktin Wort, Rede; Stimme, Geschrei.  
 küblei grüssen; sei gegrüsst.  
 kúid heilig, rein; Heiligthum; rein sein.  
 kúlar versprechen, verheissen 14, 7.  
 kulpi Gefüss, Krug.  
 kúm binden, fesseln.  
 kum wie.  
 kumdait Klappern.  
 kumjuh ebenso.  
 kumneh so, also; kumneh kumneh alsbald.  
 kumnoh wie? kumnoh kumnoh welcherlei auch.  
 kumta so.  
 kún Kind, Sohn, Tochter; Junges; Art, Geschlecht; kún kyndiat eh das Kleinste 5, 18.  
 kung Balken.  
 kúnlung Kindlein, Knäblein.  
 kúp anziehen, sich kleiden.  
 kur der Nächste, Verwandte; Familie.  
 kurim —; shong kurim heirathen, Hochzeit machen; jing shong kurim Hochzeit; nong leit kurim Bräutigam; kiau kurim Schwiegermutter; nongon kurim Hochzeitsgast; syngken kurim Schwiegermutter; pyrsah kurim Schwiegertochter.  
 kúrup rauben 12, 29.  
 kuslai sorgen; jing kuslai Sorge.  
 kut Ende, s. iakut, pynkut.  
 kwá, kwah bedürfen, begehren.  
 kwai Angel 17, 27.  
 kydang satt werden.  
 kyddeu hinweisen, deuten 12, 49.  
 kydiah brechen.  
 kyjap ersticken 13, 22.  
 kyjat Fuss.  
 kyjér seihen 23, 24.  
 kylla verändern, sich verwandeln, sich bekehren; kylla ka bamüt bereuen, Busse thun.  
 kylleng umher.  
 kylli fragen, erforschen; einladen.  
 kylliang borgen; abwechseln? ha ka ba sausin ia kylliang jingáp



myn miet *in der vierten Nacht-  
wache* 14, 25.  
 kyllon *fallen*.  
 kylluid *weit* 7, 13.  
 kyllot *taub* 11, 5.  
 kymá *s. sahkymá*.  
 kymat *Auge; Angesicht; ha kymat  
vor*.  
 kymen *sich freuen; Freude*.  
 kymí *Mutter*.  
 kymih *ansehn*.  
 kyndai *neun*.  
 kyndeu *Erde, Staub*.  
 kyndiat *wenig, einiges*.  
 kyndit (*die Augen*) *aufschlagen*  
17, 8.  
 kyndit *sich entsetzen, sich verwun-  
dern*.  
 kynduh *stossen* 4, 6.  
 kynih *s. iakynih*.  
 kyniuh *zittern, beben; jing kyniuh  
Erdbeben*.  
 kynja —: ki ba kynja sim byneng  
*die Vögel unter dem Himmel* 6, 26.  
 kynmau *sich erinnern*.  
 kynna *Kind, Mädchen, Knabe*.  
 kynnob *benennen, einen Zunamen  
geben* 10, 3.  
 kynrád *Herr*.  
 kynriah *weichen*.  
 kynriang *Krüppel*.  
 kynsheu *sammeln; jing kynsheu  
Sammlung, Schatz*.  
 kynthah *anrühren, st. kytah*.  
 kyntang *heiligen* 23, 17.  
 kyntei *Weib, Frau*.  
 kyntem *Tenne* 3, 12.  
 kyntér *schüttelein* 10, 14.  
 kyntín *Wort? st. ktn; um ong  
shikyntín er spricht nicht ein Wort*.  
 kypá *Vater*.  
 kypoh *das Innere, der Bauch*.  
 kypú *Brod*.

kyrkhhú *segnen*.  
 kyrmen *getrost sein, hoffen*.  
 kyrngah *schüttelein* 27, 39.  
 kyrpád *bitten, beten*.  
 kyrphang *besonders, allein*.  
 kyrteng *Name, Ruf*.  
 kytah *anrühren*.  
 kytang *Galle* 27, 34.

## kh.

khá *gebären; Geburt*.  
 khaii *handeln, Handel treiben;  
nong khaii Kaufmann; jing khaii  
Geschäft, Gewerbe*.  
 khain *grob? jain khain grobes  
Kleid, Sackleinen* 11, 21.  
 khajina *Zoll, Zins, Abgabe*.  
 kham *mehr, vielmehr, lieber; kham  
noh hinabsinken, untergehn* 14,  
15. kham pallat *dass* 14, 15.  
 khan *verstehn* 13, 19.  
 khana —: ki jingiathu khana ba-  
bha *das Evangelium* 24, 14.  
 khang *zuschliessen, verschliessen;  
wehren; nong khang Versucher;  
jing khang Thür*.  
 khár *aufheben*.  
 khein *auflösen; rechnen; khein dor  
bezahlen*.  
 kheit *pflücken, lesen, ärndten*.  
 khem *ergreifen*.  
 khet *hauen, hacken; Stuhl*.  
 khi *aufstehn, sich erheben, wog-  
gehn*.  
 khia *tragen, schwer haben; Last;  
ba khia schwer*.  
 khim *eng*.  
 khot *nennen, rufen; berufen; khot  
lem aufnehmen, beherbergen*.  
 khúm *binden, s. kúm*.  
 khuri *Kelch*.

## 1.

la wenn; vergehn, vollenden, vollbringen; *not. praet.*; *Pronom. poss.*; können (*st. lah*); la da wenn.

lád Ecke; don lád es ist möglich.

lada wenn.

lade selbst.

ladem niederfallen 2, 11. s. dem.

lah können, bewältigen; vollenden.

lahá —; pyudait lahá versiegeln 27, 66.

lai drei.

laingút drei (Personen).

laipou dreissig.

laisín dreimal; ba laisín das dritte Mal.

laisngi in drei Tagen.

lait entgehn, frei sein; lait im ins Leben eingehn, selig werden; lait noh auszieh'n (die Kleider); jing lait Ostern.

lajan miet (die Nacht hat sich genähert) es ist Abend.

lajit Auserwählter s. jit.

lalot s. bâm.

lam führen, leiten, bringen.

lamlhér lügen; falsch.

lamir mondsüchtig 17, 15.

lane oder.

lang sich versammeln.

langbrot Schaf.

lanoh wann; lanoh lanoh jemals.

lashai morgen s. shai.

lastep des Morgens.

lathao machen Joh. 4, 3. 40.

latim verflucht s. tim.

lawar Ofen 13, 50.

lawei von nun an, hinfort 26, 64.

leh thun; leh bein verspotten, verletzen.

lehnoh verthun, verschwenden.

lehniu Uebles thun, beleidigen.

leili Blitz.

leit gehn, ziehen, wandern; leit tan entgegengehn; nong leit Bote, Engel; nong leit kurim Bräutigam.

lem zusammen, zugleich.

len verleugnen.

lhér Wind.

lih weiss; weiss sein.

liing Schiff.

lip auslöschen s. jui lip, bymjulip, pynlip.

lóbóh Wolke.

lok Gesell, Genosse, Freund.

long sein, werden, geschehn; das Sein, die Entstehung.

lop hauen, schneiden 26, 51.

lor oben s. halor, nador, shalor.

luilui sanftmüthig 11, 29.

lúm Berg.

lum sammeln.

lung saftig werden 24, 32.; saugen? kún lung Kindlein (Säugling?).

lut d. letzte.

lute rauben; jing lute Raub, Erpressung 23, 25.

lymda ausser, wenn nicht; lymda kumta sonst, ausserdem.

lymne auch nicht; lymne — lymne weder — noch.

lyndet verlassen; sha lyndet jenseits 4, 15.

lyngdoh Priester.

lyngkor Joch 11, 29.

lyngkha Saatfeld, Acker.

lyngna s. mau.

lyngoh —; sngou lyngoh sich wundern 27, 14.

lyniar weinen, schreien.

lynkúid nackt 25, 36.

lynong Abschnitt, Kapitel.

lyntem steinigen.

lynter Meile.

lynti *Weg*.

lypá *swor*; buh lypá *vorbereiten*;  
iathu lypá *weissagen*.

lywasnih *lederner Schlauch* 9, 17.  
s. sni.

lywet *Brocken*.

m.

mád *schmecken, kosten*.

mahám *verbieten, warnen, bedro-*  
*hen*.

maian *Geheimniss* 13, 11.

maki *diejenigen, sie*.

makynti *paralok unter einander*  
12, 25.

mamé *du selbst, du*.

man *wachsen, zunehmen*; ba man  
shispah *hundertfältig*.

mane *anbeten*.

manga *ich selbst, ich*.

manoh manoh *wer nur*.

máp *vergeben*.

maphi *ihr selbst, ihr*.

mar pyddeng *zwischen* 23, 35. s.  
hamar, namar.

marjan *der Nächste* 19, 49. s. jan.

markylliang *Widerstand* 5, 39. s.  
kylliang.

massi *Ochs*.

matlah *blind*.

matsngousi *traurig, betrübt* 6, 16.  
s. sngousi.

mau *Stein, Fels*; mau lyngna satti  
*Perle*.

mau *derselbe, er*.

maudong *Eckstein*.

mé *du*.

mem *du nicht*.

men *du wirst*; s. hynmen, tymen.

met *Leib, Leichnam*.

mieit *Tisch* 21, 12.

miet *Nacht; Tisch (st. mieit)*.

mih *aufstehn, aufgehn, ausgehn*;  
mihngi *Sonnenaufgang, Morgen,*  
*Osten*.

minot *treu sein* 25, 21.

misteri *Zimmermann* 13, 55,  
mluh *Salz*.

mon *wollen; Wille; rechts, d.*  
*Rechte*.

monbha (*wohlfollen*) *grüssen*.

mong *zerbrechen, zerschellen*.

múdui *verklagen*.

mút *gedenken, meinen; jing mút*  
*Gedanke*.

myn *in, während; myn kata wdh-*  
*rend dem, zu der Zeit; ki ba myn*  
*ba rim die Allen*.

mynba *als, da, wenn, während*.

myndang *Anfang; na myndang,*  
*naduh myndang von — an, seit*.

mynkata *zu der Zeit*.

mynmiet *bei der Nacht*.

mynnoh *wann? mynnoh mynnoh*  
*jemals*,

mynnyngkong *suertst; der erste*.

mynshiwa *vorher, zuvor; bevor;*  
*der erste*.

mynsiim *Geist, Seele, Leben*.

mynslem *längst, vorlängst*.

mynstep *des Morgens*.

mynta *heute; schon*.

myntlang *im Winter*.

myntoi *Nutzen haben; nützlich;*  
*bym myntoi unnütz*.

myrau *Knecht* 20, 27.

myrsiang *Fuchs* 8, 20.

n.

na *von, aus, mit, durch; na ba*  
*denn, weil*.

naba *denn, weil*.

nadiin *hinter, nach*.

naduh *von, seit*.

nalor *über, mehr als*.

- namar *über, wegen, um, für.*  
 nang *können?* bym nang kren  
*stumm; um nang ong shikyntin*  
*(er kann nicht ein Wort spre-*  
*chen) er verstummt 22, 12.*  
 nangneh *von hier.*  
 nangnoh *woher?*  
 nangta *von da, hinweg.*  
 nar *s. riunar.*  
 narpyna —; sah narpyna *kreu-*  
*zigen.*  
 ne *oder.*  
 neh *dieser, solcher; stehn, bestehn.*  
 nemsniu *Pestilenz, böse Seuche*  
 24, 7.  
 neng *oben; ha neng über.*  
 ní *fein (von Kleidern und Stoffen.)*  
 nia *Grund, Ursache; klem nia ohne*  
*Grund 5, 22. pynduh nia ver-*  
*stummen machen 22, 34.*  
 niang *tohlih Aussatz 8, 2.*  
 niuhkli *Haupthaar 10, 30.*  
 niut *Unkraut; niut shiah Distel.*  
 noh *fort, weg, hinaus; wer, was?*  
 u noh u noh *wer nur; s. hang-*  
*noh, katnoh, kumnoh, lanoh,*  
*manoh, mynnoh, shanoh.*  
 nong *Präfix für d. Nomen actoris;*  
*Stadt (st shnong); Lohn, Ge-*  
*winn, Erwerb; ioh nong gewin-*  
*nen.*  
 nongáp *Wächter, Hüter, Hirt. :*  
 nongbah *Stadt.*  
 nongbishár *Richter.*  
 nongbyndi *Gefangewörter.*  
 nongialam *Führer, Meister.*  
 nongiáp *der Tode.*  
 nongon-kurim *Hochzeitsgast.*  
 nongpyniáp *Mörder.*  
 nongrit *Städtchen, Flecken.*  
 nongtoh *Schriftgelehrter.*  
 nongtong *Fänger.*  
 nongtrei *Arbeiter.*  
 nongwei *Fremdling, Gast.*  
 num *nicht.*  
 nyngkong *d. erste; erst, suerst.*  
  
 ng.  
 nga *ich.*  
 ngam *sinken; ich nicht.*  
 ngan *ich werde.*  
 ngáp *Honig 3, 4. Backen, Wange*  
 5, 39.  
 ngat *hängen, anhängen.*  
 ngelt *glauben; jing ngeit Glaube;*  
 ba ngeit *treu; bymngait Un-*  
*glaube.*  
 ngi *wir; Sonne (st. sngi) in mih-*  
 ngi, sep-*ngi.*  
 ngieu *zählen; beachten; ngieu kum*  
 — *für etwas halten.*  
 nguh *begrüssen, verehren, preisen;*  
 ai nguh *opfern; jingai nguh Opfer.*  
 nguid *verschlucken 23, 24.*  
 ngút *(Person?) nach Zahlwörtern,*  
 s. arngút, laingút *u. s. w.*  
  
 o.  
 ong *sprechen, reden.*  
 ot *schneiden, hauen, ärndten.*  
  
 p.  
 pahloh —; jing pahloh *Woge,*  
*Welle; kih pahloh wogen.*  
 pai *wenden, sich umwenden.*  
 paila *Perle 7, 6.*  
 paisa *Pfennig 10, 29.*  
 paitbah *(plur.) Menge, Volk.*  
 pallat *s. kham.*  
 pán *bitten.*  
 pang *krank sein; Seuche; ba pang*  
*krank; pang tohlih aussätzig.*  
 pangiáp *gichtbrüchig.*  
 panpoh *gürten; jing panpoh Gür-*  
 tel 3, 4.

- pansngiat *Kranz*; pansngiat siim *Krone* 27, 29.
- para *Bruder, Schwester*; para kyn-  
tei *Schwester*; para marjan *der*  
*Nächste*; para shakri *Mitknecht*.
- paralok *Mitbruder*; *einander*.
- paro *Taube*.
- parr *gänzlich, vollständig* 14, 35.
- parsbi *Gleichniss*.
- pat *wieder, zurück*.
- pateng *Glied, Generation, Ge-  
schlecht; und, aber Joh. 1, 1. 5.*  
8. 10. 11.
- páu *erscheinen*.
- peh *s. jingpeh*.
- peit *sehend werden*.
- pira —; iing pira *Thurm* 21, 33.
- pisah —; sngou *pisah betrübt*  
*sein* 26, 38.
- plá *Tasche* 10, 10.; *bekennen, be-  
zeugen*; jing plá *Zeugniss*; nong  
plá *Zeuge*.
- pli *lösen, erretten* 16, 26.
- pliang *Schlüssel*.
- plie *aufthun, öffnen*.
- pluh *s. pynpluh*.
- poh *unten, innen*; *s. hapoh, kypoh,*  
*panpoh, pynpoh, shapoh*.
- pohsniu *träumen*; jing pohsniu  
*Traum*.
- poi *hineingehn, ankommen, errei-  
chen, sich wohin erstrecken*.
- pom *hauen, s. iapom*.
- pop *Sünde, Verbrechen*; ba pop  
*Sünder*; u ba klem pop *der Un-  
schuldige*.
- por *Stunde*.
- pou *-zig*; kyndai pou *neunsig,*  
hiniau pou *siebzog*.
- prah *acht*.
- prat *einbrechen* 24, 43.
- prah *Elle* 6, 27.
- pukni *Adler* 24, 28.
- pukri *Kelter* 21, 33.
- púle *lesen*.
- púlit *Zimmer, Gemach*.
- pun *tragen, schwanger sein*.
- punkún *schwanger sein*.
- púreu *Mehl*, 13, 33.
- put *noch (negat.); pfeifen*; jing put  
*Pfeife*.
- pyddang *zerreißen, sich spalten*.
- pyddiang *empfangen, aufnehmen,*  
*fassen*.
- pyddeng, pydding *Mitte*.
- pydduh *schlagen* 27, 30.
- pyllah *wunderbar*.
- pyllait *entlassen, frei lassen, gehn*  
*lassen*.
- pyná —; diing pyná *Kreuz*; jing  
pyná *dass.*; sahnar pyná *kreu-  
zigen*; *s. narpyná*.
- pynang *öffnen*.
- pynbah *tragen lassen*.
- pynbeit (*st. pynbit?*) *recht machen*  
3, 3.
- pynbha *gut machen, würzen*.
- pynbit *zurecht machen, bereiten*.
- pynbyná *verkündigen, bekannt*  
*machen*.
- pyndait *lahá versiegeln* 27, 66.
- pyndap *füllen, erfüllen, sättigen*.
- pyndep *erfüllen*.
- pyndih *tränken*.
- pynduh *verderben, unterdrücken,*  
*aufheben, verwüsten, umbringen*  
*lassen*; pynduh *nia verstummen*  
*machen*.
- pynháp *wersfen* 24, 2.
- pynhier *erniedrigen* 11, 23.
- pyniáid *gehn lassen, gehn machen*  
5, 41.
- pyniáp *töden*.
- pyniasoh *zusammenfügen*.
- pyniasuk *Versöhnung machen,*  
*friedfertig sein* 5, 9,
- pynibha *schmücken* 23, 29.
- pynieng *aufstellen*.

- pynih zeigen, offenbaren.  
 pynim lebendig machen, auferwecken; retten.  
 pyniong schwarz färben, schwärzen.  
 pynithu bekannt machen, offenbaren.  
 pynjemerleichtern, erquicken 11, 28.  
 pynjot verderben, zerstören.  
 pynkiah heilen; nong pynkiah Arzt.  
 pynkiár breit machen 23, 5.  
 pynkih bewegen.  
 pynklim zum Ehebruch verleiten 5, 32.  
 pynkordit quälen 8, 29.  
 pynkrau gross machen.  
 pynkréh bereiten.  
 pynksau rechtfertigen 12, 37.  
 pynküid reinigen.  
 pynkúp kleiden.  
 pynkuslai betrüben 26, 10.  
 pynkut endigen 24, 22.  
 pynkylla umwerfen; bekehren.  
 pynkyniuh bewegen 24, 29.  
 pynkynriang verstellen 6, 16.  
 pynkhá zeugen.  
 pynkhein auflösen, zerbrechen.  
 pynkhi wecken; bewegen, s. pynkih.  
 pynlih weiss färben.  
 pynlip auslöschen.  
 pynlong zu etwas machen, werden lassen.  
 pynlyngiár verzieln, zögern 25, 5.  
 pynlywet zerbrechen, zermalmen 21, 44.  
 pynman vermehren, gewinnen 25, 16.  
 pynmih auferwecken; aufgehn lassen (die Sonne); vergiessen (Blut).  
 pynnoh herablassen 4, 6.  
 pynngam eintauchen 26, 23.  
 pynpáu zeigen, sehn lassen.  
 pynpei nachgraben 6, 19.  
 pynploh ansüden 22, 7.  
 pynpoh erniedrigen 23, 12.  
 pynphong aufsetzen (auf d. Kopf) 27, 29.  
 pynrem verdammen.  
 pynrit verkleinern, erniedrigen 18, 4.  
 pynsahbred zerstreuen, ausstreuen.  
 pynskhem befestigen, bewahren.  
 pynsmái beschwören 26, 63.  
 pynsniu schlecht machen 12, 33.  
 pynsgoubha gefallen, erfreuen 14, 6.  
 pynshád sich erheben (vom Winde) 14, 30.  
 pynshai leuchten lassen 5, 16.  
 pynshitom verfolgen.  
 pynshoi versuchen.  
 pynlam zusetzen, vermehren 6, 27.  
 pyntip bekannt machen, offenbaren 10, 26.  
 pyntut ärgern.  
 pyntyngen trösten.  
 pyntyngit verunreinigen 15; 11.  
 pynwir gefangen nehmen 1, 11.  
 pyrhá Scheffel 13, 33.  
 pyrsah kurim Schwiegertochter 10, 35.  
 pyrshah entgegen, gegenüber.  
 pyrta schreien, rufen.  
 pyrtei Welt.
- ph.
- pha du (fem.).  
 phá schicken, befehlen.  
 phaloh s. pahloh.  
 phang Umgegend, s. shaphang.  
 pháu s. páu.  
 phet fliehen.  
 phi ihr.  
 phig (engl.) Feige.  
 phim ihr nicht.  
 phlang Rohr, Gras.

phong *anziehn, anthun*; jingphong  
*Gewand, Kleid, s. jimphong.*  
 phü *Brod, s. kypú*; phü pynih  
*Schaubrod.*  
 phuit *Heuschrecke.*

## Г.

rah *tragen, aufheben, ausstrecken,*  
*s. iarah.*  
 rai *s. synrai, sharai, tarai.*  
 rakhe *Fest, Feier; feiern.*  
 ram *Schuld.*  
 rang *schönes Wetter sein; Mann s.*  
*shinrang.*  
 rangbah *grosser Mann, Hauptmann,*  
*Oberster, Herzog; rangbah lyng-*  
*doh Hoherpriester.*  
 rat *ausraufen.*  
 reng *Horn.*  
 ri *Land; hüten, verwahren, ver-*  
*bergen; ba ri Hüter, Hirt; ri klau*  
*Wüste.*  
 riat *Abhang 8, 32.*  
 rih *s. ri; jaka rih Nest 8, 20.*  
 rim *alt, ba rim Alterthum.*  
 ring *ziehen 13, 48.*  
 rit *klein, wenig.*  
 riu *krähen, singen; (in Zusammen-*  
*setzung) Mensch; riu kyntei Witt-*  
*we 23, 43.*  
 riuai *sngousnei klagen 14, 17.*  
 riubha *ein Reicher.*  
 riuok *der Gerechte.*  
 riunar *hart, grimmig sein.*  
 riustád *der Weise.*  
 rong *fortreissen.*  
 ronsing *Posaune 6, 2.*  
 rúd *Rand, Ufer s. harúd, sharúd.*  
 ruh *und, auch.*  
 rukom *Gebot, Satzung 15, 2.*  
 rúpa *Silber, Silberling.*  
 rykhi *lachen.*  
 rymiang *Saum; rymiang shintur*  
*Lippen.*

ryndang *Hals.*  
 ryngkang *übertreten; Schuld.*  
 ryngkat *gleich, zugleich.*  
 ryngkeu *Land, Feld, Ufer.*  
 ryngieng *Länge, Wuchs 6, 27.*

## B.

sa *zukünftig sein, not. fut.*  
 sah *zusammen sein, da sein; las-*  
*sen; sah narpyná kreuzigen.*  
 sahbred *zerstreut sein.*  
 sahkymá *verirrt.*  
 saihon *Docht, Flachs 12, 20.*  
 saipan *Gürtel 10, 9. s. panpoh.*  
 sakhi *bezeugen, Zeugniß; nong sa-*  
*khi Zeuge.*  
 samla *Jüngling 19, 20.*  
 san *fünf; ba san s. basan.*  
 sap *s. arsap,*  
 sár *kehren, fegen 12, 44.*  
 sarang *Rost 6, 19.*  
 satti *s. mau.*  
 sau *roth; vier.*  
 saudong *(die vier Ecken) umher.*  
 saujingut *röthlich 16, 3.*  
 saulhér *die vier Winde.*  
 saupou *vierzig.*  
 sausin *viermal.*  
 sawa *schallen; jing sawa Schall*  
*24, 31.*  
 sei *hervorbringen, tragen; heraus-*  
*ziehn.*  
 sepngi *Sonnenuntergang, Westen.*  
 sían *klug.*  
 siang *ausbreiten.*  
 sier *Hahn, Huhn.*  
 siim *König, Königin.*  
 siin *s. sín.*  
 sim *Vogel; sim iing Sperling.*  
 sín *mal, arsin zweimal u. s. w.*  
 sintiu *Lilie 6, 28.*  
 síp *durchsäuern 13, 33.*  
 sirngiu *Schatten, Gespenst.*  
 siu *bezahlen; ai siu dass.*

- siuspah *bezahlen*.  
 skain *Mücke* 23, 24.  
 skhem *fest, sicher*.  
 skor *Ohr*.  
 skum *Spreu* 3, 12.  
 slá *Blatt*.  
 slap *Regen*.  
 sléh *salben* 6, 17.  
 slem *lange Zeit sein, s. mynslem*.  
 sliang *dürsten*.  
 smai *schwören; jing smai Schwur, Eid*.  
 smat *willig* 26, 41.  
 snám *Blut*.  
 snem *Jahr*.  
 sneng *schelten, bedrohen*.  
 sngaid *s. basngaid*.  
 sngáp *merken, aufmerken; shu sngáp schweigen*.  
 sngi *Sonne, Tag*.  
 sngiat *s. pansngiat*.  
 sngou *gewahr werden, vernehmen, hören; ioh sngou hören; ba sngou Gehör; sngou artatin zweifeln, s. bakla irren, s. bittar zürnen, s. dei werth sein, s. kaweit Furcht bekommen, s. kordit sich ängstigen, zagen, s. kuslai sorgen, s. kyndit sich entsetzen, s. lyngoh sich wundern, s. pisah betrübt sein, s. pyllah sich wundern, s. shlur getrost sein, s. tymang erschrecken, s. tyngan hungern*.  
 sngoubha *Wohlgefallen haben*.  
 sngousi *trauern; Trauer, Leid*.  
 sngousnei *jammern, bemitleiden*.  
 sngouthu *verstehn*.  
 sngúr *schlicht, einfältig* 6, 22.  
 sni *Leder*.  
 sniáng *Schwein*.  
 sniu *bös, übel, s. basniu, lehsniu, nemsniu, pynsniu*.  
 snou *(engl.) Schnee*.  
 soh *Frucht, Korn, Aehre, s. tyrsoh*.  
 soit *alsbald*.  
 song — ; teh song *zusammenbinden; jing song Schatz* 2, 11.  
 sop *einwickeln* 27, 59.  
 sopti *Rock* 5, 40.  
 spah *Schatz, Reichthum, Gut*.  
 spong *(engl.) Schwamm*.  
 stád *weise sein; ba stád weise, klug; jing stád Weisheit; s. bastád, riustád*.  
 step *Morgen, s. lastep, mynstep*.  
 sting *s. basting*.  
 subai *s. sybai*.  
 suda *leer, müssig* 12, 44.  
 suh *ansetzen, anstellen*.  
 suk *in Frieden sein; selig; s. iasuk, pyniasuk, jingsuk*.  
 súmar *sich hüten, Acht haben, beachten, halten, helfen, erlösen; verwahren; schmücken; nong súmar Hüter, Wächter*.  
 sut *Zins, Wucher*.  
 swú *Wolf*.  
 sybai *Geld, Reichthum*.  
 syddang *anfangen; jing syddang Anfang*.  
 syddiim *enthaltten sein in Etwas*, 22, 40.  
 syddin *erhängen* 27, 5.  
 sylla, syllah *s. iasylla*.  
 symbai *Saamen*.  
 sympat *geisseln*.  
 symtiah *schläfrig werden* 25, 5. *s. tiah*.  
 syngkai *Lende* 3, 4.  
 syngken *kurim Schwiegermutter* 8, 14.  
 syniá — ; myn shiteng *syniá um Mitternacht* 25, 6.  
 synrái *Sommer* 24, 32.  
 synrán *Schüler, Jünger*.  
 syrdep *Lappen* 9, 16.  
 syrngiu *s. sirngiu*.



## sh.

sha *in, nach, zu.*  
 shabár *hinaus, aussen.*  
 shabi *Schlüssel* 16, 19.  
 shád *tansen.*  
 shadiin *hinten, hinter.*  
 shah *lassen, zulassen; nachlassen; unterlassen; leiden; zu fordern haben, s. iashah, iaishah.*  
 shai *leuchten, tagen; jing shai Licht.*  
 shajingai *fern, s. jingai.*  
 shakri *dienen; Diener, Knecht, Magd.*  
 shalor *auf, über.*  
 shang *Scheffel* 5, 15.  
 shanoh *shanoh wo nur.*  
 shaphang *umher, um, über; Umgegend* 8, 34.  
 shapoh *innen, inwendig.*  
 sharai *führen, regieren* 2, 6.; *nong sharai Hirt.*  
 sharak *Kerze, Licht.*  
 sharúd *hinweg, bei Seite* 15, 17.  
 shata *dahin; vorüber.*  
 shati *Mittag, Süden* 42, 42.  
 shem *finden, begegnen.*  
 shempang *s. ih.*  
 shepting *sich fürchten.*  
 shi *ein.*  
 shiah *Dorn, Stachel.*  
 shiap *Sand* 7, 26.  
 shibit *von kurzer Dauer, kurze Zeit.*  
 shibún *viel; Menge, Fülle; Herde.*  
 shiing *Knochen* 23, 27.  
 shikyntín *Ein Wort.*  
 shiliang *jenseits.*  
 shim *nehmen, holen.*  
 shinrang *Mann.*  
 shintur *Mund.*  
 shipara *Gebrüder* 23, 8. *s. para.*  
 shipou *sehn.*

shipruh *Eine Elle.*  
 shisiin *Einmal; ba shisiin das erste Mal, der erste.*  
 shisngi *Ein Tag.*  
 shispah *hundert (wörtl, ein Schatz, ein Haufen).*  
 shisha *wahrlich, allerdings; swar.*  
 shiteng *halb.*  
 shit *Hitze; dürr werden.*  
 shitom *verfolgen; Verdammnis; jing shitom Verdammnis.*  
 shiwa *zuvor, zuerst; der erste; ha shiwa bevor, ehe denn; sha shiwa vor, voran.*  
 shlan *wagen, sich getrauen; mögen.*  
 shlei *überschwemmen; jing shlei Ueberschwemmung, Sündfluth* 24, 38.  
 shlur —; *sugou shlur getrost sein* 14, 27.  
 shná *vorrichten, herstellen, ausbessern.*  
 shnong *Stadt.*  
 shnuh *Haar.*  
 shoh *stossen, schlagen; Fieber.*  
 shoi *s. pynshoi.*  
 shong *sitzen, bleiben, wohnen, ruhen; sich setzen.*  
 shop *stossen* 21, 39.  
 shu *noch, nur; negat. nicht mehr.*  
 shukor *betrügen, verführen; ba shukor Betrüger.*  
 shum *noch nicht* 4, 25.  
 shún *Feind sein; ba shún Feind.*

## t.

ta *jener.*  
 tad *katnoh wie viel?*  
 tad lanoh *wie lange?*  
 tad ynda *bis.*  
 tada, tadda *bis.*  
 tain *flechten* 27, 29.  
 tait *mühselig, müde.*

- tala eitel, unnütz 12, 36.  
 tam übrig, über, mehr als.  
 tan entgegengehn, begegnen.  
 tang s. jütang, kyntang.  
 táp schlagen.  
 tap verbergen 10, 26.  
 tapnia Flügel 23, 37.  
 tarai vergleichen.  
 latin s. arlatin.  
 tau bauen, schaffen, bereiten.  
 taukiu —; nong taukiu Töpfer.  
 tdaog ausser, ausgenommen, nur,  
 sondern.  
 te nun, aber.  
 tedem —; ba sha tedem glim-  
 mend, dampfend 12, 20.  
 teh binden, s. iateh.  
 tei bauen; nong tei Bauleute.  
 teisotti Jungfrau.  
 tem s. iáplem.  
 teng s. shiteng.  
 tep begraben; jing tep Grab.  
 tet waschen.  
 teu messen 7, 2.; bisten 26, 15.;  
 jing teu Mass.  
 tiah liegen, schlafen; ba tiah Schlaf;  
 jing tiah Lager, Bett.  
 tian bishár vor Gericht fordern  
 5, 40.  
 tiarr Scheuer.  
 tiat Sauerteig; klem tiat unge-  
 säuert.  
 tih graben.  
 tiit Wurzel; kaufen; anklopfen.  
 tim fluchen.  
 tip wissen.  
 tirr spinnen 6, 28.  
 tiu gäßen.  
 tlang Winter.  
 tliu Loch, Grube, Oehr.  
 to wohlan (vor Imperativen).  
 toh schreiben.  
 tohlih Aussatz, s. niang, pang.  
 tong fangen; nong tong dokhá  
 Fischer.  
 trai Herr.  
 trei arbeiten; ba trei Arbeiter.  
 túd zögern, versiehn 24, 48.  
 tuh stehlen; ba tuh Diebstahl; nong  
 tuh Dieb.  
 tukri Korb.  
 tung pflanzen; jing tung Pflanze.  
 tut sich ärgern; jing tut Aergerniss.  
 tybian unten 27, 51.  
 tylllep bedecken, verbergen.  
 tylli Numerale für Sachen.  
 tylliat mahlen; jing tylliat Mühle  
 24, 41.  
 tyllun wälzen.  
 tymá Krieg.  
 tymang Schreck.  
 tyymen d. Aelteste.  
 tyymai neu.  
 tyuat Zweig.  
 tynga Ehemann, Ehefrau.  
 tyngan hungern.  
 tyngen s. pyntyngen.  
 tyngial Splüßer 7, 3.  
 tyngit unrein? s. pyntyngit.  
 tyngshain leuchten; ba tyngshain  
 leuchtend hell, vgl. shai.  
 tynjih versuchen.  
 tyrnia Nadel 19, 24.  
 tyrpen Nacken, Achsel 23, 4.  
 tyrsoh Senf, Senfkorn.  
 th.  
 thang verbrennen, ansünden.  
 thé ausgiessen 26, 7.  
 thiar s. tiarr.  
 thu s. ithu, iathu, pynithu, sngou-  
 thu.  
 thupáu ermahnen, anweisen 2, 22.  
 u.  
 u der, er.  
 um er nicht; Wasser.

umpeuiang *Oel*.  
 un *er wird*.  
 ut *Kameel*.

## w.

wad *auch, sogar*.  
 wad *suchen, forschen, trachten*.  
 wah *Gewässer, Fluth* 7, 25.  
 wai —; ai wai *austhun, verpack-*  
*ten; wai nöb vollenden*.  
 wait *Schwert, Axt*.  
 wallam *bringen, mit sich nehmen*.  
 wan *kommen; jing wan Ankunft;*  
*wan kymih besuchen; wan shem*  
*entgegen kommen*.  
 wat *nicht (prohib.)*.  
 wei *ein, irgend ein, wer; ki wei*  
*andere, wei pat ein anderer, i*

wei *i ein einziger; u wei u wei*  
*irgend ein, jeder; u wei — u wei*  
*der eine — der andere, s. auch*  
*lawei, nongwei*.  
 weibriu *allein*.  
 wér *miethen*.  
 win *sich erregen, unruhig werden*.  
 win (engl.) *Wein*.  
 wir *gefangen führen?* 4, 17. s.  
 pynwir.  
 wit *schmal* 7, 14.

## y.

ym *es nicht, man nicht*.  
 yn *es wird, man wird*.  
 ynda *nach, nachdem*.  
 yrben *verstockt sein* 13, 15.  
 yrnong *Ers* 10, 9.

# Inhalt.

	Seite
I. Einleitung . . . . .	3
II. Lautlehre § 1—8 . . . . .	5
III. Die Redetheile § 9 . . . . .	7
A. Substantiva § 10—15 . . . . .	7
B. Adjectiva § 16—17 . . . . .	8
C. Zahlwörter § 18—21 . . . . .	9
D. Pronomina § 22—26 . . . . .	9
E. Verba § 27—37 . . . . .	10
F. Adverbia § 38—39 . . . . .	11
G. Praepositionen § 40 . . . . .	12
H. Conjunctionen § 41 . . . . .	13
I. Interjectionen § 42 . . . . .	13
IV. Wortbildung § 43—44 . . . . .	13
A. Nominalbildungen § 45—51 . . . . .	14
B. Verbalbildungen § 52—58 . . . . .	16
C. Zusammensetzungen § 59—63 . . . . .	19
V. Wortfügung.	
A. Einfacher Satz.	
1. Die Satztheile. a) Verbum § 64—78 . . . . .	20
b) Nomen § 79—85 . . . . .	24
c) Pronomen § 86—87 . . . . .	27
2. Prädicat, Copula § 88—89 . . . . .	28
3. Frage § 90—94 . . . . .	28
4. Attribut (Apposition) § 92—94 . . . . .	29
5. Object § 95—123 . . . . .	30
B. Zusammengesetzter Satz.	
1. Coordinirte Sätze § 124—129 . . . . .	37
2. Subordinirte Sätze § 130—140 . . . . .	38
VI. Wortstellung § 141—148 . . . . .	42
VII. Einige Sprachproben . . . . .	44
Wörterbuch . . . . .	48

12. DECEMBER.

OEFFENTLICHE SITZUNG ZUR FEIER DES GEBURTSTAGES SEINER MAJESTAET DES KOENIGS.

Herr Roscher las über die Frage: *Haben unsere deutschen Vorfahren zu Tacitus Zeit ihre Landwirthschaft nach dem Dreifeldersysteme getrieben?*

Diese Frage beantworteten sehr viele neuere Forscher bekanntlich nicht bloss mit Ja, sondern halten diess Ja sogar für eine dermassen ausgemachte Thatsache, dass sie die wichtigsten Folgerungen darauf weiterbauen; während ich ihre Ansicht für eine durchaus unbewiesene, unbeweisbare und noch dazu höchst unwahrscheinliche Hypothese halte. Es wird dem Nationalökonomem hoffentlich nicht verargt werden, wenn er den grossen Dank, welchen seine Wissenschaft den neueren germanistischen Untersuchungen schuldet, u. A. dadurch abzutragen sucht, dass er eine dunkle Stelle des frühesten deutschen Alterthums mit dem Lichte der Nationalökonomik, dessen sie unstreitig bedarf, zu erleuchten strebt.

I.

Die Frage ist wichtig genug. Es würde schlimm mit unserer Nationalökonomik auf geschichtlichem Wege stehen, wenn sie für das Typische in der Form der einzelnen Wirthschaftszweige und den organischen Zusammenhang derselben mit dem Ganzen der Volkswirthschaft kein Auge hätte. Wie der Naturforscher aus dem blossen Skelett eines Thieres manche sichere Schlüsse auf dessen Lebensart, namentlich aus dem Gebisse auf dessen Nahrung ziehen kann: so können auch wir aus einem so breit und tief gehenden Verhältnisse, wie das Landwirthschaftssystem eines Volkes, eine Menge wichtiger Folgerungen, positiv oder negativ, für andere, sonst unbekannt Seiten

des Volkslebens entnehmen. Hätte z. B. Tacitus bei den Germanen wirklich das Dreifeldersystem gefunden, so wäre damit ein ganz bestimmter Entwicklungsgrad des Grundeigenthumsbegriffes, ingleichen wo Dörfer bestanden, ein ganz bestimmter Innigkeitsgrad des Gemeindebandes, überhaupt eine gewisse, gar nicht unbedeutende Kulturhöhe nachgewiesen.

Der bekannte Satz, dass sich die menschlichen Fortschritte nicht in einer geraden Linie, sondern in einer Spirale vollziehen, regelmässig unterbrochen von scheinbaren Rückschritten, bewährt sich namentlich in der Geschichte der Wissenschaft. Ist irgendwo durch einen grossen Forscher ein neues Gebiet eröffnet, eine neue Methode erfunden, so bemerkt man fast immer, dass er selbst, und mehr noch seine Epigonen den Gewinn überschätzen, das neue Gebiet für grösser halten, als es wirklich ist, die neue Methode auch da gebrauchen, wo sie nicht hinpasst. Der nächste weitere Fortschritt lässt dann wieder dem Alten, das unbillig zurückgedrängt war, sein Recht widerfahren, oft mit einiger Ungerechtigkeit gegen das Neue u. s. w., u. s. w., so dass auch in der Wissenschaft die Enkel oft genug mehr den Grossvätern, als den Vätern ähnlich sehen. Das ist an sich auch gar kein Unglück, so lange sich nur die Wissenschaft im Allgemeinen dadurch als eine aufsteigende bethätigt, dass die Schwankungen zwischen Ueberschätzen und Unterschätzen der einzelnen Wahrheiten mit jeder wissenschaftlichen Generation immer kleiner werden. — Solche Schwankungen haben vornehmlich auch in den Ansichten der Gelehrten über die älteste deutsche Kultur stattgefunden. Man kennt den Gegensatz von Robertson, welcher die Germanen des Tacitus mit den nordamerikanischen Wilden verglich, und J. Möser, welcher sie fast wie osnabrückische Vollbauern des 18. Jahrh. behandelte. Aehnlich wieder, obschon mit geringerer Schroffheit des Gegensatzes, in unserer Zeit. Ich erinnere nur an das Fehderecht, das in meiner Studentenzeit überall als die Regel, die Grundlage des ältesten Civil- und Criminalrechts angenommen wurde, wovon aber Wilda, Waitz etc. meinen, dass gerade die ältesten Deutschen viel zu fein dafür gewesen. Ueberhaupt ist es jetzt wieder vorherrschend, sich unsere Urgeschichte sehr hochkultivirt zu denken, so dass man oft kaum begreift, wie so gebildete Menschen z. B. ohne Städte (*Tacit. Germ.* 16) sein konnten. Die Voraussetzung der Dreifelderwirthschaft bei Eichhorn, Arndt,

Landau, Hostmann, Zacher, Zimmerle etc. gehört demselben Ideenkreise an. Nur muss ich sagen, Eichhorn war consequent, wenn er einem so kultivirten Volke keine eigentliche Völkerwanderung zutraute, sondern die s. g. Völkerwanderung in die Märsche von Dienstgefolgen zusammenschrumpfen liess; die Neuesten aber, welche doch wieder eine Wanderung ganzer Stämme lehren, scheinen inconsequent, da ich mir wenigstens nicht vorstellen kann, wie ein Volk mit Dreifelderwirthschaft in Masse fortzichen mag.

Jedes Ackerbausystem lässt sich hauptsächlich danach charakterisiren, wie es die s. g. Statik der Wirthschaft erreicht, also das nothwendige Gleichgewicht zwischen Bodenkrafterschöpfenden und Bodenkraftersetzenden Operationen. In der Dreifelderwirthschaft geschieht diess auf die Weise, dass man, abgesehen von den, zur Durchwinterung des Viebes nöthigen Wiesen, die Feldmark permanent in zwei Haupttheile sondert. Der eine, gewöhnlich abgelegener vom Dorfe oder Hofe, bleibt als ewige Weide liegen; der andere, gewöhnlich dem Wirthschaftscentrum näher, wird als Ackerland benutzt, und zwar in der Regel so, dass  $\frac{1}{3}$  mit Winterkorn bestellt ist,  $\frac{1}{3}$  mit Sommerkorn, während das letzte Drittel jeweilig brach liegt, um durch Ruhe und Düngung (mindestens Weidedüngung) wieder in Kraft gesetzt, durch wiederholtes Umpflügen gründlich vom Unkraute befreit und zur folgenden Saat vorbereitet zu werden. Sehr verschiedene Intensitätsgrade passen in diesen elastischen Rahmen, je nachdem man die ewige Weide schonend und wirthschaftlich behandelt, die Wiesen kultivirt, das Vieh gut aufstallt etc., die Brache stärker bearbeitet und düngt, wohl gar mit s. g. Brachfrüchten anbaut u. s. w. Namentlich unterscheidet man wohl eine reiche, vermögende und arme Dreifelderwirthschaft, je nachdem in jedem Brachjahre gedüngt wird, oder nur alle 6, oder gar alle 9 Jahre. — Wir können desshalb schon unter Karl M. urkundlich Dreifelderwirthschaft nachweisen, freilich in einer sehr rohen Form, soferne das zweite Pflügen zur Wintersaat und das erste Pflügen zur Sommersaat nicht vor dem 12. und 15. Jahrhundert bei den Deutschen üblich geworden scheint.<sup>1)</sup> Auf der andern Seite lässt sich noch gegen-

<sup>1)</sup> Landau Territorien, S. 56 ff. Vgl. auch *Registr. Prum.* p. 442. 471. 481 ff. 494. 510.

wärtig in den meisten Gegenden des innern Deutschlands der Ackerbau wenigstens zurückführen auf die Grundzüge des alten Dreifeldersystems, die hier freilich einen ganz andern Grad von Arbeits- und Kapitalverwendung bedeuten, als z. B. das in Polen, Ungarn, den höher kultivirten Provinzen Russlands herrschende Landbausystem, das gleichfalls Dreifelderwirthschaft heisst.

## II.

Die Stelle des Tacitus, worin so viele Gelehrten Dreifelderwirthschaft zu finden glauben, ist *Germ.* 26: *arva per annos mutant, et superest ager*. Das soll nach Zacher<sup>2)</sup> heissen: »Sie wechseln jährlich die Zelgen (Sommer- und Winterfeld) und das Brachfeld (warum nicht auch Wiesen und Weide?) bleibt liegen.« — Leider müssen wir uns hier über dieselbe Zweideutigkeit beklagen, welche so viele Stellen der *Germania* streitig macht; so viele, dass man wirklich versucht sein könnte, mit Luden anzunehmen, das Buch sei von dem Verfasser gar nicht zur unmittelbaren Publication bestimmt gewesen! Jener Satz kann völlig ebenso gut von Besitzverhältnissen, wie von Bestellungsverhältnissen ausgelegt werden. Er hiesse dann: »Ihr Pflugland vertauschen sie von Zeit zu Zeit, und es ist Ueberfluss an Boden.« *Superesse* wird von Tacitus ebenso wohl für *abunde suppetere* gebraucht, (*Germ.* 6. *Agric.* 44. 45. *Hist.* I, 54. 83.) wie für *superstitem esse* (*Germ.* 34. *Hist.* I, 22. IV, 44. *Ann.* IV, 7. VI, 40. 54.). Der Zusammenhang macht es sogar viel wahrscheinlicher, dass hier von Besitzverhältnissen die Rede ist.<sup>3)</sup> Unmittelbar vorher geht eine Stelle von der eigenthümlichen Besitznahme und Vertheilung des Landes bei den Germanen. *Agri, pro numero cultorum, ab universis in vicos (vici, vices, vicem?) occupantur, quos mox<sup>4)</sup> inter se, secundum dignationem, partiuntur: facilitatem partiendi camporum spatia praestant. Arva per annos mutant cell.* Die Theilung war allerdings viel leichter, brauchte viel weniger scharf zu sein, wenn

2) Ersch und Grubers Encyclopädie, Art. Germanien, S. 364.

3) Vgl. Hanssen Ansichten über das Agrarwesen der Vorzeit in Falcks N. Staatsbürgl. Magazin VI, S. 8.

4) *Mox* nicht nothwendig mit »bald« zu übersetzen: vgl. *Germ.* 34: *mox nemo tentavit*, wo die ganze Zwischenzeit von Drusus bis auf Tacitus gemeint ist.



sie hernach alle Paar Jahre erneuert wurde. Ein solcher Vorgang hat bekanntlich bei keltischen und slavischen Völkern auf niederer Kulturstufe, zum Theil noch heutzutage sehr viele Analogien. Er würde sich genau an *Caesar. B. G. IV, 4. VI, 22* anschliessen, und ist von der neuern germanistischen Forschung aus einer Menge skandinavischer, angelsächsischer und sogar deutscher Spuren wahrscheinlich gemacht worden. Tacitus führt alsdann fort: *Nec enim cum ubertate et amplitudine soli labore contendunt, ut pomaria conserant et prata separent et hortos rigent. Sola terrae seges imperatur.* Eine meisterhafte Beschreibung sehr extensiver Landwirthschaft! Die Worte *nec enim* zeigen deutlich an, dass eine Erklärung des vorhergehenden Satzes damit beabsichtigt wird. Freilich musste dem römischen Leser, der an grosse und permanente Kapitalverwendungen im Landbau gewöhnt war, ein solcher periodischer Eigenthumswechsel der Grundstücke sonderbar vorkommen; desshalb bemerkt der Historiker, dass die Germanen hauptsächlich nur den Factor der Naturkraft in ihrem Landbausystem haben wirken lassen, mit wenig Arbeit und, abgesehen von der Saat, eigentlich gar keinem Aufwande fixirter Kapitalien. So erklärt sich Alles sehr einfach. Man darf endlich nicht vergessen, dass die Römer das Dreifeldersystem ganz wohl kannten, auf schlechtem Boden sogar in Italien selbst. (*Plin. H. N. XVIII, 52.*) Es ist daher kaum zu glauben, dass eine Dreifelderwirthschaft in Deutschland für Tacitus so viel Auffälliges gehabt hätte, um in so dunkelen Worten erwähnt zu werden; während die unentwickelten Grundeigenthumsverhältnisse der Germanen ihm sehr fremdartig begegneten mussten.

Indessen, wenn wir auch annehmen, dass Tacitus hier von Bestellungsverhältnissen reden wollte, so passt sein Ausdruck doch sicher ebenso gut auf jedes andere Ackerbausystem, welches nicht alles Land jährlich dem Pfluge unterwirft, wie auf die Dreifelderwirthschaft. Ich vermute fast, die Erklärer, welchen hier nur die letztere vor Augen schwebte, haben kein anderes System dieser Art gekannt. Aber z. B. die Zweifelderwirthschaft auf den grossen bewässerungsunfähigen Gütern von Andalusien, wo das Ackerland ein Jahr ums andere Weizen trägt und brach liegt, rings umher ewige Weide,<sup>5)</sup> liesse sich genau ebenso gut

5) *Delaborde Itinéraire descriptif de l'Espagne II, p. 127 ff. IV, p. 124 ff.*

mit Tacitus Worten bezeichnen. Nicht weniger die s. g. Rossas im innern Brasilien, wo man Waldschläge durch Brennen urbar macht, 1 oder 2, höchstens 3 Jahre lang zum Ackerbau verwendet, hernach 10 — 15 Jahre liegen lässt, um von Neuem für dieselbe Operation Kraft zu gewinnen. Auch hier, wo die Fazendas oft mehrere Q. M. gross sind, *superest ager!*<sup>6)</sup> Ganz besonders aber möchte ich mir die Landwirthschaft der Deutschen zu Tacitus Zeit nach dem Bilde vorstellen, welches Pallas von der zu seiner Zeit an der mittlern und untern Wolga entwirft: eine Landwirthschaft, die noch heutzutage im südwestlichen Sibirien Strecken beherrscht wenigstens zweimal so gross, wie Deutschland. Hier wird der Buchweizen auf die frisch umgebrochene fette Steppe gesät, wegen der Nachfröste erst gegen Mitte des Mai, ziemlich dünn und so lose, dass es aussieht, »als wollte man die Vögel damit füttern.« Im Herbst wird das Stroh auf dem Felde verbrannt; auch das Dreschen geschieht auf dem Felde, und was bei dieser Gelegenheit an Körnern ausfällt, ist zur Saat für das folgende Jahr genug. Wenigstens auf gutem Boden braucht es im nächsten Frühlinge bloss geegget zu werden.<sup>7)</sup> Ist der Boden erschöpft, so geht man zu frischem über, woran es bei der geringfügigen Bevölkerung nie fehlen kann. Die Tartaren um Ufa brechen dann sogar ihre Häuser ab, und verlegen das ganze Dorf.<sup>8)</sup> An eigentliche Düngung ist gar nicht zu denken: vieler Orten würde der Boden zu geil dadurch werden, das Korn sich lagern. Im Pensa'schen wird der Mist in die Flüsse geworfen, auch das Stroh, ausser was zum Dachdecken und Viehfutter gebraucht worden.<sup>9)</sup> Nur in solchen Gegenden, wo ein sehr dichter und sumpfiger Tannenwald vorherrscht, entschliessen die Bauern sich lieber zum Düngen der alten Strecken, als zum Urbarmachen neuer.<sup>10)</sup> Das Vieh muss den grössten Theil des Jahres hindurch, sobald der erste Schnee schmilzt, bis der Winter das Gras wieder unmöglich macht, ganz für sich allein sorgen. Selbst wo Stallfütterung im Winter besteht, ist sie dermassen kärglich, dass sich die Thiere zuweilen ohne

6) Spix und Martius Reise I, S. 159. II, S. 485 ff.

7) Pallas Reise durch Sibirien II, S. 265. 295 fg. III, S. 6.

8) a. a. O. II, S. 6. 50.

9) a. a. O. I, S. 58. Pallas Reise durch verschiedene Statthalterschaften des südlichen Russlands I, S. 17 fg.

10) Pallas Sibirische Reise II, S. 224.

fremde Hilfe kaum aufrichten können, und dass drei Pferde nicht mehr leisten, als im Sommer<sup>11)</sup> eins. — Auch über eine solche Wirthschaft wäre unbedenklich das taciteische Motto zu setzen; wie denn z. B. Thaer, gewiss ein Sachkundiger, aus Tacitus Worten auf eine rohe Koppel- oder Egartenwirthschaft geschlossen hat.<sup>12)</sup>

Aus einer andern Stelle desselben Kapitels *Germ.* 26 hat vor Kurzem auf eine nicht uninteressante Art Zimmerle<sup>13)</sup> das Dreifeldersystem folgern wollen: *hiems et ver et aestas intellectum ac vocabula habent, autumnus perinde nomen ac bona ignorantur.* Hier sollen Winter-, Sommer- und Brachfeld angedeutet sein. — Allein so poetisch und orakelhaft die Sprache der Germania ist, so muss bei ihrer Auslegung doch immer einige Consequenz des Schriftstellers vermuthet werden. Bezieht man nun die Worte *hiems etc.* auf das Bestandensein mit der betreffenden Frucht, so ist zwar *hiems* Winterkorn, *aestas* Sommerkorn, aber *ver* könnte doch nur sehr gewaltsam (etwan als Brachweide) auf die Brache bezogen werden. Legt man dagegen die Bestel- lungsarbeiten zu Grunde, so wäre *ver* Sommerfeld, *aestas* Brache, aber das Winterfeld müsste dann gerade *autumnus* heissen.

Wunderbar ist der Grund, welchen Landau Territorien S. 64 für die Dreifelderwirthschaft bei Tacitus anführt. Da diese historisch ein Jahrtausend lang (seit Karl M.) fast unverändert bestanden habe, so müsse man sie »ohne Zweifel« auch noch ein anderes Jahrtausend rückwärts annehmen. — Es ist wahr, dass die Dreifelderwirthschaft, wo sie mit dem Dorfsysteme, d. h. also mit dem Durcheinanderliegen der Grundstücke verschiedener Besitzer, verbunden ist, alle Veränderungen sehr erschwert; allein seit Karl M. haben doch recht ansehnliche Veränderungen wirklich stattgefunden. Ich will nur an die landwirthschaftlichen Gebäude erinnern: wo z. B. die *L. Alamann.* 92 verordnet, dass neugeborene Kinder, um für lebensfähig zu gelten, das Dach und die vier Wände des Hauses müssten gesehen haben. Ebenso nach einer Urkunde von 895<sup>14)</sup> ein wohlgebautes Herrenhaus 42 Sol. werth war, eine Scheuer 5 Sol.

11) Storch Historisch-statistisches Gemälde des russ. Reichs II, S. 204.

12) Thaer Landwirthschaftliche Gewerbslehre § 226.

13) Zimmerle Das deutsche Stammgutssystem, 1857, S. 8.

14) Anton Gesch. der deutschen Landwirthschaft I, S. 344.

Und ich wiederhole, die Dreifelderwirthschaft in Karls M. Zeit ist so einfach, dass, wenn man sie sich noch viel einfacher denkt, viele Kapital- und Arbeitsverwendungen wegdenkt, man nothwendig in das Gebiet eines ganz andern Ackerbausystems geräth, nämlich der von Schwercz s. g. wilden, d. h. halbnomadischen Landwirthschaft.

Bis jetzt haben wir gesehen, dass die Annahme des Dreifeldersystems bei Tacitus Germanen eine völlig unbewiesene ist. Sie ist aber zugleich in hohem Grade unwahrscheinlich.

### III.

Anderthalb Jahrhunderte vor Tacitus schildert Cäsar den germanischen Ackerbau in einer Rohheit, wie sie nur in der ersten Zeit nach Verlassung des eigentlichen Nomadenlebens denkbar ist.<sup>45)</sup> Hier wird ziemlich dasselbe von den Sueven ausgesagt, der *longe maxima et bellicosissima gens Germanorum omnium* (B. G. IV, 4) wie von den Deutschen im Allgemeinen. (VI, 22.) Nur die Ubier heissen *humaniore*s, wegen ihres häufigern Verkehrs mit Kaufleuten, ihrer Nachbarschaft mit Galliern etc. (IV, 3.) *Agriculturae non student. (Minime omnes Germani agriculturae student: VI, 29.) Nec multum frumento, sed maximam partem lacte atque pecore vivunt, (lacte, caseo, carne: VI, 22,) multumque sunt in venationibus. Privati ac separati agri apud eos nihil est, neque longius anno remanere uno in loco incolendi causa licet. (Nec quisquam agri modum certum aut fines habet proprios; sed magistratus ac principes in annos singulos gentibus cognationibusque hominum, qui una coierunt, quantum eis et quo loco visum est, agri attribunt atque anno post alio transire cogunt: VI, 22.)*

Ist diese Schilderung für ihre Zeit richtig, so möchte ich es freilich nicht für ganz unmöglich erklären, dass die Germanen in einem Zeitraume von 450 Jahren aus einem solchen Zustande zur Dreifelderwirthschaft hätten übergehen können. Es fehlt in dieser Hinsicht an sicheren Massstäben der Möglichkeit. Der breite und tiefgreifende Einfluss, welchen die Römer nicht allein vor, sondern auch nach der Varusschlacht in Deutschland behaupteten,<sup>46)</sup> könnte die wirthschaftliche Entwicklung unbe-

45) Vgl. J. Grimm Gesch. der deutschen Sprache I, S. 46. G. L. Maurer Einleitung z. Gesch. der Markenverfassung etc. S. 4. v. Bethmann-Hollweg Die Germanen vor der Völkerwanderung. (1850.)

46) Vgl. Tacit. Ann. XI, 46. XIII, 55 fg.

rechenbar gefördert haben. Es handelt sich hier um eine allgemeinere Alternative. Soll man die grosse, vorzugsweise s. g. Völkerwanderung nur als einen von Aussen her, durch Hunnen etc. veranlassten Rückfall zur alten Barbarei ansehen? Oder vielmehr als freie Entfaltung jenes bekannten halbnomadischen Wandertriebes, welchen die Germanen seit der Kimbernzeit, mehr noch seit Ariovist Roms wegen hatten unterdrücken müssen, jetzt aber nach dem Sinken der römischen Macht wieder aufnehmen konnten? Im letztern Falle würden solche Fortschritte zwischen Cäsar und Tacitus doch sehr unwahrscheinlich.

Der Grundgedanke aller kriegerischen Nomaden- und Halbnomadenzüge, dass man lieber die Gefahren und Strapazen des Krieges erduldet, als die Mühen des feinen Anbaues, kehrt in jedem Menschenalter dieser Periode fast ohne Veränderung bei den Quellschriftstellern wieder. *Latrocinia nullam habent infamiam, quae extra fines cuiusque civitatis sunt; atque ea iuventutis exercendae ac desidia minuendae causa fieri praedicant. Hoc proprium virtutis existimant, expulsos agris finitimos cedere.* (Caesar B. G. VI, 23.) *Κοινὸν δ' ἔστιν ἅπασιν τὸ περὶ τὰς μεταναστάσεις εὐμαρῆς, διὰ τὴν λιτότητα τοῦ βίου καὶ διὰ τὸ μὴ γεωργεῖν, μηδὲ θησαυρίζειν, ἀλλ' ἐν καλυβίοις οἰκεῖν ἐφήμερον ἔχουσι παρασκευὴν· τροφή δ' ἀπὸ τῶν θρεμμάτων ἢ πλείστη, καθάπιν τοῖς Νομάσιν· ὥστ' ἐκείνους μιμούμενοι, τὰ οἰκεία ταῖς ἀρμαμάξαις ἐπάραντες, ὅποι ἂν δόξῃ, τρέπονται μετὰ τῶν βοσκημάτων.* (Strabo VII, 4: also fast 70 Jahre später, da Strabon, nach VI *extr.*, vor dem Tode des Germanicus schrieb.) *Eadem semper causa Germanis transcendendi in Gallias . . . mutandae sedis amor, ut relictis paludibus et solitudinibus suis fecundissimum hoc solum . . . possiderent.* (Tacit. Hist. IV, 73: also wieder mehr als 50 Jahre später.) Endlich wieder nach 28 Jahren: *Nec arare terram aut exspectare annum tam facile persuaseris, quam vocare hostes et vulnera mereri. Pigrum quin immo et iners videtur, sudore acquirere, quod possis sanguine parare.* (Germ. 44.) Alles diess auf das Furchtbarste bethätigt durch die wohlverbürgte Geschichte, dass im J. 59 n. Chr. das Volk der Amsivarier auf seiner Wanderschaft im Innern von Deutschland kläglich zu Grunde ging. (Tacit. Ann. XIII, 56.)

Soviel ist jedenfalls sicher, die meisten Schriftsteller, welche bei Tacitus Dreifelderwirthschaft annehmen, halten die Angaben Cäsars damit für unvereinbar und suchen sie demgemäss zu

entkräften. »Die 150 Jahre zwischen Cäsar und Tacitus reichen längst nicht hin, um ein Nomadenvolk (?) zum Ackerbauvolke zu machen. Dazu gehören viele Jahrhunderte und ein eiserner Drang von Nothwendigkeit.«<sup>17)</sup> Entweder glaubt man desshalb, dass Cäsar bei seiner Schilderung nur einen einzigen Stamm, die Sueven, und auch diese nur in aussergewöhnlichen Umständen vor Augen gehabt:<sup>18)</sup> obschon er doch kriegerisch oder friedlich mit sehr vielen deutschen Stämmen verkehrt und ausdrücklich versprochen hat, (*B. G. VI, 14*) *de Galliae Germaniaeque moribus et quo differant hae nationes inter sese, proponere*; auch anderswo (*VI, 29*) die Lesart *omnes Germani* im Ernste nicht zu bezweifeln ist. Oder es wird dem Cäsar wohl auch geradezu jede genauere Kenntniss der deutschen Verhältnisse abgesprochen. »Noch jetzt gehen Tausende über die heimathliche Flur, ohne die Gesetze ihrer Vertheilung zu ahnen; dem Fremdling, der nur kriegerisch eindrang, war diess kaum möglich.« (Landau.) Wenn dieser Fremdling nur kein Cäsar gewesen wäre!

Wir suchen desshalb die zwiefache Frage zu beantworten: konnte Cäsar in Bezug auf germanische Landwirthschaft die Wahrheit wissen? wollte er die Wahrheit sagen?

Was zuvörderst seine Kenntniss betrifft, so darf man ja nicht vergessen, wen man hier vor sich hat, nämlich einen der grössten Feldherren aller Zeiten! Es wäre mehr als verwegen, es wäre tollkühn gewesen, hätte Cäsar gegen Deutschland Krieg führen wollen, ohne die genaueste Kunde aller militärisch wichtigen Verhältnisse daselbst. Eine einzige Niederlage z. B. auf dem rechten Ufer des Rheins wäre sein Verderben gewesen. Gallien so wenig gründlich unterworfen, dass der furchtbare Aufstand des Vercingetorix noch bevorstand. In Rom der Senat so entschieden Cäsar feindlich und selbst Pompejus bereits so misstrauisch und eiferstüchtig, dass man ihn von dort aus gewiss nicht unterstützt hätte. Schon Ariovist war aus Rom selber angedeutet worden, dass Cäsars Niederlage vielen römischen Grossen erwünscht sein würde. (*B. G. I, 44.*) Nun gehört die Verfassung der Landwirthschaft und des Grundeigenthums, zumal bei rohen Völkern ohne Städtewesen und Soldatenstand, sicher zu denjenigen Seiten des Volkslebens, die für einen einbrechenden Feind

17) Landau Territorien, S. 65.

18) Landau S. 73; vgl. Waitz Deutsche Verfassungsgesch. I, S. 24.

besonderes militärisches Interesse haben. Von ihr hängt die Möglichkeit ab, sein Heer ohne eigene Vorräthe durch Requisition zu erhalten; ferner die Zahl und Sesshaftigkeit der Bevölkerung. Bei Jägern oder Nomaden ist jeder Mann nicht bloss im Nothfalle Krieger, sondern auch durch seine ganze Lebensart kriegerisch getübt; je mehr sich die Wirthschaft von dieser rohen Kulturstufe entfernt, um so stärker freilich pflegt die Bevölkerung zu werden, aber um so kleiner auch die Quote derselben, welche zu den Waffen greift. Von den Motiven, die Cäsar für die Grundeigenthumsverfassung der Germanen anführt, ist nicht selten mit einem gewissen Spotte bemerkt worden, dass sie mehr in die Germanen hinein, als aus ihnen heraus gefragt zu sein schießen (*B. G. VI, 22: Ne assidua consuetudine capti studium belli gerundi agricultura commutent; ne latos fines parare studeant potentioresque humiliores possessionibus expellant; ne accuratius ad frigora atque aestus vitandos aedificent; ne qua oriatur pecuniae cupiditas, qua ex re factiones dissensionesque nascuntur; ut animi aequitate plebem contineant, quum suas quisque opes cum potentissimis aequari videat.*) Um so vortrefflicher zeigen sie die Ansicht des grossen Feldherrn über die militärischen Vortheile, welche damit verbunden waren, gegenüber der Verweichlichung, dem Latifundienwesen und der socialen Parteizerrissenheit des hochkultivirten Römervolkes.

Das Bild von Land und Leuten, welches der Feldherr braucht, um seine Kriegführung danach zu berechnen, ist materiell ziemlich dasselbe, wie es der wissenschaftliche Geograph, Nationalökonom, Statistiker und politische Historiker gewinnen. Nur muss der Feldherr natürlich bereit sein, jeden Augenblick seine Untersuchungen praktisch zu machen, wie man denn überhaupt sein Thun die acuteste Form der Staatskunst nennen könnte. Aber es wäre ein grosser Irrthum, diesen augenblicklichen und praktischen Charakter mit Oberflächlichkeit zu verwechseln. Bei Feldherren vom ersten Range ist er oft mit der bewunderungswürdigsten Gründlichkeit verbunden. So hat z. B. der vor Kurzem erschienene erste nachträgliche Band von Wellingtons Depeschen gezeigt, wie der grosse militärische Genius selbst ein Land von der Fremdartigkeit, Ausdehnung und Mannichfaltigkeit Ostindiens in wenig Monaten gründlicher und für alle Regierungszwecke wesentlicher kennen lernt, als gemeine Menschen in einem ganzen Leben voll Studien oder Büreaug-

schäfte. So gern ich daher und ehrerbietig der Ansicht J. Grimms heitrete,<sup>19)</sup> dass auf Cäsars Bemerkungen über das altdeutsche Göttersystem (*B. G. VI, 24*) nicht viel zu geben: so völlig unzweifelhaft ist mir die Richtigkeit von Cäsars eigener Auffassung der Grundzüge altdeutscher Landwirthschaft.

Ob er aber die von ihm selbst erkannte Wahrheit auch in seinem Buche redlich niederlegen wollte? Dass er zur Abfassung desselben von jenem historischen Kunsttriebe gedrängt worden sei, welcher Thukydides bestimmte, sein *κτῆμα ἐς αἰὶ* (*I, 22*) zu schreiben, oder Herodot (*I, proem.*) »die grossen und bewundernswerthen Thaten, der Hellenen sowohl als der Barbaren, nicht ruhmlos untergehen« zu lassen, wird Niemand glauben. Alle Werke Cäsars dienen praktischen Zwecken; daraus folgt aber noch nicht, dass die Commentarien vom gallischen Kriege ein solches Parteiorgan, wie die vom Bürgerkriege, sein müssen. Nach meinem Dafürhalten sind die ersteren, mit leichter Uebersetzung und wenig Einschleusen, aus den Depeschen zusammengesetzt,<sup>20)</sup> welche Cäsar, namentlich am Schlusse jedes Feldzuges, an den römischen Staat gerichtet hatte.<sup>21)</sup> Dass nun in solchen Depeschen, bei der so vielseitig drohenden und bedrohenden Stellung des Verfassers, jeder Satz buchstäblich Wahrheit enthalte, will ich nicht behaupten. So z. B., wenn Cäsar immer nur diejenigen Motive seiner Handlungen nennt, welche ihm und dem römischen Staate gemein waren, (vgl. *I, 7. 12;*) wenn er bald dem Senate, (*I, 33. 35;*)<sup>22)</sup> bald dem Pompejus Artigkeiten sagt, (*VI, 4. VII, 6;*) wenn er durchweg die Angriffsnatur und Grausamkeit seiner Kriegführung nicht in ihr volles Licht treten lässt:

19) Deutsche Mythologie, 2. Aufl., S. 92 fg.

20) *Contextui*, sagt der Verfasser des VIII. Buches in seiner Vorrede an Balbus.

21) Vgl. *B. G. II, 35. IV, 38. VII, 90. B. Civ. I, 4*. Aehnliche Depeschen empfing der Oberfeldherr von seinen Legaten: *B. G. V, 44. 40. 45. 47 ff.* Wie viel damals bei der Armee geschrieben wurde, erhellt u. A. aus der Erwähnung eines eigenen Archivs derselben (*V, 47.*). Diese Entstehungsart der Commentarien aus amtlichen Depeschen erklärt nicht bloss, warum sie mit Buch VII. vor dem Schlusse des Krieges plötzlich abbrechen, sondern auch ihre vornehmsten sonstigen Eigenthümlichkeiten: so z. B. die geringe Uebersichtlichkeit im Ganzen bei der wundervollsten Klarheit im Einzelnen.

22) In der Wirklichkeit ist doch kaum zu glauben, dass sich Cäsar (bei seinem Plane!) den auswärtigen Mächten immer nur als Organ des Senates vorgestellt haben sollte.



so wird man das begreiflich finden. Jedenfalls aber müssen seine Abweichungen von der Wahrheit im Vergleich mit den meisten anderen grossen Feldherren sehr unbedeutend genannt werden, (vgl. z. B. VII, 28;) und wo ihn kein ganz bestimmter praktischer Zweck davon abführte, ist er der Wahrheit immer treu geblieben. Er unterscheidet sich in diesem Stücke z. B. von Napoleon sehr vortheilhaft. Ich erinnere nur an die grossartige Uneigennützigkeit, womit er die Verdienste seiner Legaten anerkennt (II, 20. V, 58;) womit er seine Siege regelmässig mehr durch die Tapferkeit der Soldaten und die Fehler des Feindes, als durch sein eigenes Verdienst zu gewinnen scheint. Wie wenig sucht er das Misslingen des britischen Feldzuges zu verschleiern! Wie unbefangen erzählt er im VII. Buche, dass seine meisten Siege damals von Germanen entschieden wurden! Ein besonders glänzender Beweis seiner Wahrheitsliebe ist VII, 77, wo er eine Rede des Feindes *ob singularem et nefariam crudelitatem* anführt, sie aber doch in einem Tone halten lässt, der heutzutage wohl Jedem als der rührende Ton verzweifelter Vaterlandsliebe ehrwürdig erscheinen wird. — In der That, was ein solcher Mann vom Ackerbau der Germanen sagt, wo die Wahrheitsverleugnung so gar keinen denkbaren Zweck hätte, das verdient mit grossem Vertrauen aufgenommen zu werden.

Mit wie schwachen Einzelgründen man die Schilderung Cäsars wohl bestritten hat, davon nur drei Proben. E. M. Arndt<sup>23)</sup> erklärt einen »so dummen, schlechten, tollen Ackerbau, wie Cäsar ihn malt«, nur in so warmen und fruchtbaren Ländern, wie am Nil oder am untern Mississippi, für möglich. Aber Sibirien, wie wir oben gesehen haben?! Anderswo meint er, die grossen Heere der Deutschen liessen auf eine Bevölkerung von 800 — 1000 Menschen pro Q. Meile schliessen, während die von Cäsar geschilderte Landwirthschaft kaum 3 — 400 hätte ernähren können. Um die Haltbarkeit dieses Zahlengrundes zu prüfen, erinnere ich an die Ergebnisse des Doomsdaybook, wonach England gegen Schluss des 11. Jahrh. auf 2400 Q. Meilen höchstens 2 Millionen Einwohner zählte,<sup>24)</sup> also 833 pro Q. Meile. Und Deutschland soll schon 1100 Jahre vorher dichter bevölkert gewesen sein? Ebenso auffällig ist es, Cäsars Schilderung von Zu-

23) Schmidts Zeitschr. für allg. Geschichte III, S. 284 ff.

24) Vgl. Turner *History of the Anglo-Saxons* III, p. 258.

ständen völlig zu verwerfen, und gleichwohl desselben Cäsars Zifferangaben von der Stärke des Feindes für ganz zuverlässig zu halten. Die letzteren waren für ihn doch in der Regel<sup>25)</sup> schwerer genau zu ermitteln, und die Eitelkeit des Siegers, die bei jenen gar nicht ins Spiel kam, hätte hier viel eher zu Uebertreibungen reizen können.<sup>26)</sup> — Landau nimmt besondern Anstoss daran, wie man bei dem von Cäsar beschriebenen Wechsel die Scheuern, Ställe etc. so rasch hätte umbauen können. »Denn im Winter musste das Vieh doch unter Dach sein.«<sup>27)</sup> Aber auch hier setzt er die Bedürfnisse einer viel zu hohen Kulturstufe voraus, um das Vorhandensein derselben hohen Kultur damit zu beweisen. Ich erinnere nur an die Viehwirtschaft der ungarischen Pussten, wie sie bis gegen Schluss des vorigen Jahrhunderts fort-dauerte. Pferde, Rinder und Schafe hatten hier während des Winters keinen andern Schutz, als eine unbedeckte Einzäunung gegen Sturm und Wölfe, höchstens noch einen Nothstall daneben für die zarten Fohlen, Kälber und Lämmer. Oft genug aber mussten sie, anstatt des Zaunes, mit natürlichen Sandhügeln vorlieb nehmen.<sup>28)</sup> Was Deutschland selber angeht, so liefern Rechtsquellen des spätesten Mittelalters indirect einen merkwürdigen Beleg zu der Schilderung Cäsars, indem sie die Gebäude noch zur fahrenden Habe rechnen.<sup>29)</sup> — Vor Kurzem

25) Abgesehen von Fällen, wie B. G. I, 29, die nur Ausnahme sein konnten.

• 26) Auch Zacher (Ersch und Grubers Encyclopädie, Art. Germanien, S. 337.) bezweifelt die Richtigkeit von Cäsars Zahlangaben nicht. Freilich wird aber, je roher ein Volk ist, mit einem desto kleinern Multiplicator aus seiner Heeresstärke auf seine Gesamtpopulation geschlossen werden können. Die Stellen des Tacitus: *habitus corporum, quanquam in tanto hominum numero, idem omnibus*, (Germ. 4) und *paucissima in tam numerosa gente adulteria* (Germ. 49) sind augenscheinlich nur bestimmt, die relative Bedeutsamkeit der jeweilig erwähnten Thatsache zu heben; für die absolute Volkszahl, ob Deutschland in jener Zeit nur 2 oder 40 Millionen Einwohner gehabt hat, lässt sich gar nichts daraus folgern.

27) Territorien, S. 65 ff.

28) Heintl Landwirthschaft des österreichischen Kaiserthums I, S. 275 ff. 390 ff. 504 ff.

29) In den Rechtsquellen ist natürlich nur die juristische, nicht die factische Beweglichkeit gemeint; es würde aber die erstere vollkommen unerklärbar sein, wenn man nicht wenigstens in der Entstehungszeit dieses Begriffes auch die letztere als Regel annehmen wollte. Von dem Rechts-sprichworte: »Was die Fackel verzehrt, ist Fahrniss«, gilt dasselbe, wie

hat Zimmerle<sup>30)</sup> gegen Cäsar besonders zwei Punkte geltend gemacht. Einmal die grosse Aehnlichkeit desjenigen, was IV, 4 als suevische Eigenthümlichkeit geschildert wird, mit demjenigen, was VI, 22 ff. von den Germanen überhaupt vorkommt. Ich glaube, diess Bedenken hebt sich vollständig, wenn meine Hypothese von der Zusammensetzung der *Commentarii* aus Cäsars amtlichen Berichten zulässig ist. Cäsar wusste dann eben von den Germanen mehr, da er das VI., als da er das IV. Buch schrieb. Ferner, meint Zimmerle, widerlege sich die Behauptung, es sei suevische (IV, 3) und überhaupt germanische Sitte, (VI, 23) das Gränzland zur Wüste zu machen, durch VI, 40: wo ein Wald als Gränzgebiet zwischen Cheruskern und Sueven erscheint. Als wenn nicht ein Wald in militärischer Hinsicht denselben Gränzdienst leistete, wie verwüstete Aecker!

## IV.

Wir prüfen schliesslich, ob sich die Vorstellung einer Dreifelderwirthschaft mit den übrigen, unzweifelhaften Zügen des Gemäldes verträgt, welches Tacitus vom deutschen Volksleben entworfen hat.

Die Nahrung der Germanen wird von Tacitus noch beinahe ebenso geschildert, wie von Cäsar. *Agrestia poma, recens fera aut lac concretum.* (*Germ.* 23: vgl. *Caesar B. G.* IV, 1. VI, 22.) Wollte man die vorhergehenden Worte des Tacitus: *potui humor ex hordeo aut frumento, in quandam similitudinem vini corruptus* mit hereinziehen, dann aber das ganze Kapitel nur aus sich selbst erklären, so könnte man zu der Meinung kommen, als wenn die Germanen Getreide (Gerste und Weizen) bloss zum Zwecke der Bierbrauerei producirt hätten. Glücklicher Weise hilft Plinius hier weiter: *avena . . ., quippe cum Germaniae populi serant eam, neque alia pulte vivant.* (*H. N.* XVIII, 44, 1.) Also eine Landwirthschaft, die etwas Hafer als Speisekorn, eine geringe Quantität Weizen und Gerste zum Luxusverbrauche producirt, hauptsächlich aber sich auf Viehzucht legt. *Eae solae et gratissimae*

---

von allen Rechtsprüchwörtern. Diese Volksjurisprudenz verhält sich zum wirklich bestehenden Recht, wie die Volksanedote über grosse Männer zu deren wirklicher Geschichte: die Hauptsache wird sehr treffend hervor gehoben, jedoch outrirt, die Nebensachen, Ausnahmen von der Regel etc. ganz übersehen.

30) Das deutsche Stammgutssystem, S. 5 fg.

*opes sunt.* (Tacit. Germ. 5.) Wie zu erwarten, mit dem Grundsatz aller niedrigkultivirten Völker, dass viel schlecht gehaltenes Vieh besser ist, als wenig gut gehaltenes.<sup>31)</sup> *Magno pecoris numero, cuius sunt cupidissimi barbari, potiuntur,* (Caes. B. G. VI, 35;) oder wie Tacitus emphatisch sagt: *numero gaudent.* (Germ. 5.) Vgl. Caes. B. G. IV, 2.

Diess Verhältniss zwischen Getreide- u. Fleischproduction, wie es die Landwirthschaft der ältesten Deutschen charakterisirt, ist nun gerade das umgekehrte von demjenigen, was im Dreifeldersysteme üblich. Welchen überwiegenden Accent das letztere auf Getreidebau legt, ist bekannt genug: es führt ja eben daher bei so vielen Agronomen vorzugsweise den Namen Körnerwirthschaft. Dagegen steht seine Fleischproduction sehr zurück. Bekanntlich haben in neuerer Zeit die meisten Länder nur in demselben Verhältniss ihre Viehzucht gesteigert, wie sie vom Dreifeldersysteme abgegangen sind. Und auf der andern Seite pflegen auch die halbnomadischen »wilden« Ackerbausysteme, die an Kornbau natürlich selbst mit einer rohen Dreifelderwirthschaft nicht verglichen werden können, ihr an Viehzucht überlegen zu sein. Wenn man jene verlässt, um zu dieser überzugehen, so vermindert sich offenbar der Umfang der Weide in demselben Verhältnisse, wie sich der des Ackers vergrössert. Und die Weide muss sich zugleich verschlechtern, weil nun erst der Name »ewige Weide« für den grössten Theil derselben passend wird. Früher war doch immer von Zeit zu Zeit ein Umbrechen erfolgt; und es ist bekannt, wie sehr der nachherige Graswuchs durch eine solche Verjüngung befördert wird.<sup>32)</sup> Da man nun regelmässig nur wegen zunehmender Bevölkerung von der wilden Wirthschaft zum Dreifeldersysteme fortschreitet, so leuchtet ein, wie sehr viel schlechter die Mehrzahl des Volkes dann mit Viehproducten versorgt werden muss. Erst eine recht hohe Kulturstufe kann in dieser Hinsicht pro Kopf der Bevölkerung wieder ebenso viel bieten, wie die rohen Zeiten vor Einführung der Dreifelderwirthschaft bereits gehat

31) L u d e n wusste diess nicht und bezweifelte deshalb die Stelle des Tacitus! (Gesch. des deutschen Volkes I, S. 447.)

32) Eine Wiese, die niemals Ersatz durch Bewässerung oder Düngung bekommt, muss von Jahr zu Jahr geringere Ernten liefern, und erreicht schliesslich den Beharrungszustand mit ungefähr  $\frac{1}{4}$  des anfänglichen Ertrages. Vgl. v. Th ü n e n Isolirter Staat I, S. 80.

hatten. Ich erinnere nur an die winzig kleinen Viehstände, wie sie wohl auf Bauergütern im 9. Jahrhundert vorkommen; so z. B. auf 2 Mansen und 3 Hufen Acker nebst 16 Fuder Wiesenwachs: 2 Pferde, 4 Ochsen, 2 Kühe, 2 Schweine, 20 Schafe.<sup>33)</sup>

Wer heutzutage von Dreifelderwirtschaft spricht, der verbindet gewöhnlich damit die Vorstellung von einem bedeutenden Uebergewichte des Winterfeldes über das Sommerfeld. Ein nothwendiger und allgemeiner Charakterzug ist das freilich nicht. Selbst im europäischen Russland überwiegt das Sommergetreide an Aussaat, wie an Ertrag: jene z. B.  $18^{99}/_{100} = 20\frac{1}{2}$  Mill. Tschetwert Winterkorn,  $30\frac{1}{4}$  Mill. Sommerkorn; dieser  $1840 = 54\frac{1}{2}$  Mill. Winterkorn,  $128\frac{1}{2}$  Mill. Sommerkorn.<sup>34)</sup> In vielen Gegenden Sibiriens hat das Sommerfeld einen sechsmal so grossen Umfang, wie das Winterfeld. Ja, die Baschkiren treiben sogar bloss Sommerfeldwirtschaft: die Bauern pachten das Land von der Krone für je einen Sommer, freilich in höchst roher Weise, dass sie ganz von der jeweiligen Ernte abhängig sind, nach schlechten Jahren weder Vieh noch Saatkorn zuzusetzen haben und sich furchtbar verschulden.<sup>35)</sup> Solche Zustände können schon von der blossen Rauheit des Klimas bedingt sein, welches die Wintersaat allzu sehr gefährdet; ebenso gut aber rühren sie her von einer niedern Entwicklungsstufe der Volkswirtschaft. Die herbstliche Bestellung und Saat ist nicht bloss ein feinerer Plan, sondern auch ein viel längerer Kapitalvorschuss, als wenn man damit bis zum Frühlingewartet; freilich in der Regel mit den günstigen Folgen der intensiven Bewirtschaftung, grössere und sicherere Ernte, aber doch ein Vorschuss, wozu sehr arme und rohe Wirthe gänzlich ausser Stande sein können. So gehört auch für die Wintersaat eine verhältnissmässig gründlichere Bestellung, welche das Korn nicht bloss gegen Dürre und Nässe, sondern auch gegen Kälte einigermassen schützt. Es ist aber hinlänglich bekannt und leicht zu erklären, dass bei roher Landwirtschaft immer nur sehr oberflächlich geackert wird, gar keine Entwässerungsanstalten vorhanden sind etc.; daher so manche Gegenden, auch ohne wirkliche Veränderung des Klimas, bei steigender Kultur für die Winter-

33) Anton Gesch. der deutschen Landwirtschaft I, S. 449 fg.

34) v. Reden Das Kaiserreich Russland, S. 95.

35) v. Haxthausen Studien über Russland II, S. 29. 252.

saat geschickt werden, die es früher nicht gewesen waren. — Ich bezweifle nun durchaus nicht, dass auch in der germanischen Landwirtschaft das Sommerfeld, wo nicht ausschliesslich, doch zum Mindesten sehr vorgeherrscht hat. Zwar der Grund, welchen man oft hierfür angezogen findet, bewiese eher das Gegentheil, wenn er hier überhaupt anwendbar wäre. Plinius erzählt: (*H. N. XVIII, 49, 4*) *in Treverico agro . . . quum hieme praegelida captae segetes essent, reseverunt resarrientes campos mense Martio, uberrimasque messes habuerunt.* Das ist schwerlich ein erster Versuch der Wintersaat, der gescheitert wäre und nun für lange Zeit abgeschreckt hätte; sondern vielmehr ein ungewöhnliches Ereigniss, welches der, bereits üblichen, Wintersaat zusties und zu einer neuen Erfindung Anlass gab. Denn Plinius erwähnt das Ganze bei Gelegenheit der Vortheile des *inarure*.<sup>36)</sup> Aber der Schauplatz ist auch nicht das Germanien des Tacitus, sondern eine, seit mehr als hundert Jahren kultivirte, römische Gränzprovinz! Dagegen prüfe man nur die obenerwähnten landwirthschaftlichen Productionszweige. Vom Hafer brauche ich nicht zu reden. Die Gerste könnte allenfalls Wintergerste gewesen sein; da solche aber sehr empfindlich gegen die Kälte ist, auch sehr guten Boden verlangt, und nach einer bekannten Sage nicht wohl zur Bierbrauerei sich eignet, so ist unter dem *hordeum* der römischen Berichte doch viel wahrscheinlicher Sommergerste zu verstehen. Das *frumentum* des Tacitus (*Germ. 23*) deutet man gewöhnlich auf Weizen, da jeder Schriftsteller den allgemeinen Ausdruck »Korn«, wenn er ihn auf eine bestimmte Kornart anwendet, nur von dem in seiner Umgebung vorherrschenden Speisekorn brauchen werde. Als wahrscheinlich gehe ich diess zu, obschon es doch immer denkbar wäre, dass Tacitus das Speisekorn der Deutschen, also Hafer, gemeint hätte. Aber auch im entgegengesetzten Falle mag ich lieber an das s. g. Einkorn, (*triticum monococcum*) als an den gewöhnlichen Weizen denken.<sup>37)</sup> Einkorn ist in Rücksicht des Bodens viel genügsamer, Krankheiten weniger ausgesetzt, und steht insofern zwischen Sommer- und Wintergetreide gleichsam in der Mitte, als es noch um Weihnachten, ja selbst im Februar mit gutem Er-

36) Unterpflügen: vgl. *Cato R. R. 37. Columella R. R. II, 5.*

37) Vgl. Langenthal Geschichte der deutschen Landwirtschaft, I, S. 38.

folge gesät werden kann. — Nach alle Diesem ist es mindestens zweifelhaft, ob die Germanen überhaupt Wintergetreide gebaut haben, und höchst unwahrscheinlich, dass sie es in bedeutender Masse gethan.

Ein dritter wichtiger Unterschied der altgermanischen Landwirtschaft vom Dreifeldersysteme liegt in den Worten des Tacitus: (*Germ.* 26) *nec. . . . prata separent*. Obgleich also der Graswuchs der Deutschen berühmt war, (*quid laudatius Germaniae pabulis? Plin. H. N. XVII, 3.*) achteten sie doch ihre Wiesen nicht hoch genug, um sie als Privateigenthum zu behandeln.<sup>38)</sup> Nun sind aber die Wiesen recht eigentlich der Schwerpunkt des Dreifeldersystems. »Das Wohl und Wehe dieser Bewirthschaftsart beruhet einzig auf ihnen«, (Schwerz.) weil die Durchwinterung des Viehes und die Benutzung des Strohes zu anderen, als Futterzwecken von dem Heuvorrathe abhängt. Daher der ungemein hohe Preis, den im spätern Mittelalter, sowie überhaupt in jeder wirklichen Dreifelderwirthschaft die Wiesen, verglichen mit Kornfeldern, behaupten. Uebrigens lassen sich aus dieser Geringschätzung der Wiesen, folglich der Heuwerbung, interessante Schlüsse auch darauf ziehen, wie die Aufstallung und Durchwinterung des Viehes bei den Germanen beschaffen waren. Schwerlich viel besser, als bei den Baschkiren, welche nach Pallas zu träge sind, um Heuvorräthe zu sammeln, und ihr Vieh desshalb während des Winters mühsam zwischen Eis und Schnee sein Futter selbst suchen lassen.<sup>39)</sup>

Fassen wir Alles zusammen, so wird die Vermuthung nicht unberechtigt sein, dass sich die urgermanische Landwirtschaft zum Dreifeldersysteme der karolingischen Zeit ungefähr so verhalten habe, wie die urhellenische in der Bildungszeit der Herakles-Augeiasmythe<sup>40)</sup> zu derjenigen, welche Homer und Hesiod kannten. Homer, der nicht bloss Düngung, (*Odyss. XVII, 297 ff.*) sondern auch dreimalige Pflügung des Brachfeldes er-

38) Zur Erklärung des Wortes *separent* vgl. *Tacit. Hist. IV, 46*, und den allgemeinen Gedanken der Feldgemeinschaft.

39) Pallas Reise durch Sibirien, II, S. 78 fg.

40) Wie unbegreiflich den Zeitgenossen höherer Kulturstufen eine Landwirtschaft sein muss, welche den Mist der Thiere als Unrath nur los zu werden sucht, erhellt am besten daraus, dass spätere pragmatisirende Schriftsteller gerade umgekehrt den Herakles und Augeias zu Erfindern der Düngung stempelten. (*Plin. H. N. XVII, 6.*)

wähnt, (*Il.* XVIII, 544 ff. *Odyss.* V, 427;) Hesiod mit seiner deutlichen Schilderung des Dreifeldersystems. (*Opp.* 383 ff. 445 ff. 460 ff.) Tacitus selbst erklärt den Ackerbau der Aestyer (Letten – Preussen?) für höher kultivirt, als den germanischen. *Frumenta ceterosque fructus patientius, quam pro solita Germanorum inertia, laborant.* (*Germ.* 45.) Freilich hatte der Bernsteinhandel früh begonnen, die Volkswirtschaft der Ostseeküste zu entwickeln: und es war vielleicht hier, dass schon Pytheas von Massilien, der Zeitgenoss Alexanders M., die ansehnlichen Kornscheuern fand, deren Strabo gedenkt. (*IV*, 5 *extr.*) Wer wird aber den Aestjern eine intensivere Landwirtschaft zutrauen, als das Dreifeldersystem? Und doch sollen sie in diesem Punkte über den Deutschen gestanden haben! Auch die sonstigen Züge, die Tacitus zur Charakteristik der germanischen Volkswirtschaft beibringt, kann ich mit der Kulturstufe des Dreifeldersystems nicht reimen. So z. B., dass sie, mit Ausnahme des Gränzverkehrs, noch gar kein Geld brauchten; dass silberne Geräthe bei ihnen nicht höher geschätzt wurden, als thönerne, (*Germ.* 5;) dass sie während des Winters in unterirdischen, mistbedeckten Gruben wohnten, (*Germ.* 16; vgl. *Plin. H. N.* XIX, 2;) dass nur die Reichsten noch andere Kleider besaßen, als ein mit einer Schnalle oder einem Dorn zugeheftetes *sagum*, (*Germ.* 17;) <sup>41)</sup> dass Kapitalzinsen gänzlich unbekannt waren. (*Germ.* 26.)

Wir schliessen mit dem Gemälde, welches Horaz in ergreifender Naturwahrheit und Schöne von der Land- und Volkswirtschaft der Geten seiner Zeit entworfen hat. *Carm.* III, 24, 11 ff. . . . . *rigidi Getae,*

*Immetata quibus iugera liberae  
Fruges et Cererem ferunt,  
Nec cultura placet longior annua,  
Defunctumque laboribus  
Aequali recreat sorte vicarius.  
Illic matre carentibus  
Privignis mulier temperat innocens;  
Nec dotata, pregit virum*

<sup>41)</sup> Vgl. ausdrücklich noch *Germ.* 20: *in omni domo nudi*, und *Caes. B. G.* VI, 21: *pellibus aut parvis rhenonum tegimentis utuntur, magna corporis parte nuda.* Dazwischen *Seneca De ira* I, 11. *De provid.* 4.



*Coniux, nec nitido fudit adultero :  
 Dos est magna parentium  
 Virtus, et metuens alterius viri  
 Certo foedere castitas,  
 Et peccare nefas, aut pretium emori.*

Im höchsten Grade wäre es der Mühe werth, den Quellen dieser schönen Verse nachzuforschen. Ob die Geten mit den später s. g. Gothen identisch sind, mögen Kundige entscheiden.<sup>42)</sup> Jedenfalls erinnert die zweite Hälfte ebenso merkwürdig an *Tacit. Germ.* 18. 19, wie die erste an *Caes. B. G.* IV, 4. VI, 22. Es wird dadurch eine Brücke von dem einen grossen Historiker zum andern geschlagen, und ich kann mir auch das Landbaukapitel des Tacitus (*Germ.* 26) nicht besser auslegen, als in Uebereinstimmung mit diesem Gedichte.

---

42) J. Grimm *Geschichte der deutschen Sprache* I, S. 478 ff. II, S. 730. Schon früher in der Schrift über Jornandes: *Abhh. der Berliner Akademie*, 1846.

---

Herr *Drobisch* theilte folgendes an ihn gerichtete Schreiben des Herrn Professor *Gerhardt* in Eisleben über *Tschirnhaus's* *Betheiligung an dem Plane, eine Akademie der Wissenschaften in Sachsen zu begründen*, mit.

Sie haben für Leibniz stets ein reges Interesse gezeigt; ich erachte mich deshalb verpflichtet, die folgende ganz ergebenste Mittheilung zu machen. — Ausserdem dass nächstens der fünfte Band der *Leibnitiana* erscheinen wird <sup>1)</sup>, bemerke ich, dass ich in jüngster Zeit die Correspondenz zwischen Leibniz und *Tschirnhaus* durchgearbeitet habe. Dabei haben sich mir die folgenden Ergebnisse herausgestellt, die für die Urgeschichte der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften nicht ohne Interesse sind und vielleicht eine Stelle im Archiv derselben verdienen.

Aus der gedachten Correspondenz geht nämlich hervor, dass zu dem Gedanken Leibnizens, gelehrte Gesellschaften zu gründen, *Tschirnhaus* die Veranlassung, wenn auch indirect, gegeben hat, und dass nicht Leibniz, sondern ursprünglich *Tschirnhaus* von Seiten des damaligen Churfürsten mit der Gründung einer Akademie zu Dresden beauftragt war. Ich will zunächst das Folgende in Bezug auf *Tschirnhaus* vorausschicken, alsdann einen die in Rede stehende Sache betreffenden Auszug aus der Correspondenz der beiden Männer folgen lassen.

*Tschirnhaus* war im Jahre 1682 noch einmal nach Paris gegangen, um seine Erwählung zum Mitgliede der Akademie durchzusetzen, und zwar besonders deshalb, um eine Pension von 500 oder 1000 Thalern vom König von Frankreich zu erhalten, welche ihm die Mittel zur ungestörten Fortsetzung seiner gelehrten Studien gewähren sollte. Er beabsichtigte einen Chymicum, Medicum (Anatomicum), Mechanicum in seine Dienste

---

<sup>1)</sup> Herr Prof. *Gerhardt* hat seitdem die Güte gehabt, diesen Band der K. G. zu übersenden.

zu nehmen, die seine inventa exequiren sollten. Er wollte sich kleine Factores zu Amsterdam, London, Paris, Rom, Venedig halten, die ihm fortwährend Correspondenzen zukommen liessen. Seine Erwählung zum Mitgliede der französischen Akademie setzte er zwar durch, besonders in Folge der Empfehlungen Leibnizens an Galloys (Colbert's rechte Hand), namentlich aber dadurch dass ihm Leibniz ein Stück des neu erfundenen Phosphors überschickte; indess in Betreff der Pension erhielt Tschirnhaus nur Versprechungen, und hiermit reiste er von Paris wieder ab. Nach seiner Rückkehr verheirathete er sich und glaubte nun hinreichende Mittel zu besitzen, independent leben und studiren zu können. Bald jedoch erhebt Tschirnhaus von neuem die Klage, dass ihm die media zur Ausführung seiner Ideen fehlen.

Tschirnhaus an Leibniz (Kiesslingswalda 13 Jan. 1693). In Physicis bin so weit avancirt, dass es unmöglich gedenken darff, den alle weld hielte mich vor einen aufschneider; es sind auch viele sachen, die nicht anders als cabalistiche kan offenbahren; den ich bin ietzo der gedanken, dass man durch die cabalam zu den grössten geheimnissen gelangen kann.

Leibniz an Tschirnhaus. Was Sie sonst de Cabbala gedenken, verstehe ich de Cabbala sapientium, das ist Characteristica, deswegen Sie meine gedanken wissen. Solten Sie aber noch eine andere Cabbalam meinen, so werde erläuterung des verstandes erwarten. Sonst wäre freylich zum höchsten zu wünschen, was Sie gedenken, dass ein forum sapientiae wäre, welches nicht weniger bestehen würde als die Leipzigsche Messe. Ein baar arcana lucrifera wären guth dazu, aber darauff muss man nicht warten. . . . . Es ist schade, dass man so wenig auff das nöthigste denket, man stiftet eine Academie oder Schuhle über die andere, aber die darinn eigentlich realia tractirt würden, soll noch fundiret werden.

Tschirnhaus an Leibniz (Leipzig 7 Mai 1693). Melde also, dass die Kabalam nur schertzweise angeführet, als Eine der grössesten wiessenschaften, dadurch man ohne mühe zu den verborgensten geheimnissen gelangen kan, weil die Juden solches vorgaben; ich aber auf solche weise interpretire: Cabala ist so viel als traditio; da gelehrte leute einander was sie mitt vieler mühe erfunden, und manchmahl wegen der so vielen ignoranten, die doch grosse leute sein wollen, nicht eben so publick machen, einander oretenus und ohne alle ambages communiciren.

Leibniz an Tschirnhaus. Ersehe nunmehr was Sie durch ihre Cabbalam gemeint, und muss bekennen, dass dienliche Anstalt diessfals wohl zu wünschen wäre. Denn die publicatio der besten Dinge oftmahls bedenklich, ich auch selbst nicht alzu gern noch geschwind dazu komme. . . . . Alleine zu rechten gebrauch der Cabbalae würde gehören eine Societät rechtgelehrter und wohlgesinter leute; ich verstehe aber eine Societät nicht wie sie insgemein seyn, auch wie die Englische und Naturae Curiosorum ist, so kein festes Band, auch keinen Nachdruck noch Dauer haben, noch die von grosser Herrn besoldungen unterhalten werden, wie die Universitäten, Collegia und die Academie Royale zu Paris, denn da werden gemeiniglich durch die Hofleute allerhand Personen hineingeschoben, die nicht auss gutthen eifer und lobesbegierde, sondern umbs geld arbeiten, ja hernach aus faulheit und neid das gutthe verhindern, sondern eine solche societät, die ihren eigenen fundum hätte, wie die Clöster und Orden der Römischen Religion.

Leibniz an Tschirnhaus (Janvier 1694). *Vous ne m'avez rien répondu à une pensée dont je vous avois parlé d'une société ou communication au moins, mais un peu autrement réglée que celle, où il y a trop de mercenaires qui ne font ses choses que par maniere d'acquit pour gagner leur pension, ou trop de curieux volages qui considerent les sciences non pas comme une chose tres importante pour le bien des hommes, mais comme un amusement ou jeu. Vostre Cabale m'en avoit donné l'occasion, mais vous aviés brisé la-dessus.*

Tschirnhaus an Leibniz (Kiesslingswalda 27 Febr. 1694). Was Mein Werthester Freund von einer Societät gedacht in vorigen und in ieszigen wieder urgiren, meine gedancken hierüber zu eröffnen, so vermeine, dass in meiner *Medicina Mentis, circa sextum impedimentum*, in dem remedio desselbigen, weitläufig davon gedacht (da die rechte *Artem dilescenti pro Philosopho, sed brevibus* innehalten) an welchen orthe auch eben diess gedенcke, wie Mein Herr jetzo referiret, dass Leute, die ohne Erben leben und die Philosophie liebten, solche mittel hierzu destiniren solten; *sed surdo narratur fabula*; es wird noch viel müssen davon geschrieben werden, ehe es leute thun werden. . . . . Nehmlich was mich betrifft, so habe mir erwöhlet die *Opticam* zu excoliren, und wenn mir gutte Freunde an der Hand stünden, so wollte so viel lucriren, als mir iemahlen und

ändern zu philosophiren nöthig: ex. gr. ich habe eine Maschine die nicht leicht iemand erfinden wird, da kann lentes Opticae von unglaublicher grösse und so vollkommen verfertigen, als iemahls das kleinste glass geschlieffen und poliret worden. Perspectivegläser von unglaublicher Länge können hiedurch bereitet werden, welches keinen Menschen möglich; aber ich habe die sachen vorerst in die hand nehmen müssen die die unkosten ersetzen . . . . . wan man ein solch glass (BrennGlas) in Holland öffentlich umb geld sehen liesse und forderte nur wenig von der persohn, zum ex. einen stiever, ich glaube dass viel tausend Thlr. kündten gewonnen werden, wiewohl ich in Opticis noch herrliche sachen weiss, die niemand bieshero probiret, auch nicht gekundt; wie ich nun also hierin erfahre, so solten andere gelehrte leute auch thun; wir wolten bald einen considerablen fond haben; dieser fond nun müste destiniret sein vor alle membra der Societät. Aber die gröste difficultät ist, was die membra selbst anlangt, den vorerst müste keiner dazu genommen werden; als der gewiess in ejner gutten Methode was ausszufinden wohl exerciret. . . .

Leibniz an Tschirnhaus (Hannover 21 März 1694). Leute so alle qualitäten hätten, so M. H. meldet, sind hienieden nicht zu finden; muss man also mit einem theil zufrieden seyn. Und ist das Vohrnehmste, *ardor aliquid egregii praestandi conjunctus cum animo erga alios aequo*, und muss man ihnen den *stimulum gloriae* dabey lassen, *qui etiam sapientissimis novissimis exiit*. . . . Mit Societäten ist es freylich auch schwehr, nemlich wie wir es wüdschen, es fehlet meist am anfang, diese zeiten lassen wenig von grossen Herrn hoffen, so sonst wohl intentioniret seyn möchten.

Tschirnhaus an Leibniz (Kießlingswalda 8 März 1698). Gedencke mitt'wenigen, dass nuhmero in kurtzen durch hülfte Ihre Durchlaucht von Fürstenberg, so ein Herr von ungemeynen herrlichen talent ist, in dem stande zu seyn, was guttes pro publico zu affectuiren, wovon dan und wan in Actis bericht geben werde; vorietzo werden Spiegel fabriciret, die in der Länge über 4 Leipziger Ellen und in der breite über 3 ellen halten, dergleichen Venedig noch Frankreich nicht zu wege gebracht. Diess wehre also eine schöne sache vor eine Academie pro scientiis zu establiren, viel besser als des Weigelii, durch ein Universal Calendarium (welches schwer zu erhalten sein wird) besonders

wen ich meine machinam (auff welche nicht glaube leicht die exteri fallen werden) hierzu communicirte, dergleichen grosse glässer zu schleifen . .

Leibniz an Tschirnhaus. Freue mich sonderlich zu vernehmen, dass Sie hofnung haben durch vornehme Assistenz nun etwas grosses auszurichten. Wenn ich bedenke, was Ihre und meine zeit almählig dahin gehet, und allerley hindernisse verursachen, dass wir dasjenige so sonst in unser macht, wenn requisita vorhanden, nicht zuwerck richten, und also zu besorgen, dass viel sachen verlohren gehen werden, so nicht leicht sobald zu ersetzen, wenn, sage ich, dieses bedenke, so finde nöthig, dass wir einmahl mit mehreren ernst auff bessere anstalt denken.

Tschirnhaus an Leibniz (Leipzig 16 Oct. 1700). Uebrigens unterlassen Sie ja nicht dass gutte moment, da man zu Berlin vorhatt eine *Academiam ad Mathesin et Physicam excolendam* zu stabiliren, vielleicht kombt was hierauss, so sich Exteri nicht imaginiren, den die Teutsche Nation ist sehr laborieus, wen sie auff die rechten Principia gerathen. Wen ich mitt Sie mündlich hierauss zu conferiren gelegenheit, ich wolte vielleicht viel dienliche vorschläge zu deren conservation beytragen.

Leibniz an Tschirnhaus (Hannover 17 Apr. 1701). Ich habe in meinem vorigen von der Chur Brandenburg. nunmehr Königl. Societät bereits erwehnung gethan, welche der König in Preussen zu fundiren sich voriges Jahr entschlossen, da Seine Majestät sich meiner wenigen gedancken hierbey bedienen und mir das directorium dabey allergnädigst auftragen wollen. Nun ist der zweck zwar wohl begriffen, aber mit der vollstreckung kan es wegen grosser beandter hindernisse und ander angelegener ausgaben nicht so geschwind von statten gehen.

Tschirnhaus an Leibniz (Leipzig, 23 Apr. 1704). Man hatte alhier vor eine *Academie des sciences* auffzurichten; ich solte auff Königlichen Befehl ein Project davon entwerfen, wo zu auch einen anfang gemacht, weilen es aber hernach nicht stark urgiret wurde, so bin auch piana hierinne gangen.

Leibniz an Tschirnhaus (Dresde zu Ende des Jahres 1704). *Il faut que je vous dise en même temps, Monsieur, que des personnes de grande consideration m'ont demandé encor maintenant mon avis sur une Academie des Sciences icy. J'avois repondu déjà autresfois à une semblable demande, que la chose me paroissoit*

*tres faisable et tres utile dans ce pays-cy, et même j'en avois donné mes avis. Mais à present j'ay repondu qu'ayant appris de Vous, Monsieur, que vous aviés mis la chose en tres bon train, on n'avoit qu' à suivre et executer vos bons projets, et que bien loin de vouloir troubler vos cercles, je me ferois un plaisir d'y contribuer.*

Tschirnhaus an Leibniz (Dresden 6 Febr. 1705). Was die Etablirung bewusten Werkes zu des Publici besten concerniret, so steht es annoch in besten Terminis, und habe bereits schon alles abgethan, was dass wichtigste hierin zu sein schiene. Besonders habe den tempo der anwesenheit des Serenissimi sehr wohl employiret, und weilen sehr offte gute gelegenheit hierzu in geheim hierüber als auch den Hrn. Stadhalter zu conferiren, ohne dass der Tertius solches verhindern kan, so habe meinen grösten Ernst seyn lassen, alles auff's bestmögliche zu perfectioniren, wovon *suo tempore plura*. Ich habe reflexion gemacht gleichfalls den Hrn. Bernoulli, welcher zu Gröningen, anhero zu ziehen, möchte Dero meinung hierüber wohl vernehmen, indem ich *plenariam potentiam* zu choisiren habe, wehn ich wihl, und expressen hohen Befehl und anordnung, dass mir keiner auffgedrungen solle werden.

Das ist, was ich in den mir vorliegenden Briefen gefunden habe. Offenbar ist die Correspondenz von beiden Seiten sehr unvollständig; die fehlenden Briefe dürften sich aber vielleicht in der politischen Correspondenz Leibnizens, zu der ich keinen Zugang hatte, noch vorfinden, denn Tschirnhaus wurde auch als politischer Unterhändler am Sächsischen Hofe von Leibniz benutzt. —

Zum Schluss bemerke ich noch, dass Tschirnhaus es wohl verdiente, dass sein Andenken einmal wieder erneuert würde. Nicht allein stand er als Mathematiker neben den Heroen der damaligen Zeit, sondern er hat auch alles, was er besass (nach seinem Tode brach der Concurs aus, seine Kinder erbten gar nichts) für sein engeres Vaterland Sachsen aufgeopfert, um Kunst und Industrie zu heben. Unter der schlimmen politischen Lage nach 1700 konnten seine Entwürfe und die von ihm gemachten Anfänge nicht wohl gedeihen.

Eisleben d. 1 August 1858.

Dr. Gerhardt.

Herr *Michelsen* hielt eine Vorlesung über ein sehr interessantes Kunst- und Alterthumsdenkmal, welches sich im Grossherzoglichen Besitze zu Weimar befindet. Sein Vortrag über dieses historisch merkwürdige Monument altdeutscher Goldschmiedekunst, die von Kaiser Friedrich an seinen Pathen Otto geschenkte silberne Schale, jetzt in Weimar, bezog sich grossentheils auf eine ihm vor kurzem schriftlich ertheilte gelehrte Mittheilung von Herrn Professor E. G. Förstemann in Nordhausen.

Bereits aus dem Jahre 1821 findet man im Archive für ältere deutsche Geschichtskunde eine Mittheilung von Goethe über diese silberne Schale oder Schüssel, begleitet von einer Abbildung des Kunstwerks in Steindruck sammt Erklärungen von Dr. Dümge und von Professor Grotefend. Darauf versuchte 1822 in derselben historischen Zeitschrift Ritter v. Lang mehrere Berichtigungen; später folgten ebendasselbst beachtenswerthe Bemerkungen von Dr. Moser in Stuttgart und vom Amtmann Wedekind in Lüneburg; ferner von Dr. Tross, endlich von Professor Stenzel in Breslau. Aus neuerer Zeit ist hiermit zu vergleichen was dazu Diensames Erhard in den Regestis Historiae Westfaliae nebst angehängtem Codex Diplomaticus, und zuletzt Jaffé am Schlusse der Vita Godefridi Comitum Capenbergensis im vierzehnten Bande (Script. XII.) der Monum. Germ. histor. beigebracht hat.

Nach dem Bericht von Goethe ist die Schale aus fünfzehnlöthigem Silber gearbeitet, 2 Mark  $4\frac{1}{4}$  Loth schwer, und hat im Durchmesser 10 Leipziger Zoll bei einer Tiefe von 2 Zoll. Der vergoldete Boden enthält inwendig die bildliche Darstellung und der Rand die Umschrift. Für Weimar wurde dieses alterthümliche Kunstwerk erworben von Ihrer Kaiserl. Hoheit der Frau Erb-grossherzogin, jetzt verwittweten Frau Grossfürstin - Grossherzogin von Sachsen - Weimar, durch Ankauf aus der Sammlung des verstorbenen Chorherrn Pik in Cöln, eines bekannten Alterthumsforschers und glücklichen Sammlers von Alterthümern. Nach der Aussage dieses Vorbesitzers der Schale an den preussischen Staatsminister Freiherrn v. Stein, damaligen Gutsherrn zu Kappenberg in Westphalen, besass ebendem die Prämonstratenser-Propstei Kappenberg dieses Gefäss.



Die bildliche Darstellung auf dem Boden der Schale zeigt eine Taufhandlung. Ueber dem Kopfe des Täuflings steht *Fri-  
dericus*, über dem eines Taufzeugen *Otto*. Am obern Rande des  
Gefässes sind vier leoninische Verse in Uncialbuchstaben einge-  
graben, die nach Auflösung einiger Abbrüviaturen so lauten :

*Cesar et Augustus hec Ottoni Fridericus*

*Munera patrino contulit, ille Deo.*

*Quem lavat unda foris, hominis memor interioris,*

*Vt sis quod non es, ablue, terge quod es.*

Das zweite Distichon erinnert, beiläufig bemerkt, sehr an die ähnliche Inschrift eines alten Taufsteins im Dom zu Merseburg aus der Zeit um 1200.

Die Berichtigungen und abweichenden Lesarten, welche Ritter v. Lang im dritten Bande des gedachten Archivs versuchte, sind ganz werthlos.

Goethe hielt die Schale für ein Pathengeschenk des Kaisers Friedrich I. an den damals jüngsten Sohn des Herzogs Heinrich des Löwen, den nachmaligen Kaiser Otto IV., und meinte, dieselbe möge 1196 nach Cöln gekommen sein.

Da diese zu Weimar zuerst versuchte Deutung jedoch bei den Herausgebern des genannten historischen Archivs Zweifel erregte, so wurde daneben noch eine Erklärung von zwei andern Mitgliedern der Gesellschaft für deutsche Geschichtskunde eingeholt, von dem Archivrathe Dr. Dümge und dem Professor Dr. Grotefend. Beide hielten ebenfalls die Schale für ein Geschenk des Kaisers Friedrich I., aber nicht für ein Pathengeschenk an Otto, den Sohn Heinrichs des Löwen. Dümge wollte vielmehr darin ein Pathengeschenk Kaiser Friedrichs an Otto den Sohn des Markgrafen Albrecht des Bären von Brandenburg erkennen, aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts. Gegen diese Ansicht sprach sich besonders Grotefend aus, und Stenzel bestritt aus triftigen Gründen die historischen Prämissen, auf welche sie gebaut ist, die aber verschiedene Irrthümer enthalten.

Grotefend erklärte die Schale für ein Geschenk Kaiser Friedrichs I. an seinen Pathen Otto, und dass dieser Otto der letzte vom Stamme der Grafen von Kappenberg und Mitstifter der Prämonstratenser-Propstei Kappenberg in Westphalen war. Er beruft sich theils darauf, dass diese Propstei ehemals im Besitze des Gefässes war, theils auf eine sehr alte Kappenberger Aufzeichnung, von ihm entnommen aus den Origg. Guelf. III, 494.

von diesen aus den Actis Sanctorum Antwerp. Jan. I., 844, die jetzt auch in dem 14. Bande der Mon. Germ. hist. abgedruckt ist.

Für diese Ansicht sprach sich dann auch Dr. Tross aus, und berief sich dafür zuerst auf die Urkunde des Kaisers Friedrich I. vom J. 1187, die Kindlinger schon aus dem Kappenberg Archiv publicirt hatte, die jetzt aber auch neu aus dem Original in Erhard's Westphälischen Regesten mitgetheilt ist, und worin es heisst: »*Hinc est quod ecclesiam de Kaphinberc a pia recordationis comitibus, consanguineis nostris, Godefrido et Ottone, patrino videlicet nostro fundatam etc.*« Hierin liegt offenbar eine sehr starke Stütze für Grotfend's Erklärung.

Stenzel stellte dagegen die Vermuthung auf, Friedrich II. sei der Täufling, und ein Otto, der 1194 bei dessen Geburt in Italien gegenwärtig war, der Pathe. Er giebt dies aber selber nur für einen hingeworfenen Gedanken aus.

Neuerdings ist nun auch Jaffé der Grotfend'schen Idee beigetreten, wonach die Schale von Kaiser Friedrich I. seinem Pathen Otto, Grafen von Kappenberg, als dieser Propst zu Kappenberg war (zwischen 1155 und 1172) verehrt worden ist, dieser aber sie der Kirche geweiht hat. Man vergleiche die von Jaffé bearbeitete Vita Godefridi comitis Capenbergensis im vierzehnten Bande der Mon. Germ. histor. (Script. XII) am Schlusse. Jaffé beruft sich sowohl auf die alte, bereits von Grotfend benutzte Kappenberg Aufzeichnung, als auch auf die gedachte Urkunde Kaiser Friedrichs I. vom J. 1187, worin der Kaiser den Grafen und Propsten Otto von Kappenberg seinen *patrinus* d. i. Gevatter, Taufzeugen, Pathen (altddeutsch Pätter, französisch *parrain*) nennt.

Darauf hat nun in allerneuester Zeit Herr Professor Dr. E. G. Förstemann in Nordhausen sich eifrig mit der historischen Deutung und Erklärung unseres alten Kunstwerks beschäftigt und darüber an Michelsen eine ausführliche und sehr sorgfältige Mittheilung gemacht, deren literarische Benutzung er ihm geneigtest anheimstellte, und um nochmalige Untersuchung und Prüfung der Sache ersuchte; wobei er die Hauptfrage immer noch als eine offene angesehen wissen will.

Seine Darstellung lautet wörtlich so: »Der nachmalige Kaiser Friedrich II. wird hier von seinem Vater, dem Kaiser Heinrich VI., zur Taufe gebracht. Derselbe wird von einem Bischofe in einem Taufbrunnen in das Wasser eingetaucht und abgewa-

schen. Taufzeugen sind Philipp, des Kaisers Bruder und Nachfolger als römischer König in Deutschland, damals Herzog von Schwaben, und Otto, der Sohn des Herzogs Heinrich des Löwen und nachmals Kaiser Otto IV. Wir haben also auf diesem Bilde vier Kaiser, einen der es damals war, und drei die es später wurden, einen Bischof und einen dienenden Geistlichen. Das Gefäss ist auf Befehl des römischen Königs Friedrichs II. angefertigt um 1212 oder 1215, und dem sich zurückziehenden Gegenkaiser Otto IV., der vor etwa achtzehn Jahren (1196) in Italien sein Pathe gewesen war, verehrt, und von diesem alsbald einer Kirche geschenkt worden, sei es der Propstei Kappenberg oder einer Kirche in Cöln, worauf dann, wahrscheinlich auf Befehl des geistlichen Vorstehers dieser Kirche, die das Becken (als Taufbecken) erhalten hatte, die äussere Umschrift darauf eingegraben worden ist. «

Zur Begründung dieser Muthmaassung hat ihr Urheber sich im Einzelnen theils auf die bildliche Darstellung auf dem Becken bezogen, theils aber auf den Zusammenhang der historischen Verhältnisse, die er sehr scharfsinnig und umsichtig combinirte. Allein ungeachtet dieser feinen Combinationen und Ausführungen, durch welche Förstemann selber hauptsächlich eine neue Untersuchung und Behandlung der Sache anzuregen beabsichtigte, ohne die Hauptfrage als definitiv erledigt anzusehen, glaubte Michelsen dennoch der Förstemann'schen Hypothese, welche die Schale auf Friedrich II. zurückführt, nicht beitreten zu dürfen.

Michelsen sprach sich vielmehr in seinem Vortrage, mit aller Anerkennung für die Gelehrsamkeit der Förstemann'schen Untersuchung, doch unvorbehalten für die einfache, zuerst von Grotefend aufgestellte, dann zuerst von Tross urkundlich gestützte, neuerdings auch namentlich von Jaffé vertretene Erklärung aus. Diese geht im Wesentlichen dahin, dass Kaiser Friedrich I. seinem Pathen Otto von Kappenberg, der hernach Propst des von ihm mit seinem Bruder zusammen fundirten Stifts Kappenberg war, unsere silberne Schale geschenkt, dieser aber sie an die Stiftskirche verehrt hat. Er berief sich dabei theils auf die von Förstemann angeführten Gründe, die er einzeln darlegte, theils aber noch speciell auf eine Urkunde, die Förstemann nicht zur Hand hatte. Sie steht in Erhard's Codex Diplomaticus Westfaliae und enthält eine letztwillige Disposition des Grafen Otto von Kappenberg, als dritten Propsten dieses Stifts, worin er,

unter anderen reichen Vermächtnissen an die dortige Geistlichkeit und an die Stiftskirche, namentlich auch ein silbernes Becken »*ad perpetuum ornatum ecclesie memorate*«, zusammen mit einer silbernen Lampe, das Bildniss des Kaisers darstellend, »*ad imperatoris effigiem formatum*« vermacht hat.

Wäre das Werk, worin dieses Diplom aus dem Kappenberger Archive nach der Urschrift veröffentlicht worden, nämlich Erhard's Regesta Historiae Westfaliae (Bd. II. S. 85—86), Förstemann zur Hand gewesen, so würde das seine Ansichten wesentlich modificirt haben. Dazu kommt aber noch die archäologische Erklärung der bildlichen Darstellung auf unsrer Schale sammt der In- und Aufschriften; wobei namentlich die Deutung des auf der linken Seite neben dem Haupte des Täuflings befindlichen kreuzartigen Zeichens den Auslegern ein wahres Kreuz gewesen ist. Dasselbe hat die allerverschiedenartigsten, widersprechendsten und willkürlichsten Deutungen erfahren und ist dennoch für Jeden eigentlich ein Problem geblieben; was aber auf die ganze Auffassung und Erklärung des Bildes zum Theil entscheidend einwirkte, besonders wenn man darin, wie es zuerst in Weimar, dann auch anderwärts der Fall war, die Bezeichnung eines Episcopus finden wollte. Man wurde dadurch veranlasst, in den gegenüber auf der rechten Seite am Kopfe des Täuflings eingegrabenen Buchstaben *JP*, d. i. *Imperator*, eine Bezeichnung der nebenstehenden Figur, als ersten Taufzeugen, als eines Kaisers zu suchen und gerieth so auf Abwege. Das fragliche Zeichen erklärte Michelsen ganz einfach, als die Marke oder das Handmal des Kaisers, aus der neuen Lehre von der Hausmarke, deren Nutzen und Bedeutung für die Alterthumskunde, zunächst auch für die Diplomatie, erst allmählig zur vollen Anerkennung und Geltung gelangen wird. Das simple Handzeichen vertritt hier das Monogramm der Diplome (*signum imperatoris*). —

Diesem kurzen Referate über den von Michelsen gehaltenen Vortrag wird später eine ausführliche Mittheilung der Förstemann'schen Abhandlung nebst der von Michelsen gegebenen Erklärung folgen. Es wird vorher eine neue und ganz getreue Abbildung des alten merkwürdigen Kunstwerks zu veranstalten sein, besonders weil die von Goethe im Jahre 1821 veröffentlichte wiederholt angefochten worden ist. —

Von Herrn *Jahn* waren eingesandt *Miscellen zur Geschichte der alten Kunst*.

4.

Den Gelehrten, welche sich eingehend mit der alten Kunst beschäftigen, kann nichts erwünschter sein als wenn sie sich der fördernden Theilnahme mitforschender Künstler zu erfreuen haben. Der Künstler, durch seine praktische Erfahrung mit allen Bedingungen vertraut, von welchen die Gestaltung und Darstellung der künstlerischen Conception abhängig ist, wird nothwendig Gesichtspunkte ins Auge fassen, welche sich dem Gelehrten leicht entziehen, und wenn er, der vor allem die Möglichkeit der realen Existenz nachgewiesen zu sehen verlangt, von diesem Standpunkt aus der archäologischen Interpretation Schwierigkeiten und Bedenken entgegenbringt, so wird das um so dankbarer aufgenommen werden, je gesichrtere Aufklärung die auf dieser Grundlage erneuerte Untersuchung zu gewähren verspricht.

*Ruhl*, dessen namentlich von dieser Seite ausgegangene Forschungen in ihrer Verdienstlichkeit für das Verständniss der alten Kunst allgemein anerkannt sind, hat vom Standpunkte der Technik gegen die jetzt geltenden Ansichten von der Eintheilung der Bildwerke auf dem Kasten des *Kypselos* Bedenken erhoben (*Ztschr. f. d. Alterth. Wiss.* 1852 p. 305 ff.). Da ich mich bei dieser Frage auch betheilig habe, so wird mein Freund *Schubart*, an den jene Zweifel und Fragen zunächst gerichtet waren, mir gestatten dass ich auch meinerseits auf dieselben zu antworten versuche.

Ich habe in meinem Aufsatz über den Kasten des *Kypselos* (*arch. Aufs.* p. 3 ff.) nachzuweisen gesucht: aus den Worten des *Pausanias* gehe hervor, dass er bei seiner Beschreibung nicht rund um den Kasten herum, sondern entweder an der Vorderseite hin und hergegangen sei, wenn bloss diese mit Bildwerken verziert war, oder dass er, wenn auch an den beiden schmalen Seiten Bildwerke angebracht waren, am Ende der einen umgekehrt und nach der entgegengesetzten Seite zurückgegangen

sei; so dass also die Rückseite vielleicht an die Wand gerückt und deshalb nicht sichtbar war, jedenfalls von Pausanias nicht beschrieben worden ist. Ob die Vorderseite allein oder auch die schmalen Seiten verziert gewesen seien, darüber habe ich nicht entscheiden wollen, weil mir Pausanias keinen bestimmten Anhalt dafür zu bieten schien; an sich ist beides gleich annehmbar. Ruhl hat nur die erste Annahme ins Auge gefasst; die Schwierigkeit, welche sich ihm dabei durch die unverhältnissmässige Länge der Vorderseite ergiebt, wird wenigstens verringert, wenn die Bildwerke auch an den Seitenflächen angebracht waren, und dagegen ist soviel ich sehe nichts Bestimmtes einzuwenden.

Was die Form des Kastens anlangt, so habe ich darauf hingewiesen (arch. Ztg. VIII p. 192), dass mehrere Vasenbilder den grossen Kasten, in welchem *Danae* mit *Perseus*<sup>1)</sup>, *Thoas*<sup>2)</sup>, *Tennes* und *Hemitha*<sup>3)</sup> eingeschlossen und ins Meer gesetzt wurden, darstellen. Der gewöhnliche Ausdruck für den Kasten ist in allen diesen Fällen *λάρναξ*, welchen Pausanias auch für den des Kypselos gebraucht<sup>4)</sup>; dieser Umstand so wie die ähnliche Sage, die an den letzteren geknüpft war, berechtigen uns, für denselben eine der auf den Vasenbildern entsprechende Form anzunehmen. Es ist ein grosser länglich viereckiger, auf vier Füßen ruhender Kasten, von starker Structur, so gross dass nicht bloss ein, sondern zwei erwachsne Menschen in demselben Raum finden, mit einem flachen Deckel. Dadurch wird Müllers Ansicht (kl. Schr. II. p. 339 f.) von einer elliptischen Form des Kastens, die auch sonst begründeten Widerspruch gefunden hat<sup>5)</sup>, augenscheinlich widerlegt<sup>6)</sup>.

1) Gerhard *Danae* (Berl. 1834). R. Rochette *choix de peint.* p. 184 Vign. XI; eine andere Vase s. mon. ined. d. ist. 1856. Taf. 8.

2) Gerhard *Trinkschalen* II, 9, 5. Ann. d. inst. XIX tav. M.

3) *Museo Borb.* II, 30, 4.

4) *Κυψέλη* sagt Herodot (V, 92), und nach Pausanias *τὰς λάρνακας οἱ τότε ἐκάλουν Κορινθιοὶ κυψέλας*, womit sonst ein Gefäss aus Flechtwerk oder Thon bezeichnet wird. Dio Chrys. (XI, 45) spricht von der *ξύλινη κιβωτός* des Kypselos, was mit *λάρναξ* stimmt.

5) Tbiersch *Epochen* p. 468. Gerhard *etrusk. Spiegel* I. p. 69, welcher gegen Müllers Berufung auf die *λάρναξ* Deukalions auf die Münzen von Apamea verweist, welche die Arche Noahs als denselben viereckigen Kasten zeigen. Auch de Witte (ann. XIX p. 227) erinnerte an diese Münzen.

6) Der einzige welcher sie gebilligt hat ist meines Wissens Weiske

Die jetzt gewöhnliche, auch von mir näher begründete Annahme ist nun dass die von Pausanias bezeichneten fünf Streifen mit Bildwerken übereinander<sup>7)</sup> an der Vorderseite, oder wie wir wohl besser annehmen an der Vorder- und den beiden schmalen Seiten, sich hinzogen. An sich ist diese Anordnung gewiss wahrscheinlich, da sie uns bei den ältesten Kunstwerken, den Schilden, welche Homer und Hesiod beschreiben, und den alten Vasenbildern ebenfalls entgegentritt. Diese letzteren, welche nicht allein für einen grossen Theil der einzelnen Darstellungen des Kypselokastens, sondern für die künstlerische Behandlung im Ganzen durch augenfällige Analogien reiche Belehrung bieten, gewähren auch über mehrere der von Ruhl erhobenen Bedenken, wie ich glaube, beruhigenden Aufschluss.

Ruhl verlangt, da die fünf Bänder oder Streifen parallel übereinander herlaufen sollen, wenn auch nicht eine Gleichzahl der Figuren doch eine Gruppierung, welche es möglich mache jeden Streifen mit Gebilden auszufüllen. Nun sei die Gesamtzahl aller am Kasten angebrachten Figuren 165 — wobei die unbestimmten Angaben des Pausanias möglichst niedrig veranschlagt seien —; diese vertheile sich aber so dass

auf den ersten Streifen 42  
 auf den zweiten Streifen 32  
 auf den dritten Streifen 36  
 auf den vierten Streifen 36  
 auf den fünften Streifen 19

Figuren kämen. Bei dieser Ungleichheit der Figurenzahlen, schliesst er, müssten Lücken und leere Felder entstehen; er ist gewiss dass es keine Eintheilung gebe, welche die Ungleichheiten gänzlich ausgleiche ohne der Erklärung Gewalt anzuthun. Er behauptet, eine solche Vertheilung sei künstlerisch durchaus unausführbar, und er werde nicht eher eine andere Ueberzeugung erlangen, als bis ihm die Anschauung einer wohl gelungenen Verwirklichung dieser dem Bett des Prokrustes gleichenden Aufgabe zu Theil werde.

---

(Prometheus p. 408), der monumentale Belege vermisste, wie sie nunmehr vorliegen.

7) Darauf hatte auch schon Visconti (mus. Pio Cl. IV, 84 p. 214) hingewiesen.

Ich bitte den so ernst und eifrig mitforschenden Künstler einen Blick auf die Françoisvase<sup>8)</sup> zu werfen; ich denke, sie wird uns manche seiner Zweifel lösen.

Wir sehen auch hier, wie überhaupt bei einigermaßen umfangreichen Gefässen der ältesten Technik, den Körper der Vase mit figurenreichen Vorstellungen in übereinander laufenden parallelen Streifen geschmückt, die uns um so sicherer eine Analogie für den bildlichen Schmuck des Kypselokastens bieten, da wir in den epischen Beschreibungen jener kunstreichen Schilde eine ganz ähnliche Einrichtung paralleler Streifen finden. Dass hier nicht, wie auf dem Kasten des Kypselos, eine Reihe kleinerer Compositionen zusammengereiht ist, sondern grössere zusammenhängende Vorstellungen entweder ringsum laufen, oder die vordere und hintere Seite einnehmen, macht für die Hauptfrage keinen Unterschied: die verschiedenen Streifen durften nicht allein keine Lücken darbieten, es musste eine geordnete, den Anblick befriedigende Vertheilung der Figuren über die ganze Fläche nach Massgabe der Parallelstreifen hier wie dort Statt finden. Bei der chiusinischen Vase zeigt dies trotz einiger Verstümmelungen der Augenschein, und dennoch ergibt sich auch hier eine Unregelmässigkeit in den Zahlen der einzelnen darauf angebrachten Figuren, welche der des Kypselokastens so ziemlich nahe kommt.

Es finden sich nämlich:

- 1 auf dem obersten Streifen *a.* bei der kalydonischen Eberjagd 20 Figuren<sup>9)</sup> *b.* beim Reigen des Theseus 47, ein Schwimmer und im Schiff 16<sup>10)</sup>, zusammen 34 Figuren — 54 Fig.
- 2 auf dem zweiten Streifen *a.* bei dem Wettfahren Achilleus und 5 Viergespanne, zus. 6 *b.* beim Kentaurenkampf 12 Kentauren, 5 Lapithen<sup>11)</sup>, zus. 17 — 23 Fig.

8) Mon. ined. d. Ist. IV, 54—58. arch. Ztg. VIII Taf. 23. 24.

9) Die Hunde sind nicht gezählt, auch der Eber nicht, weil der todte Ankaïos denselben Platz einnimmt.

10) Da ein Theil des Schiffes fehlt, waren hier noch mehr Figuren, zum grossen Theil allerdings nur mit dem Kopfe sichtbar.

11) Die Zählung ist hier nicht sicher wegen der Lücken; es ist anzunehmen dass einige Figuren mehr da waren.



- 3 auf dem dritten Streifen bei der Götterprozession  
auf Viergespannen zur Vermählung der Thetis <sup>12)</sup> — 48 Fig.  
4 auf dem vierten Streifen a. bei der Verfolgung des  
Troilos 13 Figuren b. bei der Rückführung des  
Dionysos 17 Figuren <sup>13)</sup> — 30 Fig.  
5 auf dem Streifen am Fusse beim Pygmaienkampf  
18 Pygmaien, 14 Vögel <sup>14)</sup> — 32 Fig.

Soweit Zahlen auch hier beweisend sind ist dadurch also im Allgemeinen gerechtfertigt dass die von Ruhl geforderte Vertheilung einer ungleichen Zahl von Figuren in Parallelstreifen möglich sei. Der Umstand dass der Umfang der Vase nicht, wie es vom Kasten gilt, überall gleich ist, trägt dabei nichts aus; ein Blick auf die Vase zeigt dass er auf die grössere oder geringere Zahl der Figuren in den einzelnen Streifen gar keinen Einfluss geübt hat. Bei näherem Eingehen ergibt sich freilich auch, wie misslich es ist auf das Zählen der Figuren so ausschliessliches Gewicht zu legen, besonders wenn Ansprüche an Anordnung und Darstellung hinzukommen, welche überhaupt den Werken der ältesten Kunst gegenüber nicht zulässig sind.

Vergleicht man die beiden Streifen, welche hier wie dort so auffallend viel weniger Figuren zählen, so löst sich das Räthsel sofort beim Anblick der Wettfahrer und des Kentaurenkampfes auf der Françoisvase, wenn man damit zusammenstellt dass auf dem Kasten des Kypselos neben Odysseus, Kirke und ihren Dienerinnen, zunächst Chiron, Thetis und die Nereiden auf Zweigespannen —, Pausanias hebt dies ausdrücklich hervor: *ἔξῃς καὶ ἑπταὶν σὺνωρίδες καὶ γυναῖκες ἐπὶ τῶν σὺνωρίδων εἶδεν ἐστῶσαι* — vorgestellt waren, dann Nausikaa auf einem mit Maulthieren bespannten Wagen, endlich Herakles im Kampf mit den Kentauren. Man sieht, wie die vielen Pferdeleiber den Raum füllten und die Zahl der Figuren ergänzten.

Wollte man den Hauptstreifen der Vase in eine Beschreibung fassen wie wir sie bei Pausanias vom Kasten des Kypselos lesen, wie würde sich bei der Aufzählung der einzelnen Götter

12) Hier sind die nach den gegebenen Spuren mit Sicherheit zu ergänzenden Figuren mitgezählt worden.

13) Möglicherweise können in der Lücke noch eine oder ein Paar Figuren mehr gewesen sein.

14) Auch hier macht die Verstümmelung des Gefässes die Zählung nicht ganz sicher.

z. B. der Musen, bei der Erwähnung der Viergespanne, des Gebäudes in welchem Thetis sitzt, die Darstellung in unserer Vorstellung und vermuthlich auch in einer Restauration ausdehnen, und wie sehr ist sie bei dem naiven Verfahren des alten Künstlers zusammengezogen. Wer sich nun vergegenwärtigt, in welcher Weise die gymnischen Uebungen und Wettkämpfe z. B. des Laufens, Reitens, Fahrens zusammengedrängt auf den alten Vasenbildern erscheinen, so dass z. B. fünf Läufer nicht viel mehr Raum in Anspruch nehmen als ein einziger, der wird die grössere Figurenzahl auf dem ersten Streifen des Kypselokastens im Verhältniss gegen die übrigen kaum als ein wesentliches Hinderniss gleichmässiger Anordnung der Parallelstreifen ansehen.

Wie leicht eine Täuschung möglich sei, wenn man die Figurenzahl allein massgebend machen wollte, kann auch der oberste Streifen der Françoisvase zeigen. Auf der einen Seite ist die kalydonische Eberjagd vorgestellt; an dieser sind ausser dem mächtigen Eber zwanzig Heroen betheilig, sämmtlich mit Namen versehen, sowie noch sieben Hunde, deren Namen ebenfalls beigeschrieben sind. Auf der andern Seite ist der von Theseus angeführte Reigen dargestellt, an welchem siebzehn Personen Theil nehmen; dieser Reigen nimmt fast denselben Platz ein wie die Jagd, den verhältnissmässig geringen noch übrig gelassenen Raum aber nehmen ein Schwimmer und sechzehn Personen im Schiff ein. Das Missverhältniss der Figurenzahlen, welches bei einer Beschreibung sehr auffallen und wahrscheinlich in Verlegenheit setzen würde, erklärt sich bei einem Blick auf die Vase von selbst, wenn man die eng aneinander geschlossenen Paare der Jäger und die weitausgezogenen der Tänzer, sowie die Anordnung der Schiffsleute sieht.

Um nur noch ein Beispiel anzuführen, wie leicht es bei dieser alten naiven Darstellungsweise war den Anforderungen des Raums zu genügen, erinnere ich an die *Kentauren*. Boten auf der einen Seite die langgestreckten Leiber dieser Rossmenschen ein sehr geeignetes Mittel dar einen bedeutenden Raum zu füllen, wo es nöthig war, so bediente man sich in anderen Fällen für ihre Darstellung gewissermassen einer Abkürzung, indem man den Menschenleib ganz, von dem angesetzten Pferdekörper aber nur einen kleinen Theil sichtbar werden liess, der wie aus einer Felshöhle hervorragt, so dass auch der Kentaur nur den Raum

eines gewöhnlichen Mannes einnimmt. Für die Scene, wo Thetis den kleinen Achilleus dem Chiron überbringt ist diese Darstellungsweise gewöhnlich<sup>15)</sup>, auch Pholos, dessen Fass Herakles öffnet, kommt ebenso vor<sup>16)</sup>; ob etwa Chiron auf dem obersten Streifen des Kypselokasten auch so vorgestellt war lässt sich nicht entscheiden.

Eine der ausgeführteren Scenen auf dem Kasten des Kypselos ist die Abfahrt des *Amphiaraos*. »Weiter« sagt Pausanias (V, 17, 4) »ist das Haus des Amphiaraos vorgestellt und den kleinen Amphilochos trägt eine Alte, wer sie auch ist [also ohne beigeschriebenen Namen]; vor dem Hause steht Eriphyle welche den Hals schmuck hält, neben ihr ihre Töchter Eurydike und Demonassa und Alkmaion, ein nackter Knabe. Baton aber der Wagenlenker des Amphiaraos hält die Zügel der Pferde und mit der anderen Hand die Lanze. Amphiaraos hat mit einem Fuss bereits den Wagen bestiegen, hält aber das blossе Schwert in der Hand und wendet sich vom Zorn hingerissen um gegen Eriphyle.« Das Hauptmotiv dieser Scene begegnet uns auf einem alterthümlichen Vasenbild (Micali stor. 95), das ich bereits zur Erläuterung des Kypselokastens benutzt habe (arch. Aufs. p. 455 f.). Baton und Amphiaraos, daneben Alkmaion und eine der Töchter vergegenwärtigen uns die Beschreibung des Pausanias; Eriphyle mit der zweiten Tochter und die Amme sowie das Haus fehlen. Dagegen sind vor den Pferden ein in Trauer versenkter sitzender Greis und zwei fortziehende gerüstete Krieger dargestellt; ein den Auszug zum Krieg charakterisirendes Motiv von allgemeinerer Natur, wie die ältere Kunst sie unter dem Einfluss epischer Darstellungen ausgebildet und je nach Gelegenheit verwandt hat. Viel mehr Raum werden schwerlich die hier fehlenden Figuren auf dem Kypselokasten<sup>17)</sup> einge-

15) Roulez mélange. IV, 9. Gerhard auserl. Vasenb. 483.

16) Auf Vasen mit schwarzen Figuren, Gerhard auserl. Vasenb. 449. 20, 3. Münch. Vas. 435; mit rothen Figuren, Stackelberg Gräber der Hell. 41 (Münch. 746).

17) Der D. de Luynes hat (nouv. ann. II p. 252) auf ein anderes altes Vasenbild aufmerksam gemacht, welches neben Kämpfern vor einer Stadt, und Wettfahrten vor den auf einem amphitheaterähnlichen Gerüste sitzenden Zuschauern, auch den Abschied eines ausziehenden Kriegers vorstellt, der von wehklagenden Frauen umgeben ist. Unter diesen ist unmittelbar neben dem Wagen eine Gruppe, welche an den Kasten des Kypselos erinnern kann; namentlich eine Frau, welche ein Kind rittlings auf den

nommen haben, so dass man danach ungefähr abnehmen kann, wie knapp selbst eine so figurenreiche und bedeutsame Scene zusammengedrückt sein konnte.

Es geht glaube ich daraus hervor dass die Bedeutung einer an sich sehr richtigen Bemerkung Rubls eher einzuschränken als zu hoch anzuschlagen ist. »Der Raum für vier und zwanzig Figuren in aufrechter Stellung« sagt er »wird leicht aus der ersten gefunden werden können. Nicht so bei einer Zahl welche verschiedene bestimmte Handlungen vornehmen sollen.« Da diese Handlungen sehr einfache sind, welche fast immer nur ein Nebeneinander- und Gegenüberstellen der einzelnen Figuren, nicht eine verschlungene Gruppierung verlangen, so muss man vor allem des Gedankens an künstliche Composition und alle durch eine solche hervorgerufene Bedingungen der Darstellung sich entschlagen. Eben jene Einfachheit gab aber, wie uns die alten Vasenbilder zeigen, die Mittel leichter an die Hand den Bedingungen des Raums gemäss zu dehnen oder zusammenzuziehen.

Eine erhöhte Schwierigkeit findet Rubl in den Accessorien, zu welchen er das Haus des Amphiarao, die Tempel bei Idas und Marpessa, die Grotten bei Dionysos und Odysseus, den Polos des Atlas und andere Dinge zählt, »deren Gestalten wie diese in die Höhe streben.« »Da nun alle Aufnahme in den Raum verlangten,« sagt er »so war das Maass der Zonen hienach zu bemessen.« Auch hierüber giebt schon die Françoisvase hinreichende Auskunft. Die Stadtmauer mit dem Thor und das Quellhaus von Troia sowie das Gebäude, in welchem Thetis sich aufhält, sind auf derselben sorgfältig bis ins Detail ausgeführt, aber sie nehmen dennoch wenig Raum in Anspruch und, was die Höhe anlangt, nicht mehr als für eine stehende Figur ausreicht; wie denn thronende, reitende, auf dem Wagen stehende Figuren fast genau denselben Raum einnehmen wie auf dem Erdboden stehende. Diese Gleichmässigkeit wird durch den überwiegend ornamentalen Charakter der Bildwerke bedingt, der auch in den langen, parallelen Streifen ausgesprochen ist; die Forderungen der realen Naturwahrheit mussten sich denen des Auges, welches eine in der Hauptsache gleichmässig fortlaufende Verzierung verlangte, unterordnen. Wir sehen aber auch,

---

Schultern trägt, wie dies wohl nur in ältester Kunstweise so dargestellt werden konnte.

auf eine wie raumersparende Weise diese Baulichkeiten mit den Figuren in Verbindung gebracht wurden, wenn man die aus dem Thor herausschreitenden Krieger<sup>16)</sup> und die durch die Thür sichtbar werdende Thetis betrachtet. Auf etwas Aehnliches scheint auch Pausanias hinzudeuten durch den Gegensatz *Ἀμφιαράου τε ἢ οἰκία πεποιήται καὶ Ἀμφίλοχον φέρει νήπιον πρεσβύτις ἥτις δὴ πρὸ δὲ τῆς οἰκίας Ἐριφύλη—ἔστηκε.*

Einen Grund, weshalb man bei einer mit Schnitzwerk und eingelegter Arbeit so zierlich geschmückten Lade die einzelnen Figuren höher als fünf Zoll annehmen müsste, kann ich nicht wahrnehmen; die Wirkung der Bildnerei war doch gewiss darauf berechnet, dass der welcher sich mit dem allgemeinen ornamentalen Eindruck des Ganzen nicht beruhigte, aufmerksam das Einzelne in der Nähe betrachten sollte.

Auch für die Annahme von Zierleisten, welche zwischen die einzelnen Streifen gelegt worden wären, sehe ich keinen Grund, insoweit für diese eine gewisse Selbständigkeit und ein solcher Umfang in Anspruch genommen wird, dass sie auf die gesammten Raumverhältnisse einen erheblichen Einfluss geäußert haben müssten.

Ich würde mich sehr freuen wenn diese am Studiertisch gemachten Bemerkungen dem Künstler im Atelier zu erneuter Prüfung Veranlassung bieten sollten. Wenn sie auch seine Bedenken nicht alle lösen, vielleicht sogar neue hervorrufen sollten, so helfen sie doch vielleicht das Richtige zu finden,

*σὺν τε δὴ ἔρχομένῳ καὶ τε πρὸ ὅ του ἐνόησεν  
διππος κέρδος ἔη.*

## 2.

Bei der Geschichte der Athenestatuen des *Phidias* wird die Anekdote nicht vergessen dass ein gewisser *Philurgos* oder *Phileas* das goldene Gorgoneion von einer derselben entwendet habe. Sie geht wesentlich auf zwei Stellen alter Schriftsteller zurück. Isokrates sagt (c. Callim. 57): *καὶ τοιαῦθ' ἡμαρτηκῶς ἐπιχειρήσει λέγειν ὡς ἡμεῖς ψευδίμεθα, ὁμοιον ἐργαζόμενος ὡσπερ ἂν εἴ τῃ Φωνιώνδας πανουργίαν ὀνειδίσειεν, ἢ Φιλοῦργος ὃ τὸ γοργόνειον ὑφαλάμενος τοῆς ἄλλους ἱεροσείλους ἔφρασκεν εἶναι.*

<sup>16)</sup> Aehnlich auch auf der ehemals Rogers gehörigen Vase, ann. XXII tav. EF, 3. Overbeck Gall. her. Bildw. Taf. 45, 44.

Darauf bezieht sich Suidas *Φιλοῦργος* οὗτος ἄσωτος ὦν ἐφω-  
 ράθη ἐν Ἀθήναις τὰ ἱερὰ συλήσας καὶ τὸ γοργόνειον ὑφε-  
 λόμενος, ὡς Ἰσοκράτης λέγει. μέμνηται τούτου Αἰσχίνης ἐν  
 τῷ κατὰ Κτησιφῶντος. Bei Aischines finden wir ihn nicht ge-  
 nannt; Taylor wollte ihn in der Stelle (437) ἀλλ' οἶμαι οὔτε  
 Φρυνώνδας οὔτε Εὐρύβατος οὔτ' ἄλλος οὐδεὶς πώποτε τῶν  
 πάλαι πονηρῶν τοιοῦτος μάγος καὶ γόης ἐγένετο einschließen.  
 Dort wäre er in guter Gesellschaft, allein da die Worte des Sui-  
 das offenbar nur das Excerpt eines Scholion zum Isokrates sind  
 (woher auch die noch dürftigeren Notizen bei Photios *Φιλοῦργος*  
 und Bekker anecd. I p. 315 stammen), in welchem gewiss auch  
 vom Phrynondas die Rede war, kann das auf diesen bezügliche  
 Citat aus Aischines leicht durch ein Versehen an der Notiz vom  
 Philurgos hängen geblieben sein.

Die zweite Stelle ist bei Synesios (de calv. 19 p. 83 A): πῶς  
 δ' ἂν Ὅμηρος κομήτην ἐποίησεν, ὃν εἰσήγαγεν εἰς τὴν ποιή-  
 σιν ἐτέρῳ καλλωπιστῇ λοιδορούμενον; ὅμοιον εἰ καὶ Φιλίας  
 Ἀνδοκίδην ἱεροσυλίας ἐγράψατο, ὥσπερ οὐκ αὐτὸς ὦν ὁ τῆς  
 Θεοῦ τὸ γοργόνειον ἐξ ἀκροπόλεως ὑφελόμενος, worauf Suidas  
 (ὅμοιον. Φιλίας) und Eustathios (zur Odys. p. 1704, 38) sich  
 beziehen.

Die Statue deren Gorgoneion gestohlen war, welche Eusta-  
 thios<sup>1)</sup> als die der Polias bezeichnet, hielt Böttiger (Amalthea  
 II p. 314) für die eherner der Promachos, indem er die Worte des  
 Euripides οὐδ' ἂντ' ἐλάας χρυσέας τε γοργόνος<sup>2)</sup> auf dasselbe  
 bezog. Böckh, der dies nicht wahrscheinlich fand, — weil die  
 Statue der Promachos ganz von Erz gewesen sei und gewiss  
 nicht, wie Böttiger wunderlich genug sagt, im Tempel der Po-  
 lias stand, — verstand das chryselephantine Bild der Parthenos  
 und da Pausanias (I, 24, 7) ausdrücklich sagt, das Gorgoneion  
 derselben sei von Elfenbein, so nahm er an das von Philurgos  
 gestohlene goldne sei durch ein elfenbeinernes ersetzt worden

1) *Γοργόνειον*, sagt er a. a. O., εἰδωλὸν τι αὐτὸ Γοργόνος ἀνακείμενον  
 Ἀθηνᾶ πολιᾶδι, οὐ χρῆσις ἐν τῷ „τῆς Θεοῦ τὸ γοργόνειον ἐξ ἀκροπόλεως  
 ὑφελόμενος.“

2) Sauppe wird mir erlauben ihn hier an einen Vergessenen zu erin-  
 nern: die schöne Verbesserung ἂντ' ἐλάας statt ἂν τελέας ist nicht zuerst  
 von Dobree gemacht, sondern schon 1774 vom Recensenten des Reiske-  
 schen Lykurg in der göttinger philolog. Bibliothek I p. 370, der meines  
 Wissens Schneider Saxo ist.

(C. I. Gr. I p. 242). Panofka (mus. Blacas p. 33) welcher an einem goldenen Gorgoneion auf goldener Aegis bei einem chryselephantinen Bilde Anstoss nahm, wollte unter *γοργόνειον* die ganze Aegis verstanden wissen, die Philurgos gestohlen habe. Die Schwierigkeit, welche gehoben werden soll, ist eigentlich gar nicht vorhanden, denn nirgend ist gesagt dass das gestohlene Gorgoneion von Gold war; mir scheint aber, der ganze Diebstahl sei nicht so ernsthaft zu nehmen. Die Zusammenstellung mit Phrynondas weist darauf hin dass Philurgos (oder Phileas) eine Person war, welche der Volksmund, vielleicht auch die Komödie, zum Typus eines Diebes gemacht hatte, wie eben Phrynondas und Eurybatos. Und da konnte es denn wohl als das Hauptstück eines Erzspitzbuben angesehen werden, der wehrhaften Göttin auf der Akropolis das schreckende Gorgoneion von der Brust wegzustehlen, das man diesem Philurgos beilegte.

Ganz analog ist der Scherz beim Plautus (Menaechm. 944 f.)

*at ego te sacram coronam surripuisse Iouis scio*

*et ob eam rem in carcerem te esse compactum scio*

der es als unerhörtes Wagstück bezeichnet den Kranz des capitolinischen Juppiter zu stehlen, worüber er auch Trin. 82 ff. seinen Spass macht. Auch dies ist später buchstäblich gefasst und die Scholiasten des Horaz erklären die von diesem Sat. I, 4, 83 erwähnten *furta Petilli Capitolini* dahin dass er eben jenen Kranz gestohlen habe (rhein. Mus. N. F. VI p. 590).

### 3.

Bei Plinius, wo er die Hauptwerke des Phidias aufzählt, heisst es (XXXIV, 54): *Phidias praeter Iovem Olympium — fecit ex ebore aequae Minervam Athenis quae est in Parthenone stans, ex aere vero praeter Amazonem supra dictam Minervam tam eximiae pulchritudinis ut formae cognomen acceperit. fecit et cliduchum et aliam Minervam quam Romae Paulus Aemilius ad aedem Fortunae huiusce diei dicavit u. s. w.*

In diesem Zusammenhange kann das Wort *cliduchus* zwischen zwei Statuen der Athene gestellt nicht wohl anders gefasst werden denn als Beiwort der Athene. Man hat daher auch gewöhnlich darunter die Bezeichnung einer Athenestatue des Phidias verstanden. Eine solche wird sonst weiter nicht erwähnt und für den auffallenden Beinamen ist in verschiedener Weise eine Erklärung gesucht.

Petersen <sup>1)</sup> hat obwohl zweifelhaft die Vermuthung geäußert, es sei die sonst als *Promachos* bezeichnete colossale Erzstatue der Athene gemeint, welche in Athen auf der Akropolis zwischen den Propyläen und dem Parthenon aufgestellt war. Als Grund giebt er nur an dass dieses berühmte Werk sonst auffallenderweise von Plinius gar nicht angeführt werde; wie die abweichende Bezeichnung zu erklären sei darauf lässt er sich nicht ein. Urlichs (chrest. Plin. p. 317 f.), welcher dieselbe Erklärung giebt, beruft sich auf die Worte des Aristophanes (thesm. 4436 ff.)

Παλλάδα τὴν φιλόχορον ἐμοὶ  
 δεῦρο καλεῖν νόμος ἐς χύρον,  
 παρθένον ἄλγυα, κόρυνη,  
 ἢ πόλιν ἡμέτεραν ἔχει,  
 καὶ κράτος φανερόν μόνῃ,  
 κληδοῦχός τε καλεῖται

aus denen allerdings hervorgeht, dass Athene, die Schützerin und Bewahrerin der Stadt auch als die Schlüsselhalterin zu bezeichnen den Athenern geläufig war. Wenn er aber hinzufügt, Plinius meine wahrscheinlich die Athene Promachos, es sei keineswegs nöthig dass diese Statue die Schlüssel in der Hand gehabt habe, so muss ich widersprechen. Ein Dichter konnte sehr wohl um die Göttin als diejenige zu bezeichnen, welche ihre Stadt in Obhut und Verwahrsam hält, ein geläufiges Bild in Anwendung bringen, wie Aristides vom Serapis sagt (or. 8 I p. 54 Jebb): γῆς καὶ θαλάττης, φαῖεν ἂν ποιηταὶ, κληῖδας ἔχων <sup>2)</sup>; allein wenn eine Statue auf diese Weise bezeichnet werden soll, muss diese nothwendig den Schlüssel als Attribut führen. Vollends eine Göttin in kriegerischer Haltung, welche dadurch Schutz verleiht dass sie den Feind mit Waffengewalt abwehrt und bedroht, als die Schlüsselbewahrerin zu bezeichnen scheint mir ganz undenkbar.

Eine andere Erklärung ist von Welcker (aesch. Tril. p. 279) kurz angedeutet und von Osann (arch. Ztg. VIII p. 255) geltend gemacht worden. Mit Beziehung auf die Worte der Athene bei Aischylos (Eum. 794)

καὶ κληῖδας οἶδα δομάτων μόνῃ θεῶν,  
 ἐν ᾧ κερανός ἐστι ἐσφραγισμένος

1) Observv. in Plin. hist. nat. XXXIV, 49, 4 (Kopenh. 1824) p. 6.

2) Vgl. Wesseling obs. I, 3. Schwarz de diis clavigeris (opp. p. 175 ff.).



ist er der Ansicht dass Athene als blitzwerfende auch durch das Attribut des Schlüssels bezeichnet werden könne<sup>3)</sup>. Allein dies ist doch nur in einem Zusammenhange möglich, der darauf hinführt, dass der Schlüssel eben den Blitz bewahrt, und bei einer bildlichen Darstellung der Athene ist ebenso wenig zu erklären, wie diese bestimmte Andeutung gemacht sein sollte, als weshalb man der Göttin nicht gradezu den Blitz als unzweifelhaftes Attribut in die Hand gegeben hätte.

Wenn sonst Gottbeiden der Schlüssel beigelegt wird, so geschieht dies entweder in der oben angedeuteten figürlichen Bedeutung, wo denn auch angegeben wird, worauf diese Macht und dieser Besitz sich erstreckt, wie wenn es von Here heisst (Arist. thesm. 976)

*κλήδας γάμου φυλάττει*

oder bei Pindar (Pyth. IX, 39)

*κρυπταὶ κλαῖδες ἐντὶ σοφᾶς Πειθοῦς ἱερᾶν φιλοτάτων,*  
der von der Hesychia sagt (Pyth. VIII, 3 f.)

*βουλᾶν τε καὶ πολέμων*

*ἔχοισα κλαῖδας ὑπερτάτας;*

oder es ist ein im strictesten Sinne bedeutsames Attribut, wie bei Janus, Portumnus, dem orphischen Aion, wie denn die orphisch-mystische Poesie den Schlüssel überhaupt zum Symbol der göttlichen Herrschergewalt macht.

Da nun eine Statue der Athene als *κληδοῦχος* schwerlich genügend erklärt werden kann, hat die Annahme Prellers (arch. Ztg. IV p. 261 ff.) auch für mich die grösste Wahrscheinlichkeit, dass nicht Athene sondern eine Priesterin bei Plinius zu verstehen sei. Dass *κληδοῦχος* für diese der bezeichnende Name sei, weil der Schlüssel das auszeichnende Attribut derselben war — wie derselbe auf Vasenbildern gar nicht selten in diesem Sinne angebracht ist<sup>4)</sup> —, ist von Preller nachgewiesen, sowie er auch an ähnliche Darstellungen erinnert hat. Euphranor hatte eine *κιδυχος eximia pulchritudine* aus Erz gebildet, eine jung-

3) Wieseler, welcher über Athene als Blitzgöttin ausführlicher gehandelt hat (Jahrb. des Vereins von Alterthumsfr. im Rheinh. V p. 354 ff.), bezieht darauf auch die Stelle des Aristophanes, wo es von der Basileia heisst (avv. 1537 f.)

*καλλίστη κόρη*

*ἣπερ ταμείει τὸν κεραυνὸν τοῦ Λιός.*

4) Vgl. ann. XX, p. 208 ff.

fräuliche Priesterin (Plin. XXXIV, 78), Demetrios *Lysimachen quae sacerdos Minervae fuit LXIII annis* (Plin. XXXIV, 67)<sup>5)</sup>, mehr als eine zierliche Arrhophorenstatue ist noch erhalten<sup>6)</sup>, und auch noch an anderen Orten war es nichts ungewöhnliches die Priesterinnen durch Statuen zu ehren<sup>7)</sup>.

Um aber den unleughbaren Uebelstand der Wortstellung bei Plinius zu erklären darf man unter diesen Umständen wohl die Vermuthung fassen, dass wir es hier, wie an so vielen Stellen, mit einem späteren Zusatz zu thun haben, der, ursprünglich am Rande nachgetragen, dann ohne Rücksicht auf den Zusammenhang eingeschoben worden ist. Darauf weist auch das ganz unnöthige *fecit et lin*, welches einen Zusatz ankündigt; lässt man diesen aus, so gehen die Notizen über die verschiedenen Athene-  
statuen im natürlichen Zusammenhange fort.

## 4.

Unter den künstlerischen Unternehmungen des Nero nimmt einen hervorragenden Platz die colossale 449 $\frac{1}{2}$  Fuss hohe<sup>1)</sup> Portraitstatue ein, welche er von Zenodoros, der durch eine in Gallien gefertigte Colossalstatue des Mercurius sich Ruhm erworben hatte, modelliren und giessen und vor der domus aurea aufstellen liess. Plinius sagt man habe die Aehnlichkeit der Gesichtszüge, welche man am Thonmodell in der Werkstätte in der Nähe wahrnehmen konnte, und das kunstvoll auferbaute colossale Modell bewundert; aber es habe sich gezeigt dass die

5) Von dieser heisst es bei Pausanias (I, 27, 4): *πρὸς δὲ τῷ ναφί τῆς Ἀθηνᾶς ἔστι μὲν εὐήρις πρεσβύτις, ὅσον τε πήχεος μάλιστα, διάκονος γαμῆνη εἶναι Ἀνσιμέχῃ.* Der poetische Ausdruck *εὐήρις*, welchen man als Namen hat fassen wollen, erklärt sich wie später die ungewöhnliche Wendung *γαμῆνη διάκονος εἶναι* durch die Annahme dass Pausanias das Epigramm der Statue benutzt, welchem, wie Stephani bemerkt, auch die Angabe des Plinius sicher entlehnt war.

6) Schöll arch. Mitth. p. 88 f. Bötticher Tektonik B. IV p. 498 ff. Rosa arch. Aufs. p. 86 f.

7) Stephani ausruh. Herakl. p. 224 f.

1) Sueton (Ner. 34) giebt in runder Zahl an *colossus CXX pedum*. Aus der corrupten Lesart des cod. Bamb. bei Plinius (XXXIV, 45) *cui monaginta* d. h. CVIIXC hat Ulrichs (de numeris et nom. pr. in Plinii h. n. p. 40) hergestellt CXIXS, worauf auch die Angabe des curiosum und der notitia (reg. IV) *colossus altum pedes CIIS* insoweit führt, als in ihnen das S erhalten ist. Hieronymus sagt (chron. p. 489 Ronc.): *colossus erectus habens altitudinis pedes CVII*.

Kunst des Erzgusses verloren gegangen sei, denn Nero habe an Gold und Silber nicht gespart um die rechte Mischung des Metalls zu erhalten, und Zenodoros sei im Modelliren und Ciseliren ein Meister gewesen — dennoch war die Statue also im Guss nicht gelungen<sup>2</sup>). Auch ausserdem scheint man an derselben manches auszusetzengefunden zu haben, denn in der Schrift *περὶ ὕψους* heisst es (36, 3) *πρὸς μέντοι γε τὸν γράφοντα, ὡς ὁ κολοσσὸς ὁ ἡμαρτημένος οὐ κρείττων ἢ ὁ Πολυκλείτου δορυφόρος παράκειται πρὸς πολλοῖς εἰπεῖν, ὅτι ἐπὶ μὲν τέχνης θαναμάζεται τὸ ἀκριβέστατον, ἐπὶ δὲ τῶν φυσικῶν ἔργων τὸ μέγεθος φάσει δὲ λογικὸν ὁ ἄνθρωπος κατὰ μὲν ἀνδριάντων ζητεῖται τὸ ὅμοιον ἀνθρώπῳ, ἐπὶ δὲ τοῦ λόγου τὸ ὑπεραίρον ὡς ἔφην τὰ ἀνθρώπινα*. Dass hier nicht wie man gewöhnlich annahm der rhodische, sondern der Coloss des Nero zu verstehen sei ist von Buchenau (*de scriptore libri π. ὕψ.* p. 34 ff.) überzeugend nachgewiesen. An diesem vermisste man also die genaue Wiedergabe der Verhältnisse des menschlichen Körpers, welche den Ruhm des Polykletischen Doryphoros ausmachte, in so hohem Grade dass strenge Kritiker ihn gradezu als den verfehlten bezeichnen konnten. Nichts destoweniger galt er schon seiner Grösse wegen für ein Wunderwerk, und da man später ein solches Ehrenkmal des Nero<sup>3</sup>) nicht dulden mochte, begnügte sich Vespasian durch Strahlenbekränzung des Kopfes einen Sonnengott daraus zu machen<sup>4</sup>).

2) Plin. XXXIV, 45 f. *Zenodorus — Romam accitus a Nerone, ubi destinatum illius simulacro colossum fecit pedum CXIXS pedum longitudine, qui dicatus Soli venerationi est damnatis sceleribus illius principis. mirabamur in officina non modo ex argilla similitudinem insignem, verum et de parvis admodum surculis quod primum operis instaurati fuit. ea statua indicavit interisse fundendi aeris scientiam, cum et Nero largiri aurum argentumque paratus esset et Zenodorus scientia fingendi caelandyque nulli veterum postoneretur.*

3) Die Worte des Juvenalis an Nero (VIII, 230) *de marmoreo citharam suspende colosso* sind früher mit handgreiflichem Irrthum auf diesen Coloss bezogen; es kann nur wie Heinrich bemerkt eine Statue des Domitius gemeint sein. Uebrigens hatte Nero seine Kithara auch in Delphi geweiht (Syncell. p. 462 C).

4) Suet. Vesp. 48: *colossi refectorem insigni congiario magnaue mercede donavit*. Die ungenauen Angaben des Cassius Dio (LXVI, 45): *ἐπὶ δὲ τοῦ Οὐέσπασιανοῦ ἔκτον καὶ ἐπὶ τοῦ Τίτου τέταρτον ἀρχόντων τὸ τῆς Εἰρήνης τέμενος καθιερώθη, ὃ τε κολοσσὸς ἀνομασμένος ἐν τῇ λερᾷ ὀδοῦ ἰδρύθη: φασὶ δὲ αὐτὸν τὸ τε ὕψος ἑκατὸν ποδῶν καὶ τὸ εἶδος οἱ μὲν τὸ τοῦ*

Man kann die Geschichte des Colosses trotz einiger leicht begreiflichen Ungenauigkeiten in den Angaben der Schriftsteller geraume Zeit verfolgen <sup>5)</sup>. Hadrian liess ihn durch den Architecten Decrianus vor das von ihm erbaute Templum Romae et Veneris mit ungeheuren Transportmitteln versetzen und dachte daran daneben als Gegenstück eine colossale Luna aufzustellen <sup>6)</sup>. Commodus liess demselben seinen Kopf aufsetzen und zugleich Attribute des Hercules daran anbringen, beide wurden später fortgenommen <sup>7)</sup>, als man das Bild des Sonnengottes wiederherstellte. So kennen ihn die Regionenverzeichnisse, mit 7 Strahlen von 22 $\frac{1}{2}$  Fuss Länge das Haupt geziert <sup>8)</sup>, und in einem späten

*Nέρωνος* of δὲ το τοῦ Τίτου ἔχειν werden theils durch die angeführten Worte des Plinius, theils durch die Stellen des Martialis spect. 2:

*hic ubi sidereus propius videt astra colossus  
et crescunt media pegmata celsa via,  
invidiosa feri radiabant atria regis  
unaque iam tota stabat in urbe domus.*

epigr. I, 70, 7:

*nec te detineat miri radiata colossi  
quae Rhodium molas vincere gaudet opus.*

berichtigt. Ohne Zweifel hat derselbe auch II, 77, 3:  
*hac tu credideris longum ratione colossum  
et puerum Bruti dixeris esse brevem.*

5) Vgl. Becker röm. Alterth. I p 220 f.

6) Spart. Hadrian. 49: *transtulit et colossum stantem atque suspensum per Decrianum architectum de eo locu quo nunc templum urbis est ingenti molimine ita ut operi etiam XXIV elephantis exhiberet. et cum hoc simulacrum post Neronis vultum cui antea dicatum fuerat Soli consecrasset* (vielleicht consecratum esset), *aliud tale Apollodoro architecto auctore facere Lunae molitus est.*

7) Herodian. I, 45, 9: τοῦ δὲ μεγίστου ἀγάλματος κολοσσιαίου, ὅπερ σέβουσι Ῥωμαῖοι εἰκόνα γέρον ἡλίου [vgl. Calend. Vindob. VIII Id. Iun. colossus coronatus] τὴν κεφαλὴν ἀποτεμῶν ἰδρύσατο ἑαυτοῦ, ἐπογράψας τῇ βάσει ὡς εἰώθασι βασιλικὰς καὶ πατρῴους προσσηγορίας, ἀντὶ δὲ Γερμανικοῦ „μονομάχους χιλλούς νικήσαντος.“ Cassius Dio LXXII, 22: καὶ γὰρ τοῦ κολοσσοῦ τὴν κεφαλὴν ἀποτεμῶν καὶ ἑτέραν ἑαυτοῦ ἀντιθεῖς καὶ ῥόπαλον δοὺς λέοντά τε τινα χαλκοῦν ὑποθεῖς [καὶ λεοντῆν ἐπιθεῖς haben richtig die exc. Vat. p. 422 M.] ὡς Ἡρακλεῖ ἰοικένοι, ἐπέγραψε πρὸς τοῖς δηλωθεῖσιν αὐτοῦ ἐπωνύμοις καὶ τοῦτο „πρωτόπαλος τῶν σεκουτόρων, ἀριστερὸς μόνος νικήσας δωδεκάκις“ οἶμαι „χιλλούς“. Lamprid. Comm. 47. *ornamenta sane quaedam colosso addidit, quae postea cuncta sublata sunt. colossi autem caput dempsit, quod Neronis esset, ac suum imposuit et titulum more solito subscripsit, ita ut illum gladiatorium et effeminatum non praetermitteret.* Hieron. chron. p. 465 R.: *Commodus imperator colossi capite sublato suae imaginis caput iussit imponi.*

8) Cur urb. und not. reg. IV: *colossum altum pedes CIIS, habet in capite radia VII, singula pedum XXIIS.*

Gedicht <sup>9)</sup> wird ein hochaufgethürmtes Grabmal der colonia Scillitana in Africa durch die Verse gepriesen (84 ff.):

*non sic Romuleas exire colossos in arces  
dicitur aut circi medias obeliscus in auras,  
nec sic sistrigeri demonstrat pervia Nili  
dum sua perspicuis aperit Pharos aequora flammis;*

wo ohne Zweifel der Neronische Coloss gemeint ist, der gewissermassen sprüchwörtlich geworden war <sup>10)</sup>.

In dem Breviarium des curiosum sowohl als der notitia werden aber *colossi duo* aufgeführt, und Niemand hat einen zweiten neben dem Neronischen nachzuweisen gewusst <sup>11)</sup>. Nun führt Plinius unter den Erzstatuen des Phidias (XXXIV, 54) schliesslich an: *aliam Minervam quam Romae Paulus Aemilius ad aedem Fortunae huiusce diei dicavit, item duo signa quae Catus in eadem aede palliata et alterum colossicon nudum*. Die letzten Worte scheinen nur eine doppelte Beziehung zuzulassen <sup>12)</sup>. Entweder ist in denselben auf eine zweite colossale Erzstatue des Phidias hingewiesen, welche so allgemein bekannt war, dass man sich derselben bei dieser Hindeutung sofort erinnerte, die aber nicht wie die erwähnte in Rom befindlich war. Dabei ergiebt sich freilich die Schwierigkeit dass von einem solchen Werke des Phidias gar nichts bekannt geworden ist; denn die andere, dass Plinius sich so nicht eben geschickt ausgedrückt hätte statt zu sagen, dass Phidias zwei colossale Statuen gemacht habe, von denen die eine in Rom war, würde vielleicht bei der sorglosen Art, mit der verschiedene Excerpte aneinander geschoben sind, nicht viel auf sich haben. Natürlicher aber ist die Auffassung, dass Plinius dadurch auf eine andere nackte colossale Erzstatue hingewiesen habe, welche in Rom aufgestellt war und jedem dabei gleich in den Sinn kommen musste. Kurz vorher hat er selbst den Neronischen Sonnencoloss erwähnt, der

9) Es ist von mir herausgegeben Ber. 1850 p. 190 ff.

10) Vgl. Treb. Pol. Gallien. 18: *statuam sibi maiorem colosso fieri praecipit Solis habitu, sed ea imperfecta perit*.

11) Prellers Vermuthung (Regionen p. 280 f), Hadrian habe seinen Vorsatz ein colossales Erzbild der Luna aufstellen zu lassen wirklich ausgeführt, widerspricht, wie mir scheint, den Worten des Biographen.

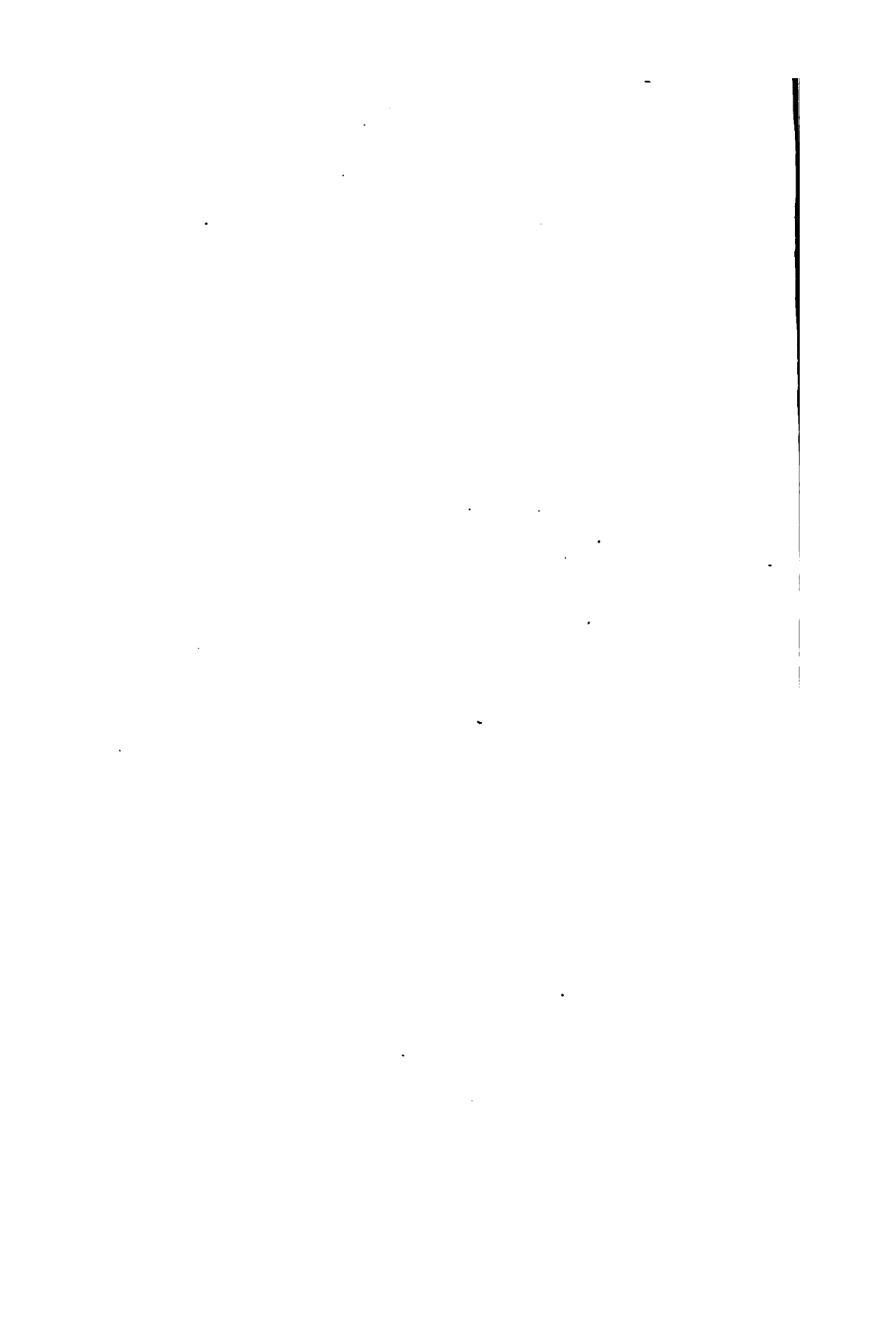
12) Urlichs Erklärung (chrestom. Plin. p. 348) »alterum, im Gegensatze zu den *duo palliata* die eine Gruppe ausmachten« scheint mir sprachlich nicht zu rechtfertigen.

von allen der colossalste war, immer als der eigentliche Coloss von Rom galt; wie konnten er sowohl als seine römischen Leser an einen anderen denken, wenn ein *alter colossicus nudus* erwähnt wurde? Dass derselbe nackt gebildet war wäre schon an sich wahrscheinlich, da er ohne Weiteres zu einem Sonnengott gemacht werden konnte; es folgt aber mit Gewissheit daraus dass Commodus denselben mit den Attributen des Hercules austatten liess, was bei einer bekleideten Statue nicht ausführbar war. Dass endlich der von Plinius erwähnte Coloss des Phidias sich in Rom befand, lässt sich aus der Weise der Plinianischen Notizen mit Sicherheit schliessen, welche die in Rom befindlichen Kunstwerke zusammenfassen.

Ich habe bereits früher (Ber. 1850 p. 195) diese Erklärung kurz angedeutet, in der Meinung ein Hinweis auf die Hauptumstände würde sie rechtfertigen; ich habe sie nun aber etwas weitläufiger auseinandergesetzt, da Gerhard (arch. Anz. 1853 p. 350) sie durch die Voraussetzung zurückgewiesen hat, dass mir wohl die inschriftliche Tradition des *Opus Phidiae* und *Opus Praxitelis* der Colosse von Montecavallo augenblicklich entfallen sei — eine Entschuldigung, die ich als solche kaum in Anspruch nehmen möchte. Gerhard hatte nämlich (Beschrbg. Roms I p. 287<sup>13</sup>) die Worte des Plinius als ein Zeugnis in Anspruch genommen, dass in Rom zwei Erzcolosse des Phidias und Praxiteles gewesen seien, als deren Copien man die Colosse von Montecavallo jenen Inschriften nach zu halten berechtigt sei; *alterum colossicum nudum* heisse »den einen der zwei nackten Colosse«. Ganz richtig; nur erwartet man dass Plinius den anderen, wenn auch nicht gleich hier, doch an seinem Orte nenne, also, wenn das Gegenstück von Praxiteles war, bei der Aufzählung von dessen Werken; dort aber findet sich nichts der Art. Nun könnte man es sich gefallen lassen, wenn überhaupt gar kein Coloss weiter bei Plinius vorkäme, jene Inschriften als subsidiarische Zeugnisse anzuwenden; allein da derselbe kurz vorher den berühmtesten römischen Coloss erwähnt hat, so scheint es mir nicht wohl möglich dem Worte *alter* eine andere Bezeichnung zu geben, und jene Erklärung nur dadurch entstanden zu sein, dass meinem verehrten Freund Gerhard der Coloss des Zenodoros augenblicklich entfallen war.

<sup>13</sup>) Seine Erklärung ist namentlich von Welcker (akad. Kunstmus. p. 435 f. Müller Archäol. p. 706) gebilligt worden.

**Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.**





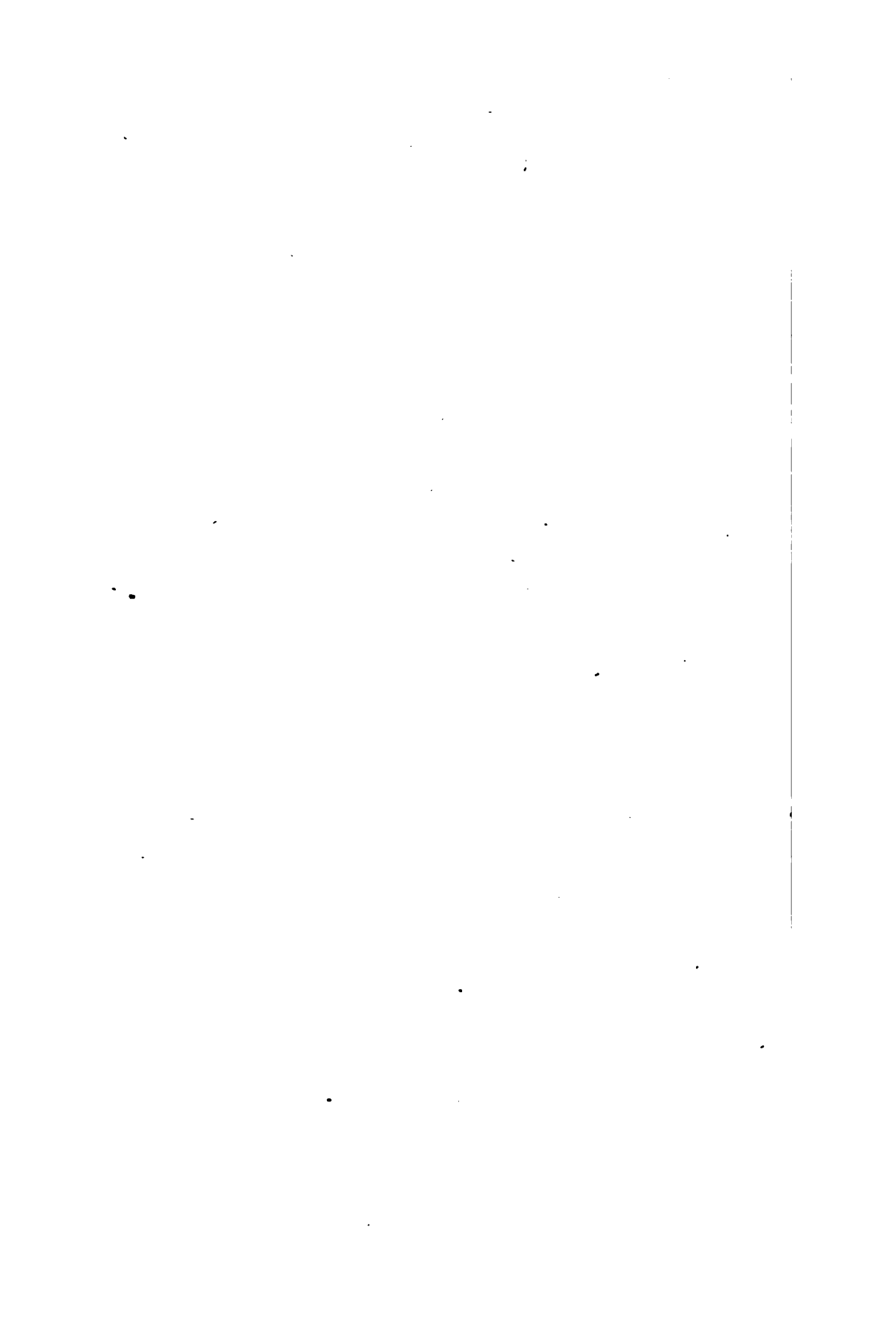
**BERICHTE**  
ÜBER DIE  
**VERHANDLUNGEN**  
DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN  
**GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN**  
ZU LEIPZIG.

**PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.**

**ELFTER BAND.**

**1859.**

**LEIPZIG**  
**BEI S. HIRZEL.**

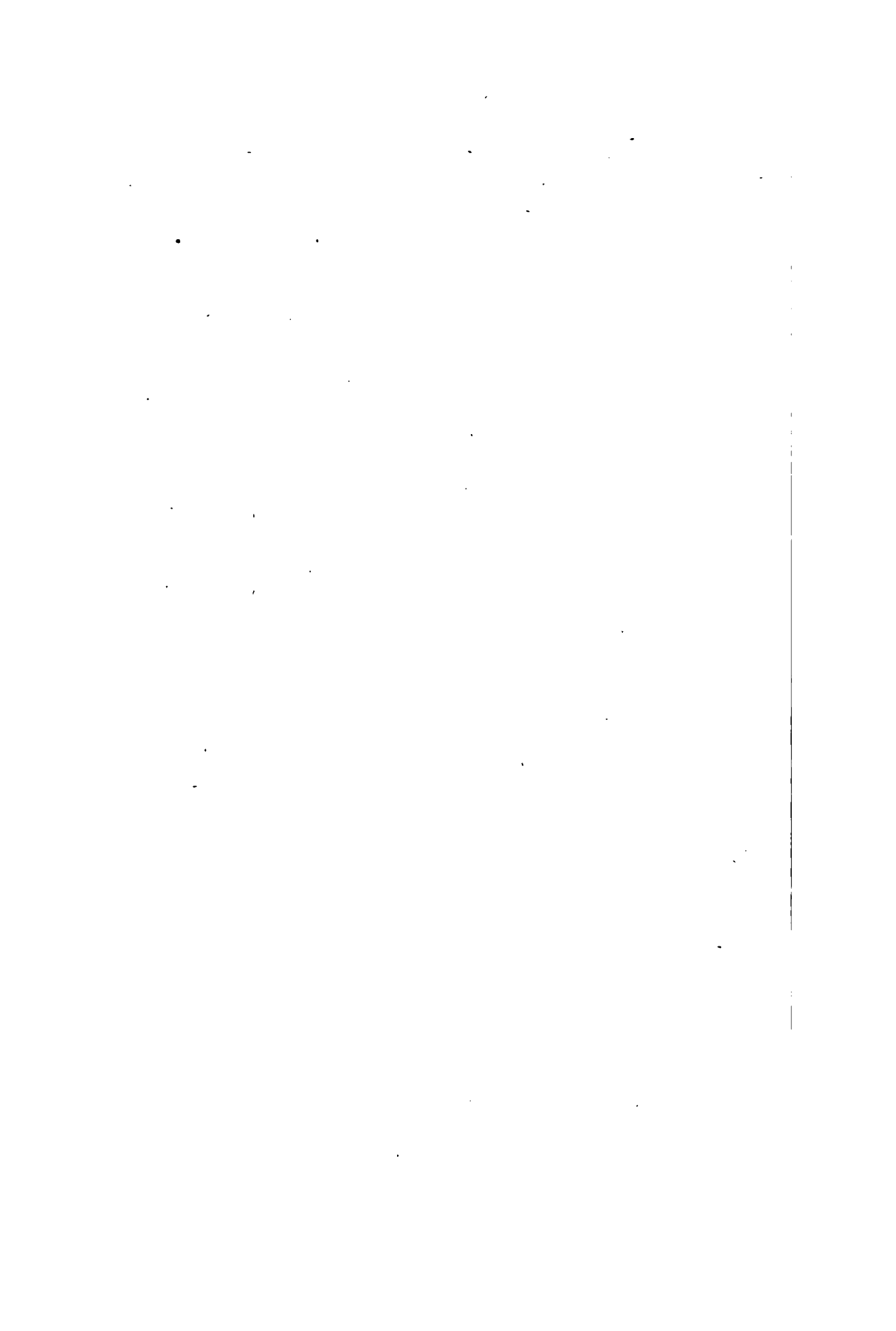


## I N H A L T.

---

<b>Fleischer, über die Culturbestrebungen in Beirut und die dortige arabische Zeitung Hadikat el achbar. . . . .</b>	<b>S. 4</b>
<b>Förstemann und Michelsen, über die von Kaiser Friedrich an seinen Pathen Otto geschenkte silberne Schale, jetzt in Weimar . . . . .</b>	<b>25</b>
<b>Hartenstein, über den wissenschaftlichen Werth der aristotelischen Ethik . . . . .</b>	<b>49</b>
<b>Bursian, Mittheilungen zur Topographie von Boiotien und Euboia</b>	<b>109</b>
<b>Fleischer, zweiter Bericht über die Culturbestrebungen in Beirut . . . . .</b>	<b>158</b>
<b>Drobisch, über die Stellung Schiller's zur Kantischen Ethik . .</b>	<b>176</b>

---



Protector der Königlich Sächsischen Gesellschaft  
der Wissenschaften

SEINE MAJESTÄT DER KÖNIG.

---

Ehrenmitglieder.

- Seine Excellenz der Herr Staatsminister a. D. *Karl August Wilhelm Eduard von Wietersheim.*
- Seine Excellenz der Herr Staatsminister des Cultus und öffentlichen Unterrichts *Johann Paul von Falkenstein.*
- 

Ordentliche einheimische Mitglieder der philologisch-  
historischen Classe.

- Herr Professor *Heinrich Leberecht Fleischer* in Leipzig, Secretär der philol.-histor. Classe.
- Professor *Hermann Brockhaus* in Leipzig, stellvertretender Secretär der philol.-histor. Classe.
  - Hofrath *Eduard Albrecht* in Leipzig.
  - Professor *Conrad Bursian* in Leipzig.
  - ——— *Gustav Flügel* in Dresden.
  - Rector *Friedrich Franke* in Meissen.
  - Geheimer Regierungsrath und Geheimer Kammerrath *Hans Conon von der Gabelentz* in Altenburg.
  - Geheimer Hofrath *Karl Guttling* in Jena.

Herr Hofrath *Gustav Hänel* in Leipzig.

- Professor *Gustav Hartenstein* in Jena.
- Geheimer Justiz- und Oberappellationsgerichtsath *Andreas Ludwig Jacob Michelsen* in Jena.
- Hofrath *Karl Nipperdey* in Jena.
- Professor *Johannes Adolph Overbeck* in Leipzig.
- Hofrath *Ludwig Preller* in Weimar.
- ——— *Wilhelm Roscher* in Leipzig.
- Professor *Wilhelm Wachsmuth* in Leipzig.
- Geheimer Rath *Karl Georg von Wächter* in Leipzig.
- Professor *Anton Westermann* in Leipzig.
- ——— *Friedrich Zarncke* in Leipzig.

---

**Ordentliche auswärtige Mitglieder der philologisch-  
historischen Classe.**

Herr Professor *Johann Gustav Droysen* in Berlin.

- ——— *Otto Jahn* in Bonn.
- ——— *Theodor Mommsen* in Berlin.
- Hofrath *Hermann Sauppe* in Göttingen.
- Professor *Karl Bernhard Stark* in Heidelberg.

---

**Ordentliche einheimische Mitglieder der mathematisch-  
physischen Classe.**

Herr Professor *Ernst Heinrich Weber* in Leipzig, Secretär der  
mathem.-phys. Classe.

- Professor *Wilhelm Gottlieb Hankel* in Leipzig, stellvertreten-  
der Secretär der mathem.-phys. Classe.
- Geheimer Medicinalrath *Karl Gustav Carus* in Dresden.
- Professor *Moritz Wilhelm Drobisch* in Leipzig.
- ——— *Otto Linné Erdmann* in Leipzig.
- ——— *Gustav Theodor Fechner* in Leipzig.
- ——— *Otto Funke* in Leipzig.
- Hofrath *Peter Andreas Hansen* in Gotha.
- Doctor *Wilhelm Hofmeister* in Leipzig.

Herr Hofrath *Karl Gotthold Lehmann* in Jena.

- Professor *Georg Meppenius* in Leipzig.
- ——— *August Ferdinand Möbius* in Leipzig.
- ——— *Karl Friedrich Naumann* in Leipzig.
- ——— *Eduard Pöppig* in Leipzig.
- *Bergrath Ferdinand Reich* in Freiberg.
- Professor *Theodor Scheerer* in Freiberg.
- ——— *Wilhelm Scheibner* in Leipzig.
- Hofrath *Matthias Jacob Schleiden* in Jena.
- Professor *Oskar Schlömilch* in Dresden.
- ——— *Eduard Friedrich Weber* in Leipzig.

Ordentliche auswärtige Mitglieder der mathematisch-  
physischen Classe.

Herr Professor *Heinrich d'Arrest* in Kopenhagen.

- ——— *Samuel Friedrich Nathanael Stein* in Prag.
- ——— *Alfred Wilhelm Volkmann* in Halle.
- ——— *Wilhelm Weber* in Göttingen.

## Verzeichniss

der bei der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissen-  
schaften im Jahre 1859 eingegangenen Schriften.

### Schriften gelehrter Gesellschaften.

Monatsberichte der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1856,  
Nov. Dec.; 1859, Jan. — Oct.

Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor.  
Classe, Bd. IX. Wien 1859. Mathem.-naturwiss. Classe, Bd. XIV  
— XVI. Wien 1859.

Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor.  
Classe, Bd. XXVI, 1. 2. XXVII, 1—3. XXVIII, 1—3. XXIX, 1. 2.  
XXX, 1. Mathem.-naturwiss. Classe, Bd. XXVII, 2. XXVIII—XXXV,  
7—9. Wien 1858. 1859.

- Fontes rerum Austriacarum.** Bd. XVII, Th. 2. Wien 1858.
- Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen.** Bd. XIX, 1. 2. XX, 1. 2. XXI, 1. Wien 1857. 1858.
- Notizenblatt.** Beilage zum Archiv für Kunde österreich. Geschichtsquellen. Jahrg. VIII. 1857. No. 1—24.
- Jahrbücher der Centralanstalt für Meteorologie.** Bd. V. Wien 1855.
- Abhandlungen der k. k. geologischen Reichsanstalt.** Bd. I—III. Wien 1852. 1855. 1856.
- Jahrbuch der k. k. geologischen Reichsanstalt.** Jahrg. IX, No. 1—4. Wien 1858.
- Die Lagerungsverhältnisse des Wiener Sandsteines auf der Strecke von Nussdorf bis Greifenstein.** Von J. N. Woldfich. Mitgetheilt in der Sitzung der k. k. geologischen Reichsanstalt am 11. Jänner 1859.
- Mittheilungen der k. k. geographischen Gesellschaft,** redig. von Franz Fötterle. Jahrg. 1, 2. II, 1—3. III, 1. 2. Wien 1857. 1858. 1859.
- Abhandlungen d. Königl. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften.** Histor. Classe, Bd. VIII, Abth. 2. Philos.-philol. Classe, Bd. VIII, Abth. 2. Mathem.-physik. Classe, Bd. VIII, Abth. 2. München 1857. 1858.
- Gelehrte Anzeigen,** herausg. von Mitgliedern der Königl. Bayerischen Akademie d. Wissensch. Bd. 46. 47. München 1858.
- Ueber die geschichtlichen Vorstufen der neueren Rechtsphilosophie.** Rede in d. öffentl. Sitzung der Königl. Akad. d. Wissenschaften vorgetragen von C. Prantl. München 1858.
- Ueber neu aufgefundene Dichtungen Franc. Petrarca's.** Vortrag in d. öffentl. Sitzung d. Königl. Akad. d. Wissensch. gehalten von G. M. Thomas. München 1858.
- Monumenta saecularia,** herausgeg. von der Königl. Bayerischen Akademie d. Wissenschaften. München 1859.
- Rede zur Vorfeier des Geburtsfestes Sr. Maj. des Königs,** von Thiersch. München 1859.
- Rede bei d. hundertjährigen Stiftungsfeler d. Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften,** von G. L. Maurer. München 1859.
- Rede zur Feler der hundertjährigen Stiftung der Königl. Bayerischen Akademie der Wiss.,** von C. F. Ph. v. Martius. München 1859.
- Atlas zur Entdeckungsgeschichte Amerika's,** von Kunstmann, Spruner und Thomas. München 1859.
- Almanach der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften.** 1859. München 1859.
- Nachrichten von der Georgs-August-Universität u. der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen.** Vom J. 1855. 1856. 1857. 1858. Göttingen.
- Liber de rebus memorabilioribus sive Chronicon Henrici de Hervordia.** Ed. Aug. Potthast. Opus a Societate literarum Regiae Gottingenae praemio Wedekindeo ornatam atque editam. Gottingae 1859.
- Neues Lausitzisches Magazin.** Im Auftrage d. Oberlausitzischen Gesellschaft d. Wissenschaften besorgt durch deren Secretair Gustav Köhler. Bd. 34, 1—4. 35, 1—4. Görlitz 1857. 1858. 1859.
- Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften.** Herausg. v. d. naturwiss. Verein für Sachsen u. Thüringen von Giebel u. Heintz. Jahrg. 1858. Sept. — Dec. 1859, Jan. — Mai. Berlin 1858. 1859.



- Die Fortschritte der Physik. Dargestellt von der physikal. Gesellschaft zu Berlin. Redig. von Dr. A. Krönig. Jahrg. XII (1856), Abth. 4. 2. XIII (1857), Abth. 4. 2. Berlin 1858. 1859.**
- Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Bd. V, Heft 4. Halle 1859.**
- Verhandlungen d. physikal.-medizin. Gesellschaft in Würzburg. Redigirt von J. Kölliker u. s. w. Bd. IX, 2. 8. X, 4. Würzburg 1859.**
- Verhandlungen der k. k. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Bd. VIII. Jahrg. 1858. Als Folge der Verhandlungen des zoologisch-botanischen Vereins. Wien 1858.**
- Ueber die Wirksamkeit des zoologisch-botanischen Vereins in Wien. (Sonderabdruck aus der Realschule Heft 5.) Wien 1858.**
- Verhandlungen d. naturhistor.-medizin. Vereins in Heidelberg. VI. Heidelberg 1858.**
- Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Nürnberg. Heft 2. Nürnberg 1858.**
- Jahresbericht (25.) der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische Cultur. Breslau 1857.**
- Verhandlungen des Vereins für Naturkunde zu Presburg. Jahrg. III, 4. 2. Presburg 1858.**
- Jahresbericht des physikal. Vereins in Frankfurt a. M. für das Rechnungsjahr 1857—58.**
- Bericht (7.) der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde. Giessen 1859.**
- Neue Denkschriften der allgemeinen schweizerischen Gesellschaft für die gesammte Naturwissenschaft. Bd. XV. XVI. Zürich 1857. 1858.**
- Mittheilungen der naturforschenden Gesellschaft in Bern. Bern 1856. 1857.**
- Verhandlungen der schweizerischen naturforschenden Gesellschaft. 44ste u. 45ste Versammlung. 1856. 1857.**
- Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Jahrg. IV. Chur 1859.**
- Correspondenzblatt des naturforschenden Vereins zu Riga. Jahrg. X. Riga 1858.**
- Einladung zur Einweihungsfeier des Museums in Riga am 7. März 1858. Riga 1858.**
- Mémoires de la société des sciences naturelles de Strasbourg. T. V, livr. 4. Strasbourg 1858.**
- Mémoires de l'académie royale des sciences, des lettres et des beaux arts de Belgique. T. XXXI. Bruxelles 1859.**
- Mémoires couronnés et mémoires de savants étrangers publiés par l'académie royale de Belgique. T. XXIX. Bruxelles 1856—1858.**
- Mémoires couronnés et autres mémoires publiés par l'académie royale des sciences, lettres . . . en Belgique. Collection in 8°. T. VIII. Bruxelles 1859.**
- Bulletin de l'académie royale . . . de Belgique. 27. année. Sér. II, T. IV—VI. Bruxelles 1858. 1859.**
- Tables générales et analytiques du recueil des bulletins de l'académie roy. des sciences . . . de Belgique. 4<sup>ème</sup> Série. T. I—XXIII. Bruxelles 1822—1858.**

- Annuaire de l'académie royale des sciences . . . de Belgique 1859.**  
25<sup>ème</sup> année. Bruxelles 1859.
- Extrait du programme de la société hollandaise des sciences à Harlem pour l'année 1859.** (1 halber Bogea.)
- Verslag van het Verhandelde in de Algemeene Vergadering van het Provincial Utrechtsche Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.** 1856. 1857. 1858. 1859. (4 Bände.)
- Aanteekeningen van het Verhandelde in de Sectie-Vergaderingen van het Provincial Utrechtsch Genootschap . . . 1855—66. 1856—57. 1857—58. 1858—59. 1859.** (5 Bände.)
- Neue Preisaufgaben d. Utrechtschen Gesellschaft für Kunst u. Wissenschaft.** 1859. (1 Octav-Blatt.)
- Naamlijst der Leden van het Provincial Utrechtsche Genootschap van Kunsten en Wetenschappen.** Utrecht 1859.
- Archiv für die Holländischen Beiträge zur Natur- und Heilkunde von F. C. Donders u. W. Berlin.** Bd. II, 2. Utrecht 1859.
- Memorie dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti.** Vol. VII, P. 2. Venezia 1858.
- Atti dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti dal Nov. 1858 all' Ottobre 1859.** T. III, Serie III, Dispensa 9. 10. T. IV, Serie III, Disp. 4—6. Venezia 1858. 1859.
- Memorie dell' I. R. Istituto Lombardo di scienze, lettere ed arti.** Vol. VII, Fasc. 4—7. Milano 1858.
- Atti dell' I. R. Istituto Lombardo . . .** Vol. I, Fasc. 4—10. Milano 1858.
- Atti della fondazione scientifica Cagnola della sua istituzione in poi.** Vol. II, P. 2. Milano 1858.
- Philosophical transactions of the royal society of London for the year 1858.** Vol. 148, P. 1. 2. London 1858. 1859.
- Proceedings of the royal society of London.** Vol. IX, No. 32—34.
- The royal society (List of members)** 30<sup>th</sup> Nov. 1858.
- Notices of the meetings of the members of the royal institution of Great-Britain.** Part VII, VIII. London 1857. 1858.
- The royal institution of Great-Britain. A list of members . . . for 1857.** London 1858.
- Proceedings of the royal society of Edinburgh. Session 1857—58.**
- Papers read to the botanical society of Edinburgh by G. Lawson.** Edinburgh 1858.
- The Journal of the royal Dublin society.** No. 11—14. October 1858. January, April, July 1859. Dublin 1858. 1859.
- Memoirs of the literary and philosoph. society of Manchester.** Ser. II, Vol. XV, P. 4. London 1858.
- Proceedings of the literary and philosoph. society of Manchester.** 1857. No. 1, p. 4—59.
- Det Kon. Danske Videnskabernes Selskabs Skrifter. 5. Række. Naturvidenskabelig og mathematisk Afdeling.** Bd. IV, Hest 2. Bd. V, Hest 4. Kjobenhaven 1859.
- Oversigt over det Kon. Danske Videnskabernes Selskabs Forhaandlinger i Aar 1858.** Kjobenhaven 1859.
- Kon. Svenska Vetenskaps-Akademiens Handlingar. Ny Följd.** Bd. I, 2. Stockholm 1856.

- Öfversigt af Kon. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar. 44. Årg. 1857. Stockholm 1858.
- Kon. Svenska Fregatten Eugenies Resa omkring jorden under befäl af C. A. Virgin 1854—1858. Utgifna af K. Svenska Vetenskaps-Akademien. 1. Fysik I. 2. Physique. 3. Botanik I. 4. Zoologi I. 5. Zoologi II.
- Bulletin de la société impériale des naturalistes de Moscou. 1858, 4—4. 1859, 4.
- Smithsonian contributions to knowledge. Vol. X. Washington 1858.
- Annual report of the board of regents of the Smithsonian institution. Washington 1858.
- Annals of the Lyceum of natural history of New York. Vol. VI, No. 6. 7. 1856 — No. 8—13. 1858.
- Proceedings of the academy of natural sciences of Philadelphia. Vol. VIII, p. 404—229. Philadelphia 1857. Vol. IX. Philadelphia 1859.
- Proceedings of the American academy of arts and sciences. Boston. Vol. IV. May 1857—April 1858.
- Memoirs of the American academy of arts and sciences. New Series. Vol. VI, P. 2. Cambridge and Boston. 1859.

### Schriften für das magnetische Observatorium.

- Kornhuber, Beitrag zur Kenntniss der klimatischen Verhältnisse von Presburg. Presburg 1858.
- Report of the joint Committee of the R. Society and the British Association, for procuring a continuance of the magnetic and meteorological observatories. London 1858.
- Meteorologische waarnemingen in Nederland en afwijkingen van temperatuur en barometerstand op andere plaatsen in Europa, uitgegeven door het Kon. Nederlandsch Meteorologisch Instituut. 1858. 54. 55. 56. 57. 58. Utrecht 1854—1859. (6 Bände.)
- A. T. Kupffer, Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1855: No. 1: 2. 1856. No. 4. 2. 1857. St. Pétersbourg 1857. 1858.
- Compte rendu annuel 1856. 1857. St. Pétersbourg 1857. 1858.
- Repertorium für Meteorologie von d. Kaiserl. geographischen Gesellschaft zu St. Petersburg, redig. von D. L. F. Kämtz. Bd. I, 4. Dorpat 1859.

### Einzelne Werke.

- Thom. J. Page, Track survey of the river Uruguay. Sh. 4. 2. Washington. — Track survey of the river Parana. Sh. 8. 9. Washington. — Reference chart to the track survey of the tributaries of rio La Plata. Washington.
- Mich. Medici, Compendio storico della scuola anatomica di Bologna. Bologna 1857.
- Giovambatt. Adriani, Monumenti storico-diplomatici degli archivi Ferrero-Ponziglioni. Torino 1858.

- Dav. Nava e Selmi, Sul caglio vitellino. 1857.**
- Adam Arndtsen, Physikalske Meddelelser. Udgivne af Cph. Hansteen. Christiania 1858. (Universitäts-Programm.)**
- E. Edlund, Berättelse om framstegen i Fysik under år 1859. Stockholm 1857.**
- M. Sars, Bidrag til Kundskaben om Middelhavets-Littoral-Fauna. Reisebemærkinger fra Italien. I. II.**
- J. C. Hörbye, Fortsatte Jagttagelser over de erraticke Phaenomener.**
- Chr. Andr. Holmboe, Det norske Sprogs vaesentligste Ordforraad. Wien 1852.**
- M. Wattenbach, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter bis zur Mitte des XIII. Jahrh. Eine gekrönte Preisschrift., Berlin 1858.**
- Swod Zakonov Rossijskoi Imperii (russisch). Fortsetzung I. II. St. Petersburg 1858. 1859.**
- Alex. Ross Clarke, Account of the observations and calculations of the principal triangulations and of the figure, dimensions and mean specific gravity of the earth. London 1858.**
- Segnitz, Beiträge zur mechanischen Theorie des Pflugs. Greifswald 1856.**
- Jos. Balogh, De quadratura circuli secundum legem intersectionis dupli. Pestini 1858.**
- Hülse, Ueber die Einrichtung u. Berechnung von Knappschafts- u. ähnlichen Unterstützungs-Cassen, welche Sicherheit u. Nachhaltigkeit gewähren sollen. (Programm zu den am 9., 11., 12. u. 13. April 1859 mit den Schülern der Königl. polytechnischen Schule und der Königl. Baugewerkschule zu Dresden zu haltenden Prüfungen.) Dresden 1859.**
- Catalogus codd. mss. Biblioth. Reg. Monacensis. Tom. VII. Codd. gallicos, hispanicos, italicos, anglicos, suecicos, danicos, slavicos, esthnicos, hungaricos complectens. Monachii 1858.**
- Bischoff, Ueber Joh. Müller. München 1858.**
- K. Kreil, Anleitung zu den magnetischen Beobachtungen. 2. Aufl. Wien 1858.**
- The Atlantis. A register of literature and science conducted by members of the catholic university of Ireland. No. III. IV. London 1859.**
- Die persischen Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Gotha. Verzeichnet von W. Pertsch. Wien 1859.**
- Annalen der Königlichen Sternwarte bei München. Bd. X. München 1858.**
- Meteorologische Beobachtungen der Königlichen Sternwarte bei München. Supplementband II. München 1857.**
- E. Steffenhagen, Beiträge zu v. Savigny's Geschichte des Römischen Rechts im Mittelalter. Aus den Handschriften der Königl. Bibliothek zu Königsberg mitgetheilt. Königsberg 1859.**
- Glückwunsch . . . der Königl. Universität zu Greifswald . . . dargebracht von der Königl. landwirthschaftlichen Akademie zu Eldena. Greifswald 1856.**
- C. Piazz Smyth, Report on the Teneriffe astronomical experiment of 1856, addressed to the Lords Commissioners of the Admiralty. London and Edinburgh 1858.**
- J. Warner, Studies in organic morphology. Philadelphia 1857.**

- Simplex préliminaires sur le commentaire de la notice du meilleur microscope dioptrique composé achromatique du Prof. Amici. Paris 1856.**
- Memoria del Signor Girolamo Boccardo. Milano 1857.**
- G. W. Leibnizens mathematische Schriften, herausgeg. von C. J. Gerhardt. Abth. I. Bd. 4. Halle 1859.**
- M. F. Maury, Astronomical observations made during the years 1848, 1849 and 1850 at the U. S. Naval observatory, Washington. Vol. IV. V. Washington 1856. 1859.**
- The Dudley observatory. An address to the citizens of Albauy . . . Albany 1858.**
- Defence of Dr. Gould by the scientific council of the Dudley observatory. 3<sup>d</sup> edition. Albany 1858.**
- B. A. Gould, Reply to the statement of the trustees of the Dudley observatory. Albany 1859.**
- Die Landtafel des Markgrafenthums Mähren. Lief. XII—XIV. Brunn 1859.**
- Des Bartholomäus v. St. Aegidius Chronik von Prag im Reformationszeitalter. Chronica de seditione et tumultu Pragensi, 1524—1531. Im lat. Texte . . . herausgeg. von C. Höfer. Prag 1859.**
- Fr. Kruse und H. L. Fleischer, Commentare zu U. J. Seetzen's Reisen. (U. J. Seetzen's Reisen, Bd. IV.) Berlin 1859.**
- Jac. van Maerlant, Rymbybel . . . voor de eerstemaal uitgeg. door J. David. Deel II. Brüssel 1859.**
- Populäre naturwissenschaftliche Vorträge zu Presburg. Presburg 1858.**
- Kornhuber, Beitrag zur Kenntniss der klimatischen Verhältnisse Presburgs. Presburg 1858.**
- Agostino Gallo, Prose. Palermo 1824.**
- **Memorie su la vita e le opere del Marchese Giac. Giuseppe Haus. Palermo 1843.**
  - **Saggio storico-critico sulla pastorizia e agricoltura in Sicilia da' tempi mitici per tutta l'epoca greca sino alla conquista de' Romani. Palermo 1855.**
  - **Biografia di Gius. Lanza, Principe di Trabia, archeologo siciliano. Palermo 1855.**
  - **Sui diversi corpi di leggi che aveva la Sicilia intorno al 1290. (Estratto dal Poligrafo, fasc. 6, luglio 1856.)**
  - **La Buccolica, la Lirica, le Satire e l'Elegie di Gio. V. Meli, ridotte dal Siciliano in Italiano. Palermo 1858.**
  - **Canto funebre in morte dell' Astronomo Gius. Piazzi. Piazzi. Palermo 1858.**
  - **Lettera al barone V. Mortillaro, di risposta al dialogo delc aval. Vigo. (Estratto dal giornale di scienze, lettere ed arti per la Sicilia, dicembre n<sup>o</sup>. 156.)**
- Diogene, Giornale letterario, Palermo 10 nov. 1858, num. 46. 20 gennaio 1859, num. 2.**
- Collection de chroniques belges inédites. Tome III, part. 2. Le chevalier au cygne et Godefroid de Bouillon. Bruxelles 1859.**
- H. B. Geinitz, Geognostische Darstellung der Steinkohlenformation in Sachsen. Leipzig 1856.**

- W. Stein**, Chemische und chemisch-technische Untersuchung der Steinkohlen Sachsens. Leipzig 1857.
- Ernst Hartig**, Untersuchungen der Heizkraft der Steinkohlen Sachsens unter der Aufsicht von J. B. Schneider ausgeführt. Leipzig 1860.
- Kenngott**, Uebersicht der Resultate mineralogischer Forschungen in den Jahren 1844—1849. Wien 1852.
- — in den Jahren 1850 u. 1851. Wien 1853.
- — im Jahre 1852. Wien 1854.
- Partsch**, Katalog d. Bibliothek des k. k. Hof-Mineralien-Cabinetts in Wien. Wien 1854.
- Bisschop**, Justus van Effen geschetst in zijn Leven en Werken. Utrecht 1859.
- Chronologisch Register** op het vervolg van het Groot-Charterboek van Van Mieris, aanwezig op het Rijks-Archief te 's Hage. Utrecht 1859.
- Catalogus der Tentoonstelling** van voor Nederland belangrijke Oudheden en Merkwaardigheden in de Stad en Provincie Utrecht voorhanden. Utrecht 1857.
- Friedr. Stein**, Der Organismus der Infusionsthier nach eignen Forschungen in systematischer Reihenfolge. Abtheil. I. Allgemeiner Theil und Naturgeschichte der hypotrichen Infusionsthier. Leipzig 1859.
- Max Schultze**, Observationes de retinae structura penitiori. Bonnae 1859.
- Knoblauch**, Ueber Interferenz der Wärme. (Auszug aus den Monatsberichten der K. Akad. d. Wiss. zu Berlin.)
- Caetano Caporale**, Dell'agro Acerrano e della sua condizione sanitaria ricerche fisiche, statistiche, topografiche, storiche. Napoli 1859.
-

---

# Jahresbericht

## der Fürstlich Jablonowski'schen Gesellschaft.

Leipzig, im März 1859.

---

### I.

#### Bericht über den Erfolg der Aufgabe von Preisfragen für das Jahr 1858.

Zur Beantwortung der national-ökonomischen Preisfrage für das Jahr 1858 sind vier Schriften eingegangen. Nr. 1 mit dem Motto: *Multum egerunt, qui ante nos fuerunt etc.*; Nr. 2: *Μακράναι γὰρ ἤκομεν κ. τ. λ.*; Nr. 3: Selbst über dem scheinbar Zufälligen walten ewige Gesetze; Nr. 4: *Λέγουσι δὲ τὸ χωρὶον κ. τ. λ.* Alle diese Abhandlungen sind, der Natur der Aufgabe gemäss, sowohl vom national-ökonomischen, wie vom philologisch-antiquarischen Standpunct aus geprüft worden. Nr. 1 und 2 verriethen zu wenig volkswirtschaftliche Kenntnisse, um als Lösungen betrachtet zu werden, auch fand sich der von den Quellen dargebotene Stoff viel zu wenig erschöpfend, hier und dort auch, namentlich von Nr. 1, zu ungenau behandelt. Nr. 4 zeigte sich als in volkswirtschaftlicher Hinsicht besser gearbeitet, in Bezug auf das Material aber noch weniger genügend. Dagegen vereinigte Nr. 3 ein hinlängliches Verständniss der besprochenen Erscheinungen von ihrer volkswirtschaftlichen Seite und eine reiche Belesenheit in den Quellen, von denen kaum etwas Erhebliches übersehen sein dürfte. Die Ausführung im Einzelnen liess zwar an Gründlichkeit noch manches zu wünschen übrig, so dass die Gesellschaft auch in dieser Arbeit, wenn schon einen wichtigen Schritt zur Lösung der Aufgabe, doch noch keine völlige Lösung derselben erkennen konnte. Da jedoch der Verfasser in einem Begleitschreiben versichert hatte, dass ihm die Preisaufgabe erst längere Zeit nach

deren Stellung bekannt geworden sei, es ihm daher an Zeit gefehlt habe, die letzte Feile anzulegen, und der gesammte wissenschaftliche Charakter seiner Arbeit es wahrscheinlich macht, dass er bei nochmaliger sorgfältiger Revision derselben die jetzt vorhandenen Fehler beseitigen werde, so beschloss die Gesellschaft, ihm zwar für jetzt nur das Accessit zu ertheilen, dasselbe jedoch, wenn die Arbeit in fehlerfreier Gestalt neu vorgelegt werden sollte, zum vollen Preise zu erhöhen. Bei Eröffnung des versiegelten Zeddels ergab sich als Verfasser

Herr Dr. H. Wiskemann

Lehrer am kurfürstlichen Gymnasium zu Hersfeld.

Die Verfasser der drei übrigen, nicht gekrönten Abhandlungen können ihr Manuscript nebst den uneröffnet gebliebenen Zeddeln jederzeit bei gehöriger Legitimation von dem Secretär der Gesellschaft zurückfordern lassen.

## II.

### Preisfragen für das Jahr 1859. 1860. 1861.

#### 1. Aus der Geschichte.

Für das Jahr 1859: Geschichte der Schiffahrt und des Handels von Stettin seit dem Niedergange der Hansa.

Für das Jahr 1860: Geschichte der Schiffahrt auf der Ostsee vor dem Aufkommen der Hansa (a. d. J. 1858 wiederholt).

Für das Jahr 1861: Culturgeschichte der Städte Danzig und Thorn in der Zeit vom J. 1454 bis zur ersten Theilung Polens.

#### 2. Aus der Astronomie.

Für das Jahr 1860 (wiederholt aus dem J. 1858): Berechnung von Tafeln für einen der kleinen Planeten nach der von P. A. Hansen jüngst unter den Abhandlungen der mathematisch-physischen Classe der Königlich Sächsischen Gesellschaft der Wissenschaften veröffentlichten Schrift: Auseinandersetzung einer zweckmässigen Methode zur Berechnung der absoluten Störungen der kleinen Planeten. Leipzig bei S. Hirzel, 1856. Die Wahl des kleinen Planeten bleibt — mit Ausschluss der Flora — dem Preisbewerber überlassen; nur muss der Planet bereits in einer genügenden Anzahl von Oppositionen beobachtet worden sein.



### 3. Aus der Naturwissenschaft.

Für das Jahr 1859. Nachdem die Analysen von Carius gelehrt haben, dass die unter den Namen Fleckschiefer, Fruchtschiefer und Garbenschiefer bekannten metamorphischen Schiefer in ihrer allgemeinen chemischen Zusammensetzung mit den unveränderten Schiefen übereinstimmen, so bleibt es noch ein interessantes Problem, das in jenen Schiefen so häufig vorkommende grüne bis schwarze, die Körner und Garben bildende, sehr wenig bekannte Mineral, sowie die Verhältnisse desselben zu dem einschliessenden Schiefer genau kennen zu lehren. Die Gesellschaft stellt dabei als Preisaufgabe:

- » Eine genaue, an mehren ausgezeichneten Varietäten
- » durchzuführende Erforschung der mineralogisch-chemischen Natur sowohl des, die Concretionen der Fleckschiefer und Fruchtschiefer bildenden Minerals, als auch der Grundmasse derselben Schiefer, in welchen diese Concretionen vorkommen, nebst einer Untersuchung der Verhältnisse, unter welchen sich die blossen Flecke gegen den Granit hin allmählig zu wirklichen, bestimmt contourirten Concretionen ausbilden.«

Als vorzüglich beachtenswerthe Regionen werden das Schiefergebirge in der Umgebung von Tirpersdorf im Voigtlande sowie die von Rochlitz über Wechselburg nach Callenberg laufende metamorphische Schieferzone empfohlen.

Für das Jahr 1860: Das im Gebiete des Gneisses und Glimmerschiefers zwischen Oederan und Zöblitz vorkommende, unter dem Namen Glimmertrapp aufgeführte Gestein hat neuerdings dadurch an Interesse gewonnen, dass es von Deless mit der Minette der französischen Geologen vereinigt worden ist. Da nun das eigentliche Wesen dieses Glimmertrapps noch wenig erforscht ist, so stellt die Gesellschaft als Preisaufgabe:

- Eine gründliche Untersuchung sowohl der mineralogisch-chemischen und petrographischen, als auch der geotektonischen Verhältnisse der südlich von Oederan und bei Zöblitz bekannten Glimmertrapp-Massen.

### 4. Aus der Nationalökonomie.

Für das Jahr 1859: Die Gesellschaft wünscht die urkundliche Geschichte irgend einer (auch wohl mehrerer) wichtigen Zunft in irgend einer wichtigen deutschen, niederländischen,

— 4 —

schweizerischen oder deutsch-slavischen Stadt. Es würde hierbei mehr auf die sociale und politische, als auf die technische Seite der Entwicklung ankommen, und namentlich die Zeiten des 17. und 18. Jahrhunderts nicht ausser Acht zu lassen sein.

Für das Jahr 1860. Die Gesellschaft wünscht: eine Darstellung der in Deutschland zur Zeit der Reformation herrschenden national-ökonomischen Ansichten. Vorzugsweise werden hierbei die Werke der Reformatoren und anderer ausgezeichneten Schriftsteller jener Zeit, aber auch die Einleitungen etc. der vornehmsten volkswirtschaftlichen Gesetze als Quellen zu benutzen sein.

Für das Jahr 1861. Während des 17. Jahrh. gilt bei Deutschen, wie Franzosen und Engländern fast allgemein Holland als das klassische Land der volkswirtschaftlichen Praxis und Gesetzgebung. Gleichzeitig standen viele Wissenschaften, zumal die Philologie, Philosophie und Rechtswissenschaft, bei den Holländern in grosser Blüthe. Es ist hiernach sehr wahrscheinlich, obschon bis jetzt wenig bekannt, dass auch die volkswirtschaftliche Theorie im damaligen Holland bedeutende Kenner gehabt. Die Gesellschaft wünscht deshalb: eine quellenmässige Darstellung der national-ökonomischen Literatur in Holland bis zum Anfange des 18. Jahrhunderts.

Die Preisbewerbungsschriften sind in deutscher, lateinischer oder französischer Sprache zu verfassen, müssen deutlich geschrieben und paginirt, ferner mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet sein, der auswendig dasselbe Motto trägt, inwendig den Namen und Wohnort des Verfassers angiebt. Die Zeit der Einsendung endet für das Jahr der Preisfrage mit dem Monat November; die Adresse ist an den jedesmaligen Secretär der Gesellschaft (für das Jahr 1859 an den ordentl. Prof. der Anatomie und Physiologie an der Universität zu Leipzig Dr. E. H. Weber zu richten. Der ausgesetzte Preis beträgt für jede Aufgabe 48 Ducaten.

1. JULI.

Herr *Fleischer* las über die *Culturbestrebungen in Beirut und die dortige arabische Zeitung Hadikat el achbâr.*

Wenn jeder Tag es mehr bestätigt, dass die weltgeschichtliche Rolle des Islam für immer ausgespielt ist und die in ihm selbst liegenden Bildungskeime ihre gesammte Triebkraft längst erschöpft, die ihm von aussen eingepflanzten aber nur einen kümmerlichen Nachwuchs erzeugt haben und unter den gegebenen Verhältnissen auch nie etwas Anderes erzeugen können: so ist es von der entgegengesetzten Seite eben so gewiss, dass das christliche Element nicht nur im europäischen, sondern auch im asiatischen Theile des grössten noch bestehenden moslemischen Reiches fortwährend an Ausdehnung wie an Consistenz gewinnt und dieser Stellung zu der Staatsregierung und zu den mohammedanischen Landesgenossen sich immer klarer, immer stärker bewusst wird. Viele und verschiedene Ursachen wirken hier zusammen: der Hinblick auf das befreite Griechenland, der übermächtige politische Einfluss der christlichen Mächte auf die Pforte, die bevorrechtete Stellung der christlichen Gesandtschaften und Consulate im Orient, der sich stets erweiternde Wirkungskreis europäischen Speculationsgeistes, der wachsende Wohlstand christlicher Häuser aus der Sphäre des Handels und Gewerbfleisses, die engere Verbindung Europas und Asiens durch Dampfschiffahrt und Electromagnetismus, der zunehmende Besuch des Morgenlandes durch Reisende aus europäischen regierenden Häusern und den höchsten Kreisen der Gesellschaft, die geräuschlose, aber emsige und erfolgreiche Thätigkeit christlicher Ordensbrüder und Missionäre, ihre Einwirkung besonders auf das heranwachsende Geschlecht durch

Schulunterricht und Bücherverbreitung, endlich der vielfache Verkehr morgenländischer Christen mit dem Abendlande durch Briefwechsel und Reisen. Das durch dieses alles erhöhte Selbstgefühl der christlichen Bevölkerung steigert natürlich in gleichem Maasse das Verlangen nach Abschüttelung der letzten Reste alter Sklavenketten und nach Wiedererlangung politischer Selbstständigkeit, — ein Verlangen, welches dann und wann durch verspätete Zuckungen und Aufwallungen des altmohammedanischen Fanatismus noch verstärkt wird.

Man weiss, wie zwei oder drei in der orientalischen Frage besonders interessirte europäische Mächte jene Bestrebungen namentlich in den südöstlichen Donauländern zur Erreichung keineswegs uneigennütziger Zwecke auszubeuten gewusst haben. Die Frucht mehrerer Jahrhunderte war, trotz aller wirklichen oder scheinbaren Gegenwirkungen, der Reife nahe gekommen, und sich selbst überlassen, würde sie in nicht allzu langer Zeit dem Gesetze der Schwere gefolgt seyn; aber um diesen Ausgang zu beschleunigen und zugleich dem Falle eine bestimmte Richtung zu geben, setzten die zudringlichen Befreier und Civilisatoren in den letzten Jahren alle Mittel und Werkzeuge in Bewegung und erreichten dadurch vor der Hand das, was unter halbcultivirten Völkern auf diese Weise erreicht werden konnte: eine aller Berechnung spottende Verwirrung, in der sich die Geister der politischen Intrigue mit den Dämonen der Empörung zu wildem Tanze verschlingen. — In wohlthuendem Gegensatz dazu, mit Besonnenheit, Anstand und sittlicher Würde tritt jenes Streben nach Emancipation und Anschluss an das christliche Europa, als Mittel zunächst geistiger Wiedergeburt, in Syrien und hauptsächlich in Beirut auf. Diese alte phönicische See- und Handelsstadt, der Hafen von Damaskus und dadurch Stapelplatz des ganzen über das Mittelmeer in das asiatische Hinterland gehenden westländischen Handels, scheint vom Schicksal ausersehen zu seyn, die Geburts- und vorzüglichste Pflegstätte eines neuen Culturlebens in jenen Gegenden zu werden. Auch vereinigt sie in der That die Bedingungen zur Erfüllung so hoher Bestimmung mehr als irgend ein anderer Ort. Herrliche Lage am Abfalle des starkbevölkerten, reichangebauten Libanon, Gewerbefleiss und lebhafter Verkehr von der Land- wie von der Seeseite machen die Stadt seit geraumer Zeit, besonders aber seit etwa 40 Jahren,

zur weitaus bedeutendsten und blühendsten unter ihren Schwestern und Nebenbuhlerinnen; sie schwingt sich mehr und mehr zu der Stellung empor, welche einst die etwas südlicher gelegenen Emporien des Welthandels Sidon und Tyrus einnahmen. Mit dem, was Prof. Robinsons Palästina in der deutschen Bearbeitung, III, S. 731 ff. von dem Wohlstande Beiruts im J. 1838 sagt, vergleiche man den Bericht desselben Reisenden in seinen Neuern biblischen Forschungen S. 44 ff. über das Beirut vom J. 1852: und man wird begreifen, dass eine morgenländische, dazu unter türkischer Herrschaft stehende Stadt, deren Bevölkerung in jenen vierzehn Jahren, trotz des zerstörenden Bombardements durch die österreichisch-englische Flotte im September 1840, von 15000 Seelen auf ungefähr das Doppelte gestiegen ist, eine ungewöhnlich starke Lebenskraft und Entwicklungsfähigkeit in sich tragen muss. Wie mir der königlich preussische Consul in Damaskus, Dr. Wetzstein, neulich versicherte, ist überdiess wenigstens die Hälfte der jetzigen 30,000 Einwohner dem christlichen Bekenntnisse zugethan, und endlich steht Beirut jetzt durch den unterseeischen Telegraphen mit Constantinopel und Alexandrien in unmittelbarer Verbindung; nach Damaskus aber ist der Bau einer Chaussée auf Actien in Angriff genommen. Wenn dieses alles die Energie und Nachhaltigkeit der hier waltenden und zum weitem Fortschritt treibenden Culturkräfte bezeugt, so ist doch in dieser Bewegung ganz besonders ein Element thätig, durch welches sie nicht bloss verstärkt und beschleunigt, sondern auch geleitet und geregelt wird, — ich meine den hier am schwunghaftesten und erfolgreichsten betriebenen Austausch, ja ich möchte sagen die Verschmelzung höherer abend- und morgenländischer Geistesbildung. Neben europäischen und amerikanischen Consulaten und Handelshäusern, neben einer von Frankreich aus errichteten Ottomanischen Bank, neben einer grossen Menge aus dem Westen eingewanderter Gewerbsleute, neben einer nordamerikanischen Mission, welche dort ihren Hauptsitz und ihre Druckerei hat, steht eine Reihe unterrichteter, einsichtsvoller christlicher Männer aus dem Lande selbst, in denen die höher entwickelte Intelligenz und der erleuchtete gemeinschaftliche Eifer für Hebung und Veredlung ihres Volkes vor Allem die Scheidewände niedergedrückt hat, welche nach gewöhnlicher morgenländischer Ansicht durch die wenn auch nur partielle

Verschiedenheit des kirchlichen Bekenntnisses zwischen ihnen befestigt bleiben müssten. Mit der Gewinnung des freieren Standpunktes einer Vereinigung specieller Vaterlandsliebe mit vorurtheilsfreier allgemeiner Humanität sind diese Männer von selbst Diener und Vorkämpfer einer Sache geworden, von der unter ihres Gleichen früher kaum eine Ahnung zu finden war. Sie haben aufgehört, specielle Orientalen im alten Sinne zu seyn; sie haben modernes europäisches Bewusstseyn in sich aufgenommen und sind ergriffen von dem guten Geiste des Westens, dem Geiste der Aufklärung und des Fortschrittes ohne Schwindel und Ueberstürzung, der das Morgenland allmählich aus seiner Gesunkenheit erheben und einer schönern Zukunft entgegenführen muss. Denn jener »reine Osten« mit der »Patriarchenluft«, den Göthe als Symbol an den Eingang seines westöstlichen Diwans hinstellt, — wenn er je im Sinne des Dichters ideale Wirklichkeit gewesen ist, so hat er doch für die Culturarbeit des ehernen Geschlechtes der Gegenwart eben so wenig vorbildliche Bedeutung mehr, wie alle rückwärts liegende Ideale für höhere Entwicklungsperioden.

Die Verbindung, in welcher die nordamerikanische Mission unter Dr. Thomson und Dr. Van Dyck mit jenen Männern steht, zeigt sich in ihrer wohlthätigen Wirksamkeit hauptsächlich auf zwei Punkten: erstens in der Thätigkeit der Missionspresse, deren theils von Occidentalern, theils von Orientalen herrührende Erzeugnisse, alle in der Landessprache, nicht bloss religiösen und kirchlichen Zwecken, sondern auch allgemeinen Bildungs- und Unterrichtsbedürfnissen der Eingebornen ohne alle Engherzigkeit dienen; zweitens in der nach westlichen Mustern im J. 1847 gestifteten syrischen Gesellschaft der Wissenschaften, deren Begründer und erste Präsidenten Dr. Thomson und sein College Dr. Eli Smith waren (s. Zeitschrift der deutschen morgenl. Gesellschaft, II, S. 378—388). Durch Hemmungen von aussen, durch häufige Abwesenheit mehrerer thätiger Mitglieder und zuletzt durch Smith's Tod im Januar 1857 wurden die Arbeiten der Gesellschaft gelähmt und die Sitzungen hörten endlich ganz auf; nach den letzten Nachrichten jedoch wartete Smith's Nachfolger, Dr. Van Dyck, nur auf Dr. Thomson's Rückkehr aus Amerika, um dann im Verein mit ihm die Gesellschaft neu zu beleben.

Von den ihr vorgelegten oder in ihr vorgetragenen Aufsätzen ist bis jetzt ein in der Missionspresse 1852 gedrucktes Bändchen in gr. 8. erschienen, unter dem Titel: الجزء الاول من اعمال الجمعية السورية, der erste Theil der Arbeiten der syrischen Gesellschaft. Derselbe ist eingeleitet durch das Mitgliederverzeichnis (10 Directions- und Verwaltungsbeamte, mit ihnen zusammengenommen 42 einheimische und ausserdem 9 correspondirende Mitglieder), den Bericht des Verwaltungs-Comité's über den Zustand der Gesellschaft, die Gesellschaftsstatuten und die Rede des Präsidenten Eli Smith bei der Jahressitzung 1852. Die Aufsätze dieses ersten Theiles bringen für uns grösstentheils nichts Neues, sind aber für die Landeskinder, für deren Einführung in den Kreis unserer Kenntnisse und Anschauungen wohl berechnet. Denn nach § 2. der Statuten ist einer der Zwecke der Gesellschaft »Anregung des Interesse für Wissenschaften und nützliche Kenntnisse im Allgemeinen, abgesehen von politischen Händeln und religiösen Streitigkeiten, mit denen die Gesellschaft nichts zu thun hat«, und desswegen hielt sie ausser ihren geschlossenen Sitzungen auch öffentliche Vorlesungen für Zuhörer aus allen Ständen. Noch im August 1852 schrieb mir Dr. Smith: »Vergangenen Winter waren unsere ordentlichen Versammlungen etwas schwach besucht; dagegen zogen die öffentlichen Vorlesungen weit mehr Zuhörer an als früher.« Unmittelbar darauf aber folgt was im Morgenlande leider nie ausbleibt, wo es nach der Väter Weise hergeht: »Zwei andere, von den Griechen und Katholiken uns entgegengesetzte Gesellschaften haben uns einige unserer Mitglieder entzogen; denn obgleich die unsrige rein wissenschaftlich ist und religiöse Controversen durch ihre Statuten ausschliesst, so besorgt man doch, dass sie eine dem Protestantismus günstige Tendenz verfolgen könne.« Ist es nach solchen sich stets und überall wiederholenden Erfahrungen zu verwundern, wenn die aufgeklärten syrischen Patrioten keinen grössern Feind kennen und nichts nachdrücklicher bekämpfen, als diesen unseligen Geist nationalen und kirchlichen Separatismus, der in seiner dumpfen Beschränktheit auch den reinsten und edelsten Bestrebungen zur Hebung des Landes von innen heraus verdächtigend, verdammend und hemmend entgegentritt?

Doch wo das Bedürfniss förderlichen geistigen Gebens und

Nehmens einmal so mächtig geworden ist wie dort, da bahnt es sich, zumal von angelsächsischer und nordamerikanischer Beharrlichkeit unterstützt, auch durch Hindernisse seinen Weg. Und so hat man auch für die, wie es scheint, noch nicht wieder in Gang gekommene exoterische Wirksamkeit der syrischen Gesellschaft einen Ersatz ausgemittelt. Im ersten Viertel dieses Jahres erhielten wir eine englische und arabische Ankündigung von wenigstens 14 in der Kapelle der amerikanischen Mission abwechselnd in englischer, arabischer und französischer Sprache zu haltenden Gratisvorlesungen über literarische und wissenschaftliche Gegenstände, von einem theils aus Amerikanern und Europäern, theils aus Eingebornen bestehenden Comité. Die erste englische Vorlesung, von Dr. Van Dyck, sollte über die Verbindung der Wissenschaft mit der geoffenbarten Religion, die erste arabische, von Butros Bistánt, über den gegenwärtigen Zustand der Literatur unter den Arabern handeln. An der Spitze des zu diesem Behufe zusammengetretenen Comité's stehen die beiden Generalconsuln von England und Nordamerika, Herr Moore und Herr Johnson, als Präsident und als Ehrensecretär; die drei einheimischen Mitglieder sind die Herren Michael Medawwar, Butros Bistánt, beides Mitglieder der syrischen Gesellschaft der Wissenschaften, und Cháll el Chürt, der Redacteur der sofort näher zu besprechenden arabischen Zeitung. Auch in der Ankündigung dieser Vorlesungen findet sich die ausdrückliche Bestimmung, dass sie Politik und religiöse Glaubenssätze schlechthin ausschliessen.

Aber alle diese Hebel der Volksbildung wirken ihrer Natur nach doch nur sehr allmählich und in engerem Kreise. Darum hat sich ihnen seit Anfang vorigen Jahres ein rascher arbeitendes, weiter aus- und tiefer eingreifendes journalistisches Schwungrad zugesellt, ein von der türkischen Regierung concessionirtes Wochenblatt, genannt Hadikat el achbâr, der Garten der Nachrichten, — die erste von einem Privatmanne unternommene und geleitete arabische Zeitung des Morgenlandes. Der Herausgeber und Redacteur, ein noch junger Mann, ist der schon erwähnte Cháll el Chürt, d. h. wörtlich: Cháll der Pfarrer; letzteres Wort ist aber, wie er mir selbst zur Berichtigung einer frühern Angabe schrieb, keine Standes- und Amtsbezeichnung, sondern ein schon seit 130 Jahren in seiner Familie erblicher Beiname; auch ist er nicht, wie bei jener Gelegenheit



gesagt wurde, ein Maronit, d. h. unirter Grieche, sondern gehört der orthodoxen griechischen Kirche an. Seine literarische Befähigung zur Redaction eines Journals hat er durch eine im J. 1857 bei der amerikanischen Mission gedruckte Sammlung eigener arabischer Gedichte sattsam bewährt. Den besten Berather und Helfer bei seinem Unternehmen aber hat er in dem oben genannten Handelsherrn Michael Medawwar, Secretär und Dolmetscher bei dem französischen Generalconsulat in Beirut. Wie dieser hochherzige, feingebildete und welterfahrene Mann, den wir auf seinen Handelsreisen auch bisweilen hier in Leipzig zu sehen Gelegenheit haben, allen wissenschaftlichen und gemeinnützigen Bestrebungen in seinem Vaterlande Schutz und Förderung angedeihen lässt, so hat er auch zu dieser Zeitung, für welche eine eigene Druckerei eingerichtet werden musste, die Hälfte des Anlage- und Betriebscapitals hergegeben; und wir glauben, wenn nicht seine Feder, doch wenigstens seinen Geist und seine Ideen in mehrern Artikeln gleich des ersten Jahrganges wiederzuerkennen. Ausserdem hat der Herausgeber die geschicktesten Männer an verschiedenen Orten Syriens zu Mitarbeitern und Correspondenten, und es kann nicht fehlen, dass dieser Kreis sich mit dem Vertriebsbereiche der Zeitung immer mehr erweitert.

Nachdem der Prospect der Hadika in der zweiten Hälfte des J. 1857 versendet worden war (in Text und Uebersetzung mitgetheilt in der Zeitschrift der deutschen morgenländischen Gesellschaft, XII, S. 330 f.), erschien die erste Nummer am 1. Jan. 1858 in einem Bogen grossen Formats, und von da an jede Woche regelmässig ein Stück, seit der fünften Nummer allemal vom Sonnabend datirt. An der Spitze steht in Holzschnitt, mit einem Kranze umgeben und mit einem Sterne darüber, der Name Hadikat el achbâr; darunter in Drucklettern: Journal für Civilisation, Wissenschaft, Handel und Geschichte; zur rechten Seite des Titels Angabe des Druckortes, der Druckerei, des jährlichen pränumerando zu zahlenden Abonnementspreises (für Beirut und den Libanon 120 Piaster = 8 Thlr., nach allen andern Orten mit Zuschlag der Versandkosten 144 Piaster = 9 Thlr. 18 Gr.) und des Betrags der Insertionsgebühren; zur linken Seite des Titels: die Adressen der Subscriptions-Bureau's in Beirut, Damaskus, Haleb, Bagdad, Alexandrien und Kairo. Jede Nummer ist sowohl nach muhammedanischer als

nach christlicher Zeitrechnung datirt, entsprechend der Bestimmung des Blattes für beide Hauptconfessionen. Der in gespaltenen Columnen gedruckte Text zerfällt in folgende Hauptabteilungen, von denen die drei ersten immer, gewöhnlich auch die beiden letzten mit besondern in Holz geschnittenen Ueberschriften versehen sind: 1) Inländische Begebenheiten, 2) Ausländische Begebenheiten, 3) Miscellen, 4) Handelsnachrichten, wozu bisweilen noch ein besonderes Beiblatt mit Preiscourens und Courszetteln kommt, 5) Amtliche und Privat-Anzeigen. Vor der ersten Abtheilung steht hier und da noch ein Notabene für die Herrn Abonnenten; von Nr. 13 bis Nr. 19 aber erscheint an erster Stelle theilweise, von Nr. 20 an als خلاصة سياسية, Politische Quintessenz, durchgehends ein aus Beirut datirter Leitartikel, politische Uebersichten oder Raisonsnements über Zeitereignisse oder Zeitfragen enthaltend. Die inländischen Nachrichten sind aus unmittelbarer Wahrnehmung und Erfahrung, aus Localberichten, Correspondenzen und den türkischen und ägyptischen Regierungszeitungen, die ausländischen aus den vorzüglichsten französischen, englischen und italiänischen, mittelbar auch aus andern europäischen Blättern geschöpft.

Grosse Mannigfaltigkeit herrscht in der dritten Abtheilung. Hier scheint dem Herausgeber als leitendes Princip vorzuschweben: » Wer Vieles bringt, wird Vielen Etwas bringen « und daneben das: Omne tulit punctum qui miscuit utile dulci. Bunt durch einander stehen hier nicht nur literarische, wissenschaftliche, geschichtliche, industrielle und commerciale Notizen und grössere Artikel, Aufsätze zur Belehrung für Jedermann, zur Beförderung der Aufklärung und Sittlichkeit u. dgl., sondern auch Unterhaltendes und Belustigendes aller Art, Anekdoten und Schnurren (darunter für uns manche alte Bekannte aus Europa), und unter besondern Ueberschriften längere, durch mehrere Nummern fortlaufende Erzählungen und Novellen aus dem Französischen, wie ليلة عرس, eine Brautnacht, رواية الماركيز دي فونتانج, Geschichte des Marquis de Fontange, رواية الجرجسين, Geschichte von den beiden Georgen; daneben aber auch für den altconservativen orientalischen Geschmack die Legende von den Siebenschläfern nach muhammedanischer Ueberlieferung, mit den eingelegten Worten der bezüglichen Erzählung in der 48. Sure des Korans, eingesendet

von Herrn Anton Hasan, einem gebornen Aegyptler, jetzt Professor des Arabischen an der polytechnischen Schule in Wien; ferner eine Ritter- und Räubergeschichte im Geschmack und Stil des Antar-Romans und der Tausend und Einen Nacht, betitelt: Die Erzählung von el Barrák Ben Raubán. Wer ein so gemischtes Publicum vor sich hat wie Herr Chaili, muss allerdings, zumal im Anfange, den sehr verschiedenartigen Bedürfnissen und Forderungen desselben manche Zugeständnisse machen; auch darf man, um billig zu seyn, nicht vergessen, dass das erste Erscheinen der Zeitung mit der in ihr selbst vielfach beklagten, aus Amerika und Europa bis in das Morgenland vorgedrungenen grossen Geld- und Handelskrisis zusammentraf, dass die Gesamtzahl der Abonnenten im März 1858 noch nicht einmal 400 erreichte, und dass schon dieser Kampf um die Existenz manche beengende Rücksicht auferlegt haben, vielleicht noch auflegen mag. Doch ist zu hoffen, dass es Herrn Chaili mit der Zeit möglich werden wird, auch in der Auswahl der Stücke dieses Feuilletons als Geschmacksreformer aufzutreten und z. B. ebenso die fade Milchspeise altorientalischer Sagen und Märchen, als andererseits den ungesunden Abhub der europäischen Scandal-Chronik, die nervenkitzelnde Schauer-Romantik französischer Mordgeschichten und andere dergleichen Auswüchse der westländischen Civilisation als Reiz- und Zugmittel zu verschmähen. Einen sehr ernsten Gegensatz zu solchen Dingen bildet, ebenfalls unter besonderer Ueberschrift, eine arabische Uebersetzung des aus der Constantinopeler Staatsdruckerei hervorgegangenen neuen türkischen Criminalgesetzbuches. Von besonderem Interesse sind für uns die Nachrichten von dem allmählichen Eindringen höherer europäischer Lebensbedürfnisse und Kunstgenüsse in die morgenländische Gesellschaft, wie in Nr. 24 die Beschreibung einer arabischen Comödie, in der Volkssprache, dabei aber in Versen verfasst von Nicola Efendi el Nakkásch und am 14. Juni vergangenen Jahres im Hause seines Bruders, Chaili el Nakkásch, ersten Rechnungsbeamten der ottomanischen Bank in Beirut, aufgeführt vor dem Director und Vicedirector der Bank, den westländischen Consuln, vielen fremden Herren und Damen und den angesehensten Eingebornen, eröffnet von dem Dichter selbst mit einem Prolog, der durch ein von den Schauspielern mit arabischer Musikbegleitung gesungenes Gebet für den Sultan

-beschlossen wurde. Ueberhaupt tritt in diesem Kreise überall das Bestreben hervor, der Person des Staatsoberhauptes und seiner Regierung Ehrerbietung und Ergebenheit zu bezeigen. So wird gleich die erste Nummer der Hadika mit einem in Reimprosa geschriebenen Lobe Gottes und des Sultans und einem Danke an seine Regierung für die dem Unternehmen zugewendete Gunst eröffnet; Nr. 5 bringt ein Lobgedicht auf den Sultan von dem gelehrten Scheich Násif el Jazidschi, welches mit seinem auf Kosten Herrn Medawwar's gedruckten Makamenwerke Sr. Majestät überreicht wurde; ja die äusserst loyale und ceremonielle Art, in der immer von den Spitzen der osmanischen Staatsregierung gesprochen wird, geht durch Beibehaltung muhamedanischer Ausdrücke und Redeformen bisweilen eigentlich über den christlichen Standpunkt hinaus, wie wenn Sultan Abdulmedschid auf gut islamisch خليفة الله الاعظم, der höchste Stellvertreter Gottes, titulirt wird. — Andere Notizen in Nr. 48 und 60 zeigen uns die ersten Versuche, europäische Musik in Syrien einzuführen. Es haben sich nämlich zwanzig junge Leute in Haleb unter der Leitung des Herrn Michael Musa Schidjak auf den Gebrauch europäischer musikalischer Instrumente eingetübt, und um dieser Neuerung bei orientalischen Ohren leichtern Eingang zu verschaffen, hat der Director zunächst 320 landesübliche Musikstücke mit arabischem und türkischem Gesangstext für jene Instrumente arrangirt.

Im Allgemeinen erklärt Herr Challl, dass er nicht nur Beiträge für diese Abtheilung seiner Zeitung aus den Westländern dankbar annehmen, sondern auch die Wünsche seiner europäischen Interessenten in Beziehung auf wissenschaftliche und andere Notizen so viel als möglich berücksichtigen werde; wie er denn auch wirklich auf meine Veranlassung in Nr. 32 eine Uebersicht von dem Bestande der Bibliothek der syrischen Gesellschaft nach den Sprachen und Wissenschaften, mit Hervorhebung einzelner ausgezeichneten Werke, gegeben hat.

Ehe wir die Miscellen verlassen, können wir nicht umhin, noch eines darin erscheinenden Curiosums zu gedenken, welches durch das Hervortreten der im Morgenlande sonst so sehr aus der Oeffentlichkeit zurückgedrängten Frauen einen ganz eigenthümlichen Reiz gewinnt. In Nr. 30 hatte die Redaction sich den Scherz erlaubt, unter der Ueberschrift: »Erfindung

eines neuen Telegraphen« Folgendes drucken zu lassen: »Wenn du eine Nachricht zur Kenntniss aller Welt bringen oder sie in möglichst kurzer Zeit an einen andern Ort befördern willst, so stelle eine Schaar Weiber in einer Reihe auf, tritt zu der ersten von ihnen, sage ihr die Worte, auf die es dir ankommt, in's Ohr, empfehl ihr dieselben geheim zu halten, und zieh dich dann zurück: du wirst sehen, dass die Nachricht in weniger als einem Augenblick von einer Gegend in die andere verbreitet ist.« Die Folge dieses Muthwillens sehen wir in einem Artikel des nächsten Stückes, der sich sofort durch die Ueberschrift als eine »Bitte um freundliche Vergebung« ankündigt. Es heisst darin in Beziehung auf jenen Scherz: »Er hat in Syrien von einem Ende bis zum andern einen Sturm heraufbeschworen, und die Stimme jenes ganzen geehrten Geschlechtes hat sich auf Veranlassung davon gegen uns erhoben, besonders die der Damen unserer Stadt (Beirut). Ja die Sache wurde so schlimm, dass es zu einer Volksbewegung und zu einem allgemeinen Aufstande gegen unsere Zeitung und ihren Redacteur kam. Von Seiten der Frauen der Stadt Tarabolus (Tripolis) ging ein in-grimmiges Anklageschreiben gegen uns an die Damen von Beirut ein. Da wir selbst dieses Schreiben sehr geistreich finden, so theilen wir es nachstehend mit. Wir bitten Gott, uns ferner vor solchen Federverirrungen und Fehlritten zu behüten. Wir fühlen uns ausser Stande, den Unwillen des ganzen schönen Geschlechtes zu ertragen, dessen erhabenes Haupt mehr als einmal sogar mit der Königskrone geschmückt gewesen ist; und in der Hoffnung auf die weibliche Milde und ohne uns auf Beibringung irgend eines Urtheils über den beregten Gegenstand aus der Physiologie oder aus der schönen Literatur einzulassen, bitten wir hier vor ganz Syrien die hochgeehrten Damen insgesamt in aller Demuth um Nachsicht und Verzeihung, wobei wir zu ihrer Kenntniss bringen, dass wir jenen Gedanken keineswegs aus uns selbst geschöpft, sondern dem englischen Journale „Der Bote von Europa“ vom 12. Juni, S. 384, entlehnt haben. Dieses Journal wird in der Stadt London gedruckt, wo nicht nur die Civilisation auf der höchsten Stufe steht, sondern auch jene erhabene Frau thronet, welche die Zügel der Welt in ihren Händen hält. Wenn nun also wir von der Instanz freisprechen sind, so mögen die Damen ihre Anklage gegen den Redacteur jenes Journals richten und die Frauen von Europa

gegen ihn aufrufen, damit diese ihm „die schmerzliche Pein“ [Ausdruck des Korans] schmecken lassen. Vielleicht bringen wir durch diese Feststellung des Thatsächlichen auch einige als Ankläger gegen uns aufgetretene, vielseitig gebildete junge Herren auf andere Gedanken, die schon damit umgingen, diesen Scherz als eine ihnen gebotene Gelegenheit zu stachliger Kritik gegen uns auszubeuten, unter dem Vorgeben, wir hätten dabei eine persönliche Absicht oder einen besondern Zweck gehabt. « Doch das nun folgende Schreiben der tripolitanischen Ekklesiazusen müssen wir, im Gefühle unsers Unvermögens, diese blumige harirische Reimprosa würdig wiederzugeben, unserem Rückert oder einem seiner Geistesverwandten zur Verdeutschung überlassen.

Auch die letzte Abtheilung des Zeitungstextes, bestehend aus Consulsats-, Gerichts-, Concur-, Auctions-, Lotterie-, Dampfschiffahrts- und andern öffentlichen und Privat-Anzeigen, ein paarmal neben dem Arabischen auch in französischer und englischer Sprache, gewährt interessante Einblicke in das Leben und Treiben einer schon zur Hälfte europäisirten morgenländischen Stadt, wo neben den sesshaften Occidentalen — unter ihnen ein deutscher Buchbinder Rosenzweig in Nr. 34 — auch schon die speculativen Zugvögel aus Europa, die Sprachlehrer, die philanthropischen Wanderärzte und andere dergleichen Beglückter des Menschengeschlechts nicht fehlen. Haben diese Anzeigen nur im Ganzen Interesse für uns, so verdienen die Ankündigungen von Neuigkeiten der arabischen Literatur, die aus den zwei Beiruter Druckpressen in immer grösserer Anzahl hervorgehen, auch einzeln genommen unsere Aufmerksamkeit. So giebt Nr. 5 eine Titel- und Preisliste der wissenschaftlichen Erzeugnisse der amerikanischen Missionsdruckerei; in Nr. 47 ist ein Werk von Ibrahim Efendi, Oberarzt der türkischen Truppen in Beirut, angezeigt: Ueber die Grundlehren der Physik, Astronomie, Anthropologie und Medicin; in Nr. 34 Beschreibung einer Reise durch einen Theil von Süd- und West-Europa, von Sellm Bisteris; in Nr. 32 eine Geschichte des Lebens und der Werke der ältesten arabischen Dichter in alphabetisch geordneten Artikeln, mit Proben aus ihren Dichtungen, von Iskender Aga Abgarius, ebenfalls einem Militärärzte in Beirut; in Nr. 45 eine Belehrung über Empfängniß, Schwangerschaft und Geburt, von dem schon genannten Ibrahim Efendi; Nr. 63

bringt die Einladung zur Subscription auf ein Lexikon arabischer und fremder in das Arabische aufgenommener Kunstwörter von Tannûs el Schidjâk und Jusuf Beschâra, mit einer Probe davon. Aber auch Ausgaben arabischer Werke von europäischen Orientalisten werden hier neuerdings, bis jetzt jedoch, wie es scheint, nur nach fremder Mittheilung, dem orientalischen Publicum vorgeführt, — eine Aufforderung einerseits an die Verleger solcher Werke, nun auch das Morgenland in den Kreis ihrer Berechnung zu ziehen und auf Vertreibung ihrer bezüglichen Verlagsartikel dorthin Bedacht zu nehmen; andererseits aber auch an die europäischen Herausgeber, alle ihre Kräfte aufzubieten, um die scharfe Kritik des sprachgelehrten Orients glücklich zu bestehen. Bis jetzt, d. h. bis zum 70. Stück, sind zwei in Europa gedruckte arabische Werke zur Anzeige gelangt: in Nr. 65 und 66 die *جزرة الحاطب*, eine Sammlung kleiner philologischer Abhandlungen aus der Leydener Bibliothek von Prof. Wright in Dublin, Leyden (in der Hadika steht falsch »Dublin«) 1859, und in Nr. 67 der erste Theil von Prof. Friedrich (nicht »Wilhelm«) Dieterici's Ausgabe des Diwan von Mutanabbi mit Wâhidl's Commentar, Berlin 1858, wobei ich nur zu bemerken habe, dass der Berichtersteller selbst übel berichtet gewesen ist, wenn er mir eine »Aufsicht« über den Druck dieses Werkes zuschreibt, bei dem ich völlig unbetheiligt bin.

Als Anhang endlich kommt in den vier letzten halben Folio-columnen einiger Stücke noch ein besonders paginirtes älteres arabisches Geschichtswerk in einzelnen Lieferungen hinzu, welche abgeschnitten und zu einem besondern Buche vereinigt werden können. Die 2. Nummer eröffnete diesen durch den Prospect angekündigten Anhang wohl etwas übereilt mit einem Auszuge aus Ibn Schihna's Abriss der allgemeinen Geschichte

(*روضة المناظر في علم الاوائل والواخير*), bei Hadschi Chalfa Nr. 6604 als (*روض المناظر*), vom Aufkommen der Seldschuken-Dynastie im 5. Jahrhunderte der Hidschra bis zum Ende des Werkes im 10. Jahrh. d. H. So heisst es im Eingange des Auszuges. Da aber Ibn Schihna schon 845 d. H. gestorben ist, so bezieht sich die letztere Zeitangabe wahrscheinlich auf die von Hadschi Chalfa erwähnte Fortsetzung des Werkes von dem Kadhi Mohibbeddin. Für den grössten Theil der Zeitungsleser mochte jedoch diese magere und trocken stilisirte Chronik, ungeachtet

der Beziehung mancher von ihr erzählten Thatsachen auf Syrien, kein rechtes Interesse haben, und so brach der Auszug nach drei Fortsetzungen in Nr. 15, 19 und 21 mit dem J. 536 d. H. ab, und in Nr. 27 begann ein anderes, hauptsächlich auf Syrien bezügliches und angenehmer zu lesendes Werk: Abu Schâme's Geschichte der Regierungen Nureddin's und Saladin's (كتاب الروضتين في اخبار الدولتين, bei Hadjschi Chalfa unter Nr. 546 als ازهار الروضتين aufgeführt). Der Bearbeiter und Herausgeber dieses Werkes ist, wie auch der Titel sagt, Dr. Behrnauer, Amanuensis an der Hofbibliothek und akademischer Docent in Wien, und es werden davon ausser den für die Zeitung nöthigen Abzügen 500 Exemplare zum Sonderverkauf gedruckt.

Nachdem wir auf diese Weise den allgemeinen Inhalt der Zeitung durchgemustert haben, bleibt uns noch übrig, durch Vorführung einiger längern charakteristischen Stücke aus derselben die Art und Weise ihres Raisonnements, ihre leitenden Gesichtspunkte und höchsten Ziele näher zu bezeichnen. Wir entnehmen dazu vorerst dem Leitartikel in Nr. 34 eine Erklärung, die über den Standpunkt unsers Blattes in der syrischen Civilisationsfrage volles Licht verbreitet.

»Es fehlt den Ländern wie den Menschen nicht an lobpreisenden Freunden, andererseits nicht an verleumdenden Feinden. Man kann das auch nicht verwunderlich finden, denn die auf verschiedenen Stufen der Einsicht und Urtheilsfähigkeit stehende grosse Menge ist, einige Grundsätze von unmittelbarer Gewissheit ausgenommen, über keine einzige Wahrheit einig. Auch ist es bekannt, dass das Wesen jedes Dinges, je nach der Seite welche man bei dessen Betrachtung in's Auge fasst, sich gewöhnlich verschieden darstellt. Wollten wir z. B. die China- rinde nur von Seiten ihres Geschmackes und ihrer ausserordentlichen Bitterkeit betrachten, so würde sie nach unserer Meinung unter die am tiefsten stehenden vegetabilischen Stoffe, die Gott geschaffen hat, zu setzen seyn, und wir müssten sie, wie alles widerlich Schmeckende, von uns werfen. Erst wenn wir sie von Seiten des Nutzens betrachten, den sie in mehreren Krankheiten leistet, verzeihen wir ihr das Abstossende ihres Geschmackes und zählen sie zu den segensreichsten Stoffen, zu deren Entdeckung die Gnade Gottes geführt hat. Und so urtheilen manchmal zwei Menschen über einen und denselben Gegen-



stand verschieden nicht weil die Ergründung seiner wahren Beschaffenheit unmöglich wäre, sondern weil die Betrachtung desselben von verschiedenen Standpunkten ausgegangen und das Urtheil des Einen nach derjenigen Seite gebildet ist, welche sich der Betrachtung des Andern vielleicht ganz entzogen hat. — Wenn diess nun fest steht, sagen wir weiter: Wer dieses unser Land so betrachtet, dass er es hinsichtlich der allgemeinen Civilisation und des materiellen und geistigen Zustandes mit den Ländern von Europa zusammenstellt, der kann nicht leugnen, dass die Möglichkeit einer solchen Zusammenstellung immer noch von der vollen Verwirklichung mehrerer Civilisationsmomente abhängt, von denen ein Theil schon in Wirksamkeit getreten, ein anderer wenigstens im Entwurfe vorhanden ist, die aber doch noch nicht in der Vollständigkeit vorhanden sind, welche nöthig wäre, um unserem Lande die Stellung zu geben, welche ihm in der modernen civilisirten Welt gebührt. Wer indessen dieses Land ohne Voreingenommenheit und mit vergleichendem Rückblick auf den Zustand ansieht, in welchem es sich noch vor einem Menschenalter befand, wird sich überzeugen, dass es auf der Bahn der Civilisation schon grosse Fortschritte gemacht und die Gnade Sr. Majestät unsers Kaisers, dem Gott Kraft verleihen möge, durch ihre Weisheit eine Menge mit der geistigen Bildung zusammenhängender Schwierigkeiten beseitigt hat, die lange eine Scheidewand zwischen dem Lichte und den Augen des gemeinen Mannes bildeten und die Bestrebungen der Gutgesinnten in den meisten Theilen des Landes vereitelten. Wir wollen es nicht versuchen, unsern Gegenstand noch mehr in's Licht zu setzen, wegen der Eigenthümlichkeit aller solcher Aufhellungen, in der Seele derer, welche sich nach den vergangenen Zeiten zurücksehnen und von der Weiterentwicklung der Gegenwart, in der sie selbst leben, kaum eine Vorstellung haben, unangenehme Empfindungen zu erwecken; sondern wir begnügen uns damit, die Gedanken der Leser unseres Blattes auf den Grad der Verbesserung hinzulenken, welche, seitdem die Sonne der gegenwärtigen glückseligen Regierung über diesem Lande scheint, in den Gesinnungen und dem Charakter des syrischen Volkes eingetreten ist. — Es ist an und für sich klar und bedarf keines Nachweises, dass die erste — um von dem geoffenbarten göttlichen Gesetze gar nicht zu reden — schon von der Natur aufgestellte Bedingung des Gedeihens

und Wohlbefindens aller Menschen, die ein des Höheraufsteigens auf der Leiter menschlicher Vollkommenheit fähiges Volk bilden wollen, eine starke, aufrichtige, alles beherrschende Liebe zur Heimath ist. Damit meinen wir aber nicht, dass man bloss seine Geburtsstadt oder die sie umgebenden Baum- und Blumengärten oder die dem öffentlichen Verkehr geöffneten Gassen und Strassen lieben soll; denn diese auf die materiellen Gegenstände gerichtete Liebe hat der Fremde mit dem Eingebornen gemein, und sie ist oft wohl auch eine Folge der Liebe zu den Heimathsgenossen, wie diess unser berühmter Dichter, Scheich Násif el Jazidschi, trefflich in folgenden Worten ausgedrückt hat:

» Wir lieben die Kinder und Insassen unsers Landes, und selbst zu denjenigen von ihnen, welche etwas Abstossendes und Furcht Einflössendes haben, fassen wir durch Gewöhnung eine Art Zuneigung. So reisst uns ja auch nicht die Liebe zu den Frauensänften, sondern die Liebe zu den durch die Sänstenvorhänge Verhüllten hin.«

Wohl fühlt sich auch der Fremde von den Reizen eines Landes angezogen; er sehnt sich nach ihm zurück und besingt seine Schönheit und Herrlichkeit wohl gar in Liedern; aber diese Liebe, wenn man sein Gefühl so nennen darf, vermag ihn gewiss nicht zur Ertragung der geringsten Beschwerde im Interesse des geistigen Wohles jenes Landes zu begeistern, während diejenigen, welche ihre Heimath wahrhaft lieben, sich nicht hedenken, derselben sogar Blut und Leben zum Opfer zu bringen, wie diess die Geschichte der alten Römer und unzweifelhafte Beispiele in den europäischen Ländern beweisen. Schon das ist Zeugniß genug für die Wirklichkeit dieses edeln Gefühls, dass wir dasselbe in einer Stärke empfinden, die jeden menschlichen Widerstand überwindet. Aber bei der Empfänglichkeit des Menschen für schlimme Einwirkungen von aussen und demzufolge für Ausartung des Herzens und der Neigungen, ist über jenes Gefühl im Morgenlande gar bald etwas gekommen, wodurch es in der That ertödtet und einem Gefühle anderer Art aufgeopfert worden ist. Diess ist der blinde National-, Secten- und Parteieifer, eine Leidenschaft, welche den grössten und besten Theil der menschlichen Neigungen ausrottet und im Herzen des Menschen einen furchtbaren Hass gegen alle die

erzeugt, welche die von seinem Vater und Grossvater ererbten Ansichten und Meinungen nicht mit ihm theilen; ja er betrachtet sich dann selbst als Gottes Sachführer auf Erden, der im ausschliesslichen Besitze der göttlichen Wahrheit sei, und wünscht von Grund seines Herzens, es möchten alle, die in der Religion nicht mit ihm übereinstimmen, nur einen Kopf haben, dass er diesen dann mit einem Schlage seiner gläubenseifrigen Hand abhauen könnte. So zieht er den Allerhöchsten in seine eignen irdischen Streitigkeiten hinein, in dem Wahne, Gott habe in die Hand des ohnmächtigen Geschöpfes das Recht gelegt, für seinen Schöpfer Rache zu nehmen, und Der, welcher mit seiner Rechten den Himmel zur Erde niederbeugen kann, bedürfe zu seiner Hülfe der Hand des Menschen. Dieses Gefühl nun unterdrückte ehemals in diesem Lande alle andern menschlichen Neigungen, und es kam damit so weit, dass »Gottes Land« zuletzt so viel bedeutete als: ein grosser Kerker zur Peinigung der Menschen wegen Religionen und Glaubensmeinungen. Jedermann betrachtete sich als einen von Gott zur Vernichtung seiner eigenen Geschöpfe bestellten Kriegsmann.

So hässlich nun aber auch diese Eigenschaft an sich und in ihren Folgen war, so ziemt es sich doch nicht, unsere Vorfahren desswegen zu schmähen; denn es fehlte ihnen gerade das speciellste der gewöhnlichen Mittel zur Belehrung der grossen Menge. Sie hatten, könnte man sagen, zur Aufnahme der Strahlen des göttlichen Lichtes in ihr Inneres nur ein kleines Fensterlein, durch das bloss ein gewisser Strahl in bestimmtem Maasse eindringen konnte, und die Erkenntnisse derer, welche ihr Licht durch dieses Fensterlein erhielten, erhoben sich daher nicht über das, was mit dem Gehorsam und der schuldigen Ehrerbietung gegen einige Menschen und dem Hasse gegen das menschliche Geschlecht im Allgemeinen vereinbar ist.

Ob man nun gleich meinte, dieses Gefühl sei in den Orientalen dermassen eingewurzelt, dass man durchaus auf keine Möglichkeit seiner Ausrottung oder auf einen Fortschritt zum Bessern hoffen könne, so sehen wir nun doch, dass es verschwunden und durch die von dem kaiserlichen Thronhimmel ausgehenden Weisheitsstrahlen verzehrt, an seine Stelle aber die Vaterlandsliebe getreten ist, die alle Menschen umfasst und

alle Landesgenossen auf gleiche Weise in ihren Schooss aufnimmt. <sup>4)</sup> Man sagt nun nicht mehr: der ist von dieser, der von jener Religion, sondern: sie gehören beide zu den Landeskindern, zum morgenländischen Stamme und zu den Menschen, die wir, ohne uns an ihre besondern Meinungen zu kehren, durchaus verpflichtet sind zu lieben.

»Aus der Betrachtung dieser Hauptverbesserung im Charakter des syrischen Volkes erhellt klarlich, dass das Fortschreiten auf der Bahn der Civilisation für Syrien keineswegs schon abgeschlossen ist, und dass es durch die hochherzigen Bestrebungen seines erlauchten Verwaltungschefs sich gewiss noch zu dem einem solchen Lande gebührenden Range aufschwingen wird. Mögen also die thörichten Schwätzer ihren Zungen Schweigen aufliegen und mögen diese Leute die Früchte der kaiserlichen Pflanzungen in Ruhe erwarten. Wir aber bitten Gott, sein Werk zu vollenden, die Geister zu erleuchten und uns auf den Richtweg des guten und gedeihlichen Fortschritts zu geleiten; denn er ist allmächtig.«

Hieran schliesst sich eine dem Inhalte nach verwandte Stelle aus dem Leitartikel in Nr. 29 an, aus der wir zugleich sehen, dass die neue Zeitung, wie zu erwarten war, auch ihre Gegner und Feinde gefunden hat.

»Das, wodurch jedes Volk auf der Bahn der Civilisation und der Stufenleiter der Cultur und in der wachsenden Ausbildung gemeinnütziger Anstalten und Einrichtungen gefördert wird, ist bekanntlich Einigung der Individuen in guten Grundsätzen ohne Rücksicht auf etwas Persönliches oder irgend ein anderes Interesse. Wer sich die Dinge mit eigenen Augen ansieht, der nimmt wahr, dass die civilisirten Völker nur dadurch zu ihrer Höhe aufgestiegen sind, dass ihre Individuen durch materielle Mittel oder andere Erleichterungen einander unter die Arme gegriffen haben, und der erkennt auch, dass unser Land

<sup>4)</sup> In der Urschrift mit einem wunderlichen Bilde: und alle Landesgenossen auf eine für die Gesammtheit gleiche Weise mit ihrer ruhigen Wogenmasse umfängt, ويستغرق بلجته الهادية كل بني البلاد على حد متساو في الجميع. Ueber على حد s. Zeitschrift der D. M. G. Bd. V, S. 65 Anm.

in seinem Fortschreiten durch sehr grosse Hindernisse aufgehalten worden ist, die es ihm jetzt noch unmöglich machen, in der Reihe der civilisirten Länder Platz zu nehmen. Denn wer einen prüfenden Blick darauf wirft, findet, dass die persönlichen Interessen, welche das Land vorzugsweise beherrschen, sich wie ein starker Damm einem gedeihlichen Fortschritt entgegenstellen. Seit langer Zeit sehen wir, wie der und jener nichts so angelegentlich betreibt als die Verfolgung und Unterdrückung alles Guten was von Anderen ausgeht. Dadurch aber haben wir den Fremden eine breite Strasse geöffnet, und durch Benutzung dieses Vortheils ist ihre Thätigkeit gleichsam ein tiefer, alle Güter unseres Landes verschlingender Schlund geworden; während, wenn wir Syrer es machten wie andere Völker, die Gefühle der Eifersucht und der gegenseitigen Abneigung von uns wüfren, und uns zu gemeinschaftlicher Betreibung alles Nützlichen verbänden, wir alle Güter unseres Landes in unsern Händen vereinigen und alles zu unserem besondern Wohlseyn Dienliche glücklich zu Stande bringen würden. In der Gnade Sr. Majestät des Kaisers, welcher seine Länder durch Gerechtigkeitspflege und Sicherung von Leben und Eigenthum neu belebt hat, haben wir ja das kräftigste Mittel alles in's Werk zu setzen, was zum Fortschritt und zum Gedeihen des Landes beiträgt.

Hinsichtlich des eben Angedeuteten wollen wir nicht vergessen hier zu bemerken, dass einige unserer Landsleute, anstatt unser Blatt möglichst zu unterstützen, aus besonderem persönlichen Uebelwollen nicht müde werden es zu verfolgen. Sie haben doch wahrscheinlich längst von dem Nutzen der Zeitschriften und davon gehört, dass sie den europäischen Völkern fast unzählige Vortheile gewährt haben, weswegen diese ihnen auch einen hohen Werth beilegen und eine so vortheilhafte Meinung von ihnen haben, wie, so lange man zurtückdenken kann, fast von nichts Anderem. Wir hofften daher, dass die Hadikat el-achbâr bei jenen Leuten eine gute Aufnahme finden würde; unglücklicherweise aber ist uns diese Hoffnung fehlgeschlagen; denn wir sehen, dass dieser und jener von jenen Wenigen nicht ablässt, von der Bank unserer Ankläger aus gegen uns zu declamiren und sein glänzendes Talent an der Herabsetzung unserer Haditka zu üben, ohne eine andere Schuld von ihrer Seite als die, dass sie dem Vorbegriffe nicht entspricht, der sich in

der Einbildung jener Leute festgesetzt hatte; obgleich sie, wenn sie etwas von europäischen Sprachen verständen und die dortigen Blätter lesen könnten, einsehen würden, dass das unsrige seinen Platz neben jenen einzunehmen wohl verdient. Der leidenschaftslos Prüfende wird erkennen, dass wir nichts Wichtiges von den vier Hauptgegenständen unsers Blattes beizubringen verfehlen, und nichts verabsäumen, um es zu einem vollständigen Repertorium aller politischen und wissenschaftlichen Tagesfragen zu machen; nicht dass unsere Kenntnisse so umfassend wären, sondern dadurch, dass wir zwölf Journale excerptiren und zu ihrem Inhalte dann noch alles, was wir erlangen können, hinzufügen. Und ist der Raum unsers Blattes in gewisser Hinsicht zu beschränkt, um Dinge von geringerem Nutzen oder minderer Wichtigkeit aufzunehmen, so bringt es dagegen nichts als Zuverlässiges und Wahres und wird nicht müde dem Vaterlande auf alle mögliche Weise zu dienen. «

In einem Artikel über das Wesen, die Bedingungen und Mittel, die Aeusserungen, Wirkungen und Vortheile der wahren Civilisation, Nr. 28, kommt folgendes aus der Feder eines Orientalen überraschende Geständniss vor:

»Bei diesem Anlass dürfen wir auch einen wesentlichen Punkt nicht ausser Acht lassen, nämlich dass unsere Frauen seit langer Zeit intellectuell vernachlässigte Geschöpfe sind, die uns unmöglich das Vergnügen eines geistig belebten Umganges gewähren können. Schon längst entbehren unsere Weiber, Töchter und Schwestern aller wissenschaftlichen Bildung; in ihren Reden finden wir nichts als Albernheit, in ihrem Thun und Treiben nichts als Prunksucht und schlechten Geschmack. Allerdings giebt es unter ihnen einige, die Gott, was Geistesfeinheit und Verstandesschärfe betrifft, von Natur mit einigen seiner schönsten Gaben geziert hat, ja vielleicht ist der Umgang mit ihnen noch angenehmer als der mit mancher hochgebildeten Dame. Stellte man sie jedoch mit Frauen zusammen, die ihnen an Anmuth und natürlicher Feinheit gleichkommen, sie aber durch einen mit Kenntnissen bereicherten Geist, durch ausgebildeten Verstand und Geschmack übertreffen: so würde man zwischen beiden einen über alle Vorstellung grossen Unterschied wahrnehmen. «

Derselbe Aufsatz schliesst mit einer Warnung vor der Verwechslung wahrer Civilisation mit dem blossen Scheine derselben

oder der sklavischen Nachahmung europäischer Aeusserlichkeiten. »Offenbar,« heisst es da, »ist diese letztere Sorte von Civilisation nicht die, welche wir zu erstreben haben, nicht das, was unsere Landesgenossen auf eine achtungswerthe Stufe innerer Bildung heben kann. Allerdings hat der Europäer eine gewisse Feinheit, Leichtigkeit und Sauberkeit im Aeussern, die wir uns zum Muster nehmen müssen; allerdings ist es in mancher Beziehung recht zweckmässig, ein Rohr zu tragen und ein Halstuch umzubinden; aber weit entfernt, dass die ganze Civilisation in diesen Dingen enthalten wäre, bilden sie nicht einmal den kleinsten Theil davon, sondern die Civilisation ist die Vervollkommnung in Kenntnissen, in wahrer Menschenwürde, in denjenigen Gewohnheiten und Thätigkeiten, aus welchen das Wohlseyn der Einzelnen und der Gesammtheit entspringt. Die Mittel aber, durch welche wir dazu gelangen können, sind: die Errichtung ordentlicher Schulen für unsere Söhne und Töchter, die Anschaffung nützlicher Bücher für unsere Häuser und die sittliche Bildung unserer Landesgenossen.«

Endlich werfen wir noch einen Blick auf die Gestaltung und Behandlung des Arabischen in diesem Sprechsaale der syrischen Civilisationsmänner. Es ist nicht zu verkennen und tritt für jeden mit dem Geiste der semitischen Sprachen nur einigermaßen Bekannten schon aus den gegebenen Proben klar hervor, dass die Neuheit des grössten Theils der hier auftretenden Gegenstände und Ideen und die Erfüllung der Seele jener Männer mit europäischen Gedanken und Gedankenformen das Arabische selbst einer Umbildung, einer Modernisirung, einer Europäisirung unterwirft. Das ist das Schicksal aller Sprachen, die, lange einseitig ausgebildet und in andern Beziehungen zurückgeblieben, plötzlich zum Dienste einer fremden vorgeschrittenen Cultur gepresst werden. Ohne Gewaltthatigkeit geht es da nicht ab; aber was anfangs fremdartig und anstössig ist, wird mit der Zeit bequemer, unentbehrlicher Idiotismus, und schliesslich gewährt der neugewonnene Reichthum und die erhöhte Gelenkigkeit der Sprache vollständigen Ersatz für den Verlust der sogenannten Classicität, die beziehungsweise nichts anderes war als eine unbewusste, selbstgenügsame Armuth. Wir freuen uns, dass die Herausgeber der Zeitung über dieses Sachverhältniss in Bezug auf ihre eigene Sprache völlig im Klaren sind und den Muth haben es offen auszusprechen, auf die Gefahr hin, von den

philologischen Puritanern in den Bann gethan zu werden, wie denn auch nach Aussage des Consuls Dr. Wetzstein die gelehrten Muhammedaner in Damaskus über das Arabisch der Hadtka die Nase rümpfen und sie schon wegen ihrer Sprachneuerungen nicht lesen mögen. In Nr. 5 heisst es: »Wir bedienen uns dieser Wörter — Galvanismus, Galvanoplastik, Daguerreotypie, Photographie u. s. w. — nach der Gewohnheit aller Sprachen, die betreffenden Dinge mit den Namen zu bezeichnen, die sie bei ihrem ersten Auftreten bekommen haben. Hätten wir arabische Benennungen dafür vorgefunden, so würde uns der Verfasser des Kamus nicht erlauben, sie unter die arabischen Wörter aufzunehmen; denn er hat, wie man sagt, das Wörterbuch abgeschlossen und den Schlüssel mitgenommen, und die Herren Gelehrten wollen nicht gestatten, dass man etwas zum Wortvorrathe hinzufüge. Deswegen entbehrt aber auch unsere Sprache bei allem ihren Reichthum die Wörter und Namen für die Dinge, welche erst nach der Abfassung des Kamus aufgekomen sind. Für jede europäische Sprache hingegen besteht eine Gesellschaft von Gelehrten, die jährlich ein neues Wörterbuch derselben drucken lässt und sie mit den Namen der neuen Erfindungen und andern Wörtern bereichert. Dadurch gewinnen die Sprachen an Umfang und Bestimmtheit. Wir können also nicht umhin einige fremde Wörter zu gebrauchen, die vielleicht durch öftere Wiederholung mit dem arabischen Wortvorrathe verschmelzen werden. Es darf uns deswegen Niemand scheel ansehen; denn wenn wir den Urbestand der arabischen Sprache betrachten, so finden wir schon darin viele arabisirte Fremdwörter, wie das Wort **مَقْلَدٌ، أَقْلِيدٌ**, für Schlüssel, welches

von dem griechischen **κλειδός** (*κλειδός*, *κλειδός*) herkommt. Auch die alten Gelehrten unter dem abbasidischen Chalifat nahmen bei der Uebersetzung altgriechischer Bücher in das Arabische viele Wörter aus dem Griechischen herüber, wo ihnen dieses passend schien, wie **هَيْوَلِي** (*ήβη*), **أَرْخُون** (*ἀρχων*), **أَخْيُون** (*ἄχχιον*) u. s. w., andere aus dem Persischen, wie **بُولَاد** (*پولاد*), **رَهْنَامَه** (*راتينه*), **رَاتِينَج** (*بادنجان*), **بَادَنْجَان**. Man findet in dem Arabischen auch mehrere Wörter aus dem Türkischen, Hebräischen und Syrischen. Aus dieser letzten Sprache ist sogar eine im Arabischen nicht vorhandene Verbalform auf-



genommen worden, wie شقلب und شلهب, als Schafel von قلب und لهب<sup>1)</sup>). Das bringt der Sprache, richtig verstanden, keinen Nachtheil, sondern Vortheil; denn indem sie sich das, was andere Sprachen vor ihr voraus haben, und deren eigenthümliche Kunstwörter aneignet, gewinnt sie an Reichthum und Kraft. «

Noch bestimmter erklären sich die Herausgeber über diesen Punkt in Nr. 48, wo sie Reinaud's Anzeige ihrer Zeitung im Journal asiatique und die meinige in der Zeitschr. der D. M. G. besprechen. Der betreffende Artikel schliesst mit folgenden Worten :

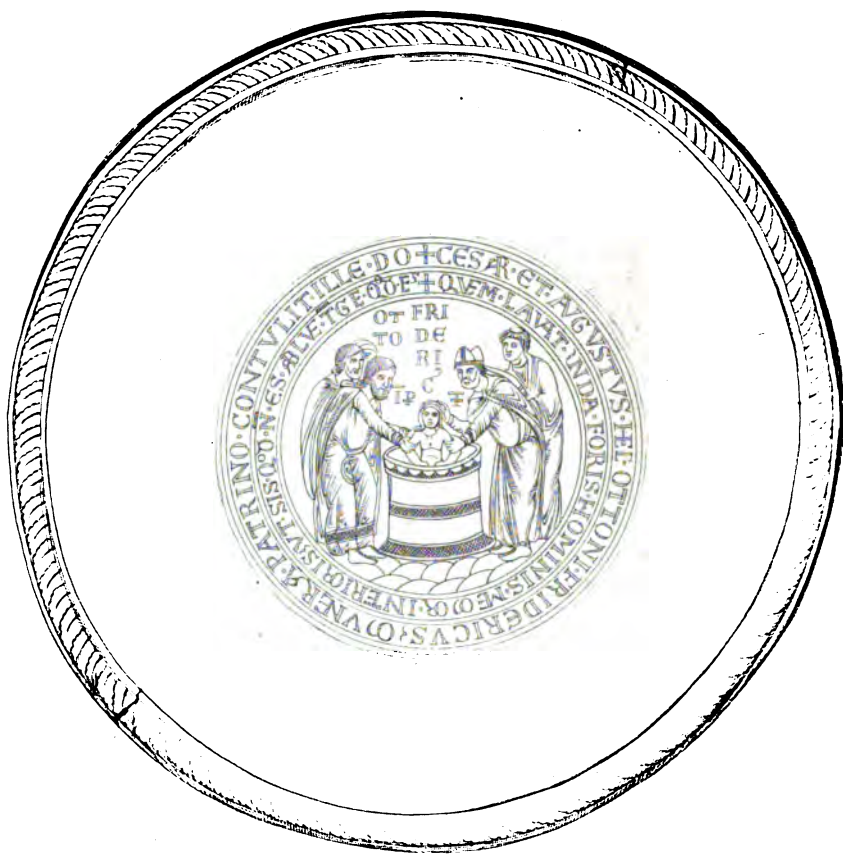
» Wir leugnen nicht, dass das Hauptstreben unserer Hadika stets ein humanistisches gewesen ist, in speciellster Beziehung darauf gerichtet, diese unsere edle Sprache zu freier Bewegung in den neu eröffneten Ideenbahnen heranzubilden und sie in die Reihe der modernen, von Kenntnissen und Wissenschaften aller Art durchdrungenen Sprachen zu stellen. Wer unsere und daneben irgend eine europäische Sprache kennt, wird eingestehen, dass das Arabische in dem Zustande, in welchem man es gelassen hat seitdem keine Schriftsteller mehr die Sprache ausgebildet und Stilmuster in ihr aufgestellt haben, trotz alles Reichthums an Synonymen eine arme Sprache ist, in der sich fast keiner der durch die Civilisation und den Fortschritt in allen Zweigen der menschlichen Kenntnisse erzeugten Begriffe ausdrücken lässt. In der That, wenn jemand in eine europäische Stadt wie London kommt und die seinen Augen da entgegen tretenden herrlichen Gebäude und erstaunlichen Schöpfungen, welche die Wissenschaft in jenem glücklichen Welttheile hervorgezaubert hat, mit Worten beschreiben will, so ist ihm das in einer morgenländischen Sprache gar nicht möglich. Wir meinen damit nicht bloss sämtliche materielle Dinge, wie Maschinen u. dgl., sondern auch viele andere Erzeugnisse

1) Boethor: »Renverser sens dessus dessous, قلب I. — شقلب.«  
 »Renverser, troubler l'ordre de, bouleverser, قلب I. — شقلب.« Davon  
 auch: »Ab hoc et ab hac, sans ordre, sans raison, شقلباً مقلباً, شلهب  
 habe ich noch nicht gefunden; es muss aber, wie das syrische مكسك,  
 so viel als الهب bedeuten.

der menschlichen Thätigkeit, von denen im Morgenlande keine Spur zu finden ist. Sollte jemand meinen, das sei doch zu stark, sollte er darin einen verleumderischen Angriff auf den Kenntnissreichthum des Morgenlandes finden, so bitten wir ihn, sich die Mühe zu nehmen, eine englische Parlamentsrede, oder noch lieber gleich das ganze Protokoll einer Parlamentssitzung, oder ein europäisches Theaterfeuilleton, oder eine politische Abhandlung, oder einen Handelsbericht arabisch zu übersetzen: wir zweifeln dann nicht, dass er vor jedem Satze, den er in unserer Sprache wiederzugeben hat, eine Kluft befestigt finden wird, die er zwar überspringen kann, aber nur auf die Gefahr hin, dunkel zu werden und den Leser in Zweifel und Ungewissheit zu stürzen. Wir machen kein Geheimniss daraus, dass uns der Kampf mit den so eben bezeichneten Schwierigkeiten von dem ersten Erscheinen unseres Blattes an grosse Mühe gekostet hat; aber wenn wir auch nicht schlechthin behaupten wollen darin glücklich gewesen zu seyn, so glauben wir doch mit Recht behaupten zu können, dass wir die Ersten in diesem Lande sind, die sich überhaupt an diese Aufgabe gewagt und es dahin zu bringen gesucht haben, dass das Arabische sich den für den zeitgenössischen Gebrauch geeigneten Sprachen gleichstelle. Wer unser Blatt frei von Tadelsucht und Widerspruchsgeist liest, der mag in dieser wichtigen Frage das Urtheil sprechen — für oder gegen uns. «

Wie man sieht, fehlt es den Unternehmern des neuen Culturorgans für das Morgenland weder an einem klaren Bewusstseyn von der Natur und Grösse ihrer Aufgabe, noch an Muth und Kraft zu deren Lösung, noch an richtiger Einsicht in die dazu nöthigen Mittel. Um so mehr ist zu hoffen, dass das christliche Europa ihrem achtbaren Streben Aufmerksamkeit, Theilnahme und Unterstützung schenken wird; denn es ist ja ein bewährter Erfahrungssatz, dass die Freunde einer grossen und guten Sache, wenn diese sich einmal ein tüchtiges Centralorgan geschaffen hat, nichts Besseres thun können, als sich an dasselbe anzuschliessen.





Vorgelegt wurden in der Gesamtsitzung vom 4. Juli folgende beide Abhandlungen von Herrn Professor *E. G. Förstmann* in Nordhausen und Herrn *Michelsen* über die von Kaiser Friedrich an seinen Pathen Otto geschenkte silberne Schale, jetzt in Weimar. Sie enthalten die weitere Ausführung und Begründung Dessen, was Herr *Michelsen* in seiner am 12. Dec. 1858 gehaltenen Vorlesung übersichtlich zusammengefasst hatte; s. Berichte der phil.-hist. Cl. 1858. II. S. 94—98.

#### I.

Ueber die weit verbreiteten, häufig als Taufbecken benutzten Messingbecken, welche, nachdem vor hundert Jahren die gelehrten französischen Benedictiner sie beachtet und die seltsamen Schriftzüge auf denselben zu erklären versucht hatten, namentlich nachdem v. Strombeck (1846) von neuem Lärm darüber geschlagen hatte, als sehr alte und als ausländische Kunstwerke die Aufmerksamkeit gelehrter Freunde des Alterthums auf sich zogen, und deren zum Theil räthselhafte Auf- und Inschriften zu den sonderbarsten Deutungen (von v. Hammer-Purgstall, U. F. Kopp und vielen Andern) Veranlassung gaben, habe ich seit 1822 mehrmals, zuletzt in dem Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit 1854 Nr. 4, mich ausgesprochen und, wie ich glaube, genügend dargethan, dass Alter und Werth dieser Arbeiten unsrer Beckenschläger weit überschätzt worden sind.

Ganz anders verhält es sich mit der silbernen Schale, über welche eine Mittheilung des Geh. R. v. Goethe nebst Abbildungen des Kunstwerkes in Steindruck und mit Erklärungen von Dr. Dümge und von Prof. Grotefend 1821 abgedruckt worden ist in dem Archiv für ältere deutsche Geschichtskunde III, 454—468, worauf 1822 versuchte Berichtigungen erschienen vom

Ritter v. Lang in demselben Archiv IV, 253 f., auch beachtenswerthe Bemerkungen von Dr. Moser und vom Amtmanne Wedekind (S. 271—276), ferner von Dr. Tross (S. 507 f.), endlich 1825 von Prof. Stenzel (V, 743—746). Damit ist besonders zu vergleichen, was dazu Diensames Erhard beigebracht hat in den Reg. Westphal. und Cod. dipl. und zuletzt Jaffé (1856) am Schlusse der Vita Godefridi com. Capenberg. im 14. Bande (Scr. XII) der Mon. Germ. hist. p. 530. — Dieses alte Kunstwerk hat unläugbar einen hohen Werth, namentlich einen sehr hohen historischen Werth.

Nach Goethe's Bericht ist die Schale aus fünfzehnlöthigem Silber gearbeitet, 2 Mark  $4\frac{3}{4}$  Loth schwer, und hat im Durchmesser 10 Zoll bei 2 Zoll Tiefe. Der vergoldete Rand ist mit Laubwerk ausgestochen; der gleichfalls vergoldete Boden enthält inwendig die bildliche Darstellung und der Rand die Umschrift. Für Weimar erworben ist das alterthümliche Gefäß von Ihrer Kaiserlichen Hoheit der Frau Erbgrossherzogin (der neulich als Wittve verstorbenen Frau Grossherzogin-Grossfürstin Maria von Sachsen-Weimar). Nach der Angabe des Vorbesitzers der Schale, des Chorberrn Pik in Köln, besass ehemals die Prämonstratenser-Propstei Kappenberg <sup>1)</sup> in Westphalen dieses Geräth.

Das Bildwerk auf dem Boden der Schale oder Schüssel zeigt eine Taufhandlung. In dem Taufbrunnen, einem hohen Cylinder, wie solche fontes baptismi aus Stein oder Metall zum Ein-tauchen der Täuflinge in ältester Zeit und bis zum Anfange des 14. Jahrhunderts in den Kirchen romanischen Stils gebräuchlich waren, steht der Täufling, ein dem Ansehn nach mehrjähriger Knabe, <sup>2)</sup> mit dem Oberleibe hervorragend und an beiden Oberarmen gehalten — links von dem taufenden, durch die Mitra auf dem Haupte und durch ein in dem nächsten Raume vor der Brust der Figur eingegrabenes  $\mp$  (= Episcopus) hinlänglich, wie es scheint, bezeichneten Bischof, hinter welchem zur Seite der dienende Geistliche steht, — rechts von einem mehr als durch das Paludamentum durch das zunächst vor der

<sup>1)</sup> Eigentlich Kapenberg oder Gapenberg, von kapen, gapen, gaffen, daher auch lateinisch mons speculationis genannt.

<sup>2)</sup> Auf seinem Kopfe liegt ein Tuch unter der Hand des Taufenden, wol zum Abwaschen oder Abtrocknen.

Figur eingegrabene IP (= Imperator) als Kaiser bezeichneten bärtigen und, wie es die heilige Handlung erfordert, barhäuptigen Mann, dicht hinter welchem seitwärts ein unbärtiger, ebenfalls barhäuptiger Mann in einem (Fürsten-) Mantel steht, über dessen und des Kaisers Kopfe der obere Theil vom Kopfe einer dritten jugendlichen Person sichtbar ist, über und seitwärts von welchem Kopfe eingegraben ist <sup>OT</sup>TO, wie über des

FRI  
Täuflings Kopfe <sup>D</sup>€ <sup>RI</sup>. Am Rande der Schüssel sind vier leonische Verse, zwei elegische Distichen, in Uncialbuchstaben so eingegraben, dass das eine Distichon das andre concentrisch umschliesst. Diese Distichen lauten nach Auflösung einiger Abkürzungen und mit gesetzter Interpunction wie folgt:

Cesar et Augustus hec Ottoni Fridericus  
Munera patrino contulit, ille Deo.  
Quem lavat unda foris, hominis memor interioris:  
Ut sis quod non es, ablue, terge quod es.<sup>3)</sup>

Zunächst mögen nun die vermeinten Berichtigungen der im 3. Bande des Archivs versuchten Erklärungen des Bildes und der Umschrift, welche v. Lang im 4. Bande gegeben hat, unbedenklich beseitigt werden. Der Urheber derselben scheint unter dem verführerischen Einflusse des Geistes, welcher verneint, gestanden zu haben, als er seine Bemerkungen niederschrieb; eine schwache Stunde hatte er gewiss. Statt hec (= haec) im ersten Verse will er lesen hic oder heic, und das abgekürzte letzte Wort im 2. Verse (DÖ) Divino. Den 2. Hexameter zerreisst er in 2 Zeilen, und liest den Pentameter: ut sis quo nomine ablutus — tegumine quietus. Selbst wenn die unter Goethe's Augen in Weimar gemachte und im 3. Bande des Archivs mitgetheilte Abzeichnung der Schale das Original, wie ich freilich glaube, nicht völlig genau wiedergiebt, scheint es doch

3) Das zweite (innere) Distichon ist sehr ähnlich der Inschrift eines alten Taufsteins im Dome zu Merseburg (aus der Zeit um 1200), nach Wigbert in den N. Mitth. des thür. sächs. Vereins I, 2, 34 ff.;

Hos, Deus, emunda, quos istic abluit unda,  
Fiat ut interius, quod fit et exterius.

gewiss zu sein, dass v. Lang diesen letzten Vers (in der Zeichnung VT · SIS · Q<sup>Ö</sup> · N · ES · BLVE · TG€ · Q<sup>Ö</sup> E\*) falsch las. Eben so seltsam ist v. Lang's Erklärung des inneren Bildes, indem er hier nicht eine Taufe erkennen will, sondern eine Firmung, auch die zwei Namen Otto und Fridericus beide auf den Knaben beziehend, Otto als Taufnamen und Friedrich als Firmnamen. Der Kaiser Friedrich habe die Schale seinem Firmpathen geschenkt.

Wenden wir uns von dieser misslungenen Erklärung zu der in Weimar versuchten. Hier hatte »man« (Goethe) die Schale anfangs für ein Pathengeschenk des Kaisers Friedrich I an »den jüngsten«<sup>4)</sup> Sohn des Herzogs Heinrich des Löwen, den nachmaligen Kaiser Otto IV gehalten, und man meinte, dieselbe möge im J. 1196<sup>5)</sup> nach Köln gekommen sein, als Otto IV hier zum römischen Könige gewählt worden, und um Gunst zu erwerben, einen grossen Theil eigenthümlicher und ihm von seinem Oheime dem Könige Richard Löwenherz verehrter Kostbarkeiten habe verschenken müssen, unter welchen auch diese Schale gewesen, und vielleicht der Domkirche zu Köln oder einem andern kölnischen Stifte verehrt worden sein könnte. Dem allen, meinte man, »stehe nur die Frage im Wege, ob Otto vor dem Jahre 1176, also vor dem erklärten Zerfalle Friedrich's I mit Heinrich dem Löwen, zur Welt gekommen sei, weil der bekannte Grad und die Folgen dieses berühmten Zwistes bis zum Tode Heinrich's d. L. eine Pathenstelle-Vertretung nach dem Ausbruche, bei ohnehin gänzlichem Stillschweigen aller bis jetzt bekannten gleichzeitigen und jüngern Schriftsteller nicht wohl möglich machten.« — Dieses letzte Bedenken Goethe's scheint leicht gehoben werden zu können. Gerade um die Zeit, als dem Herzoge Heinrich d. L. der Sohn, welcher den Namen Otto erhielt, geboren wurde (1175), hatte den Kaiser Friedrich das Unglück vor Alessandria betroffen (im April 1175),<sup>6)</sup> und wie er damals den höchst nöthigen Beistand der andern deutschen Fürsten zu gewinnen suchte und zum Theil gewann, so suchte

4) Damals freilich den jüngsten; doch später bekam Heinrich d. L. noch einen Sohn, Wilhelm, den Stammvater der spätern Welfen.

5) l. 1198.

6) Worauf erst nach einem Jahre (am 29. Mai 1176) die entscheidende Niederlage bei Legnano folgte.



er durch Unterhandlungen und ein freundliches Entgegenkommen den mächtigsten jener Fürsten, seinen nahen Verwandten, Jugendfreund und Waffengenossen, den Herzog Heinrich d. L., der ihm eben zu grollen anfang und die verlangte Hülfe ohne hinlänglich begründete Entschuldigung versagte, zu versöhnen und von neuem zu gewinnen. Während jener Unterhandlungen, gegen das Ende des Jahres 1175, konnte, um des zürnenden Freundes Herz auch dadurch wieder zu erwärmen, Kaiser Friedrich dem Herzoge Heinrich zur Geburt des Sohnes Glück gewünscht, sich zu einer Pathenstelle erbieten und das schöne Pathengeschenk übersendet haben. Dennoch muss jene zu Weimar anfangs beliebte historische Deutung ohne weiteres verworfen werden, da nach der Darstellung auf der Schale nicht ein Säugling Otto der Täufling ist, sondern ein Knabe Friedrich, hinlänglich bezeichnet durch den Namen Fridericus über seinem Kopfe, während der Name Otto über dem Kopfe eines Taufzeugen steht, und da auch nach der äussern Umschrift die Schale das Geschenk eines Kaisers Friedrich an seinen Pathen (Taufzeugen, patrinus) Otto ist.

Wegen jener Zweifel und Bedenken, die man gegen die zu Weimar versuchte Erklärung hegte, wurde die Frage zwei andern Mitgliedern der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde vorgelegt, dem Archivrathe Dr. Dümge und dem Professor Dr. Grotefend. Beide entschieden, dass die Schale ein Geschenk des Kaisers Friedrich I sei, aber nicht ein Pathengeschenk an Otto den Sohn Heinrich's des Löwen. Wie der Vorbesitzer des alten Gefässes, der Chorherr Pik zu Köln, wollte Dümge darin ein Pathengeschenk Friedrich's an Otto den Sohn des Markgrafen Albrecht des Bären von Brandenburg (um die Mitte des 12. Jahrhunderts) erkennen. Gegen die versuchte historische Begründung dieser Meinung (im Archiv III, 459) sprach sich Grotefend aus (das. S. 459 f.), und auch Stenzel (V, 745 ff.) bemerkte einige Irrthümer Dümge's. Dessen Ansicht steht ausserdem entgegen, was auch Grotefend (III, 462) anführt, dass ohne Zweifel der Täufling auf der Schale nicht ein Otto, sondern ein nachmaliger Kaiser Friedrich ist, der seinem Pathen (patrino) dieselbe geschenkt hat. — Das abgekürzte Wort DÖ im 2. Verse, in Weimar irrig donum gelesen, las Dümge ebenfalls falsch dono.

Grotefend nimmt an, dass Kaiser Friedrich I »um das Jahr

1160 oder bei der Vorbereitung zu seinem Kreuzzuge 1188 seinem Pathen Otto mit der für die damalige Zeit kunstreichen Schale ein Geschenk gemacht hat, und dass dieser Otto der letzte des Stammes der Grafen von Kappenberg und (Mit-) Stifter der reichsfreien adlichen Prämonstratenser-Propstei Kappenberg in Westphalen war, welche Propstei nach Pik's Angabe früher auch die Schale besass. Abgesehen von diesem letzten wichtigen Umstande begründet Grotefend, welcher den urkundlichen Beweis dafür, dass Graf Otto von Kappenberg wirklich des Kaisers Friedrich I patrinus war, noch nicht kennt, seine Hypothese gut durch eine alte Kappenberger Aufzeichnung, welche von ihm entnommen ist aus den Orig. Guelf. III, 491, von diesen aus den Actis Sancto. Antwerp. Jan. I, 844, die aber jetzt auch in dem 14. Bande der Mon. Germ. hist. (Script. XII) vorliegt. — Die Abkürzung DÖ möchte Grotefend lesen *demo d. i. »aus der Heimath«*, wodurch wenigstens das Metrum nicht litte, wie durch Dümge's *dono*; dass aber derselbe das  $\text{F}$  bei dem Taufenden lesen will *filiolus* (nicht *Episcopus*), und so die drei Worte (*Fridericus* mit dem  $\text{IP}$  zur Rechten und dem  $\text{F}$  zur Linken) zusammen *Fridericus imperator filiolus*, kann keinen Beifall finden. Ferner meint Grotefend, die Grösse des Kindes und die Art seiner Taufe scheinen genug zu verrathen, dass »auf der Schale nur eine Taufhandlung im Allgemeinen, ohne Beziehung auf besondere Personen dargestellt werde, und die genauere Bestimmung nur in den bezeichnenden Namen zu suchen sei«, und demnach, so meint er, »kann ein Kaiser als Taufzeuge und ein Bischof als Täufer dargestellt worden sein, wengleich weder der Taufzeuge, von welchem die Rede ist, ein Kaiser, noch der Täufer ein Bischof war.« Auch mit dieser Ansicht Grotefend's kann ich nicht einverstanden sein.

Dr. Tross, welcher (im Archiv IV, 507 — Sept. 1822) ebenfalls und als allein richtig anerkannte, dass der letzte Graf von Kappenberg Otto der hier bezeichnete Taufpathe war, verwies zuerst auf die Urkunde des Kaisers Friedrich I vom Jahre 1187, die Kindlinger (Nachr. u. Urk. S. 150) aus dem Archive von Kappenberg zum ersten Male bekannt gemacht hatte, und worin es heisst: *Hinc est quod ecclesiam de Kaphinberc a piae recordationis comitibus consanguineis nostris, Godefrido et Ottone, patrino videlicet nostro fundatam etc.* Hier

haben wir, so scheint es, den schlagendsten Beweis für Grotefend's Hypothese.

Schon vorher (im Mai 1822) hatte Dr. Moser (Archiv IV, 274) sich über die Schale ausgesprochen. Das Zeichen  $\text{F}$ , welches man schon in Weimar gelesen hatte Episcopus, wollte er lesen tr und mit dem gegenüberstehenden  $\text{P}$  zusammen imprtr d. i. imperator;<sup>7)</sup> das ist aber ohne Zweifel ein Irrthum. Besser, ja gewiss richtig liest dagegen Moser (mit v. Kopitar in Wien, nach einem Schreiben desselben vom 8. Juni 1822) die Abkürzung  $\text{DÖ}$  am Ende der äussern Umschrift Deo, mit Interpunction nach contulit. Dieses . . . contulit, ille Deo beweist, dass die Umschrift, wenigstens die äussere, das erste Distichon, später auf den Rand der Schüssel gesetzt wurde, nachdem Otto (von Kappenberg) die vom Kaiser Friedrich empfangene der Kirche verehrt hatte. — Auch der Amtmann Wedekind hat Einiges über unsre Schale gesagt (Archiv IV, 274 ff.), u. A. dass die Schriftzüge auf derselben ihn eher an das 15. Jahrhundert und die Zeit des Kaisers Friedrich III erinnerten, als an das zwölfte, auch dass der Boden der Schüssel älter, als Medaillon geschenkt, darauf in den Rand eingesetzt sein könnte.

Bedeutender ist, was Stenzel in einem Schreiben vom 4. Jan. 1823 (Archiv V, 743 ff.) beibringt, zunächst zur Berichtigung dessen, was Dümge über den Markgrafen Otto, Albrecht des Bären Sohn, gesagt hat. Am Schlusse äussert Stenzel: »Ich vermuthe fast, Friedrich II sei der Täufling und ein Otto, der 1194 bei dessen Geburt in Italien gegenwärtig war, der Pathe.«<sup>8)</sup> Er fährt fort: »1196 war Diepold's Bruder Otto für die kaiserliche Partei sehr thätig in Italien: Richardus de S. Germano, Mur. 14, 977. Otto der nachmalige Kaiser befand sich zu dieser Zeit auch, als Gefangener freilich oder als Geis- sel,<sup>9)</sup> in Italien. Doch ist es nöthig, noch mehr nachzusuchen, um der Sache gewisser zu werden.« Auf Stenzel's Gedanken komme ich demnächst zurück.

Wie es kaum anders zu erwarten war, so ist nun auch Jaffé der zuerst von Grotefend aufgestellten Behauptung bei-

7) Doch wieder schwankend meint er, man könne in  $\text{F}$  = tr auch die testatur erkennen, oder es sei zu lesen fr oder ft oder fir.

8) Friedrich II wurde erst 1196 gelauff. F.

9) Im Jahre 1196 wurde Otto frel. F.

getreten, dass der Kaiser Friedrich I seinem Pathen (1122) dem Grafen Otto von Kappenberg, und zwar während derselbe (zwischen 1155 und 1171 oder 72) Prälät in Kappenberg war, die Schale schenkte, darauf dieser der Kirche (*ille deo*). Dieses ist ausgesprochen in dem jetzt erschienenen 14. Bande der *Mon. Germ. hist.* (Scr. XII) S. 530, am Schlusse der von Jaffé herausgegebenen *Vita Godefridi com. Capenberg.* (p. 514—530), wo auch die bereits von Grottefend benutzte alte Kappenberger Aufzeichnung steht. Als entscheidend wird ebenfalls die von Tross angeführte Urkunde des Kaisers Friedrich I vom Jahre 1187 erwähnt, die auch bei Erhard (*Reg. Westph. II, Cod. dipl. p. 191<sup>40</sup>*) zu finden ist, und worin der Kaiser jenen Grafen Otto seinen *patrinus* nennt. — Jaffé a. a. O. sagt, dass der Name Otto über dem Taufpathen (*sponsor*) stehe, über dem Täuflinge *Fridericus imperator*. Das Letztere scheint mir ein Irrthum zu sein, denn das *IP* gehört nicht zu *Fridericus*, sondern es bezeichnet die Person, welche den Knaben in der Taufe hält, als Kaiser, wie das *†* gegenüber den taufenden Bischof.

Die wichtigsten Gründe, welche dafür sprechen, dass der Graf Otto von Kappenberg der auf der Schale bezeichnete *Pathe Friedrich's I* war (1122?), und dass dieser als Kaiser, wol 50 Jahr nachher, seinem Pathen Otto, dem damaligen Propste von Kappenberg, die silberne Schale verehrte, sind. 1) das urkundliche Zeugniß von 1187 (*Otto patrinus noster*), 2) der Umstand, dass die darauf von dem Pathen Otto an die Kirche (*deo* — doch gewiss an seine Kirche Kappenberg —) geschenkte Schale früher, nach *Pik's* Aussage, wirklich der Propstei Kappenberg gehört hat, 3) die Blutsfreundschaft und das freundliche Umgangs- und Geschäftsverhältniß Otto's von Kappenberg und seines Bruders *Gottfried* zu dem Herzoge *Friedrich II* von Schwaben, dem Vater des Kaisers *Friedrich I*; denn die Aeltermütter dieses Herzogs und der beiden Grafen von Kappenberg *Adelheid* und *Irmgard* waren Schwestern gewesen, die Erstere zugleich, als Mutter der Königin *Bertha*, der Gemahlin *Heinrich's IV*, Grossmutter des Kaisers *Heinrich V* (s. *Annalista Saxo ad a. 1036 etc.*), und als die beiden Grafen geistlich werden wollten, überliessen sie demselben Herzoge, als ihrem

40) Die angeführten Urkunden bei Erhard II, 85, 454 konnte ich nicht nachsehen, da mir dessen Buch nicht zur Hand war.

Blutsfreunde, von demselben gedrängt (*flagitanti*), um einen verhältnissmässig geringen Preis bedeutende Besitzungen, welche an dessen Gebiet grenzten (s. die Anhänge zu der *Vita Godefridi com. Cap.*). Auch der Zeit nach kann Graf Otto, damals etwa 21 Jahr alt, bei der Taufe Friedrich's I persönlich zugegen gewesen sein, denn gerade um diese Zeit widmeten sein Bruder Gottfried, dessen Gemahlin Jutta und Otto selbst alle ihre Habe zu geistlichen Zwecken, zunächst zur Gründung des Stifts Kappenberg (31. Mai 1122), dessen Kirche am 15. Aug. 1122 eingeweiht wurde. Der Graf Otto war vielleicht eben wegen der Abtretung jener Besitzungen bei dem Herzoge Friedrich von Schwaben, seinem Vetter, als dessen Söhnlein getauft wurde, und der ältere Bruder, der fromme Gottfried, mochte in Westphalen geblieben sein, beschäftigt mit der Stiftung des Klosters Kappenberg, seiner Herzensangelegenheit. Dadurch würde auch die Frage beantwortet sein: Wie kam es, dass als Pathe bei dem Sohne des Herzogs Friedrich nicht der ältere Bruder Gottfried († 1127) erscheint, gegen welchen doch, so lange derselbe lebte, der jüngere Bruder Otto sehr zurücktritt? Erst als Propst von Kappenberg (seit 1155) erlangte der Letztere mehr Bedeutung.<sup>44)</sup> — Finden wir in dem Täuflinge auf unsrer Schlüssel

44) Doch ist zu beachten, dass wir keine besondre *Vita Ottonis com. Cap.* haben, und dass die *Vita Godefridi* zunächst zum Lobe dieses ältern Bruders geschrieben ist, der natürlich als Familienhaupt und vermählt mit der Gräfin Jutta von Arnsberg, während Otto unvermählt war, die erste Rolle bei der Stiftung von Kappenberg und der beiden andern Klöster spielte, ein würdiger Nacheiferer Norbert's, und diesen im Mönchseifer überbietend. — Uebrigens berichtet der Kappenberger Prämonstratenser, der um 1150 jenen Panegyrikus auf Gottfried schrieb, nicht alles genau und der ungeschminkten Wahrheit gemäss; er gedenkt z. B. nicht des anfänglichen Widerstrebens der Gemahlin Gottfried's, des jüngern Bruders Otto und der Ministerialen gegen den frommen, opferfreudigen und allem Irdischen abgewendeten Sinn des Grafen Gottfried, wovon doch die *Vita Norberti* (*Mon. G. h. Scr. XII, 683*), ohne Zweifel der Wahrheit gemäss, berichtet, sondern er spricht bloss von der Widersetzlichkeit des wellich gesinnten Schwiegervaters, des Grafen Friedrich von Arnsberg, den es tief schmerzte, dass die edle und reiche Familie, die mit Königen und Kaisern nahe verwandt war, von dem Wege zu höherem Glanze und grösserer Macht, ja zum Throne, abirren und in Mönchs- und Nonnenzellen verkommen sollte, wie er meinte, der aber auch deshalb in beiden Lebensbeschreibungen, Gottfried's und Norbert's, mit den schwärzesten Farben geschildert wird, ja als ein wahrer Teufel.

den nachmaligen Kaiser Friedrich I und in dem jugendlichen Taufzeugen Otto den Grafen Otto von Kappenberg, so können wir in dem ältern Manne des Kindes Vater den Herzog Friedrich II finden und in dem Kaiser (IP), welcher das Kind in der Taufe hält, den Kaiser Heinrich V. Das Erscheinen dieses Kaisers als des ersten Taufzeugen bei des Herzogs Friedrich II von Schwaben Sohne kann nicht befremden; seine Schwester Agnes war des Herzogs Mutter, des Täuflings Grossmutter.

So scheint diese zuerst von Grotfend angedeutete Erklärung der Schale vollkommen gerechtfertigt und gesichert zu sein, und dennoch kann ich derselben nicht unbedingt zustimmen, indem ich mich einiger leiser Zweifel an deren Richtigkeit nicht erwehren kann, welche Zweifel ich unten näher bezeichnen werde. Es sei mir deshalb vergönnt, sogleich eine andere Hypothese aufzustellen, und dieselbe zu vertheidigen, und zwar eine Hypothese, durch welche, wenn sie erwiesen und zur Gewissheit erhoben werden könnte, unser Gefäss einen noch viel höhern historischen Werth erhalten würde. Nachdem ich mir die Sache schon vollständig zurecht gelegt hatte, fand ich, dass Stenzel, dessen hieher gehörigen Worte ich oben (S. 30) mittheilte, bereits auf einen ähnlichen Gedanken gekommen war, doch ohne denselben fester zu begründen und weiter auszuführen. Meine Erklärung des jetzt weimarischen silbernen Beckens ist kurz folgende: Der nachmalige Kaiser Friedrich II wird hier von seinem Vater, dem Kaiser Heinrich VI zur Taufe gebracht. Derselbe wird von einem Bischofe <sup>12)</sup> in einem Taufbrunnen in das Wasser eingetaucht und abgewaschen. Taufzeugen sind Philipp, des Kaisers Bruder und Nachfolger als römischer König in Deutschland, damals Herzog von Schwaben, und Otto, der Sohn des Herzogs Heinrich des Löwen und nachmals Kaiser Otto IV. Wir haben also auf diesem Bilde vier Kaiser, einen der es damals war, und drei die es später wurden, <sup>13)</sup> einen Bischof und einen dienenden Geistlichen. Das Gefäss ist auf Befehl des römischen Königs Friedrich II angefertigt um 1212 oder 1215, und dem sich zurückziehenden Gegenkaiser Otto IV, der vor etwa 18 Jahren (1196) in Italien sein Pathe gewesen war, ver-

12) Vielleicht von einem Bischofe Dietrich, Friedrich oder Ernst (Theodericus, Fridericus, Ernestus)?

13) Doch wurde König Philipp nicht als Kaiser gekrönt und nicht vom Papste anerkannt.

chrt, und von diesem alsbald einer Kirche geschenkt worden, sei es der Propstei Kappenberg oder einer Kirche in Köln, worauf dann, wahrscheinlich auf Befehl des geistlichen Vorstehers dieser Kirche, die das Becken (als Taufbecken) erhalten hatte, die äussere Umschrift darauf eingegraben worden ist.

Für meine Erklärung spricht zunächst die bildliche Darstellung auf dem Taufbecken. Hier erscheint der Täufling Friedrich nicht als ein Säugling, sondern als ein mehrjähriger Knabe, der von einem Kaiser zur Taufe gebracht und von einem Bischofe getauft wird. Mit Grotefend's Ansicht, dass auf der Schale nur eine Taufhandlung im Allgemeinen dargestellt sei, und dass man nicht eben einen Kaiser und einen Bischof bei der betreffenden und durch die Umschrift näher bezeichneten Taufe als gegenwärtig annehmen müsse, habe ich schon oben mich nicht einverstanden erklärt, und schwerlich wird jemand dieselbe vertheidigen wollen. Friedrich II, geboren zu Jesi in der Mark Ancona am 26. Dec. 1194, war bei seiner Taufe in Italien im Herbste 1196 beinahe zwei Jahr alt: das passt auf den in unserm Bilde dargestellten Knaben in dem Taufbrunnen besser, als auf das Kind Friedrich I im Jahre 1122. Friedrich's II Vater, der Kaiser Heinrich VI, brachte denselben zur Taufe, die ohne Zweifel ein Bischof vollzog, da der Papst sich dessen geweigert hatte: das passt wiederum. Der an die Stelle des verstorbenen Bruders Konrad zum Herzoge von Schwaben erhobene Bruder des Kaisers und nachmalige König Philipp, 1196 in Italien anwesend, war als der nächste Blutsfreund der geeignetste Taufzeuge, und dass auch der junge, einundzwanzigjährige Herzog Otto, später Kaiser Otto IV, der damals sich noch in Italien befand, wenn auch nur ein entfernterer Verwandter des Kaisers Heinrich VI,<sup>14)</sup> diesem ein sehr erwünschter Taufzeuge für seinen Sohn sein musste, werden wir bald sehen. Als Philipp und Otto, die spätern Gegenkaiser, können wir also die beiden auf dem Bilde bei dem Kaiser stehenden Personen betrachten, zumal über dem Kopfe des Jüngern der Name Otto zu lesen ist, wie über dem Täuflinge der Name Fridericus.<sup>15)</sup>

14) Heinrich's Grossvater und Otto's Grossmutter waren Geschwister gewesen.

15) Nur diese beiden Personen wurden mit ihren Namen bezeichnet als Geber und Empfänger des schönen Geschenks.

Historisch scheint unsre Hypothese sich leicht rechtfertigen zu lassen. Der Umstand, dass Friedrich II bei seiner Königswahl in Deutschland 1196 noch nicht getauft war, wurde von dem Papste Innocenz III im Jahre 1200 in seinem bekannten hochwichtigen Schreiben und Rechtsbedenken an die deutschen Fürsten (Reg. 29) als der Hauptgrund angegeben, dass das Wort und der Eid diese Fürsten nicht binde an die Wahl einer zum Könige untauglichen Person, »eines Knaben von kaum zwei Jahren, der noch nicht die heilige Taufe empfangen hatte.« — Als Kaiser Heinrich VI, nachdem er 1196 zwar nicht die Erbfolge der Krone, aber doch die Königswahl seines unmündigen Sohnes in Deutschland durchgesetzt hatte, nach Italien (im August 1196) zurückgekehrt war, unterhandelte er längere Zeit mit dem Papste, um dessen Aussöhnung und die Taufe seines Sohnes durch ihn, den Papst selbst, zu erlangen, weshalb er wol eben diese Taufe so lange verschoben hatte. Drei Wochen hielt er sich im Herbst 1196 in der Nähe von Rom auf, zu Tivoli. Abgeordnete gingen hin und her, und der Kaiser sendete dem Papste kostbare Geschenke; dennoch erlangte er die Erfüllung seines sehnlichsten Wunsches nicht (er musste also den Knaben taufen lassen nicht vom Papste,<sup>46)</sup> doch wol von einem Bischofe), und ging unwillig ab nach Sicilien (s. Annales Argent. plen. — Chronicon Marbac. — Boehmer, Fontes III, 66). — Philipp's, des neuen Herzogs von Schwaben (nach Konrad's Tode am 15. Aug. 1196) Anwesenheit in Italien bei seinem Bruder dem Kaiser bezeugt eine von diesem am 23. Aug. 1196 zu Pavia ausgestellte Urkunde.<sup>47)</sup> — Otto Heinrich's des Löwen Sohn (geboren 1175) war in den Jahren 1193 bis 1196, sammt seinem jüngern Bruder Wilhelm, als Geißel für das Lösegeld seines Oheims des Königs Richard Löwenherz von England in Italien und am Hofe des Kaisers Heinrich, also schon zur Zeit der Geburt Friedrich's II 1194 und noch um die Zeit der Taufe desselben 1196. Nachdem sein Vater, der alte Feind der Stau-

46) Wie Napoleon III in unsern Tagen.

47) Hieher gehörige Zeugnisse und Urkunden aus dem Herbst 1196 kenne ich nicht. — Wäre die Abwesenheit Philipp's bei der Taufe seines Neffen Friedrich zu beweisen, so könnte man die beiden Taufzeugen hinter dem Kaiser auf unserm Bilde für Otto (IV) und dessen jüngern Bruder Wilhelm halten.



fen, im August 1195 gestorben war, wurde er 1196 von dem Kaiser der Geisselschaft entledigt, und befand sich nun, bis zu seiner Abreise zu Richard, wahrscheinlich gar nicht übel in Italien, von dem Kaiser, seinem Blutsfreunde ausgezeichnet und auf das freundlichste behandelt. Diesem musste ja viel daran liegen, den tüchtigen jungen Welfen, der eine bedeutende Zukunft vor sich hatte, für sich und seinen Sohn, das Kind Friedrich, zu gewinnen, wie er die meisten deutschen Fürsten in demselben Jahre gewonnen hatte. Die Feindschaft, welche 1175 zwischen den Vätern entbrannt war, konnte nun von den Söhnen beigelegt, und der Kampf der Welfen gegen die Staufener konnte beendet werden, wenn Otto als Pathe des jungen Königs mit diesem auch in eine geistliche Verwandtschaft trat; ja es konnte der Kaiser dem Unmündigen dadurch einen Freund und eine mächtige Stütze verschaffen. Der Erfolg entsprach freilich solchen Erwartungen nicht. — Auch die spätern Bemühungen des (Gegen-) Königs Philipp um eine völlige Aussöhnung (namentlich 1207 von Nordhausen aus und zu Queßlinburg) scheiterten an Otto's Hartnäckigkeit, und dieser liess sich bloss da willig finden, wo er sich ohne Unterordnung auf seiner Höhe erhalten konnte, wie bei der politischen Verbindung mit des ermordeten Philipp's Töchterlein Beatrix (Hochzeit zu Nordhausen am 7. Aug. 1212), deren baldiger Tod freilich die Absicht Otto's vereitelte.

Wie Kaiser Heinrich im Jahre 1196, so suchte auch dessen achtzehnjähriger Sohn König Friedrich II, als er (kurz nach jener Verbindung Otto's mit dem Mägdlein Beatrix, Friedrich's Nichte) über die Alpen nach Deutschland gekommen war (im September 1212), um an die Stelle des auch vom Papste (1211) aufgegebenen Otto zu treten, die deutschen Fürsten durch Geschenke und Versprechungen zu gewinnen. Vielleicht schon damals<sup>48)</sup> mochte Friedrich II durch Uebersendung der schönen Schale und somit durch geflissentliche Erinnerung an die Pathenpflicht, vielleicht auch an eine schöne in Italien verlebte Jugendzeit und an die von Friedrich's Vater genossene Güte, ein freundlicheres Verhältniss anzubahnen suchen; doch wahrscheinlicher fällt die Uebersendung des werthvollen Geschenkes erst in die Zeit, als Kaiser Otto IV nach der Niederlage bei Bouvines (12. Juli 1214)

48) Doch wol nicht als ein Hochzeitsgeschenk im August 1212.

so lange in Köln verweilte, bis er, als auch die thüringischen und manche sächsische Herren dem jungen Könige Friedrich sich zugewendet hatten, am 15. Juli 1215 diese Stadt mit seiner neuen Gemahlin Maria von Brabant heimlich verliess, fast zu derselben Zeit, als sein Gegner Friedrich II zu Aachen gekrönt wurde (am 25. Juli 1215). Friedrich mochte glauben, dass mit Otto's Macht auch sein Trotz gebrochen sei, und dass derselbe der Stürme des Lebens müde es vorziehen werde, mit seiner jungen Gemahlin ein stilles Glück und häusliche Freuden zu geniessen, anstatt den nun hoffnungslosen Kampf nicht bloss gegen die Staufen und seine Gegner in Deutschland, sondern auch gegen Rom und die Gibellinen in Italien fortzusetzen. Die günstigste Zeit schien für Friedrich gekommen zu sein, Unterhandlungen anzuknüpfen; doch er hatte sich getäuscht: auch jetzt wollte Otto die Krone nicht niederlegen. — In der ersten Hälfte des Jahres 1215 kann also die Zusendung jenes Geschenks des jungen Königs Friedrich an seinen Gegner Otto in Köln erfolgt sein,<sup>19)</sup> und da dieser die Gabe und die daran geknüpfte Aufforderung nicht annehmen wollte, so mag er das Gefäss einem hohen Geistlichen zu kirchlichem Gebrauche überlassen haben, etwa dem Ueberbringer der Schale selbst, der ohne Zweifel ein Geistlicher war, da solche Friedensunterhandlungen damals gewöhnlich durch Geistliche geführt wurden, oder etwa dem, welcher seine Ehe mit Maria von Brabant eingeseget hatte, möglicherweise auch dem Prälaten von Kappenberg, und vielleicht statt eines andern angemessenen Ehrengeschenks, da Otto in Köln sich in grosser Geldnoth befand.

Die Umschrift der Schale ist aufzufassen: »Der römische König Friedrich hat diese Ehrengabe seinem Pathen Otto dargebracht, dieser Gott. — Wen das Wasser äusserlich reinigt, eingedenk sei er des innern Menschen. — Damit du seist, was du nicht bist, spüle und wasche ab, was du bist.« — Die Bezeichnung des römischen Königs Friedrich II durch Caesar et Augustus ist nicht auffallend. Romanorum Rex et semper Augustus wird derselbe in Urkunden genannt, die vor seiner Kaiserkrönung (1220) ausgestellt sind. Um des Verses willen wurde aus Romanorum Rex ein Caesar, und das semper fiel hinweg, wie es auch in Urkunden zuweilen fehlt. Die äussere Umschrift,

19) Vielleicht zugleich als ein Hochzeitgeschenk.

das erste Distichon, wurde jedenfalls erst auf den Rand der Schüssel gesetzt, als dieselbe der Kirche geschenkt war; das innere Distichon stand wol schon damals darauf, als Bezeichnung eines Wasch- oder Taufbeckens auf die Unreinigkeit und Sündhaftigkeit des Menschen sich beziehend.<sup>20)</sup>

Wer zunächst das innere Bild des Taufbeckens nach der vorliegenden Zeichnung im 3. Bande des Archivs betrachtet, und dabei die gegebenen historischen Nachweisungen erwägt, dürfte meine Erklärung des höchst merkwürdigen alten Kunstwerks, gleichsam als einer Vier-Kaiser-Schale, von Friedrich II an Otto IV geschenkt etwa im Jahre 1215, nicht ganz verwerflich finden, auch wenn ihm die andre Erklärung dieses Gefäßes, als eines Geschenkes von dem Kaiser Friedrich I an den Grafen (Propst) Otto von Kappenberg, nicht lange nach dem Jahre 1150 gemacht, mehr zusagen sollte, da Otto von Kappenberg wirklich des Kaisers Friedrich I Pathe war, und da die Schale sich vordem im Besitz der Propstei Kappenberg befunden haben soll. Noch frage ich: 1) Konnte nicht Otto IV bei Friedrich II Pathe sein, auch wenn 74 Jahr früher Otto von Kappenberg bei Friedrich I Pathe gewesen war? 2) Konnte nicht Otto IV die Schüssel der Kappenberger Kirche (dem Propst daselbst) geschenkt haben? oder, wenn dieses als ein zu seltsames Zusammentreffen erscheint, konnte nicht ein Prälat jener Propstei, in welcher die Erinnerung daran, dass der dritte Propst derselben, Otto von Kappenberg, bei dem Kaiser Friedrich I Pathe gewesen war, sich erhalten hatte, das Gefäß etwa in Köln für sein Stift erworben haben? so dass man nun in diesem Stifte in dem Friedrich II und Otto IV des Bildes Friedrich I und Otto von Kappenberg erblickte. — Jedenfalls scheint mir das Bild des Knaben im Taufbrunnen mehr für Friedrich II in Italien 1196 zu passen, als für Friedrich I in Deutschland 1122, und die Schüssel selbst erscheint eher als ein (in Italien?) um 1212 oder 1215 gearbeitetes Werk, als ein um 1150 entstandenes. Die Umschrift, wenigstens die äussere, wurde später darauf gesetzt; doch das Ganze für eine Arbeit viel späterer Zeit und für ein Geschenk des Kaisers Friedrich III zu halten, wie Wedekind möchte, erscheint unstatthaft.

<sup>20)</sup> Man vergleiche damit die oben angeführten Verse auf einem Taufsteine zu Merseburg.

Zur völlig sichern Entscheidung der Hauptfrage ist erforderlich: 1) eigene Ansicht des Gefässes in Weimar, 2) bestimmte Nachweisungen über Ort und Zeit, wo möglich den Tag, der Taufe sowohl Friedrich's I als Friedrich's II und über die Anwesenheit oder Abwesenheit der auf dem Bilde erscheinenden Personen, nach guten Urkunden, wenn solche vorhanden sind. Jetzt scheint mir die Frage noch offen zu sein.

## II.

Die vorstehende scharfsinnige Abhandlung von Herrn Professor Dr. Förstemann in Nordhausen ist eine sehr schätzbare Mittheilung, welche der verehrte Geschichtsforscher mir vor einigen Monaten zu machen die Güte hatte, indem er mir freundlichst deren literarische Benutzung überliess und gänzlich anheimstellte. Seine Absicht und sein Wunsch ging, wie er in seinem Begleitschreiben ausdrücklich sagte, vornämlich dahin, die historische und archäologische Untersuchung über das köstliche Alterthumsstück, die schon vor mehr als drei Jahrzehnten von den ersten Alterthumsforschern und Historikern Deutschlands so eifrig vorgenommen wurde, wieder neu anzuregen und zu beleben. Er betrachtet dabei die Sache nichts weniger als durch ihn jetzt erledigt und eigentlich abgemacht; im Gegentheil er will die Hauptfrage über den Ursprung und die ursprüngliche Bedeutung dieses merkwürdigen Kunstdenkmal's noch immer wie eine offene angesehen wissen. Ich habe aber die vollständige Mittheilung der Förstemann'schen Abhandlung an gegenwärtigem Orte für angemessen und wünschenswerth erachtet, da sie ein Monument der vaterländischen Kunst- und Kulturgeschichte des Mittelalters betrifft, welches die allgemeine Aufmerksamkeit und Beachtung der Sachverständigen in so hohem Grade verdient und fordert.

Vor allen Dingen wünschte aber Förstemann, mit mehreren andren Gelehrten von der höchsten Treue der durch Goethe im dritten Bande des Archivs für ältere deutsche Geschichtskunde (1821) bekannt gemachten bildlichen Darstellung nicht recht

überzeugt, eine neue und vollkommen treue Abbildung der silbernen Schale, die jetzt unter das Silbergeräthe des Grossherzoglich Sächsischen Hausfideicommisses gehört. Hierfür erschien uns eine photographische Aufnahme als die beste Vorbereitung und das sicherste Mittel. Eine solche ist uns auf geziemendes Ersuchen durch die Huld Sr. Königlichen Hoheit des Grossherzogs zu Theil geworden, und sie hat uns allerdings gezeigt, dass die von Goethe a. a. O. herausgegebene Zeichnung manches zu wünschen übrig lässt, ja dass man durch dieselbe in der That von der künstlerischen Feinheit des Originals keine ganz genaue und anschauliche Vorstellung bekommt. Die Photographie hat uns jetzt ein möglichst getreues und wahres Facsimile des Originals verschafft, und darnach ist der Steindruck, der diese Abhandlung begleitet, in Leipzig für unsern Zweck angefertigt worden.

Die Schale, anerkanntermaassen ein sehr interessantes, für die Kunstarchäologie des Mittelalters wahrhaft bedeutsames Werk aus dem Bereiche der Goldschmiedekunst, findet namentlich unter den kirchlichen Kunstschatzen Cölns aus dem Mittelalter, wie sie uns neulich durch Schrift und Bild von Fr. Bock veranschaulicht worden sind,<sup>21)</sup> höchst lehrreiche Parallelen. Diese Zusammenstellung und Vergleichung bezeugt und verbürgt auch ganz vollkommen die nie in Zweifel gezogene Originalität und Echtheit der Silberschale als eines dem Zeitalter Kaiser Friedrich's Barbarossa angehörigen Kunsterzeugnisses. Ja man möchte in der That selbst zu der Muthmaassung sich gedrängt fühlen, dass wir aus jener Periode in diesem Erzeugnisse mittelalterlicher Goldschmiedekunst das Werk eines Cölnner Meisters vor uns haben.

Förstemann hat nun in der obigen gelehrten Abhandlung die historische Erklärung und Deutung dieses anziehenden Kunstwerkes sich mit dem grössten Eifer zur Aufgabe gemacht und ist dabei zu einer ganz neuen Vermuthung über die Entstehung und die erste historische Bedeutung desselben gelangt. Allein wie pikant die Förstemann'sche Hypothese, welche unsre Schale als eine Vier-Kaiser-Schale zu charakterisiren sucht,

---

21) »Das heilige Köln.« Beschreibung der mittelalterl. kirchlichen Kunstschatze in seinen Kirchen und Sakristeien, herausgeg. von Fr. Bock. Leipzig 1858.

auch sein mag, wie fein combinirt ihre Ausführung und Entwicklung auch ist: wir glauben ihr doch nicht beistimmen zu dürfen. Sie erscheint uns nicht einfach genug, vielmehr gar zu gesucht und künstlich. Wir meinen fortwährend und ohne Vorbehalt der von Grotefend zuerst vorgebrachten, dann von Tross urkundlich begründeten und belegten, zuletzt nun auch von Jaffé vertheidigten Ansicht beipflichten zu müssen. Hiernach ist der Graf Otto von Kappenberg, später Propst des Stifts Kappenberg, der auf der Schale bezeichnete Pathe Kaiser Friedrich's I., und von diesem die Schale an jenen geschenkt worden, der sie hernach der Stiftskirche zu Kappenberg vermachte.

Die wichtigsten Gründe, welche hierfür sprechen, sind zum Theil schon aus der obigen Darstellung Förstemann's zu entnehmen, nämlich 1) das urkundliche Zeugniß von 1187, worin der Kaiser den Grafen und Propsten Otto seinen Pathen (»patrinus noster«) nennt; 2) der thatsächliche Umstand, dass die demnächst von dem Pathen Otto an die Kirche (»deo« d. i. an seine Kirche Kappenberg) geschenkte Schale früher, nach Herrn Pik's, des vorherigen Besitzers, bestimmter Aussage, wirklich der Propstei Kappenberg gehört hat; 3) die historisch bekannte Blutsfreundschaft und das freundschaftliche Umgangs- und Geschäftsverhältniß des Grafen Otto von Kappenberg und seines Bruders Gottfried zu dem Herzoge Friedrich II. von Schwaben, dem Vater des Kaisers Friedrich I., dem sie sehr ansehnliche Grundbesitzungen überliessen; 4) eine in diesen Beziehungen höchst wichtige Urkunde, welche Förstemann, als er obige Abhandlung schrieb, noch gar nicht kannte, da ihm das Werk, worin sie abgedruckt steht, nämlich der Codex Diplomaticus Westfaliae von Erhard, nicht zur Hand war. Diese Urkunde enthält eine letztwillige Disposition des Grafen Otto von Kappenberg, des Mitstifters und dritten Propsten des Stifts, wie er sich selber darin nennt, und worin er sehr bedeutende und werthvolle Vermächtnisse errichtet theils zum Besten der Stiftsgeistlichkeit, theils für die Stiftskirche: »ad perpetuum ornatum ecclesie memorate«. Er vermacht darin namentlich der Kirche Kappenberg drei kostbare Geräte, nämlich ein goldenes Kreuz mit Gemmen und Kettchen daran, einen von einem genannten Bischofe ihm verehrten Kelch, endlich eine silberne Lampe mitsammt ihrem silbernen Becken (»cum pelvi sua

argentea«), wobei hinzugefügt wird, dass dieses Geräth das Bildniss des Kaisers darstelle (»ad imperatoris effigiem formatum«). Man vergleiche die Regesta Historiae Westfaliae von H. A. Erhard in dem angehängten Urkundenbuche II. No. CCCX. S. 86: »ita etiam Crucem auream, quam Sancti Johannis appellare solebam, cum gemmis et catenulis aureis, quin et lampadem argenteum ad Imperatoris formatum effigiem cum sua pelvi nihilominus argentea, nec non et calicem quem mihi Trekacensis misit episcopus, quod hec inquam ad perpetuum ornatum memorate ecclesie tota devotione inviolabiliter dedici«). Es wird dabei in jener aus der Diplomantik bekannten Weise durch die strengsten Formeln und Clauseln die sorgsame Erhaltung und Aufbewahrung dieser Kleinodien den nachfolgenden Stiftspröpsten und dem ganzen Convente anbefohlen. Auch ist wahrlich solcher Anordnung und dem Befehl des frommen Geschenkgebers dort getreulich nachgekommen worden. Denn bis zur Säcularisation des Stifts, die erst in Folge der französischen Revolution eintrat, muss unser silbernes Becken daselbst wohlbehalten aufbewahrt worden sein.

Es hat, wie wir schon längst wissen, der unmittelbare Vorbesitzer dieser silbernen Schale, die aus der Sammlung des verstorbenen Chorherrn Pik zu Cöln, der als gelehrter und glücklicher Alterthumssammler bekannt war, für die Weimari-sche Sammlung angekauft ward, sich in solcher Weise auf das bestimmteste über den Erwerb und Besitz dieses schönen Denkmals altdeutscher Kunst ausgesprochen. Bereits in der Erklärung dieses Monumentes von Dümge, die man an die erste Mittheilung von Goethe über die Schale im dritten Bande des Archivs der Gesellschaft für ältere deutsche Geschichtskunde angefügt findet, lesen wir S. 458 in dieser Hinsicht unter andern Folgendes: »Dazu kömmt nun noch, dass uns durch Se. Excellenz den Herrn Staatsminister, Freiherrn v. Stein, aus dem Munde des Chorherrn Pik zu Cöln, frühern Besitzers dieser Schale, ein gewichtiges Zeugniß über deren ehemaligen Bewahrungsort und Wanderung nach Cöln aufbehalten ist, welches überdies zugleich über ihre ursprüngliche Bestimmung und die darauf abgebildete Taufhandlung einiges Licht verbreiten könnte. Der vorige Besitzer nämlich, Chorherr Pik zu Cöln, bei welchem Se. Excellenz diese Schale selbst gesehen, erklärte dieselbe für ein ehemaliges Besitzthum der aufgelöseten Prämon-

stratenser-Abtei Kappenberg, aus welcher die Schale erst zu unseren Tagen entkommen, und in seinen Besitz durch Kauf übergegangen wäre«. Und neuerdings hat nun auch unser ehrwürdiger Freund E. M. Arndt in seinen »Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn v. Stein« (erschieden in der 2. Aufl. zu Berlin 1858) S. 262—63 gelegentlich über Kappenberg erzählt, als einen uralten Grafensitz, von seinem letzten Grafen, dem Taufpathen Friedrich Rothbarts, in ein Prämonstratenser Stift verwandelt, seit der französischen Umwälzung verweltlicht, und unter preussische Hoheit gekommen, von Stein im Jahre 1814 für andere Besitzungen in Westpreussen eingetauscht, wo Stein den 29. Juni 1834 in dem dortigen Schlosse gestorben ist. Und ebendasselbst S. 227—28 berichtet Arndt aus seinem Leben und seiner Erinnerung wörtlich: »Im Sommer des Jahres 1817 kam Stein auf vier Tage mit Goethens Herrn, dem Herzog von Weimar, nach Köln. Sie wollten in der alten heiligen Stadt allerlei Raritäten beschauen; der Herzog hat dort auch eine ganze Reihe schöner gemalter Glasfenster des Mittelalters eingekauft und eine schönste silberne Schüssel, welche Friedrich Barbarossa seinem Pathen dem Sohn (?) des Grafen von Kappenberg, wo Stein jetzt wohnte, als Taufgeschenk verehrt hatte: so besagte die Inschrift. —«

Auch kennen wir, was unter jenen kirchlichen Kleinoden, die von dem Grafen und Propsten Otto von Kappenberg an das von ihm selber gegründete Stift vermacht wurden, zuvörderst das goldene Kreuz »cum gemmis et catenulis aureis« anlangt, dessen Herkunft aus dem bereits oben gedachten Anhang zu der Vita Godefridi Comitum Capenbergensis, den zuletzt Jaffé in den Monumentis Germ. Histor. hat abdrucken lassen. Die Mutter des Herzogs Heinrich von Baiern hatte selbiges aus Constantinopel von der Kaiserin zum Geschenk erhalten: »transmisit« — wie es wörtlich heisst, — »crucem auream cum gemmis et catenulis aureis«. Diese vererbte es auf ihre Tochter Jutta, welche die Gemahlin des Herzogs Friedrich von Schwaben und die Mutter des Kaisers Friedrich I. wurde. Der Herzog überliess es aber an die Grafen von Kappenberg, seine gottesfürchtigen Vettern, als dieselben zwei schöne Schlösser mit grossen Besitzungen auf den Herzog übertrugen. Der letztlebende der beiden Grafen, Otto, nachdem er Propst des Stifts geworden war, weihte seiner Kirche das köstliche Gerüth. Dasselbe that



er aber ohne Zweifel mit dem silbernen Becken, welches von ihm, wie es scheint, als Unterschüssel einer ebenfalls silbernen Lampe benutzt worden war. Auf dieser Schüssel war, wie sie in der Urkunde gekennzeichnet wird, der Kaiser in effigie dargestellt.

So kommt man, meine ich, ganz natürlich, ja fast nothwendig, besonders in Folge jener letztwilligen Verfügung des Grafen und Propsten Otto von Kappenberg, zu dem Schlusse: wir haben hier offenbar unsre von Kaiser Friedrich I. an seinen Pathen Otto von Kappenberg geschenkte silberne Schale vor uns. Das Diplom ist von Erhard nach dem Original im Kappenberg Archive bekannt gemacht und mit Recht in das Jahr 1156 gesetzt worden. Das unten auf der Charte mit Pergamentstreifen festgeheftete kreisförmige Siegel ist, wie der Herausgeber anmerkt, noch sehr wohl erhalten; es zeigt das Brustbild eines Geistlichen, mit unbedecktem Haupte, in der rechten Hand ein Kreuz, in der linken ein Buch haltend, und hat die Umschrift: Otto. Johannis Ap. Servus. Unsers Erachtens kann man in der That keinen bessern, auf Urkunden und anerkannte Thatsachen gestützten, Nachweis über Ursprung und Herkunft eines solchen alten Kunstwerks verlangen.

Was aber die archäologische Erklärung der bildlichen Darstellung sowie der Inschriften auf der Schale betrifft, so haben besonders die beiden Buchstaben, die man rechts, und vor allen das absonderliche Zeichen, welches man links von dem Täufling erblickt, den Erklärern bisher die grösste Schwierigkeit bereitet. Dabei hat man zwar die Buchstaben IP, mit einem Strich über dem I und das P unten gestrichen, allgemein und ohne Frage ganz richtig Imperator gelesen; aber das auffallende Zeichen  $\text{P}$  auf der andren Seite neben dem Haupte des Täuflings, gewissermaassen symbolisirt als doppelkreuzartiges Zeichen oder als Urgestalt des geistlichen Hirtenstabes angesehen, deutete man zuerst als Episcopus und bezog es auf den taufenden Bischof; während man in Folge dessen die Buchstaben IP d. i. Imperator auf der andren Seite auf die gegenüberstehende Figur, den ersten Taufzeugen, beziehen wollte, und diese Figur musste also ein Kaiser sein. So ist jenes Zeichen zuerst in Weimar gedeutet worden.

Allein diese Deutung fand hernach namentlich bei Moser in Stuttgart gegründeten Widerspruch, da die Nothwendigkeit, das

Zeichen für *Episcopus* zu nehmen, gar nicht dargethan wäre. Er gab deshalb eine andre Auslegung. Jedoch diese neue Erklärung des Zeichens ist semiotisch und paläographisch eben so wenig befriedigend; wenn wir auch sachlich darin mit ihm übereinstimmen müssen, dass das Zeichen zu *Imperator* gehört. Moser will aber eine *Sigle* daraus machen, die er in *tr* auflöst, wie oben schon von Förstemann angegeben worden, und die er mit dem gegenüberstehenden *IP* zu einem Worte zusammenfasst, so dass die Hälfte des Wortes *Imperator* auf der rechten, die andre Hälfte auf der linken Seite neben dem Täufling stehe. Allein solche Auflösung unseres Zeichens in *tr* wird schwerlich bei unbefangenen Kennern der Paläographie Beifall und Anerkennung ernten. Moser äussert sich darüber auch sehr unklar, unter andern dahin (*Archiv f. ältere d. Gesch.* IV. S. 272), »es könne diesem Zeichen auch sonst wohl die *Abbréviation tr* (wohl gar mit der Bedeutung: *testatur*) oder eine ähnliche, wie etwa *fr*, *ft*, *fr*, »deren Bedeutung durch die Selbstansicht des Vorkommens« (*sic!*) bestimmt werden müsste, zum Grunde liegen.«

Aber eben so wenig Beifall findet die von Grotendorf versuchte Deutung, indem er sagt: »was man *Episcopus* liest, möchte ich eher für eine *Abkürzung* des Wortes *filiolus* (als Täufling) halten«. Dies ist in der That ganz aus der Luft gegriffen.

Förstemann ist nun bei der ursprünglichen Weimarischen Deutung, wie sie Goethe zuerst mittheilte, stehen geblieben, wonach das Zeichen für *Episcopus* genommen wird. Jedoch an den Beweisen gegen die dawider inzwischen vorgekommene Polemik mangelt es.

Dümge hat im *Archiv für ältere d. Gesch.* III. S. 466 in einer Anmerkung zu Grotendorf's Erklärung zwar der Deutung der *Sigle* (wie er sagt) für *Episcopus* seine Zustimmung ertheilt, jedoch dabei freimüthig bekannt, dass er die *Sigle* nicht methodisch zu erklären vermöge.

Wir sind dagegen entschieden des Dafürhaltens, dass das vielbesprochene Zeichen, nachdem es die aller verschiedensten und willkürlichsten Deutungen erfahren hat, nunmehr von uns methodisch wird erklärt werden können. Es ist, behaupten wir, ganz einfach die Marke des Kaisers, das *signum imperatoris*. Die neue Theorie von der Hausmarke wird hier zu

ungesuchter Lösung eines archäologischen und paläographischen Räthfels die besten Dienste leisten können. Wer sich mit der Theorie und Praxis der Hausmarken semiotisch und sachlich vertraut gemacht hat, wird uns verstehen und hoffentlich ohne Bedenken unserer Erklärung beipflichten. Der in dieser Beziehung Sachverständige und Geübte sieht hier ein simples Handzeichen, das Handmal des Kaisers, vor sich, welches das Wappen und das kaiserliche Monogramm der Diplome vertritt.

Es giebt dies ein Beispiel davon, dem ohne Zweifel in der nächsten Zukunft manche Belege folgen werden, wie eingreifend wichtig und bedeutsam die neue Lehre von der Hausmarke für die deutsche Alterthumskunde ist.

Wir wollen hier zum Schlusse nur in aller Kürze auf einige analoge Erscheinungen der Vorzeit aus unserer Nähe, die zur Erläuterung und weiteren Begründung unserer Auffassung dienen können, noch hindeuten und aufmerksam machen. So bitten wir namentlich beispielsweise die alten Marken der thüringischen Grafen von Kevernburg und der Grafen, jetzt Fürsten von Schwarzburg in's Auge zu fassen, wie sie noch heute auf dem vollen Wappenschilde des Schwarzburgischen Fürstenhauses zu sehen sind. Wir haben diese Zeichen, den sogenannten Rechen oder Kamm und die sogenannte Gabel, nachdem sie seit Jahrhunderten völlig misverstanden und heraldisch misdeutet worden sind, in unserer Schrift »über die Ehrenstücke und den Rautenkranz als historische Probleme der Heraldik« (Jena 1854) mit leichter Mühe aus der neuen Lehre von der Hausmarke, die über die Genesis des Wappenwesens und die rechtsgeschichtliche Entwicklung und ursprüngliche Bedeutung desselben überraschende Aufschlüsse giebt, befriedigend und ungesucht zu erklären uns im Stande gesehen.

Wir wollen endlich hier noch kurz berühren und lediglich andeuten, dass nach neueren Entdeckungen, die wir an den angehängten Diplomsiegeln der Urkunden der Edlen Herren von der Lobdeburg in Staatsarchiven während der letzten Jahre gemacht haben, gleichfalls diese reichsfreien Herren, deren Stammburg eine Stunde von Jena auf einem schönen Berge in Thürmern vor uns liegt, neben ihrem Wappenzeichen und manchmal anstatt desselben eine eigene Marke geführt haben. Man braucht, um sich davon zu überzeugen, nur die wohl erhaltenen Siegel an der Urkunde vom Tage der heil. Dorothea des Jahres

1331, worin die Edlen Albrecht und Johannes zu Leuchtenburg-Lobdeburg an den Markgrafen Friedrich von Meissen ihren Antheil an der Stadt Jena verkaufen, sorgfältiger und schärfer, als bisher geschehen, im Geh. Staatsarchive zu Weimar zu betrachten, und man wird zu beiden Seiten des Helms auf dem ersten Siegel die Marke, die ganz dem gewöhnlichen Charakter der alten Hausmarken entspricht, bald und unzweifelhaft auffinden.

---

0

*Hartenstein*

Herr Hartenstein hatte eingesandt einen Aufsatz: *über den wissenschaftlichen Werth der aristotelischen Ethik.*

Der Versuch, den wissenschaftlichen Werth einer ethischen Ansicht oder eines ethischen Systems zu bestimmen, ist denselben Schwierigkeiten und derselben Unsicherheit ausgesetzt, wie alle philosophische Kritik. Wo eine Summe unzweifelhafter Thatsachen, die immer wieder einer erneuerten Controle unterworfen werden können, oder ein System allgemein anerkannter Erkenntnisse den Inhalt einer Wissenschaft bildet, hat die Beurtheilung in der Vergleichung älterer Behauptungen und Lehrmeinungen mit dem jetzt vorhandenen Bestande der Erkenntniss feste Haltepunkte, und wo, wie in der Mathematik, eine unabweisbare Nothwendigkeit des Denkens die Forschung in einer bestimmten Richtung fortreibt, liegt eben in dieser Nothwendigkeit zugleich der Maassstab einer Unterscheidung des Wahren und Falschen, des Haltbaren und Unhaltbaren, das sich entweder durch die Fehler und Lücken der Beweisführung oder durch den Widerspruch der als Wahrheit auftretenden Resultate mit schon festgestellten Erkenntnissen verräth.

Die Philosophie hat nun zwar immerfort unter derselben Voraussetzung gearbeitet, dass auch für ihre Aufgaben Lösungen, für ihre Fragen Antworten zu finden sein müssen, die als wahre Erkenntniss auf den Namen der Wissenschaft Anspruch zu machen berechtigt seien; aber die Verschiedenheit und der Streit der philosophischen Ansichten und Systeme geht wie ein ausharrender Misston neben allen ihren Versuchen her; es gibt keinen philosophischen Gedankenkreis, an dem mit allgemeinem Einverständniss die andern gemessen werden könnten, um über ihre Wahrheit und Falschheit zu entscheiden, und die daraus hervorgegangene Weisheit, dass die Philosophie überhaupt keine Wissenschaft, sondern nur eine Geschichte sei, hebt mit dem Interesse an der Forschung zugleich das Recht jeder Kritik auf.

Gleichwohl würde nur eine gänzliche Ertödtung nicht bloß des philosophischen, sondern alles wissenschaftlichen Geistes das menschliche Denken in eine vollständige Gleichgültigkeit gegen Wahrheit oder Unwahrheit solcher oder anderer der Philosophie angehörenden Gedankenbestimmungen versinken lassen können. Immerfort bilden sich da, wo das Denken einmal in die Bewegung des Forschens gerathen ist, durch das Interesse und den Fleiß desselben mehr oder minder weitgreifende Ueberzeugungen aus, die ihre Stützpunkte entweder in der Unabweisbarkeit des thatsächlich Gegebenen oder in einer inneren Nothwendigkeit des Gedankenfortschritts suchen; es ist die stille Voraussetzung eines Unterschieds zwischen Wahrheit und Irrthum, welcher zuletzt auch die bloß historische Betrachtung den Begriff eines Fortschritts und Rückschritts entlehnen muss, und der beste Theil des Interesse, welches die Geschichte der Philosophie in Anspruch nimmt, wurzelt im Grunde doch viel weniger in der an sich ziemlich gleichgültigen Kenntniss mannigfaltiger Lehrmeinungen, als in der Frage nach ihrem Verhältnisse zu den geistigen Bedürfnissen, welche zu befriedigen von jeher die Absicht oder Aufgabe des philosophischen Denkens gewesen ist. Selbst wenn man alle bisherigen Anstrengungen der Philosophie für fruchtlose Versuche erklären zu müssen glaubte, würde selbst eine bloß historische Auffassung derselben rücksichtlich ihres Gegenstandes ganz und gar im Unklaren bleiben, wenn nicht theils die Beschaffenheit und der Umfang bestimmter Probleme, theils die Eigenthümlichkeit der zu ihrer Lösung verwendeten Hilfsmittel des Denkens das Gebiet der Philosophie von dem anderer Arten der Forschung abzugrenzen erlaubte.

Die Frage nach dem wissenschaftlichen Werthe eines ethischen Systems geht daher auch abgesehen von einer directen Vergleichung mit andern ethischen Systemen zunächst auf die Art, wie die Aufgabe der Ethik in ihm bestimmt ist und in welchem Verhältnisse die in ihm dargelegten Begriffe zu dieser Aufgabe stehen. Dabei muss es aber allerdings erlaubt sein, diese Aufgabe auf dem Gebiete zu suchen, welches der Sprachgebrauch der Ethik anweist, nämlich auf dem Gebiete solcher Begriffe, welche eine Werthbestimmung ausdrücken, und zwar eine Werthbestimmung, welche dem Wollen und dem daraus hervorgehenden Handeln gilt. Das Bedürfniss, die Bedeutung der Begriffe des Guten und Bösen zu bestimmen, hat aller Ethik das

Dasein gegeben; nach wie verschiedenen Richtungen auch die Systeme auseinander gehen, die Art und Weise, wie sie diese Begriffe selbst, so wie das bestimmen, was in den Umfang derselben fällt, prägt ihnen ihren specifischen Charakter auf. In ihr liegt die Verschiedenheit ihrer Principien, die im Grunde nichts anderes sind, als die Formeln, in welchen die Reflexion den höchsten und vielleicht auch den allgemeinsten Ausdruck derjenigen Werthbestimmung auszusprechen versucht hat, die sich in dem Begriffe des Guten ankündigt, und an welcher der Werth des Wollens und Handelns gemessen werden soll. Ob ein Princip, unter dessen Herrschaft sich ein ethisches System stellt, so beschaffen ist, dass es den Rang eines solchen Maassstabes innerhalb des Gedankenkreises, in welchem das System selbst sich bewegt, behaupten kann, oder ob der letztere jene höchste und allgemeinste Formel entweder überschreitet oder hinter ihr zurückbleibt oder mehr oder weniger ohne Zusammenhang neben ihr hergeht, ob die einzelnen Bestimmungen des Systems wirklich unter der Herrschaft des Principis stehen oder diesem erst rückwärts eine Bedeutung geben, die es an sich selbst nicht hat, davon hängt wesentlich dessen innere Vollendung ab, und eine hierauf gerichtete Untersuchung würde kaum nöthig haben, aus den eigenen Grenzen desselben herauszutreten, um ein Urtheil über die Haltbarkeit seines Baues zu gewinnen.

Gleichwohl könnte der Versuch, die innere Haltbarkeit gerade der aristotelischen Ethik einer solchen Prüfung zu unterwerfen, vielleicht als eine Unbilligkeit erscheinen, wenn man sich erinnert, dass Aristoteles gleich im Eingang seiner Ethik (Eth. Nic. I, 1. 1094<sup>b</sup>) und dann noch einmal (II, 2. 1104<sup>a</sup>) sehr geflissentlich bemerkt, man dürfe von der Ethik keine grössere wissenschaftliche Genauigkeit verlangen, als der Gegenstand zulasse; eine Erklärung, bei welcher er unterlässt, die Grenzen dieser der Natur des Gegenstandes zugeschriebenen Ungenauigkeit irgendwie näher zu bestimmen, und welche daher einen beliebigen Spielraum für eine mehr rhapsodische, als systematische Behandlung des Gegenstandes eröffnet. Indessen die aristotelische Ethik ist wenigstens Jahrhunderte lang für eine genügende wissenschaftliche Form der Ethik gehalten worden; und noch in neuester Zeit hat Trendelenburg in der Abhandlung über »Herbarts praktische Philosophie und die Ethik der Alten« (Abhandl.

d. kön. Akademie zu Berlin aus d. J. 1856) das Urtheil der Greifswalder Universität vom J. 1545, dass es für diesen Theil der Philosophie nichts Besseres und Vollendetes (*praestantius et absolutius*) gebe, als die aristotelische Ethik, auch noch für die Gegenwart als gültig erklärt, und so darf die Frage nach dem wissenschaftlichen Werthe derselben, abgesehen davon, wie hoch Aristoteles selbst ihn angeschlagen haben mag, hoffen eine Entschuldigung in dem Gewichte zu finden, welches Andere auf sie gelegt haben. Ein vergleichender Blick auf andere ethische Ansichten oder Systeme ist dabei nur in sofern nöthig, als er zur Unterstützung der Präsumtion dienen kann, dass Aristoteles, indem er eine Ethik schrieb, solche Erörterungen beabsichtigt habe, die der allgemeine Sprachgebrauch als ethische bezeichnet, und nicht als metaphysische oder physische oder mathematische oder welche andere Gebiete das menschliche Denken zu durchforschen sich getrieben findet. Entspräche die aristotelische Ethik auch sehr mässigen Anforderungen nicht, so würde ihr Werth wenigstens dadurch, dass andere ethische Systeme keine grössere Befriedigung darböten, nichts Wesentliches gewinnen.

Ethische Untersuchungen beginnen innerhalb der griechischen Philosophie nicht erst mit Aristoteles; Sokrates und Plato hatten die Frage nach der Bedeutung des Wortes *ἀγαθόν* mit dem ganzen Interesse eines sittlich erwärmten Gemüths zum Gegenstande eines beharrlichen und ernsten Nachdenkens gemacht. Der ordnende und sichtende Geist des Aristoteles fand somit die Unterscheidung zwischen theoretischen und praktischen Untersuchungen vorbereitet; und innerhalb der letzteren sondert sich ihm sogleich ein Wissen von solchen Thätigkeiten, deren Zweck ein Werk ist, die *ἐπιστήμη ποιητική*, und von solchen, deren Zweck in der Thätigkeit selbst liegt, die *ἐπιστήμη πρακτική*.<sup>1)</sup> Das letzte Glied bezeichnet das Gebiet der Ethik. Das richtige Handeln, die *εὐπραξία*, welches die letztere zu bestimmen hat, ist gebunden an die *προαίρεσις*; es ist Ausdruck eines mit Bewusstsein, mit dem überlegenden Vorblick auf die Zukunft

1) Eth. Nic. VI, 5. 1140<sup>b</sup>, 6. τῆς μὲν ποιήσεως ἕτερον τὸ τέλος, τῆς δὲ πράξεως οὐκ ἄν εἴη· ἔστι γὰρ αὐτῇ ἡ εὐπραξία τὸ τέλος. Ibid. I, 1. 1094<sup>a</sup>, 3. διαφορὰ δὲ τις φαίνεται τῶν τελῶν· τὰ μὲν γὰρ εἰσιν ἐνέργειαι, τὰ δὲ παρ' αὐτὰς ἔργα τινά. ὣν δ' εἰσι τέλη τινα παρὰ τὰς πράξεις, ἐν τούτοις βελτίως πέφυκε τῶν ἐνεργειῶν τὰ ἔργα. Vrgl. Brandis, Handb. d. Gesch. d. griech. röm. Philos. II, 2, S. 180 fgg.



verbundenen Wollens, und welchen näheren Bestimmungen der Begriff der *προαιρέσεις* auch entgegensehen mag, jedenfalls sucht Aristoteles das Gebiet der Ethik nicht ausserhalb der Sphäre des bewussten Wollens und Handelns.<sup>2)</sup>

Wo nun eine bestimmte Beschaffenheit des Handelns, die *ἐνπραξία*, als Zweck hingestellt wird, liegt darin die stillschweigende Voraussetzung einer Beurtheilung, welche über den Unterschied des richtigen und unrichtigen Handelns entscheidet, eines Werthunterschiedes, um dessen willen die *ἐνπραξία* in den Rang des Zwecks tritt; und da alles Handeln Ausdruck der Gesinnung, des Wollens ist, aus welchem es hervorgeht, so drängt sich sogleich an der Schwelle der Untersuchung die Forderung auf, dasjenige oder diejenigen Merkmale oder Begriffe bestimmt anzugeben, durch welche sich ein Wollen, dessen Ausdruck die *ἐνπραξία* ist, von jedem andern Wollen unterscheidet. Es kommt darauf an, in ihnen den Maassstab für den Werth des Wollens und Handelns zu finden.

Die aristotelische Ethik nimmt für die Anlage der Untersuchung diesen Gang nicht; statt den Werth des Wollens und Handelns an dem vorher bestimmten Begriffe des Guten zu messen, beginnt sie mit Bestimmungen, welche vielmehr umgekehrt darauf angelegt sind, den Begriff des Guten von dem Begehren und Wollen abhängig zu machen. Gut ist das, so beginnt Aristoteles seine Ethik, was allgemein begehrt wird. Sehr vielerlei wird nun um eines andern willen begehrt, als Mittel für einen andern Zweck; in dieser Beziehung gibt es unbestimmbar viele Güter. Da aber die Unterordnung der Mittel unter die Zwecke nicht ins Unendliche gehen kann, indem dann eigentlich nichts begehrt würde, so muss es etwas geben, was um sein selbst begehrt wird und somit an sich selbst Zweck ist.<sup>3)</sup> In der Benennung dieses letzten und höchsten Zwecks stimmen nun Alle

2) *Metaph. Γ, 1. 1025<sup>b</sup>, 22.* τῶν μὲν γὰρ ποιητικῶν ἐν τῷ ποιοῦντι ἡ ἀρχὴ ἢ τοῦς ἢ τέχνη ἢ δύναμις τις, τῶν δὲ πρακτικῶν ἐν τῷ πράττοντι ἡ προαίρεσις. *Eth. Nic. III, 4. 1111<sup>b</sup>, 5.* προαίρεσις εἶναι δοκεῖ τῇ ἀρετῇ καὶ μᾶλλον τὰ ἥθη κρίνειν τῶν πράξεων.

3) *Eth. Nic. I, 4. 1094<sup>a</sup>, 2.* καλῶς ἀπεφάναντο τὰγαθόν, οὗ παντ' ἐρῆται. Vrgl. dazu die Beispiele I, 5. — I, 4. 1094<sup>a</sup>, 18. εἰ δὲ τι τέλος ἐστὶ τῶν πρακτικῶν, ὃ δι' αὐτὸ βουλόμεθα, τὰλλα δὲ διὰ τοῦτο καὶ μὴ πάντα δι' ἕτερον αἰρούμεθα (πρόοισι γὰρ οὕτω γ' εἰς ἄπειρον, ὥστ' εἶναι κενὴν καὶ ματαίαν τὴν ὄρεξιν), δῆλον ὡς τοῦς ἂν εἴη τὰ ἀθὼν καὶ τὸ ἀριστον.

überein; man nennt ihn Glückseligkeit (*εὐδαιμονία*), und mit Recht; denn nach ihr allein streben wir um ihrer selbst willen; Ehre, Lust, Erkenntniss und jede Tugend ziehen wir zwar auch um ihrer selbst willen, aber auch um der Glückseligkeit willen vor, die wir davon erwarten. Diese ist also das vollendete, sich selbst genügende Gut, welches keines andern bedarf, welches allein um seiner selbst willen begehrt wird, und somit der letzte Zweck alles dessen ist, was in das Bereich des Handelns fällt. <sup>4)</sup> Es gehört zwar zu ihr auch theils die ununterbrochene Ausdehnung in der Zeitreihe, theils dass sie nicht gestört und getrübt werde durch den Mangel der äusseren Bedingungen, von denen sie abhängt. <sup>5)</sup> Wo sie aber vorhanden ist, gebührt ihr eine höhere Werthbezeichnung als die des Lobes; alles Lob bezeichnet entweder eine Beschaffenheit oder eine Beziehung des Gelobten; Niemand aber lobt den Glückseligen, wie etwa den Gerechten, sondern preist ihn selig, wie die Götter. <sup>6)</sup>

Wie hoch man sich nun auch diesen Preis der Glückselig-

4) I, 2. 1098<sup>a</sup>, 14. λέγομεν δ' ἀναλαβόντες, ἐπει πᾶσα γνῶσις καὶ προαίρεσις ἀγαθοῦ τινος ὀρέγεται, τί ἐστιν... τὸ πάντων ἀκρότατον τῶν πρακτικῶν ἀγαθῶν. ὄνοματι μὲν οὖν σχεδὸν ὑπὸ τῶν πλείστων ὁμολογεῖται· τὴν γὰρ εὐδαιμονίαν καὶ οἱ πολλοὶ καὶ οἱ χαριέντες λέγουσιν, τὸ δ' ἐδὴ καὶ εὐ πράττειν ταῦτόν ὑπολαμβάνουσι τῇ εὐδαιμονεῖν. I, 5. 1097<sup>a</sup>, 28. τὸ ἀριστὸν τέλειόν τι φαίνεται. ὥστ' εἰ μὲν ἐστι ἐν τι μόνον τέλειον, τοῦτ' ἂν εἴη τὸ ζητούμενον, εἰ δὲ πλείω, τὸ τελειότατον τούτων. τελειότερον δὲ λέγομεν τὸ καθ' αὐτὸ διακτὸν τοῦ δι' ἑτέρου... , καὶ ἀπλῶς δὴ τέλειον τὸ καθ' αὐτὸ αἰρετὸν αἰεὶ καὶ μηδέποτε διὰ ἄλλο. τοιοῦτον δ' ἡ εὐδαιμονία μάλιστα εἶναι δοκεῖ· ταύτην γὰρ αἰρούμεθα αἰεὶ δι' αὐτὴν καὶ οὐδέποτε δι' ἄλλο, τιμὴν δὲ καὶ ἡδονὴν καὶ νοῦν καὶ πᾶσιν ἀρετῆν αἰρούμεθα μὲν καὶ δι' αὐτά, ... αἰρούμεθα δὲ καὶ τῆς εὐδαιμονίας χάριν, διὰ τούτων ὑπολαμβάνοντες εὐδαιμονήσειν. 1097<sup>b</sup>, 14. τὸ δ' αὐταρκές τίθεμεν ὁ μονούμενον αἰρετὸν ποιεῖ τὸν βίον καὶ μηδενὸς ἐνδεᾶ· τοιοῦτον δὲ τὴν εὐδαιμονίαν οἰόμεθα εἶναι.

5) I, 6. 1098<sup>a</sup>, 18. ἔτι δ' ἐν βίῳ τελείω. μίαν γὰρ χειρὶν ἕαρον οὐ ποιεῖ, οὐδὲ μίαν ἡμέραν. οὕτω δὲ οὐδὲ μακάριον καὶ εὐδαίμονα μίαν ἡμέραν οὐδ' ὀλίγος χρόνος. I, 5. 1097<sup>b</sup>, 8. τὸ δ' αὐταρκές λέγομεν οὐκ αὐτῇ μόνον τῇ ζῶντι βίον μονώτην, ἄλλα καὶ γονεῦσι καὶ τέκνοις κτλ. cf. I, 6. 1099<sup>a</sup>, 34. I, 14. 1100 (gg).

6) I, 13. 1104, 40. ἐπισκεψώμεθα περὶ τῆς εὐδαιμονίας πότερα τῶν ἐπαινετῶν ἐστὶ ἢ μᾶλλον τῶν τιμῶν... φαίνεται δὲ πᾶν τὸ ἐπαινετὸν τῇ ποιόντι εἶναι καὶ πρὸς τί πως ἔχειν ἐπαινεῖσθαι... τούτους τε θεοὺς μακαρίζομεν καὶ εὐδαιμονίζομεν καὶ τῶν ἀνδρῶν τοὺς θεοτάτους μακαρίζομεν· ὁμοίως δὲ καὶ τῶν ἀγαθῶν· οὐδεὶς γὰρ τὴν εὐδαιμονίαν ἐπαινεῖ κατὰπερὶ τὸ δίκαιον, ἀλλ' ὡς θεϊότερόν τι καὶ βέλτιον μακαρίζει·

keit gesteigert denken möge, durch die Versicherung, Glückseligkeit sei das letzte Ziel, nach dem alles Begehrende strebe, und sie allein werde um ihrer selbst willen begehrt, hat der Begriff derselben noch keinen andern Inhalt gewonnen, als die Angemessenheit der Art, wie sich der Begehrende befindet, an seine Begehren. Die Fundamentalbestimmung ist ganz einfach die Befriedigung der Begehrung; alle Begehren streben nach Befriedigung und diese Befriedigung zu finden ist das Glück des Begehrenden; sie ist der Zweck, das Uebrige Mittel für diesen Zweck, und Glückseligkeit ist, so lange nicht unter den Begehrenen selbst ein Unterschied gemacht wird, das Gesamtgefühl des in der Befriedigung aller Begehrenen liegenden Wohlbefindens, so fern es das ganze Dasein des Subjects durchdringt und begleitet. Der Satz: gut ist, was begehrt wird, macht die Begehrung zum Richter und eine hierauf gegründete Ethik, wenn sie nicht die in diesem Satze vorgezeichnete Richtung durch andere nicht in ihr selbst liegende Bestimmungen umbiegt, führt unvermeidlich zu der Lehre des Aristipp und Epikur. Auch ist die Methode, durch welche Aristoteles auf diese Sätze geführt wird, nichts weniger als kunstreich und tief-sinnig; das Handeln hat seinen Grund im Begehren; 7) dass die Erreichung des Begehrten für gut und die Objecte der Begehrung für Güter, somit auch für das höchste Gut dasjenige gehalten wird, um dessen willen alles Andere begehrt wird, das ist nur der allgemeine Ausdruck für die Art, wie der Mensch factisch die Regsamkeit seines Begehrens und Thuns auffasst; Aristoteles begnügt sich einfach mit der Anerkennung, dass es sich so verhalte, indem er ausdrücklich hinzufügt, dies reiche für den Anfang dieser Untersuchung aus. 8)

Bei dieser Bezeichnung des höchsten Ziels durch das Wort Glückseligkeit bleibt jedoch Aristoteles keineswegs stehen. Wo er sie zuerst einführt, führt er neben dem εὖ ζῆν das εὖ πράττειν als zu ihr gehörig auf, 9) und nachdem er sie für das voll-

7) III, 8. 444<sup>b</sup>, 4. αἱ πράξεις τοῦ ἀνθρώπου ἀπὸ θυμοῦ καὶ ἐπιθυμίας.

8) I, 2. 1098<sup>a</sup>, 2. ἀρτέον ἀπὸ τῶν γνωρίμων, ταῦτα δὲ διττῶς· τὰ μὲν γὰρ ἡμῖν, τὰ δ' ἀπλῶς. ἴσως οὖν ἡμῖν γε ἀρτέον ἀπὸ τῶν ἡμῖν γνωρίμων. . . ἀρχὴ γὰρ τὸ ὅτι· καὶ εἰ τοῦτο φαίνοιο ἀρκούντως, οὐδὲν προσδεήσει τοῦ διότι. I, 7. 1098<sup>a</sup>, 22. οὐκ ἀπαιτητέον δ' οὐδὲ τὴν αἰτίαν ἐν ἅπασιν ὁμοίως, ἀλλ' ἱκανὸν ἐν τισὶ τὸ ὅτι δειχθῆναι, οἷον καὶ περὶ τὰς ἀρχάς· τὸ δ' ὅτι πρῶτον καὶ ἀρχή.

9) I, 2. s. oben Anmerk. 6.

endete, das genügende Gut, für das endliche Object alles Begehrens und somit für den Zweck des Handelns erklärt hat, schreitet er zu einer näheren Bestimmung ihres Inhalts fort. Er entlehnt diesen letzteren aus der Betrachtung des dem Menschen als solchem aufgegebenen Werkes. Denn unmöglich könne dem Menschen als solchem kein eigenthümliches Werk aufgegeben sein, während jeder Künstler und jeder Handwerker eine solche eigenthümliche Aufgabe habe. Das dem Menschen specifisch zugehörige Werk könne nun weder in den Functionen des vegetativen Lebens, die er mit den Pflanzen, noch in den sinnlichen Geniessungen liegen, die er mit den Thieren gemein habe. Vor beiden zeichnet den Menschen der *λόγος* aus; ihm eignet also die vernünftige Thätigkeit, eine Thätigkeit, die entweder mit dem *λόγος* übereinstimmt oder von ihm ausgeht. So wie jedoch jedes einer Gattung von Wesen eigenthümliche Werk entweder schlecht oder gut ausgeführt werden könne, — worin der Unterschied der *ἀρετή* von ihrem Gegentheile liegt, — so auch bei dem Menschen. Das Werk des Menschen sei eine gewisse Art des Lebens, die in der Thätigkeit der Seele und in vernunftgemässen Handlungen bestehe; das Werk des guten Menschen sei, dieses Werk gut und richtig auszuführen.<sup>10)</sup>

Zur Rechtfertigung dieser Bestimmungen beruft sich Aristoteles darauf, dass sie dem, was in den verschiedenen Ansichten über die Glückseligkeit Wahres enthalten sei, gleichmässig entspreche (I, 8. 9). In diesem so bestimmten Begriffe falle das Wohlbefinden und das Wohlverhalten zusammen; denn die Glückseligkeit sei nicht ein unthätiger Besitz, sondern selbst Ausübung der Thätigkeit.<sup>11)</sup> Ein solches Leben habe in sich

10) I, 8. 1097<sup>b</sup>, 28. ἀλλ' ἴσως τὴν μὲν εὐδαιμονίαν τὸ ἄριστον λέγειν ὁμολογούμενον τι φαίνεται, ποθεῖται δ' ἐναργέστερον τί ἐστιν ἐπιλεχθῆναι. τάχα δὲ γένοιτ' ἂν ταῦτ', εἰ ληφθεῖν τὸ ἔργον τοῦ ἀνθρώπου. . . . ibid. 34. τί οὖν δὴ τοῦτ' ἂν εἴη ποτέ; . . . 1098<sup>a</sup>, 8. λείπεται δὲ πρακτικὴ τις τοῦ λόγον ἔχοντος. τοῦτο δὲ τὸ μὲν ἐπιειδὲς λόγῳ, τὸ δ' ὡς ἔχον καὶ διανοούμενον. . . . εἰ δ' ἐστὶν ἔργον ἀνθρώπου ψυχῆς ἐνέργεια κατὰ λόγον ἢ μὴ ἄνευ λόγου, τὸ δ' αὐτὸ φάμεν ἔργον εἶναι τῷ γένει τοῦδε καὶ τοῦδε σπουδαίου, ὡς περὶ κιδαριστοῦ καὶ σπουδαίου κιδαριστοῦ, προστιθεμένης τῆς κατ' ἀρετὴν ὑπεροχῆς πρὸς τὸ ἔργον, . . . ἀνθρώπου τίθεμεν ἔργον ζωὴν τινα, ταύτην δὲ ψυχῆς ἐνέργειαν καὶ πράξεις μετὰ λόγου, σπουδαίου δ' ἀνδρὸς εὐ ταῦτα καὶ καλῶς.

11) I, 8. 1098<sup>b</sup>, 20. συνάδει τῷ λόγῳ καὶ τὸ εὖ ζῆν καὶ τὸ εὖ πράττειν τὸν εὐδαίμονα· σχεδὸν γὰρ εὐζωῖα τις εἴρηται καὶ εὐπραξία. X, 9. 1169<sup>b</sup>, 3.

selbst seine Lust; denn jeder finde seine Lust in dem, was er liebe; wer die Tugend liebe, erfreue sich an ihrer Ausübung; wer sich schöner Handlungen nicht erfreue, der sei eben nicht gut. Bei der Menge finde freilich Widerstreit statt über das, was Lust bringe, denn sie liebe nicht das seiner Natur nach Lustbringende; wer dagegen das Schöne liebe, liebe das von Natur Lustbringende, und der gute Mensch unterscheide sich eben durch sein richtiges Urtheil darüber von dem schlechten.<sup>12)</sup> Obgleich daher die Gunst äusserer Umstände mit zur Glückseligkeit gehöre, so beruhe diese doch nicht ausschliessend auf jener, und wenn jeder nicht ganz Verwahrloste durch Lehre und Uebung der Tugend und Glückseligkeit theilhaftig werden könne, so sei es besser, so, als durch Zufall glücklich zu werden.<sup>13)</sup> Güte und Schlechtigkeit liege nicht in den äusseren Glückszufällen, deren der Mensch freilich nicht entbehren könne: das wesentliche Bestandstück der Glückseligkeit sei die tugendhafte Thätigkeit, in welcher jene auch die festeste und sicherste Grundlage finde.<sup>14)</sup> Der wahrhaft gute Mensch werde daher auch Unglücks-

*ἡ εὐδαιμονία ἐνέργεια τίς ἐστιν, ἢ δ' ἐνέργεια δῆλον ὅτι γίνεται καὶ οὐχ ὑπάρχει ὡσπερ κτῆμα τι.*

13) I, 9. 1098<sup>b</sup>, 29. τοῖς μὲν οὖν λέγουσι τὴν ἀρετὴν ἢ ἀρετὴν τινα (εἶναι τὴν εὐδαιμονίαν), σύνοδος ἐστὶ ὁ λόγος· ταύτης γὰρ ἐστὶν ἡ καθ' αὐτὴν ἐνέργεια. . . . 1099<sup>a</sup>, 7. ἔστι δὲ καὶ ὁ βίος αὐτῶν καθ' αὐτὸν ἡδύς. τὸ μὲν γὰρ ἡδεσθαι τῶν ψυχικῶν· ἐκάστῳ δ' ἐστὶν ἡδὺ πρὸς ὃ λέγεται φιλοτιοῦτος, οἷον Ἰππος μὲν τῷ φιλίπῳ . . . τὸν αὐτὸν δὲ τρόπον καὶ τὰ δίκαια τῷ φιλοδικαίῳ καὶ ὅλως τὰ κατ' ἀρετὴν τῷ φιλαρέτῳ. τοῖς μὲν οὖν πόλλοις τὰ ἡδέα μάχεται διὰ τὸ μὴ φύσει τοιαῦτ' εἶναι, τοῖς δὲ φιλοκάλοις ἐστὶν ἡδέα τὰ φύσει ἡδέα· τοιαῦτα δὲ αἱ κατ' ἀρετὴν πράξεις, ὥστε καὶ τούτοις εἰσὶν ἡδέαι καὶ καθ' αὐτὰς. . . . πρὸς τοῖς εἰρημένοις γὰρ οὐδ' ἐστὶν ἀγαθὸς ὁ μὴ χαίρων ταῖς καλαῖς πράξεσιν. . . . εἰ δ' οὕτω, καθ' αὐτὰς ἂν εἶεν αἱ κατ' ἀρετὴν πράξεις ἡδέαι. ἀλλὰ μὴν καὶ ἀγαθαί γε καὶ καλά, καὶ μάλιστα τούτων ἕκαστον, εἴπερ καλῶς κρίνει περὶ αὐτῶν ὁ σπουδαῖος· κρίνει δ' ὡς ἐκπομεν.

13) I, 10. 1099<sup>b</sup>, 18. δυνατόν ὑπάρχει (τὸ τῆς ἀρετῆς ἄθλον) πᾶσι τοῖς μὴ πεπηρωμένοις πρὸς ἀρετὴν διὰ τίνος μαθήσεως καὶ ἐπιμελείας. εἰ δ' ἐστὶν οὕτω βέλτιον ἢ διὰ τύχην εὐδαιμονεῖν, εὐλογον ἔχειν οὕτως. . . . τὸ δὲ μέγιστον καὶ κάλλιστον ἐπιτρέψαι τύχῃ λίαν πλεμμελέεσθαι ἂν εἴη.

14) I, 11. 1100<sup>b</sup>, 4. δῆλον ὡς εἰ συνακολουθοῦμεν ταῖς τύχαις, τὸν αὐτὸν εὐδαιμονα καὶ πάλιν ἄθλιον ἐροῦμεν πολλάκις, χαμαιλέοντά τινα τὸν εὐδαιμονα ἀποφαινοντες καὶ σαθρῶς ἰδρῦμενον. ἢ τὸ μὲν ταῖς τύχαις ἐπακολουθεῖν οὐδαμῶς ὀρθόν; οὐ γὰρ ἐν ταύταις τὸ εὖ ἢ κακῶς, ἀλλὰ προσδεῖται ταύτων ὁ ἀνθρώπινος βίος, κύρισι δ' εἰσὶν αἱ κατ' ἀρετὴν ἐνεργεῖαι τῆς εὐδαιμονίας. μαρτυρεῖ δὲ τῷ λόγῳ καὶ τὸ νῦν διαπορηθῆναι περὶ

fälle am leichtesten tragen; ja er könne nie ganz unglücklich werden; denn er werde nie das Schlechte und Hassenswürdige thun.<sup>15)</sup>

Niemand wird der edlen, echt sittlichen Gesinnung, die sich in diesen Sätzen ausspricht, die bereitwilligste Anerkennung versagen. Aber bei der Anlage und Ausführung eines ethischen Systems handelt es sich nicht blos um die Gesinnung, sondern vor allem Anderen um die Rangordnung und den Zusammenhang der Begriffe, von denen es ausgeht und innerhalb deren es sich bewegt. Für das höchste Ziel, also für das, was in der Rangordnung der ethischen Begriffe den ersten und höchsten Platz einnimmt, erklärt Aristoteles von vornherein die Eudämonie; aber indem er Rechenschaft darüber zu geben unternimmt, findet er sich zu der Erklärung genöthigt, sie bestehe in dem, was den besseren Theil des Menschen, sein geistiges Leben, befriedige,<sup>16)</sup> eine Erklärung, die an sich ziemlich nichtssagend ist, da jede Art des Glücks, die niedrigste wie die höchste, nur als ein geistiger Zustand empfunden wird. Deshalb scheidet er innerhalb dieses Gebietes, mehr stillschweigend als ausdrücklich, diejenigen Zustände aus, in denen die natürliche Auffassung den Menschen sich selbst als leidend, ohne sein Zuthun durch Lust und Wehe mannigfaltig berührt erscheinen lässt, um seine Glückseligkeit an die vernünftige oder wenigstens der Mitwirkung des Denkens nicht entbehrende Thätigkeit zu binden, und da am Ende selbst der roheste Mensch sich bei seinem Thun und Lassen einigermassen des Denkens bedient und oft gerade der schlechtesten sich mit weitgreifenden und scharfhestimmten Reflexionen bewaffnet, so verweist er für die richtige Vollführung des dem Menschen eigenthümlichen Werks und somit für die

*οὐδὲν γὰρ οὕτως ὑπάρχει τῶν ἀνθρωπίνων ἔργων βεβαιότης ὡς περὶ τὰς ἐνεργείας τὰς κατ' ἀρετὴν u. s. w.*

15) 1100<sup>b</sup>, 19. αἰὲν ἡ μάλιστα πάντων πράξει καὶ θεωρήσει τὰ κατ' ἀρετὴν καὶ τὰς τυχεῖς οἴσει κάλλιστα καὶ πάντη πάντως ἐμμελῶς ὁ γ' ὡς ἀλλῶως ἀγαθὸς καὶ τετράγωνος ἀνευ ψόγου. Ibid. 80. ἐν τούτοις διαλάμπει τὸ καλόν, ἐπειδὴν φέρη τις εὐκόλως πολλὰς καὶ μεγάλας ἀτυχίας, μὴ δὲ ἀναληθίσαν, ἀλλὰ γεννάδας ὦν καὶ μεγαλόψυχος. εἰ δ' εἰσὼν αἱ ἐνεργεῖαι κύριαι τῆς ζωῆς, . . . οὐδεὶς ἂν γένοιτο τῶν μακαρίων ἄθλιος· οὐδέποτε γὰρ πράξει τὰ μισητὰ καὶ φαῦλα.

16) 1, 8. 1098<sup>b</sup>, 12. νενεμημένων δὴ τῶν ἀγαθῶν τριχῆ, καὶ τῶν μὲν ἐκτὸς λεγομένων, τῶν δὲ περὶ ψυχὴν καὶ σῶμα, τὰ περὶ ψυχὴν κυριότατα λέγομεν καὶ μάλιστα ἀγαθὰ.

wahre Glückseligkeit auf das Urtheil des *ἀνὴρ σπουδαῖος*, des sittlich gebildeten Menschen. Auf die Frage: was ist das höchste Gut? antwortet er: die Glückseligkeit, und auf die Frage: was ist die Glückseligkeit? lautet die Antwort: diejenige Art der Thätigkeit, welche der sittliche Mensch für gut erklärt und an welcher er seine höchste Freude hat. So ist Aristoteles sogleich bei den ersten Schritten genöthigt, eine sittliche Beurtheilung vorauszusetzen, die dem Begriff der Eudämonie erst einen sittlichen Gehalt gibt, den sie an sich nicht haben würde. Nun wird ihm Niemand diese Anerkennung sittlicher Werthbestimmungen zum Vorwurf machen wollen; von ihr geht alle Ethik aus; aber die Frage lässt sich nicht abweisen, ob ein Begriff, welcher gerade in der Beziehung, in welcher er als Grundbegriff aufgestellt wird, erst durch andere stillschweigend vorausgesetzte Begriffe die Bedeutung bekommt, in welcher er hier gelten soll, den Rang eines Principis, einer *ἀρχή*, behaupten kann. Aristoteles meint überdies, das Streben nach dieser in der sittlichen Thätigkeit liegenden Eudämonie als eine specifische, aber allgemeine Eigenschaft der menschlichen Natur bezeichnen zu können,<sup>17)</sup> während die Tugend und das Laster gleichmässig als Aeusserung dieser menschlichen Natur vorkommen; und gleichwohl beschränkt er zugleich diese der menschlichen Natur beigelegte Thätigkeit auf den sittlichen Menschen; er stützt den Satz: der letzte Zweck alles Begehrens sei die Glückseligkeit, auf das wirkliche Begehren und Wollen, und schiebt sofort diesem wirklichen Begehren ein Ideal unter, welchem nur der sittliche Mensch annähernd entsprechen kann.

Diese Fehler, die sich in den allerersten und allgemeinsten Fundamentalbestimmungen verrathen, ziehen sich nun durch den ganzen Verlauf des Werkes hindurch und treten gerade an den wichtigsten Punkten am deutlichsten hervor. Es gehört hierher vor Allem die Art, wie Aristoteles den Begriff der *ἡδονή* behandelt. Wie gross auch das Gewicht ist, welches er auf die *ἐπιπραξία* legt, das Element der Lust ist für den Begriff der Eudämonie nicht zu entbehren; Glück und Unglück liegt nicht blos in der Art, wie der Mensch handelt, sein eigenes Handeln auffasst und zum Werthe oder Unwerth seiner Persönlichkeit rech-

17) 1099<sup>a</sup>, 12 verglichen mit 1154<sup>b</sup>, 20 *φύσει ἡδέα ἢ ποιεῖ πράξιν τῆς τοιαύτης φύσεως.*

net, sondern es entspringt thatsächlich zum allergrössten Theil aus dem, was er erfährt und leidet; und Aristoteles ist ein viel zu nüchterner Kopf, um diesen Satz nicht anzuerkennen. <sup>18)</sup>

Die Erörterung über die *ἡδονή* im zehnten Buche — denn die am Ende des siebenten Buchs eingeschobenen, von ihr handelnden Capitel enthalten nichts, was deren specielle Berücksichtigung nothwendig machte, <sup>19)</sup> — beginnt mit der Hinweisung theils auf den allgemeinen Zug der menschlichen Natur nach Lust, theils auf ihre Wichtigkeit für das sittliche Verhalten, <sup>20)</sup> und die ganze Untersuchung wird von dem Gewichte jener Thatsache, und von der Nothwendigkeit, dem allgemeinen Zuge nach Lust innerhalb des sittlichen Gebietes eine Grenze zu setzen, wie von zwei verschiedenen Kräften getrieben. Zuvörderst werden die Gründe derer dargelegt, welche die Lust und das Gute für identisch erklären, und nicht ohne theilweise Zustimmung ihr Gewicht untersucht, wie denn Aristoteles nichts dagegen hat, dass die Lust um ihrer selbst willen begehrt werde, und die Nichtanerkennung des Satzes: was Alle begehren, müsse *ἀγαθόν* sein, verwirft, zumal nicht blos unvernünftige, sondern auch vernünftige Wesen nach Lust streben und hierin selbst für die ersteren möglicherweise ein Merkmal ihrer Verknüpfung mit dem Göttlichen liegen könne. <sup>21)</sup>

18) I, 11. 1101<sup>a</sup>, 14 sagt er abschliessend: *τί οὖν καλύει λέγειν εὐδαιμονία τὸν κατ' ἀρετὴν τελείαν ἐνεργοῦντα καὶ τοῖς ἐκτὸς ἀγαθοῖς ἰκανῶς κεχορηγημένον, μὴ τὸν τιχόντα χρόνον, ἀλλὰ τέλειον βίον; ἢ προσθετέον καὶ βιωσόμενον οὕτω καὶ τελευτήσαντα κατὰ λόγον, ἐπειδὴ τὸ μέλλον ἀφάνες ἡμῖν, τὴν εὐδαιμονίαν δὲ τέλος καὶ τέλειον τίθεμεν πάντη πάντως. εἰ δ' οὕτως, μακαροὺς ἐροῦμεν τῶν ζώντων οἷς ὑπάρχει καὶ ὑπάρξει τὰ λεχθέντα, μακαροὺς δ' ἀνθρώπους u. s. w. X, 7. 1177<sup>a</sup>, 22. οἴομεθὰ τε δεῖν ἡδονὴν παραμεμῖχθαι τῇ εὐδαιμονίᾳ. VII, 14. 1153<sup>b</sup>, 19. οἱ τὸν τροχιζόμενον καὶ τὸν δυστυχῆσαις μεγάλαις περιπέπτονα εὐδαιμόνα φασκόντες εἶναι, ἐὰν ἢ ἀγαθός, ἢ ἕκοντες ἢ ἄκοντες οὐδὲν λέγουσιν.*

19) Vgl. Brandis a. a. O. II, 2. S. 1508.

20) X, 1. 1172<sup>a</sup>, 19. *μετὰ δὲ ταῦτα περὶ ἡδονῆς ἴσως ἔπεται διελεῖν· μάλιστα γὰρ δοκεῖ συνφικεῖσθαι τῷ γένει ἡμῶν. . . δοκεῖ δὲ καὶ πρὸς τὴν τοῦ ἡθους ἀρετὴν μέγιστον εἶναι τὸ χαίρειν οἷς δεῖ καὶ μισεῖν ἃ δεῖ· διατείνει γὰρ ταῦτα διὰ παντὸς τοῦ βίου, ῥοπήν ἔχοντα καὶ δύναμιν πρὸς ἀρετὴν τε καὶ εὐδαιμόνα βίον. τὰ μὲν γὰρ ἡδέα προαιροῦνται, τὰ δὲ λυπηρὰ φεύγουσιν.*

21) X, 2. 1172<sup>b</sup>, 35. *οἱ δ' ἐνιστάμενοι ὡς οὐκ ἀγαθὸν οὐ παντ' ἐφίεται, μὴ οὐθὲν λέγουσιν· ὁ γὰρ πᾶσι δοκεῖ, τοῦτ' εἶναι φασμεν. ὁ δ' ἀναιρῶν ταύτην τὴν πίστιν οὐ πάνυ πιστότερα ἐρεῖ· εἰ μὲν γὰρ τὰ ἀνόητα ἀρέγετο αὐτῶν, ἢ ἂν τι τὸ λεγόμενον, εἰ δὲ καὶ τὰ φρόνιμα, πῶς λέγοιεν ἂν τι; ἴσως δὲ καὶ ἐν τοῖς φανύλοις ἐστὶ τι τὸ φυσικὸν ἀγαθὸν κρείττον ἢ κατ'*



Die Lehre jedoch, dass alle Lust alles Gute sei, verwirft er entschieden; er erinnert an schändliche und schmutzige Lüste, welche unmöglich für gut erklärt werden können, gleichviel ob man ihnen den Namen der Lust überhaupt versagen, oder sie für nicht wählenswerth erklären, und desshalb unter den verschiedenen Lüsten einen Artunterschied feststellen solle, der die schönen und edlen von den schlechten und gemeinen absondert.<sup>22)</sup> Dieser letzte Gedanke enthält seine eigene Entscheidung;<sup>23)</sup> ja vorher spricht er das inhaltsschwere, wenn auch durch die hinzugefügten Beispiele in seiner Bedeutung abgeschwächte Wort aus: es gebe Dinge, denen wir unsere thätige Sorgfalt widmen würden, auch wenn sie keine Lust brächten, wie das Sehen, das Erinnern, das Wissen, die Tugend; bei ihnen komme nichts darauf an, dass ihnen nothwendig die Lust folge; sie würden vorzuziehen sein, auch wenn keine Lust in ihrem Gefolge wäre.<sup>24)</sup>

Zu derselben Anerkennung einer innerhalb des Gebietes der Lust liegenden Grenzscheide führt nun auch die positive Erörterung über ihr Wesen. Mit der Lust ist es, wie mit dem Sehen; sie ist, was sie ist, ganz und vollständig; namentlich durch die Zeitdauer erhält ihr Wesen keinen Zuwachs.<sup>25)</sup> Sie ist daher

αὐτά, ὃ ἐγίεται τοῦ οικείου ἀγαθοῦ. cf. VII, 14. 1153<sup>b</sup>, 25. τὸ δεικναι δ' ἅπαντα καὶ θηρία καὶ ἀνθρώπους τὴν ἡδονὴν σημειῶν τι τοῦ εἶναι πως τὸ ἀριστον αὐτῆν. . . . ἀλλ' ἐπεὶ οὐχ ἡ αὐτὴ οὔτε φύσις οὐδ' ἕξις ἡ ἀρίστη οὐτ' ἔστιν οὔτε δοκεῖ, οὐδ' ἡδονὴν δεικνύουσι τὴν αὐτὴν πάντες, ἡδονὴν μόντοι πάντες. ἴσως δὲ καὶ δεικνύουσι οὐχ ἦν οἶονται οὐδ' ἦν ἂν φαίεν, ἀλλὰ τὴν αὐτὴν πάντα γὰρ φύσει ἔχει τὸ θεῖον.

22) 1173<sup>b</sup>, 20. πρὸς δὲ τοὺς προφέροντας τὰς ἐπονειδίστους τῶν ἡδονῶν λέγοι τις ἂν ὅτι οὐκ ἔστι ταῦθ' ἡδέα. . . ἢ οὕτω λέγοιτ' ἂν, ὅτι αἱ μὲν ἡδοναὶ αἰρεταὶ εἰσιν, οὐ μὴν ἀπὸ γε τούτων, ὥσπερ καὶ τὸ πλουτεῖν, προσδόντι δ' οὐ ἂν. v.

23) 1174<sup>a</sup>, 8. ὅτι μὲν οὖν οὔτε τὰγαθὸν ἡ ἡδονὴ οὔτε πᾶσα αἰρετὴ, δῆλον ἔοικε εἶναι καὶ ὅτι εἰσὶ τινες αἰρεταὶ καὶ αὐτὰς διαφέρουσαι τῷ εἶδει ἢ ἀφ' ὧν.

24) 1174<sup>a</sup>, 4. περὶ πολλὰ τε σπουδὴν ποιησαίμεθ' ἂν καὶ εἰ μηδεμίαν ἐπιφέρου ἡδονὴν, οἷον ὄραν, μνημονεύειν, εἰδέναι, τὰς ἀρετὰς ἔχειν· εἰ δ' ἔξ ἀνάγκης ἔπονται τούτοις ἡδοναί, οὐδὲν διαφέρει· ἐλοιμέθα γὰρ ἂν ταῦτα καὶ εἰ μὴ γένοιτ' ἂν αὐτῶν ἡδονή. Vrgl. jedoch die aus I, 5 oben Anmerk. 4 angeführte Stelle.

25) X, 3. 1174<sup>a</sup>, 14. δοκεῖ ἡ μὲν ὄρασις καὶ ὄντινον χρόνον τελεία εἶναι· οὐ γὰρ ἔστιν ἐνδεὴς οὐδενός, ὃ εἰς ὑστερον γεγόμενον τελειώσει αὐτῆς τὸ εἶδος. τοιοῦτω δ' ἔοικε καὶ ἡ ἡδονή· ὅλον γὰρ τί ἐστι, καὶ κατ' οὐδένα χρόνον λάβοι τις ἂν ἡδονὴν ἢ ἐπὶ πλείω χρόνον γινομένης τελειωθήσεται τὸ εἶδος. 1174<sup>b</sup>, 5. τῆς ἡδονῆς ἐν ὁρισμένῳ χρόνῳ τέλειον τὸ εἶδος.

weder ein Unbestimmtes, noch fällt sie unter den Begriff der *κίνησις* und *γένεσις*, welcher letztere Satz weitläufig ausgeführt wird, um den Grund, aus welchem Plato die *ἡδονή* aus dem Gebiete des *ἀγαθόν* verwiesen hatte, zu erledigen.<sup>26)</sup> Sie ist vielmehr die Vollendung, der Abschluss der gelingenden Thätigkeit; gerade desshalb strebt alles Lebendige nach Lust, weil alles Leben Thätigkeit ist; die eigenthümliche Art des Lebens und der in ihm sich darstellenden Thätigkeit gibt jeder Art des Lebendigen die Richtung auf eine ihm eigenthümliche Lust.<sup>27)</sup>

Gesetzt nun, diese theoretischen Bestimmungen böten einen genügenden Aufschluss über die Natur der Lust und über die psychischen Vorgänge dar, innerhalb deren und durch welche sie entsteht, so enthalten sie an sich doch nicht das Allgeringste über den sittlichen Werth der Lust. Mag die Lust immerhin die Vollendung und der Abschluss der Thätigkeit sein, der allgemeine Begriff der Thätigkeit und der an sie sich knüpfenden Lust umfasst die Lebensthätigkeit des Thieres und des Menschen, und bei dem letzteren die des schlechten wie die des guten. Ganz entsprechend der Art, wie Aristoteles im ersten Buche den Begriff der Eudämonie behandelt hatte, verfährt er daher auch hier mit dem der Lust. Es gibt nämlich einen specifischen Unterschied der Lustempfindungen, weil es specifische Unterschiede der Thätigkeiten gibt.<sup>28)</sup> Diese sind theils gut, theils schlecht, theils gleichgültig, und somit gilt dieser Unterschied auch von den ihnen inwohnenden oder sie begleitenden Lustempfindungen; die der trefflichen Thätigkeit inwohnende Lust ist selbst trefflich, die der verwerflichen verwerflich. Und wenn schon das Begehren des Schönen löblich, das des Schlechten tadelnswerth ist, so gilt dies noch viel mehr von der Lust, die mit der Thä-

26) X, 2. 4178<sup>a</sup> 33. X, 3. 4174<sup>a</sup>, 49.

27) X, 4. 4174<sup>b</sup>, 34. *τελειοὶ τὴν ἐνέργειαν ἢ ἡδονὴν οὐχ ὡς ἡ ἕξις ἐπιπάρχουσα, ἀλλ' ὡς ἐπιγιγνόμενόν τι τέλος, οἷον τοῖς ἀχμαλοῖς ἡ ὥρα.* 4175<sup>a</sup>, 40. *ὀρέγεσθαι δὲ τῆς ἡδονῆς οὐθελὲν τις ἀν' ἀπαντας, ὅτε καὶ τοῦ ζῆν' ἀπαντες ἐφίενται· ἢ δὲ ζωῆ ἐνέργειά τις ἐστὶν καὶ ἐκάστῳ περὶ ταῦτα καὶ τοῦτοις ἐνεργεῖ ἃ καὶ μάλιστα' ἀγαθᾶ. . . ἢ δ' ἡδονὴν τελειοὶ τὰς ἐνεργείας καὶ τὰ ζῆν' οὐ ὀρέγονται.* Weil das Gelingen der Thätigkeit selbst Lust ist, so soll auch umgekehrt die Lust die Thätigkeit vermehren und steigern. 4174<sup>a</sup>, 30.

28) X, 5. 4175<sup>a</sup>, 20. *ἀνευ ἐνεργείας οὐ γίνεται ἡδονή, πᾶσάν τε ἐνέργειαν τελειοὶ ἢ ἡδονή. ὅθεν δοκοῦσι καὶ τῷ εἶδει διαφέρειν· τὰ γὰρ ἕτερα τῷ εἶδει ὑπ' ἑτέρων οὐόμεθα τελειοῦσθαι u. s. w.*

tigkeit viel inniger verknüpft ist, als mit der Begehrung.<sup>29)</sup> Obgleich daher jede Art lebendiger Wesen ihre eigene Lust hat, so finden doch in dieser Beziehung nicht nur zwischen Mensch und Thier, sondern auch wieder unter den Menschen grosse Verschiedenheiten statt; nicht Jeden erfreut und betrübt jedes; das was eigentlich Lust genannt werden kann, scheint auch hier durchaus das zu sein, was dem trefflichen Menschen Lust bringt. Wenn aber das diesem Widerwärtige dennoch Vielen Lust bringe, so sei das kein Wunder; denn mannigfaltigen und vielgestaltigen Verderbnissen sei die menschliche Natur ausgesetzt.<sup>30)</sup> Und so kehrt denn auch hier die Berufung auf die Empfindungsweise und das Urtheil des sittlichen Menschen für die Bestimmung der *ἡδονή*, und somit auch der Eudämonie, in so fern die *ἡδονή* von ihr nicht ausgeschlossen werden kann, wieder. Sie soll nicht ein bloßer Zustand, sondern Thätigkeit sein; die Thätigkeiten sind aber entweder nothwendige und hängen von einem ausser ihnen liegenden Zweck ab, oder sie werden um ihrer selbst willen gewählt. Zu den letzteren gebört die Eudämonie, weil sie in einer um ihrer selbst willen vorzüglichen Thätigkeit besteht: nämlich in der tugendhaften; und tugendhaft ist eben die Thätigkeit, welche dem trefflichen Manne als lustbringend erscheint.<sup>31)</sup>

29) 1175<sup>b</sup>, 24. Διαφερουσῶν δὲ τῶν ἐνεργειῶν ἐπεικεῖα καὶ φανόλητι καὶ τῶν μὲν αἰρετῶν οὐσῶν τῶν δὲ φευκτῶν τῶν δὲ οὐδετέρων, ὁμοίως ἔχουσι αἱ ἡδοναί· καθ' ἑκάστην γὰρ ἐνεργεῖαν οἰκεία ἡδονὴ ἐστίν. ἡ μὲν γὰρ οὖν τῇ σπουδαίᾳ οἰκεία ἐπεικεῖς, ἡ δὲ τῇ φανύλῃ μοχθηρά· καὶ γὰρ αἱ ἐπιθυμίαι τῶν μὲν καλῶν ἐπαινεταί, τῶν δ' αἰσχρῶν ψεκταί, οἰκειότεραι δὲ ταῖς ἐνεργείαις αἱ ἐν αὐταῖς ἡδοναὶ τῶν ὀρεξέων. αἱ μὲν γὰρ διωρισμέναι εἰσὶ καὶ τοῖς χρόνοις καὶ τῇ φύσει, αἱ δὲ σύνεγγυς ταῖς ἐνεργείαις καὶ ἀδιόριστοι οὕτως, ὥστ' ἔχειν ἀμφισβήτησιν, εἰ ταῦτόν ἐστιν ἡ ἐνεργεῖα τῇ ἡδονῇ.

30) 1176<sup>a</sup>, 10. διαλλάττουσι δ' οὐ μικρὸν ἐπὶ γε τῶν ἀνθρώπων. τὰ γὰρ αὐτὰ τοὺς μὲν τέρπει τοὺς δὲ λυπεῖ καὶ τοῖς μὲν λυπηρὰ καὶ μισητὰ ἐστὶ, τοῖς δὲ ἡδέα καὶ φιλητὰ... δοκεῖ δ' ἐν ἅπασιν τοῖς τοιοῦτοις εἶναι τὸ φαινόμενον τῷ σπουδαίῳ. εἰ δὲ τοῦτο καλῶς λέγεται, καθάπερ δοκεῖ, καὶ ἐστὶν ἑκάστου μέτρον ἡ ἀρετὴ καὶ ὁ ἀγαθός, ἡ τοιοῦτος, καὶ ἡδοναὶ εἶεν ἂν αἱ τούτῳ φαινόμεναι καὶ ἡδέα οἷς οὗτος χαίρει. τὰ δὲ τούτῳ δυσχερῆ εἰ τῷ φαίνεται ἡδέα, οὐδὲν θαυμαστόν· πολλὰ γὰρ φθοραὶ καὶ λύμαι ἀνθρώπων γίνονται.

31) X, 6. 1176<sup>a</sup>, 24. εἴπομεν δ' ὅτι οὐκ ἐστὶν ἕξις (ἡ εὐδαιμονία)... εἰ δὴ.. μᾶλλον εἰς ἐνεργεῖάν τινά θετέον, τῶν δ' ἐνεργειῶν αἱ μὲν εἰσὶν ἀναγκαῖαι καὶ δι' ἕτερα αἰρεταί, αἱ δὲ καθ' αὐτάς, δῆλον ὅτι τὴν εὐδαιμονίαν τῶν κατ' αὐτάς αἰρετῶν τινὰ θετέον καὶ οὐ τῶν δι' ἄλλο... καθ' αὐτάς δ' εἰσὶν αἰρεταί, ἀφ' ὧν μηδὲν ἐπιζητεῖται παρὰ τὴν ἐνεργεῖαν. τοιαῦται δ' εἶναι δοκοῦσι αἱ κατ' ἀρετὴν πράξεις· τὰ γὰρ καλὰ καὶ σπου-

Alle diese Sätze lassen entweder an der Stelle, wo man einen über den Werth oder Unwerth der Thätigkeit entscheidenden Begriff, ein ethisches Princip zu erwarten berechtigt ist, einen leeren Raum erblicken oder sie führen auf den obigen Zirkel zurück. Wenn die Eudämonie für das letzte Ziel erklärt wird, so geschieht es wegen des in ihr liegenden Elementes der Lust; denn Glückseligkeit ohne Glück und Wohlbefinden ist ein sinnloser Gedanke. Aber es gibt löbliche und verwerfliche, edle und schändliche Lustempfindungen, weil es löbliche und verwerfliche, edle und schändliche Thätigkeiten gibt, und von dem sittlichen Menschen wird erwartet, dass er die letzteren verschmähen, ja nicht einmal als Lust empfinden werde. Somit steht dem Aristoteles der Unterschied zwischen sittlicher und unsittlicher Gesinnung und Thätigkeit fest, und zwar unabhängig von der damit verknüpften Lust; denn diese sittlichen Unterschiede übertragen sich erst auf die letztere. Nicht die Lust soll der Thätigkeit, sondern diese jener ihren Werth verschaffen. Um also ein sittliches Princip zu gewinnen, müsste das Löbliche und Verwerfliche, das Edle und Schändliche der Thätigkeit, abgesondert von der Lust, in Begriffen bestimmt werden; statt dieser Bestimmung, die allein fähig wäre, in den Rang eines ethischen Principis zu treten, findet sich bei Aristoteles bis jetzt nichts als die Berufung auf die Denk- und Empfindungsweise des sittlichen Menschen, des ἀνὴρ σπουδαῖος, dessen Begriff so lange ganz inhaltslos bleibt, als nicht irgendwie ein Maassstab des sittlichen Werths gefunden ist, mit welchem verglichen eine bestimmte Art zu denken, zu handeln und zu empfinden für sittlich erklärt wird.

Indessen Aristoteles beruft sich, rückwärts blickend, in den Erörterungen des zehnten Buchs gemäss dem schon im ersten Buche Gesagten auf einen Begriff, der möglicherweise diesen Mangel ausgleicht, den der ἀρετή und der πράξεις κατ' ἀρετήν.<sup>32)</sup> Die Hoffnung jedoch, in dem Begriffe der Tugend

δαῖα πράττειν τῶν δι' αὐτὰ ἀρετῶν. — 1176<sup>b</sup>, 28. εὐλογον δὴ, ὡσπερ παισὶ καὶ ἀνδράσιν ἕτερα φαίνεται τίμια, οὕτω καὶ φαύλοις καὶ ἐπεικέσι. καθάπερ οὖν πολλάκις εἴρηται, καὶ τίμια καὶ ἡδῆ ἐστὶ τὰ τῷ σπουδαίῳ τοιαῦτα ὄντα· ἐκάστω δὲ ἢ κατὰ τὴν οὐκείαν ἕξιν ἀρετωτάτη ἐνεργεια, καὶ τῷ σπουδαίῳ δὲ ἢ κατὰ τὴν ἀρετήν.

<sup>32)</sup> Vgl. I, 12, 1102<sup>a</sup>, 5. ἐπεὶ δ' ἐστὶν ἡ εὐδαιμονία ψυχῆς ἐνεργεῖα τις κατ' ἀρετήν τελεῖαν, περὶ ἀρετῆς ἐπισκεπτόν u. s. w.

hierfür einen Haltpunkt zu gewinnen, verschwindet sogleich, wenn man sich erinnert, dass dieser Begriff selbst einen ausser ihm liegenden Maassstab der Würdigung voraussetzt. Das Wort *ἀρετή* in seiner allgemeinsten Bedeutung entspricht bei Aristoteles viel mehr unserem deutschen Worte Tüchtigkeit, als dem fast ausschliessend auf die Sphäre des sittlichen Verhaltens eingeschränkten Tugend. Die *ἀρετή* eines Dings besteht ganz allgemein in dem, was das diesem Dinge aufgegebenes Werk richtig vollführt. So ist auch die *ἀρετή* des Menschen diejenige Fertigkeit, durch deren Ausübung er gut ist und sein Werk richtig vollführt.<sup>33)</sup> Um sie zu bestimmen, benutzt Aristoteles psychologische Unterscheidungen, die sich in allgemeinen Umrissen dem psychischen Thatbestande anschliessen. Die menschliche Tugend kann sich nicht auf den schlechthin vernunftlosen Theil der Seele beziehen, welchen der Mensch mit den Pflanzen gemein hat.<sup>34)</sup> Es gibt aber noch einen zweiten zwar auch vernunftlosen Theil der Seele, der aber doch Theil an der Vernunft hat, diesem zwar entgegengesetzt ist und mit ihm in Streit gerathen kann, aber, wenn er der Vernunft gehorcht, gelobt wird. Er ist das *ἐπιθυμητικόν* und *ὀρεκτικόν*.<sup>35)</sup> Demgemäss zerfällt nun auch der vernünftige Theil der Seele wieder in zwei Theile, je nachdem er entweder an sich oder in seiner Verbindung mit dem unvernünftigen sich äussert;<sup>36)</sup> und hierauf gründet sich die aristotelische Eintheilung der Tugend in die dianoetische und in die ethische; was an beiden gelobt wird, ist eben Tugend.<sup>37)</sup>

33) II, 5. 1106, 15. ῥητέον, ὅτι πᾶσα ἀρετή, οὗ ἂν ἡ ἀρετή, αὐτό τε εὖ ἔχον ἀποτελεῖ καὶ τὸ ἔργον αὐτοῦ εὖ ἀποδίδωσι, οἷον ἡ τοῦ ὀφθαλμοῦ ἀρετὴ τὸν τε ὀφθαλμὸν σπουδαῖον ποιεῖ. . . εἰ δὴ τοῦτ' ἐπὶ πάντων οὕτως ἔχει, καὶ ἡ τοῦ ἀνθρώπου ἀρετὴ εἴη ἂν ἕξις ἀφ' ἧς ἀγαθὸς ἄνθρωπος γίνεταί καὶ ἀφ' ἧς εὖ τὸ ἑαυτοῦ ἔργον ἀποδώσει.

34) I, 13. 1102<sup>b</sup>, 11. τὸ θρεπτικὸν λατέον, ἐπειδὴ τῆς ἀνθρωπικῆς ἀρετῆς ἄμειρον πέφυκεν.

35) Ibid. 1102<sup>b</sup>, 13. ῥοικε δὲ καὶ ἄλλη τις φύσις τῆς ψυχῆς ἄλογος εἶναι, μετέχουσα μέντοι τοῦ λόγου. τοῦ γὰρ ἐγκρατοῦς καὶ ἀκρατοῦς τὸ λόγον ἔχον ἐπαινοῦμεν. Ibid. 28. φαίνεται τὸ ἄλογον διττόν· τὸ μὲν γὰρ φύτικον οὐδαμῶς κοινωνεῖ λόγου, τὸ δ' ἐπιθυμητικὸν καὶ ὄλως ὀρεκτικὸν μετέχει πως, ἢ κατήκοόν ἐστιν αὐτοῦ καὶ πειθαρχικόν. . .

36) 1103<sup>a</sup>, 2. διττόν ἐστιν καὶ τὸ λόγον ἔχον, τὸ μὲν γὰρ κυρίως καὶ ἐν αὐτῷ, τὸ δ' ὡσπερ τοῦ πατρὸς ἀκουστικόν τι.

37) 1103<sup>a</sup>, 3. διορίζεται δὲ καὶ ἡ ἀρετὴ κατὰ τὴν διαφορὰν ταύτην· λέγομεν γὰρ αὐτῶν τὰς μὲν διανοητικὰς, τὰς δὲ ἠθικὰς. . . τῶν ἕξων δὲ τὰς ἐπαινετάς ἀρετὰς λέγομεν.

Ist der Gegenstand des Lobes, kraft dessen etwas für eine Tugend erklärt wird, entweder die Thätigkeit der Vernunft selbst oder die Herrschaft, welche sie über die vernunftlosen Begehungen ausübt, so scheint in der Vernunft der vermisste Maassstab des Werthes zu liegen; um nachzuweisen, was gelobt wird, müsste in dem Begriff des Vernünftigen derjenige spezifische Inhalt aufgezeigt werden, der sich dieses Lob aneignet. Aber Aristoteles verschiebt diese Erörterung über den ὁρθὸς λόγος für jetzt noch,<sup>38)</sup> und wendet sich, nachdem er auseinander gesetzt hat, dass die dianoetische Tugend auf Lehre und Unterricht, die ethische auf Gewöhnung und Uebung beruhe (II, 1), zunächst zur Betrachtung der letzteren. Für die Charakteristik derselben knüpft er ganz empirisch an die Bemerkung an, dass im Gebiete des Handelns sowohl das Uebermaass als der Mangel, sowohl das Zuviel als das Zuwenig verderblich sei, und so verhalte es sich auch bei der Tugend.<sup>39)</sup> Er erklärt sie deshalb für ein Mittleres zwischen zwei Extremen, und zwar in Beziehung auf das Verhalten zur Lust und Unlust, die entweder die Triebfedern des Handelns, oder, indem sie das Handeln begleiten und aus ihm hervorgehen, das Zeichen der erlangten Fertigkeit sind.<sup>40)</sup> Deshalb sind die Tugenden weder πάθη, noch δυνάμεις; denn die πάθη sind die Affecte und Begierden selbst; die δυνάμεις die Anlagen zu ihnen; die Tugend aber besteht in einer bestimmten Art des bewussthellen Verhaltens zu denselben,<sup>41)</sup> und da der Tadel, welcher die Extreme trifft, sich

38) II, 2. 1103<sup>b</sup>, 31. τὸ μὲν οὖν κατὰ τὸν ὀρθὸν λόγον πράττειν κοινὸν καὶ ὑποκείσθω, δηθήσεται δ' ὕστερον περὶ αὐτοῦ, καὶ τί ἐστὶν ὁ ὀρθὸς λόγος, καὶ πῶς ἔχει πρὸς τὰς ἄλλας ἀρετὰς.

39) II, 2. 1104<sup>a</sup>, 11. πρῶτον οὖν τοῦτο θεωρητέον, ὅτι τὰ τοιαῦτα πέφυκεν ἰπὸ ἐνδείας καὶ ὑπερβολῆς φθείρεσθαι, (δεῖ γὰρ περὶ τῶν ἀφανῶν τοῖς φανεροῖς μαρτυροῖς χρῆσθαι). Es folgen Beispiele, welche von gymnastischen Uebungen und von der Nahrung hergenommen sind, dann fährt er fort: οὕτως οὖν καὶ ἐπὶ σωφροσύνης καὶ ἀνδρείας ἔχει καὶ τῶν ἄλλων ἀρετῶν. . . φθείρεται γὰρ ἡ σωφροσύνη καὶ ἡ ἀνδρεία ὑπὸ τῆς ὑπερβολῆς καὶ τῆς ἑλλείψεως, ὑπὸ δὲ τῆς μεσότητος σώζεται u. s. w.

40) 1104<sup>b</sup>, 3. σημείον δὲ δεῖ ποιεῖσθαι τῶν ἕξων τῆν ἐπιγινόμενῃν ἡδονῇ ἢ λύπῃ τοῖς ἔργοις· ὁ μὲν γὰρ ἀπεχόμενος τῶν σωματικῶν ἡδονῶν καὶ αὐτῷ τούτῳ χαίρων σώφρων, ὁ δ' ἀχθόμενος ἀκόλαστος. . . περὶ ἡδονῆς γὰρ καὶ λύπης ἐστὶν ἡ ἠθικὴ ἀρετὴ· διὰ μὲν γὰρ τὴν ἡδονῇ τὰ φαῦλα πράττομεν, διὰ δὲ τὴν λύπην τῶν καλῶν ἀπεχόμεθα.

41) II, 4. 1105<sup>b</sup>, 19. ἐπεὶ τὰ ἐν τῇ ψυχῇ γινόμενα τρία ἐστί, πάθη δυνάμεις ἕξεις, τούτων ἂν τι εἴη ἡ ἀρετὴ. λέγω δὲ πάθη μὲν ἐπιθυμίας, ὁρ-

auf das Zuviel oder Zuwenig nicht des Begehrten, sondern des Begehrens bezieht, so kann die richtige Mitte nur in Beziehung auf das begehrende und handelnde Subject bestimmt werden. <sup>42)</sup>)

Eine Ableitung des Hauptgedankens, dass die ethische Tugend die Mitte zwischen zwei Extremen sei, enthält die Art, wie Aristoteles ihn einführt, in keiner Weise; er ist lediglich eine von Beispielen hergenommene Analogie. So wenig er ihn als Folge aus einem Grunde ableitet, so wenig hat er einen andern Beleg für seine Gültigkeit als die Induction. Der darin liegende Gesichtspunkt sucht ferner das Gute hauptsächlich durch die Vergleichung mit dem Schlechten zu bestimmen; der Tadel, welcher die Extreme trifft, erscheint als der Grund des Lobes, welches der Mitte gebühre; wobei es immer denkbar wäre, dass das Mittlere zwischen den Extremen sittlich gleichgültig ist. <sup>43)</sup>) Endlich erschöpft dieser Gedanke keineswegs das Gebiet, über welches er sich nach der eigenen Bestimmung des Aristoteles erstrecken soll; er trifft diejenigen Begehungen gar nicht, die ohne Rücksicht auf ein Mehr oder Weniger löblich oder verwerflich sind. Dem Aristoteles selbst entgeht dies keineswegs; er bemerkt, dass manche Gesinnungen und Handlungen, wie Schamlosigkeit, Neid, Mord, Ehebruch, schon an sich selbst den Tadel der Schlechtigkeit einschliessen, ohne Rücksicht auf das Zuviel

γῆν, φόβον... ὅλως οἷς ἔπεται ἡδονὴ ἢ λύπη, δυνάμεις δὲ καθ' ἃς παθητικοὶ τούτων λεγόμεθα, οἷον καθ' ἃς δυνατοὶ ὀργισθῆναι... ἔξεις δὲ καθ' ἃς πρὸς τὰ πάθη ἔχομεν εὐ ἢ κακῶς... πάθη μὲν οὖν οὐκ εἰσὶν οὐδ' αἱ ἀρεταὶ οὐδ' αἱ κακίαι, ὅτι οὐ λεγόμεθα κατὰ τὰ πάθη σπουδαῖοι ἢ φαῦλοι, κατὰ δὲ τὰς ἀρετὰς ἢ τὰς κακίας λεγόμεθα... οὐ γὰρ ἐπαινεῖται ὁ φοβούμενος οὐδὲ ὁ ὀργιζόμενος οὐδὲ ψέγεται ὁ ἀπλῶς ὀργιζόμενος, ἀλλ' ὁ πῶς... 1106<sup>a</sup>, 9. διὰ ταῦτα δὲ οὐδὲ δυνάμεις εἰσὶν (αἱ ἀρεταὶ)· οὔτε γὰρ ἀγαθὸν λεγόμεθα τῷ δύνασθαι πάσχειν ἀπλῶς οὔτε κακοί... λείπεται ἔξεις αὐτὰς εἶναι.

<sup>42)</sup> 11, B. 1106<sup>a</sup>, 26. ἐν παντὶ συνεχεῖ καὶ διαίρειν ἔστι λαβεῖν τὸ μὲν πλεῖον, τὸ δ' ἔλαττον, τὸ δ' ἴσον, καὶ ταῦτα ἢ κατ' αὐτὸ πρόγνμα ἢ πρὸς ἡμᾶς· τὸ δ' ἴσον μέσον τι ὑπερβολῆς καὶ ἑλλείψεως... τὸ δὲ πρὸς ἡμᾶς οὐχ οὕτω (κατὰ τὴν ἀριθμητικὴν ἀναλογίαν) ληπτέον v. s. w.

<sup>43)</sup> Fr. von Gagern schreibt einmal an seinen Vater mit Beziehung auf das *medium tenere beati*: »Ich greife diesen Satz und die ganze aristotelische Definition der Tugend nicht an als falsch, sondern als gänzlich nichtssagend. Das Gute liegt in der Mitte zwischen zwei Extremen; — warum nicht kürzer: das ist gut, was nicht schlecht ist. Ein völlig identischer Satz!« Vgl. Heinr. v. Gagern, das Leben des Generals Fr. von Gagern Bd. I, S. 344.

oder Zuwenig.<sup>44)</sup> Aber er meint sie unter den aufgestellten Gesichtspunkt dadurch subsumiren zu können, dass er bemerkt, die Tugend sei zwar ihrem Begriffe nach ein Mittleres, aber in Beziehung auf das in ihr sich darstellende Gute selbst ein Extrem,<sup>45)</sup> und so wenig es für das, was an sich selbst ein verwerfliches Zuviel oder Zuwenig sei, ein Mittleres gehe, so wenig gebe es für das Mittlere selbst ein Zuviel oder Zuwenig;<sup>46)</sup> ein Gedanke, der, wenn er hier irgend etwas bedeuten soll, eine auf den Werth und den Unwerth der Gesinnung und der aus ihr hervorgehenden Handlungsweise unmittelbar und nicht erst auf dem Umwege einer Vergleichung nach Grössenbegriffen gerichtete Beurtheilung voraussetzt und die Rücksicht auf das Mehr oder Weniger, wo sie überhaupt anwendbar ist, als eine bloße Nebenbestimmung erscheinen lässt.

Und in der That verräth sich dies in den speciellen Erörterungen über die einzelnen ethischen Tugenden durchaus. Es mag davon abgesehen werden, dass Aristoteles nirgends eine reine Entscheidung darüber gibt, ob das Zuviel und Zuwenig sich auf die Grösse der Thätigkeit oder der daraus entspringenden und damit verknüpften Lust bezieht, weil er meint, beides laufe immer mit einander parallel;<sup>47)</sup> von durchgreifender Wichtigkeit ist, dass er ein Maass für die richtige Mitte, also die ganze Bestimmung dessen, was Tugend sei, nirgends anders findet, als in der immerfort vorausgesetzten und geforderten Gesinnung und Beurtheilung des sittlichen Menschen. Lust und Unlust, bemerkt er, verderben unser Verhalten, wenn sie uns das zu suchen oder zu fliehen antreiben, was man nicht oder wenn man es nicht oder wie man es nicht soll. Die Tugend dagegen hat die

44) II, 6. 1107<sup>a</sup>, 8. οὐ πᾶσα δ' ἐπιδέχεται πράξις οὐδὲ πᾶν πάθος τὴν μεσότητα· ἐνια γὰρ εὐθὺς ἀνόμασται συνειλημμένα μετὰ τῆς φαιλότητος, οἷον ἐπιχειρεκακία, ἀναισχυντία, φθόνος καὶ ἐπὶ τῶν πράξεων μοιχεία κλοπὴ ἀνδροφονία· πάντα γὰρ ταῦτα καὶ τὰ τοιαῦτα φέγεται τῷ αὐτὰ φαῦλα εἶναι, ἀλλ' οὐχ αἱ ὑπερβολαὶ αὐτῶν οὐδ' αἱ ἐλλείψεις.

45) 1107<sup>a</sup>, 6. κατὰ μὲν τὴν οὐσίαν καὶ τὸν λόγον τὸν τί ἦν εἶναι λέγοντα μεσότης ἐστὶν ἡ ἀρετὴ, κατὰ δὲ τὸ ἄριστον καὶ τὸ εὖ ἀκρότης.

46) 1107<sup>a</sup>, 22. ὡσπερ σωφροσύνης καὶ ἀνδρείας οὐκ ἔστιν ὑπερβολὴ καὶ ἐλλείψις διὰ τὸ τὸ μέσον εἶναι πως ἄκρον, οὕτως οὐδὲ ἐκείνων μεσότης οὐδὲ ὑπερβολὴ καὶ ἐλλείψις, ἀλλ' ὡς ἂν πράττηται ἀμαρτάνεται. ὅλως γὰρ οὐθ' ὑπερβολῆς καὶ ἐλλείψεως μεσότης ἐστίν, οὔτε μεσότητος ὑπερβολὴ καὶ ἐλλείψις.

47) Vgl. oben Anmerk. 27.



Aufgabe, die gute Lust in uns hervorzurufen und da überhaupt dreierlei unsere Wahl bestimmen kann: das Schöne, das Nützliche und das Lustbringende, so entscheidet über das Verhalten zu diesen Beweggründen, namentlich zu dem Lustbringenden, der gute Mensch richtig und der schlechte falsch.<sup>48)</sup> Und deshalb nimmt Aristoteles diese Berufung auf das Urtheil des sittlichen Menschen sogar in die abschliessende Definition der Tugend auf, indem er sagt: die Tugend ist das mit Bewusstsein und Ueberlegung verbundene Verhalten, welches die in Beziehung auf das begehrende und handelnde Subject durch das Urtheil des vernünftigen Menschen bestimmte Mitte hält.<sup>49)</sup>

Es ist nicht ohne Interesse für die Kenntniss der aristotelischen Ethik, diese Art der Behandlung an den einzelnen ethischen Tugenden, wie er sie vom neunten Capitel des dritten Buches an durchgeht, nachzuweisen, obwohl die unausgesetzte Wiederkehr derselben ungenügenden Formel, wenn man einmal auf sie aufmerksam geworden ist, fast etwas Ermüdendes hat. Das sittliche Wesen der Tapferkeit, als des Mittleren zwischen der Furcht und Verwegenheit, bestimmt er keineswegs durch ein äusseres Maass des Zuviel und Zuwenig, sondern nach dem Beweggrunde derselben. Einiges soll man fürchten, Anderes nicht; um des Schönen willen wird der Tapfere Mann Furcht oder Furchtlosigkeit empfinden; die der Tapferkeit entgegengesetzten Fehler liegen darin, dass man fürchtet oder nicht fürchtet, was und wenn und wie man nicht fürchten oder fürchten soll; wer sich so verhält, hat die richtige Mitte.<sup>50)</sup> Von den ver-

48) II, 4. 1104<sup>b</sup>, 21. δι' ἡδονᾶς δὲ καὶ λύπας φραῦλαι γίνονται (αἱ τῆς ψυχῆς ἕξεις) τῷ διώκειν ταύτας καὶ φεύγειν, ἢ ἅς μὴ δεῖ ἢ ὅτε οὐ δεῖ ἢ ὡς οὐ δεῖ ἢ ὁσαυτῶς ἄλλως ὑπὸ τοῦ λόγου διορίζεται τὰ τοιαῦτα... ὑπόκειται ἄρα ἡ ἀρετὴ εἶναι ἡ τοιαύτη περὶ ἡδονᾶς καὶ λύπας τῶν βελτίστων πρακτικῆ, ἡ δὲ κακία τούναντιον. γένοιτ' ἂν ἡμῖν καὶ ἐκ τούτων φανερόν ἐτι περὶ τῶν αὐτῶν. τριῶν γὰρ ὄντων τῶν εἰς τὰς αἰρέσεις καὶ τριῶν τῶν εἰς τὰς φουγὰς, καλοῦ συμφέροντος ἡδέος καὶ τριῶν τῶν ἐναντίων, αἰσχροῦ βλαβεροῦ λυπηροῦ, περὶ πάντα μὲν ταῦτα ὁ ἀγαθὸς κατορθωτικός ἐστιν, ὁ δὲ κακὸς ἀμαρτητικός, μάλιστα δὲ περὶ τὴν ἡδονήν. Eben dahin gehört die allgemeine Bemerkung, welche Aristoteles der Schilderung der einzelnen Tugenden vorausschickt, aus der Kenntniss des ποῖον und πῶς jeder einzelnen Tugend werde sich die Bestimmung über das πόσον von selbst ergeben II, 9. 1115<sup>a</sup>, 4.

49) II, 6. 1106<sup>b</sup>, 26. ἔστιν ἄρα ἡ ἀρετὴ ἕξις προαιρετικῆ, ἐν μεσότητι οὕσα τῇ πρὸς ἡμᾶς, ὠρισμένη λόγῳ καὶ ὡς ἂν ὁ φρόνιμος ὀρίσειεν.

50) III, 9. 1115<sup>a</sup>, 10. φοβούμεθα μὲν πάντα τὰ κακὰ, οἷον ἀδοξίαν πε-

schiedenen Arten der Tapferkeit hat die bürgerliche ein gutes Motiv, den Trieb nach Ehre und die Furcht vor Schande; wo fremder Befehl zur Tapferkeit drängt, da ist das Motiv unedler, nämlich Furcht vor Nachtheil; Nachtheil aber ist nichts Schändliches, sondern etwas Schmerzliches. Nicht aus Noth aber soll der Mensch tapfer sein, sondern um des Edlen und Schönen willen.<sup>51)</sup> Daher ist auch der Werth der kriegerischen Tapferkeit nur ein beschränkter und bedingter;<sup>52)</sup> überhaupt ist die Ausübung der Tapferkeit mit Unlust verbunden, und dennoch wird der Tapfere, wo die Pflicht es gebietet, tapfer sein bis zum Tode; denn nicht in allen Tugenden ist die Thätigkeit mit Lust verbunden, ausser so fern sie den Zweck erreicht.<sup>53)</sup> In dieser

*νίαν νόσον... ἀλλ' οὐ περὶ ταῦτα δοκεῖ ὁ ἀνδρείος εἶναι· ἐνια γὰρ καὶ δεῖ φοβεῖσθαι καὶ καλόν, τὸ δὲ μὴ αἰσχρόν, οἷον ἀδοξίαν... πενίαν δ' ἴσως οὐ δεῖ φοβεῖσθαι οὐδὲ νόσον οὐδ' ὅλως ὅσα μὴ ἀπὸ κακίας μηδὲ δι' αὐτόν. ibid. 32. κυρίως δὲ λέγοιτ' ἂν ἀνδρείος ὁ περὶ τὸν καλὸν θάνατον ἀδείης. III, 40. 1115<sup>b</sup>, 41. ὁ ἀνδρείος ἀνέκπληκτος ὡς ἄνθρωπος. φοβήσεται μὲν οὖν καὶ τὰ τοιαῦτα, ὡς δεῖ δὲ καὶ ὡς ὁ λόγος ὑπομένει, τοῦ καλοῦ ἕνεκα· τοῦτο γὰρ τέλος τῆς ἀρετῆς... γίνεται δὲ τῶν ἀμαρτιῶν ἢ μὲν ὅτι οὐ δεῖ ἢ δὲ ὅτι οὐχ ὡς δεῖ ἢ δὲ ὅτι οὐχ ὅτε, ἢ τι τῶν τοιοῦτων· ὁμοίως δὲ καὶ περὶ τὰ θαρραλέα. ὁ μὲν οὖν ἂν δεῖ καὶ οὐ ἕνεκα ὑπομένων καὶ φοβούμενος, καὶ ὡς δεῖ καὶ ὅτε, ὁμοίως δὲ καὶ θαρρῶν, ἀνδρείος· κατ' ἀξίαν γὰρ, καὶ ὡς ἂν ὁ λόγος, πάσχει καὶ πράττει ὁ ἀνδρείος... 23. καλοῦ δὲ ἕνεκα ὁ ἀνδρείος ὑπομένει καὶ πράττει τὰ κατὰ τὴν ἀνδρείαν. 1116<sup>a</sup>, 6. ὁ ἀνδρείος... μέσως ἔχει καὶ ὡς δεῖ. X, 11. 1116<sup>a</sup>, 40. ἡ ἀνδρεία μεσότης ἐστὶ περὶ θαρραλέα καὶ φοβερά, ἐν οἷς εἰρηται καὶ ὅτι καλὸν αἰρεῖται καὶ ὑπομένει ἢ ὅτι αἰσχρόν τὸ μῆ.*

51) 1116<sup>a</sup>, 27. ὁμοίως δ' αὐτῇ (ἢ πολιτικῇ ἀνδρείᾳ) μάλιστα τῇ πρῶτερον εἰρημένῃ, ὅτι δι' ἀρετὴν γίνεται. δι' αἰδῶ γὰρ καὶ διὰ καλοῦ ὄρεξιν (τιμῆς γὰρ) καὶ φρυγὴν ὀνειδούς, αἰσχροῦ ὄντος. 1116<sup>b</sup>, 2. δεῖ οὐ δι' ἀνάγκην ἀνδρείον εἶναι, ἀλλὰ ὅτι καλόν.

52) III, 41.

53) III, 42. 1117<sup>a</sup>, 32. τῷ δὲ τὰ λυπηρὰ ὑπομένειν ἀνδρείοι λέγονται. διὸ καὶ ἐπιλυπὸν ἢ ἀνδρεία καὶ δικαίως ἐπαινέται· χαλεπώτερον γὰρ τὰ λυπηρὰ ὑπομένειν ἢ τῶν ἡδέων ἀπέχεσθαι... 1117<sup>b</sup>, 7. εἰ δὲ τοιοῦτόν ἐστι καὶ τὸ περὶ τὴν ἀνδρείαν, ὁ μὲν θάνατος καὶ τὰ τραύματα λυπηρὰ τῷ ἀνδρείῳ καὶ ἄκοντι ἐσται, ὑπομένει δὲ αὐτὰ, ὅτι καλόν ἢ ὅτι αἰσχρόν τὸ μῆ· καὶ ὅσῳ ἂν μάλλον τὴν ἀρετὴν ἔχη πᾶσαν καὶ εὐδαιμονέστερος ἢ, μᾶλλον ἐπὶ τῷ θανάτῳ λυπηθήσεται· τῷ τοιούτῳ γὰρ μάλιστα ζῆν ἄξιον, καὶ οὐτος μεγίστων ἀγαθῶν ἀποστρεφεται εἰδώς... ἀλλ' οὐδὲν ἦτον ἀνδρείος... οὐ δὲ ἐν ἀπάσαις ταῖς ἀρεταῖς τὸ ἡδέως ἐνεργεῖν ὑπάρχει, πλὴν ἐφ' ὅσον τοῦ τέλους ἐφάπτεται. Das ἐφάπτεσθαι τοῦ τέλους kann wohl schwerlich bloß eine Beziehung auf den Zweck bezeichnen, wie Brandis a. a. O. S. 1399 diese Worte auffasst, sondern weil alle Lust die Vollendung der

Schilderung der Tapferkeit wird ihr nicht nur ein Werth beigelegt, der von der Erreichung des in der Eudämonie liegenden Zweckes unabhängig ist, sondern ihr sittliches Wesen wird an das was und wesswegen und wie und wenn man zu fürchten oder nicht zu fürchten hat, dergestalt gebunden, dass erst die Bestimmung dieses Was und Wesswegen und Wie und Wenn über den Begriff der Tapferkeit, insofern sie eine Tugend ist, Aufschluss geben würde.

Ganz ähnlich ist das Verfahren bei der *σωφροσύνη*, die hier in einem viel engeren Sinne, als im sechsten Buche (VI, 5), als die Mässigkeit in Beziehung auf gewisse körperliche Lustempfindungen, eigentlich nur auf gewisse Arten der Tastempfindungen beschränkt wird, weil auf diese auch die Geschmacksempfindungen sollen zurückgeführt werden können.<sup>54)</sup> Diese Arten von Geniessungen sind theils allgemein natürliche, theils individuelle; und während bei den ersteren nur Wenige und vornehmlich nur durch das Zuviel fehlen, fehlen rücksichtlich der individuellen die Unmässigen mannigfaltig theils rücksichtlich der Gegenstände, theils rücksichtlich der Art des Genusses.<sup>55)</sup> Wer ist nun der Mässige? Der, welcher die richtige Mitte hält, d. h. der welcher sich an manchen Geniessungen gar nicht und an allen nicht zu sehr und nicht zur un rechten Zeit und nur insofern ergötzt, als der Genuss nicht unvereinbar mit dem Schönen ist oder über sein Vermögen hinausgeht; überhaupt derjenige der sich so verhält, wie die Vernunft vorschreibt.<sup>56)</sup>

Thätigkeit sein soll, ist sie mit derselben nur in so fern verbunden, als die Thätigkeit ihren Zweck wirklich erreicht.

54) III, 13. — 1118<sup>a</sup>, 23. *περὶ τὰς τοιαύτας δὴ ἡδονὰς ἡ σωφροσύνη καὶ ἡ ἀκολασία ἐστὶν ὧν καὶ τὰ λοιπὰ ζῶα κοινωνεῖ... αὐτὰ δ' εἰσὶν ἀφῆ καὶ γεύσεις* u. s. w. 1118<sup>b</sup>, 7. *οὐ περὶ πᾶν τὸ σῶμα ἢ τοῦ ἀκολάστου ἀφῆ, ἀλλὰ περὶ τινὰ μέρος.*

55) 1118<sup>b</sup>, 15. *ἐν μὲν ταῖς φυσικαῖς ἐπιθυμίαις ὀλίγοι ἀμαρτάνουσι καὶ ἐφ' ἑν, ἐπὶ τὸ πλεῖον... περὶ δὲ τὰς ἰδίαις τῶν ἡδονῶν πολλοὶ καὶ πολυλαχῶς ἀμαρτάνουσιν· τῶν γὰρ φιλοτιμῶν λεγομένων ἢ τῶν χαίρειν οἷς μὴ δεῖ ἢ τῶν μᾶλλον ἢ ὡς οἱ πολλοὶ, ἢ μὴ ὡς δεῖ, κατὰ πάντα δ' οἱ ἀκόλαστοι ὑπερβάλλουσιν.*

56) III, 14. 1119<sup>a</sup>, 14. *ὁ δὲ σώφρων μέσως περὶ ταῦτ' ἔχει· οὔτε γὰρ ἦσθαι οἷς μάλιστα ὁ ἀκόλαστος, ἀλλὰ μᾶλλον δυσχεραίνει, οὔθ' ὅλως οἷς μὴ δεῖ οὔτε σφόδρα τοιούτῳ οὔθεν, οὔτ' ἀπάντων λυπεῖται καὶ ἐπιθυμῆν ἢ μετρίως, οὔδὲ μᾶλλον ἢ δεῖ οὔδ' ὅτε μὴ δεῖ οὔδ' ὅλως τῶν τοιοῦτων οὔθεν. ὅσα δὲ πρὸς ὑγίειάν ἐστιν ἢ πρὸς εὐεξίαν ἡδέα ὄντα, τούτων ὀρεξεται μετρίως καὶ ὡς δεῖ καὶ τῶν ἄλλων ἰδέων μὴ ἐμ-*

Es folgt die Erörterung über die Freigebigkeit, von der sich die Grossartigkeit eben nur durch die Grösse unterscheidet, als die vorzugsweise auf das Geben, weniger auf das Nehmen dessen, was Geld und Geldeswerth ist, gerichtete Tugend.<sup>57)</sup> Auch hier postulirt Aristoteles für die Bestimmung der richtigen Mitte nicht nur die sittliche Gesinnung überhaupt, sondern auch die richtige Beurtheilung des ganzen Complexes sittlicher Verhältnisse, für welche die Freigebigkeit Darstellung oder Hilfsmittel ist; die ganze ausführliche Schilderung beider Tugenden setzt immerfort voraus, dass man anderwärts her wisse, wenn und wie viel und in welcher Weise Geld aufzuwenden sei, um die richtige Mitte zwischen der Verschwendung und der Knickerei zu halten.<sup>58)</sup>

Eben so deutlich tritt dies bei der *μεγαλοψυχία* hervor, die das durch das Bewusstsein des eigenen sittlichen Werthes geadelte Selbstgefühl bezeichnet und zu der sich die Ehrliche verhält, wie die Freigebigkeit zur Grossartigkeit.<sup>59)</sup> Hochsinnig ist der, der sich selbst hoch hält, weil er einen hohen Werth hat. Er darf gross von sich selbst denken, weil die wirkliche, nicht blos eingebilddete Grösse seines Werthes dies verstatet, und in der Angemessenheit dieses Urtheils über sich selbst an den eigenen Werth ist die *μεγαλοψυχία* das Mittlere zwischen der Auf-

*ποδίων τούτοις ὄντων ἢ παρὰ τὸ καλὸν ἢ ὑπὲρ τὴν οὐσίαν. ὁ γὰρ οὕτως ἔχων μᾶλλον ἀγαπᾷ τὰς τοιαύτας ἡδονὰς τῆς ἀξίας· ὁ δὲ σώφρων οὐ τοιοῦτος, ἀλλ' ὡς ὁ ὀρθὸς λόγος.*

57) IV, 4. 1119<sup>b</sup>, 22. *ἐλευθεριότης δοκεῖ εἶναι ἢ περὶ χρήματα μεσότης. ἐπαινείται γὰρ ὁ ἐλευθέριος... ἐν τοῖς περὶ δόσιν χρημάτων καὶ λήψιν, μᾶλλον δ' ἐν τῇ δόσει. χρήματα δὲ λέγομεν πάντα ὅσων ἡ ἀξία νομίματι μετρεῖται. IV, 4. 1122<sup>a</sup>, 18. δοκεῖ καὶ αὕτη (ἡ μεγαλοπρέπεια) περὶ χρήματὰ τις ἀρετὴ εἶναι. οὐχ ὡσπερ δ' ἡ ἐλευθεριότης διατείνει περὶ πάσας τὰς ἐν χρήμασι πράξεις, ἀλλὰ περὶ τὰς διαπανηρὰς μόνον· ἐν τούτοις δ' ὑπερέχει τῆς ἐλευθεριότητος μεγέθει.*

58) IV, 2. 1120<sup>a</sup>, 24. *αἱ κατ' ἀρετὴν πράξεις καλαὶ καὶ τοῦ καλοῦ ἕνεκα. καὶ ὁ ἐλευθέριος οὖν δώσει τοῦ καλοῦ ἕνεκα καὶ ὀρθῶς· οἷς γὰρ δεῖ καὶ ὅσα καὶ ὅτε καὶ τὰ ἄλλα ὅσα ἔπεται τῇ ὀρθῇ δόσει· καὶ ταῦτα ἡδέως ἢ ἀλύπως· τὸ γὰρ κατ' ἀρετὴν ἡδὺ ἢ ἀλυπον, ἥμιστα δὲ λυπηρόν. ὁ δὲ διδοὺς οἷς μὴ δεῖ ἢ μὴ τοῦ καλοῦ ἕνεκα, ἀλλὰ διὰ τιν' ἄλλην αἰτίαν, οὐκ ἐλευθέριος, ἀλλ' ἄλλος τις βληθήσεται. 1120<sup>b</sup>, 27. τῆς ἐλευθεριότητος δὴ μεσότητος οὕσης περὶ χρημάτων δόσιν καὶ λήψιν, ὁ ἐλευθέριος καὶ δώσει καὶ διαπανήσει εἰς ἃ δεῖ καὶ ὅσα δεῖ, ὁμοίως ἐν μικροῖς καὶ μεγάλοις, καὶ πάντα ἡδέως· καὶ λήψεται δ' ὅθεν δεῖ καὶ ὅσα δεῖ. Rücksichtlich der *μεγαλοπρέπεια* dieselben Bestimmungen IV, 4. 1122<sup>b</sup>, 6 fgg.*

59) IV, 10. 1125<sup>b</sup>, 1 fgg.

geblasenheit und dem Kleinmuth.<sup>60)</sup> Der Hochsinnige darf also auch Anspruch machen auf äussere Ehre; denn diese ist das grösste der äusseren Güter; zu diesem Anspruch berechtigt ihn sein innerer Werth; denn der Schlechte verdient keine Ehre; die Ehre ist der Kampfspreis der Tugend.<sup>61)</sup> Aber er nimmt die Ehre, weil er eine grössere Belohnung nicht finden kann; denn im Grunde erreicht die Ehre den Werth der Tugend nicht; der Hochsinnige kann daher auch gleichgültig gegen fremdes Lob sein.<sup>62)</sup> Aeussere Glücksumstände, vornehme Abstammung, Reichthum können diese Gesinnung unterstützen; aber sie ruht nicht auf ihnen; dergleichen Aeusserlichkeiten richtig zu ertragen, dazu gehört selbst schon Tugend. Selbst der verachtende Stolz des Hochsinnigen ist gerechtfertigt, weil er sich auf den Adel der sittlichen Gesinnung stützt.<sup>63)</sup> Diese ganze Schilderung des Hochsinnigen, welche Aristoteles mit feinem Sinne bis zu dem äusseren Betragen des innerlich vornehmen Mannes verfolgt,<sup>64)</sup> setzt die sittliche Würde als in grossartiger Weise an

60) IV, 7. 1123<sup>b</sup>, 4. δοκεῖ δὲ μεγαλόψυχος εἶναι ὁ μέγλων αὐτὸν ἀξίων ἄξιος ὢν... ἐν μεγέθει γὰρ ἢ μεγαλοψυχία... ὁ δὲ μέγλων ἑαυτὸν ἀξίων ἀνάξιος ὢν χαῦνος... ὁ δ' ἐλαττόνων ἢ ἄξιος μικρόψυχος... 1123<sup>b</sup>, 13. ἔστι δὴ ὁ μεγαλόψυχος τῷ μὲν μεγέθει ἄκρος, τῷ δὲ ὡς δεῖ μέσος· τοῦ γὰρ κατ' ἀξίαν αὐτὸν ἄξιοι.

61) 1123<sup>b</sup>, 15. εἰ δὲ δὴ μέγλων ἑαυτὸν ἄξιοι ἄξιος ὢν, καὶ μάλιστα τῶν μέγλων, περὶ ἐν μάλιστα ἂν εἴη· ἢ δὲ ἀξία λέγεται πρὸς τὰ ἐκτὸς ἀγαθὰ, μέγιστον δὲ τοῦτ' ἂν θείημεν ὁ τοῖς θεοῖς ἀπονέμομεν... τοιοῦτον δ' ἢ τιμὴ... καὶ ἄνευ δὲ λόγου φαίνονται οἱ μεγαλόψυχοι περὶ τιμὴν εἶναι· τιμῆς γὰρ μάλιστα ὁ μεγάλοι ἀξιοῦσιν ἑαυτοῦς, κατ' ἀξίαν δέ. — 1123<sup>b</sup>, 33. καθ' ἕκαστα δ' ἐπισκοποῦντι πάμπαν γελοῖος φαίνονται ἂν ὁ μεγαλόψυχος μὴ ἀγαθὸς ὢν. οὐκ εἴη δ' ἂν οὐδὲ τιμῆς ἄξιος φαῦλος ὢν· τῆς ἀρετῆς γὰρ ἄθλον ἢ τιμὴ καὶ ἀπονέμεται τοῖς ἀγαθοῖς. ἔοικε μὲν οὖν ἢ μεγαλοψυχία οἷον κόσμος εἶναι τῶν ἀρετῶν.

62) 1124<sup>a</sup>, 7. ἀρετῆς παντελῶς οὐκ ἂν γένοιτο ἀξία τιμὴ· οὐ μὴν ἄλλ' ἀποδέχεται γε τῷ μὴ ἔχειν αὐτοῦς μείζω αὐτῷ ἀπονέμειν. τῆς δὲ παρὰ τῶν τυχόντων καὶ ἐπὶ μικροῖς πάμπαν ὀλιγορήσει· οὐ γὰρ τούτων ἄξιος. ὁμοίως δὲ καὶ ἀτιμίας· οὐ γὰρ ἔσται δικαίως περὶ αὐτόν. 1124<sup>a</sup>, 19. ᾧ δὴ καὶ ἢ τιμὴ μικρὸν ἔστι, τοῦτῳ καὶ τάλλα. διὸ ὑπερόπται δοκοῦσιν εἶναι.

63) IV, 8. 1124<sup>a</sup>, 20. δοκεῖ δὲ καὶ τὰ εὐτυχήματα συμβάλλεσθαι πρὸς μεγαλοψυχίαν. οἱ γὰρ εὐγενεῖς ἀξιοῦνται τιμῆς καὶ οἱ δυναστεύοντες καὶ οἱ πλουτοῦντες... κατ' ἀλήθειαν δ' ὁ ἀγαθὸς μόνος τιμητέος... οἱ δ' ἄνευ ἀρετῆς τὰ τοιαῦτα ἀγαθὰ ἔχοντες οὔτε δικαίως ἑαυτοῦς μέγλων ἀξιοῦνται οὔτε ὀρθῶς μεγαλόψυχοι λέγονται· ἄνευ γὰρ ἀρετῆς παντελῶς οὐκ ἔστι ταῦτα... ἄνευ ἀρετῆς οὐ ῥάδιον φέρειν ἐμμελῶς τὰ εὐτυχήματα. 1124<sup>a</sup>, 9. ὁ μεγαλόψυχος δικαίως καταφρονεῖ (δοξάζει γὰρ ἀληθῶς).

64) 1125<sup>b</sup>, 12.

dem Individuum realisirt voraus, wie denn Aristoteles die *μεγαλοψυχία* ausdrücklich als den Schmuck der übrigen Tugenden bezeichnet; und es ist kaum nöthig besonders hervorzuheben, dass bei dem verkleinerten Seitenstücke der Hochsinnigkeit, der Ehrliche, ebenfalls daran erinnert wird, dass die ihr entgegenstehenden Fehler darin bestehen, dass in einer nicht richtigen Weise entweder zu wenig oder zu viel nach Ehre gestrebt wird, was allerdings sehr fasslich, aber nicht sehr belehrend ist.<sup>65)</sup>

Die Schilderung der *πραότης* als des richtigen Verhaltens in Beziehung auf den Zorn verläuft ganz in derselben Weise und mit oft wiederholten Hinweisungen auf das *ὡς δεῖ καὶ ὅτε* u. s. w.<sup>66)</sup> und ebenso kehren diese Wendungen in der Schilderung der Tugenden des Umgangs wieder, die sich entweder auf die Wahrhaftigkeit oder auf die Annehmlichkeit desselben theils für die Erholung, theils für den übrigen Verkehr beziehen.<sup>67)</sup> Die dürftige Behandlung der Wahrhaftigkeit als des Mittleren zwischen der Aufschneiderei und der unwahren Verkleinerung (*εἰρωνεία*) ist zwar an dieser Stelle dadurch entschuldigt, dass Aristoteles die Beziehungen derselben auf die Gerechtigkeit hier absichtlich ausschliesst;<sup>68)</sup> aber wenn er ausdrücklich ausspricht, dass die Lüge an sich schlecht und verwerflich, die Wahrhaftigkeit schön und löblich ist,<sup>69)</sup> so liegt auch darin ein sittliches Urtheil, welches, wenn es ein unmittelbares ist, selbst ein ethisches Princip bezeichnet, und wenn sich für dasselbe eine Vermittelung nachweisen lässt, auf andere sittliche Urtheile zurückgeführt werden muss.

65) IV, 10. 1125<sup>b</sup>, 6. ὡςπερ δ' ἐν λήψει καὶ ὀδοῖσι χρημάτων μεσότης ἐστὶ καὶ ὑπερβολὴ τε καὶ ἑλλειψις, οὕτω καὶ ἐν τιμῆς ὀρέξει τὸ μᾶλλον ἢ δεῖ καὶ ἥττον καὶ τὸ ὄφειν δεῖ καὶ ὡς δεῖ u. s. w.

66) IV, 10. 1125<sup>b</sup>, 26. *πραότης* δ' ἐστὶ μὲν μεσότης περὶ ὀργῆς· ἡ δ' ὑπερβολὴ ὀργιλότης τις λέγεται ἄν. τὸ μὲν γὰρ πάθος ἐστὶν ὀργή, τὰ δ' ἐμποιούντα πολλὰ καὶ διαφέροντα. ὁ μὲν οὖν ἐφ' οἷς δεῖ καὶ οἷς δεῖ ὀργιζόμενος, ἔτι δὲ καὶ ὡς δεῖ καὶ ὅτε καὶ ὅσον χρόνον, ἐπαινεῖται· πρῶτος δὴ οὗτος ἂν εἴη. 1126<sup>a</sup>, 4. οἱ μὴ ὀργιζόμενοι ἐφ' οἷς δεῖ ἡλίθιοι δοκοῦσιν εἶναι, καὶ οἱ μὴ ὡς δεῖ μὴδ' ὅτε μὴδ' οἷς δεῖ. *ibid.* 8. ἡ δ' ὑπερβολὴ κατὰ πάντα μὲν γίνεταί· καὶ γὰρ οἷς οὐ δεῖ καὶ ἐφ' οἷς οὐ δεῖ καὶ μᾶλλον ἢ δεῖ καὶ θᾶττον καὶ πλεῖω χρόνον.

67) IV, 12—14; die Einteilung s. 1128<sup>b</sup>, 5.

68) IV, 13. 1127<sup>a</sup>, 33.

69) 1127<sup>a</sup>, 28. καθ' αὐτὸ δὲ τὸ μὲν ψεῦδος φαῦλον καὶ ψεκτὸν, τὸ δ' ἀληθὲς καλὸν καὶ ἐπαινετόν.

Es mag erlaubt sein, bei dieser Erörterung der Art, wie Aristoteles die einzelnen Tugenden durchgeht, die *δικαιοσύνη* nur kurz zu berühren. Was Aristoteles durch den Begriff der *δικαιοσύνη* im engern Sinne bezeichnet, entspricht zunächst dem, wenn auch nicht hinlänglich genau bestimmten Begriff der Billigkeit; die austheilende Gerechtigkeit, welche die Grundlage für die ausgleichende bildet, steht unter der Herrschaft des Satzes: die sachlichen Werthe, welche jeder zu erhalten hat, sollen entsprechen dem persönlichen Werthe des Empfängers; jeder soll bekommen, was er verdient. Sie hat also für das richtige Verhältniss dessen, was jeder bekommt, zu seiner Würdigkeit zu sorgen und es ist dann ganz selbstverständlich, dass sowohl das Zuviel als das Zuwenig dieser Forderung zuwiderläuft. Bei der ausgleichenden Gerechtigkeit soll die Rücksicht auf die Würdigkeit der Personen wegfallen; sie bezieht sich lediglich auf die Wiederherstellung der sachlichen Werthe, die der eine dem andern entzogen hätte; sie besorgt, nach arithmetischer Proportion, das Mittlere zwischen Vortheil und Schaden, Gewinn und Verlust.<sup>70)</sup> Die Bestimmung des Mittleren hat in beiden Fällen ein objectives Maass in dem Werthe theils der Personen theils der Sachen; daher ist die Gerechtigkeit nicht wie die übrigen Tugenden, selbst ein Mittleres zwischen zwei entgegengesetzten

70) V, 6. 7. Wie sehr die aristotelische Auffassung der *δικαιοσύνη* auf den Begriff der Billigkeit beschränkt ist und grosse Gebiete, die unzweifelhaft eine rechtliche Bedeutung in Anspruch nehmen, gänzlich unberücksichtigt lässt, geht unter Anderem auch daraus hervor, dass man der Consequenz der von ihm aufgestellten Begriffe nach nicht wohl absehen kann, wie in tadelloser Weise irgend eine Rechtsungleichheit, Verschiedenheit des Eigenthums u. s. w., welche dem Verdienst, der *ἀξία*, der Personen nicht genau entspricht, in sittlich unverwerflicher Weise entstehen könne. Eben so wenig würde sie, wenn sie irgendwie entstanden wäre, auf einen Rechtsschutz Anspruch machen können; denn man sieht, wenn den Rechtsansprüchen nichts Anderes zu Grunde liegt, als diese *ἀξία*, keinen Grund ein, warum für die *δικαιοσύνη διορθωτική* die Rücksicht auf den Werth der Personen bei Seite gesetzt werden soll. Worin die *ἀξία* bestehe, lässt Aristoteles unbestimmt; er begnügt sich mit der Bemerkung, dass sie von Verschiedenen verschieden aufgefasst werde; wenn er hinzufügt, die Demokraten suchen sie in der Freiheit, die Oligarchen im Reichthum, andere im Adel, die Aristokraten in der Tugend (V, 6. 1431<sup>a</sup>, 25), so ist das rückblicklich der drei ersten Beispiele ein schiefer Gedanke; denn Freiheit, Reichthum, Standesvorrechte sind selbst Gegenstände einer möglichen Vertheilung; man müsste denn etwa sagen wollen: wer viel hat, von vornehmer Geburt ist u. s. w., verdient viel.

Extremen, sondern sie ist die das Mittlere findende und wiederherstellende Tugend. <sup>71)</sup> Der ihr die Grundlage darbietende Satz aber: jedem soll werden, was er verdient, ist wiederum ein ganz unmittelbar auftretendes Urtheil, welches natürlich auch das Urtheil einschliesst, es sei Unrecht, wenn jemand mehr oder weniger erhält, als er verdient. <sup>72)</sup>

Es würde falsch sein zu sagen, dass Aristoteles nicht gesehen habe, dass die bei jeder einzelnen Tugend wiederkehrende Hinweisung auf das *ὡς δεῖ καὶ ὅτε* u. s. w. den eigentlichen Punkt der Frage zwar bezeichnet, aber eben so wenig als die Berufung auf das Urtheil des *ἀνὴρ σπουδαῖος* und den *ὀρθὸς λόγος* beantwortet. Er spricht dies vielmehr da, wo er diese ganze Lehre abschliesst, selbst aus, indem er sagt, die bisherigen Bestimmungen seien zwar richtig, aber bei jedem anderen Geschäfte gelte derselbe Satz, dass man weder zu wenig noch zu viel thun dürfe; durch dieses Wissen werde man jedoch um nichts klüger, eben so wenig als wenn man dem, der frage, welche Nahrungsmittel man zu nehmen habe, die Antwort gebe, die welche die Heilkunst und der Heilkünstler vorschreibt. <sup>73)</sup> Und in der That gestatten die Erörterungen über die ethischen Tugenden immer noch nicht, bei Aristoteles an der Stelle, wo man ein oder mehrere ethische Principien zu erwarten berechtigt ist, etwas Anderes als einen leeren Raum zu erblicken, wenn man es nicht vorzieht, sich in dem um einige Glieder erweiterten Kreise zu bewegen, über welchem die stillschweigend vor-

71) V, 9. 1138<sup>b</sup>, 32. ἡ δικαιοσύνη μέσότης ἐστὶν οὐ τὸν αὐτὸν τρόπον ταῖς πρότερον ἀρεταῖς, ἀλλ' ὅτι μέσον ἐστίν· ἢ δ' ἀδικία τῶν ἄκρων.

72) V, 6. 1134<sup>a</sup>, 25. τὸ γὰρ δίκαιον ἐν ταῖς διανομαῖς ὁμολογοῦσι πάντες κατ' ἄξίαν τινὰ δεῖν εἶναι. Ein solches unmittelbares von der Rücksicht auf das Mehr und Weniger unabhängiges Urtheil verräth sich auch in sehr bezeichnender Weise in der Art, wie er den sittlichen Werth des Unrechtleidens im Verhältniss zum Unrechtthun bestimmt. 1138<sup>a</sup>, 28. φανερόν δὲ καὶ ὅτι ἄμφορ μὲν φαῦλα, καὶ τὸ ἀδικεῖσθαι καὶ τὸ ἀδικεῖν· τὸ μὲν γὰρ ἔλαττον τὸ δὲ πλεόν ἔχειν ἐστὶ τοῦ μέσου· . . . ἀλλ' ὅμως χειρόν τὸ ἀδικεῖν· τὸ μὲν γὰρ ἀδικεῖν μετὰ κακίας καὶ ψεκτόν, . . . τὸ δ' ἀδικεῖσθαι ἄνευ κακίας καὶ ἀδικίας.

73) VI, 1. 1138<sup>b</sup>, 25. ἐστὶ δὲ τὸ μὲν εἰπεῖν οὕτως ἀληθὲς μὲν, οὐδὲν δὲ σαφές. καὶ γὰρ ἐν ταῖς ἄλλαις ἐπιμελείαις, περὶ ὅσας ἐστὶν ἐπιστήμη, τοῦτ' ἀληθὲς μὲν εἰπεῖν, ὅτι οὔτε πλείω οὔτ' ἐλάττω δεῖ ποιεῖν οὐδὲ διαφυγεῖν, ἀλλὰ τὰ μέσα καὶ ὡς ὁ ὀρθὸς λόγος· ταῦτα δὲ μόνον ἔχων ἂν τις οὐδὲν ἂν εἰδέη πλεόν, οἷον ποῖα δεῖ προσφέρεισθαι πρὸς τὸ σῶμα, εἰ τις εἰπείεν ὅτι ὅσα ἢ ταρξικὴ κελεύει καὶ ὡς ταύτην ἔχων.



ausgesetzten, aber nirgends mit dem Streben nach Ordnung und Vollständigkeit aufgezeigten sittlichen Werthbestimmungen wie eine unbekannte Gottheit schweben. Das höchste Ziel, das ἀγαθόν, ist die Eudämonie, und gut ist, wer die Eudämonie besitzt oder wenigstens nach ihr strebt. Aber die Eudämonie besteht nicht in einem thatlosen Besitz, sondern in der Thätigkeit und zwar in der sittlichen Thätigkeit sammt der mit ihr verknüpften, aus ihr hervorgehenden Lust. Die sittliche Thätigkeit ist die tugendhafte; alle Tugenden, die sich auf die πάθη καὶ πράξεις beziehen, bestehen in einem Mittleren zwischen zwei Extremen; das Maass für die Bestimmung dieser richtigen Mitte liegt in dem ὡς δεῖ καὶ ὅτε δεῖ u. s. w., wie der sittliche Mensch und der ὁρθὸς λόγος es bestimmt, und auf die Frage, wer der sittliche Mensch sei, wird sich aus allen his jetzt aufgestellten Begriffen eben keine andere Antwort ableiten lassen als es sei der, welcher nicht ein genussüchtiges und thierisches Leben führt, sondern nach der wahren, des Menschen würdigen Glückseligkeit strebt. —

Hätte also auch Aristoteles nicht sofort bei der Eintheilung der Tugend die dianoetische Tugend neben die ethische gestellt, so hätte er wegen der von ihm selbst bemerklich gemachten Unvollständigkeit der dargelegten Begriffsreihe die dringendste Aufforderung gehabt, über das Wesen des im ἀνὴρ σπουδαῖος sich darstellenden ὁρθὸς λόγος Rechenschaft zu geben. Er wendet sich zu dieser früher (vgl. Anmerk. 38) von ihm zurückgelegten Untersuchung im sechsten Buche, und es ist zu prüfen, ob sich hier die Lücke schliesst, oder ein Ausgang aus dem Zirkel eröffnet.

Aristoteles knüpft diese Untersuchung an eine Unterscheidung innerhalb des vernünftigen Theils der Seele an, je nachdem die Vernunft auf das gerichtet ist, dessen Principien sich nicht anders verhalten können, oder auf das, wo verschiedene Bestimmungen möglich sind; denn, meint er, es müsse zwei solche Theile der vernünftigen Seele geben, weil es zwei solche Klassen der Gegenstände der Erkenntniss gebe, zwischen der Erkenntniss aber und ihrem Gegenstande eine Aehnlichkeit stattfinden müsse.<sup>74)</sup> Dem einen Theile gehört die Wissenschaft,

74) VI, 2. 1139<sup>a</sup>, 6. ὑποκείσθω δύο τὰ λόγον ἔχοντα, ἐν μὲν ᾧ θεωροῦμεν τὰ τοιαῦτα τῶν ὄντων, ὅσων αἱ ἀρχαὶ μὴ ἐνδέχονται ἄλλως ἔχειν, ἐν

dem andern die Ueberlegung und Berathung; <sup>75)</sup> in beiden Gebieten ist das Erzeugniss des vernünftigen Denkens die Wahrheit; für beide Gebiete ist also das Denken, welches Wahres erkennt, das beste; in ihm liegt die *ἀρετή* des betreffenden Theils der Seele. <sup>76)</sup> Was nun für das Denken Bejahung und Verneinung ist, das ist für die Begehrung, welche neben dem *νοῦς* das Entscheidende für das Handeln ist, das Anstreben und Widerstreben, und da die ethische Tugend ein vorsätzliches Verhalten, der Vorsatz aber eine mit Ueberlegung verbundene Begehrung ist, muss der Inhalt der Ueberlegung wahr und die Begehrung richtig sein, wenn anders der Vorsatz trefflich sein soll. Ueberlegung und Begehrung müssen dasselbe bejahen und erstreben; hierin liegt die Wahrheit des praktischen Denkens. Der Ausgangspunkt (*ἀρχή*) des Handelns ist der Vorsatz; von ihm geht zwar nicht die Bestimmung des Zwecks, aber das bestimmte die Erreichung des Zwecks vermittelnde Handeln aus; der Ausgangspunkt des Vorsatzes ist die Begehrung und der Zweck; und da zwar nicht das Denken an sich, wohl aber das auf einen Zweck gerichtete das Bewegende ist, so gibt es kein richtiges Verhalten (*εὐπραξία*) ohne Denken und Sitte, und der Vorsatz kann geradezu begehrendes Denken oder denkende Begehrung genannt werden. <sup>77)</sup>

δὲ ὧ τὰ ἐνδεχόμενα· πρὸς γὰρ τὰ τῷ γένοι ἕτερα καὶ τῶν τῆς ψυχῆς μορίων ἕτερον τῷ γένοι τὸ πρὸς ἑκάτερον πεφυκός, εἴπερ καθ' ὁμοιότητά τινα καὶ οικειότητα ἢ γνώσις ὑπάρχει αὐτοῖς.

75) 1189<sup>a</sup>, 12. λεγέσθω δὲ τούτων τὸ μὲν ἐπιστημονικὸν τὸ δὲ λογιστικόν· τὸ γὰρ βουλευέσθαι καὶ λογίζεσθαι ταῦτόν, οὐδεὶς δὲ βουλεύεται περὶ τῶν μὴ ἐνδεχομένων ἄλλως ἔχειν.

76) 1139<sup>a</sup>, 15. ληπτέον ἄρ' ἑκατέρου τούτων τίς ἢ βελτίστη ἕξις· αὕτη γὰρ ἀρετὴ ἑκατέρου, ἢ δ' ἀρετὴ πρὸς τὸ ἔργον τὸ οικεῖον. 1139<sup>b</sup>, 12. ἀμφοτέρων δὴ τῶν νοητικῶν μορίων ἀλήθεια τὸ ἔργον. καθ' ἃς οὖν μάλιστα ἕξεις ἀληθεύσει ἑκάτερον, αὐταὶ ἀρεταὶ ἀμφοῖν.

77) 1189<sup>a</sup>, 21. ἔστι δ' ὅπερ ἐν διανοίᾳ κατάφασις καὶ ἀπόφασις, τοῦτ' ἐν ὀρέξει δίωξις καὶ φυγὴ· ὡστ' ἐπειδὴ ἡ ἠθικὴ ἀρετὴ ἕξις προαιρετικῆ, ἢ δὲ προαιρέσεις ὀρεῖσις βουλευτικῆ, δεῖ διὰ τοῦτο τὸν λόγον ἀληθῆ εἶναι καὶ τὴν ὀρεξιν ὀρθήν, εἴπερ ἡ προαιρέσις σπουδαία, καὶ τὰ αὐτὰ τὸν μὲν φράσαι, τὴν δὲ διώκειν. αὕτη μὲν οὖν ἡ διάνοια καὶ ἡ ἀλήθεια πρακτικῆ. . . τὰληθές καὶ ψεῦδος γὰρ ἔστι παντὸς διανοητικοῦ ἔργου, τοῦ δὲ πρακτικοῦ καὶ διανοητικοῦ ἢ ἀληθεῖα ὁμολόγως ἔχουσα τῇ ὀρέξει τῇ ὀρθῇ. πράξεως μὲν οὖν ἀρχὴ προαιρέσις, ὅθεν ἡ κίνησις ἀλλ' οὐχ οὐ ἕνεκα, προαιρέσεως δὲ ὀρεῖσις καὶ λόγος ὁ ἕνεκά τινος. διὸ οὗτ' ἄνευ νοῦ καὶ διανοίας οὗτ' ἄνευ ἠθικῆς ἔστιν ἕξωσις ἢ προαιρέσις· εὐπραξία γὰρ καὶ τὸ ἐναντίον ἐν πράξει ἄνευ διανοίας καὶ ᾧθους οὐκ ἔστιν. διάνοια δ' αὕτη οὐδὲν κινεῖ, ἀλλ' ἢ ἕνεκά του

Diese Bestimmungen knüpfen zunächst an den schon im dritten Buche erörterten Begriff der *προαίρεσις* an. Dieser Begriff ordnete das Denken, die Ueberlegung dem Willen unter; die *προαίρεσις*, gleichviel ob man sie als den aus der Ueberlegung hervorgegangenen Vorsatz, oder als das seines Zweckes und der zur Erreichung desselben für tauglich erachteten Mittel bewusste Willen nennen will, war dort ausdrücklich dadurch von der *βούλησις* unterschieden worden, dass von der *βούλησις* der Zweck abhängt, die *προαίρεσις*, insofern sie aus Ueberlegung hervorgeht, auf die Mittel zum Zweck geht.<sup>78)</sup> Der Zweck ist das Gewollte; die *προαίρεσις* sammt der in ihr liegenden Ueberlegung nimmt den Zweck, wie das Willen ihn darbietet; sie entscheidet also nichts über den Werth des Zwecks; und so hatte sich Aristoteles schon dort auf das Urtheil des *ἀνὴρ σπουδαῖος* berufen, als der Richtschnur und des Maassstabes für die Unterscheidung des angestrebten Zwecks, ob er ein wahres oder nur scheinbares Gut sei.<sup>79)</sup> Die Erörterung des sechsten Buchs

καὶ πρακτικῆ· . . ἡ γὰρ εὐπραξία τέλος· ἡ δ' ὄρεξις τούτου, διὸ ὀρεκτικὸς τοῦς ἢ προαίρεσις ἢ ὄρεξις διανοητικὴ καὶ ἡ τοιαύτη ἀρχὴ ἀνθρώπου.

78) III, 4. 1141<sup>b</sup>, 26. ἡ μὲν βούλησις τοῦ τέλους ἐστὶ μᾶλλον, ἡ δὲ προαίρεσις τῶν πρὸς τὸ τέλος, οἷον ὑγιαίνειν βουλόμεθα, προαιρούμεθα δὲ δι' ὧν ὑγιαינוῦμεν καὶ εὐδαιμονεῖν βουλόμεθα μὲν καὶ φραμέν, προαιρούμεθα δὲ λέγειν οὐχ ἀρμόζει. III, 5. 1142<sup>b</sup>, 11. βουλευόμεθα δ' οὐ περὶ τῶν τελῶν, ἀλλὰ περὶ τῶν πρὸς τὰ τέλη. οὔτε γὰρ ἰατρὸς βουλευέται, εἰ ὑγιαίνει, οὔτε δῆτωρ, εἰ πείσει· . . ἀλλὰ θέμενοι τέλος τι, πῶς καὶ διὰ τίνων ἔσται σκοποῦσι καὶ διὰ πλείονων μὲν φαινομένου γίνεσθαι διὰ τίνος ῥᾶστα καὶ κάλλιστα ἐπισκοποῦσι u. s. w. In der ersteren Stelle ist die Anführung der Eudämonie als eines Beispiels für das, was die Begehrung sich zum Zwecke setzt charakteristisch. Da die *βούλησις* nicht weniger als die *ἐπιθυμία* eine Aeusserung des *ὀρεκτικὸν μέρος τῆς ψυχῆς* ist, so liegt in der *προαίρεσις* für sich allein gar nichts Sittliches; sie bezeichnet einen psychischen Vorgang, der beim unsittlichen Handeln so gut, wie beim sittlichen vorkommen kann und wirklich vorkommt.

79) III, 6. 1143<sup>a</sup>, 15. ἡ δὲ βούλησις ὅτι μὲν τοῦ τέλους ἐστὶν, εἴρηται, δοκεῖ δὲ τοῖς μὲν ἀγαθοῦ εἶναι, τοῖς δὲ φαινομένου ἀγαθοῦ. συμβαίνει δὲ τοῖς μὲν τὸ βουλευτὸν τὰγαθὸν λέγουσι μὴ εἶναι βουλευτὸν ὃ βούλεται ὃ μὴ ὀρθῶς αἰρούμενος· . . τοῖς δ' αὐτὸ φαινόμενον ἀγαθὸν τὸ βουλευτὸν λέγουσι μὴ εἶναι φύσει βουλευτὸν, ἀλλ' ἐκάστῳ τὸ δοκοῦν· . . εἰ δὲ δὴ ταῦτα μὴ ἀρέσκει, ἄρα φατέον, ἀπλῶς μὲν καὶ κατ' ἀλήθειαν βουλευτὸν εἶναι τὰγαθὸν, ἐκάστῳ δὲ τὸ φαινόμενον; τῷ μὲν οὖν σπουδαίῳ τὸ κατ' ἀλήθειαν εἶναι, τῷ δὲ φαίλῳ τὸ τυχόν· . . ὃ σπουδαῖος γὰρ ἕκαστα κρίνει ὀρθῶς· . . καὶ διαφέρει πλείστον ἴσως ὃ σπουδαῖος τῷ τὰληθὲς ἐν ἐκάστοις ὄρων, ὡσπερ κανὼν καὶ μέτρον αὐτῶν ὢν.

überschreitet nun den Begriff der *προαίρεσις* insofern, als ausdrücklich die Uebereinstimmung zwischen Einsicht und Wille, also das Verhältniss, welches Herbart innere Freiheit genannt hat, als Merkmal des sittlichen Verhaltens hervorgehoben wird. Wenn man aber in dieser Uebereinstimmung des Willens und der Einsicht desshalb einen wenig oder gar nicht genügenden Ausdruck eines sittlichen Princips finden zu müssen glaubt, weil in ihr allein noch keine vollständige Entscheidung oder Aufklärung über den Inhalt der Einsicht liege, so erstreckt sich diese Ausstellung auch auf die vorliegenden Bestimmungen des Aristoteles. Die Einsicht soll wahr und das Wollen mit dieser wahren Einsicht übereinstimmend sein; mehr liegt nicht in der vorgelegten Erörterung; über den Inhalt dieser geforderten wahren Einsicht gibt sie nicht den geringsten Aufschluss.

Aber Aristoteles beginnt im dritten Capitel des sechsten Buchs die ganze Auseinandersetzung noch einmal,<sup>80)</sup> und hier tritt an die Stelle der *προαίρεσις* der Begriff der *φρόνησις*. Fünferlei nämlich sei es, worin sich die Wahrheit durch Bejahung und Verneinung zu erkennen gebe: *ἐπιστήμη, τέχνη, φρόνησις, σοφία, νοῦς*. Die *ἐπιστήμη* ist das theoretische Wissen über das Ewige und Nothwendige; *τέχνη* und *φρόνησις* beziehen sich auf das, was sich auch anders verhalten kann; sie unterscheiden sich von einander dadurch, dass jene auf ein hervorzubringendes Werk geht, diese aber auf das Handeln selbst. Das wesentliche Merkmal des *φρόνιμος* ist die richtige Ueberlegung über das, was für ihn im Zusammenhange des ganzen Lebens gut und nützlich ist, insofern dabei veränderliche Bestimmungen möglich sind. Das Gute als Zweck ist hier die *εὐπραξία*; der *φρόνιμος* ist daher auch *σώφρων*, insofern er die auf diesen Zweck gerichteten Ueberlegungen aufrecht erhält, während bei dem Verderbten durch Lust und Unlust ein falsches Urtheil hervorgerufen wird.<sup>81)</sup> Die *φρόνησις* unterschei-

80) VI, 3. 1139<sup>b</sup>, 24. ἀρξάμενοι ἄνωθεν περὶ αὐτῶν πάλιν λέγωμεν.

81) VI, 5. 1140<sup>a</sup>, 25. δοκεῖ δὲ φρονίμου εἶναι τὸ δύνασθαι καλῶς βουλεύσασθαι περὶ τὰ αὐτῶ ἀγαθὰ καὶ συμφέροντα, οὐ κατὰ μέρος, . . . ἀλλὰ πᾶσι πρὸς τὸ εὖ ζῆν. σημεῖον δ' ὅτι καὶ τοὺς περὶ τὴν φρόνιμον λέγομεν, ὅταν πρὸς τέλος τι σπουδαῖον εὖ λογίσσονται ὣν μὴ ἔστι τέχνη. 1140<sup>b</sup>, 5. λείπεται αὐτῶν (τῶν φρόνησιν) εἶναι ἔξιν ἀληθῆ μετὰ λόγου πρακτικῆν περὶ τὰ ἀνθρώπων ἀγαθὰ καὶ κακὰ· τῆς μὲν γὰρ ποιήσεως ἕτερον τὸ τέλος, τῆς δὲ πράξεως οὐκ ἂν εἴη· ἔστι γὰρ αὐτῆ ἡ εὐπραξία τέλος. . . ἔστιν καὶ τῆν

det sich daher von der *προαίρεσις* dadurch, dass die in ihr liegende Ueberlegung auf den wahren Zweck des Menschen gerichtet ist; als solche Wohlberathenheit schliesst sie die Richtung der Ueberlegung auf das Gute ein.<sup>82)</sup> Wer für schlechte Zwecke die Mittel richtig überlegt oder gute Zwecke durch falsche Mittel erreicht, ist weder *εὐβουλος* noch *φρόνιμος*; die *φρόνησις* als *εὐβουλία* schliesst die richtige Bestimmung sowohl des Zwecks als der Mittel ein.<sup>83)</sup> Was mithin für das theoretische Denken die *σοφία* ist, das ist für das praktische die *φρόνησις*; beide stehen unter der Herrschaft des Princips, welches für jene die unabweisbaren Anfangspunkte des Wissens, für diese das Gute als der Zweck sind; und so wie es der Weisheit zukommt, nicht nur die Anfangspunkte des Wissens selbst, sondern auch das was aus ihnen folgt, richtig zu erkennen, so verbindet die *φρόνησις* mit der richtigen Erkenntniss des Zwecks die Bestimmung der richtigen Mittel zu seiner Erreichung. In der letzteren Beziehung fällt sie mit der *προαίρεσις* zusammen, in Beziehung auf die richtige Erkenntniss des Zwecks greift sie über sie hinaus.

Obwohl nun die *φρόνησις* selbst eine Tugend genannt wird, insofern sie nämlich als richtige praktische Ueberlegung die Vortüchtigkeit dieser Art des Denkens bezeichnet,<sup>81)</sup> so lässt doch die Bestimmung ihres Begriffs noch die doppelte Frage übrig:

*σωφροσύνην τούτῳ προσαγορεύομεν τῷ ὀνόματι, ὡς σώζουσιν τὴν φρόνησιν. σώζει γὰρ τὴν τοιαύτην ὑπόληψιν. οὐ γὰρ ἄπασαν ὑπόληψιν διαφθείρει οὐδὲ διαστρέφει τὸ ἡδὺ ἢ τὸ λυπηρὸν, . . . ἀλλὰ τὰς περὶ τὸ πρακτὸν. αἱ μὲν γὰρ ἀρχαὶ τῶν πρακτῶν τὸ οὐ ἕνεκα τὰ πρακτά· τῷ δὲ διαφθαρέμεναι δι' ἡδονῆν ἢ λύπην εὐθὺς οὐ φαίνεται ἡ ἀρχή, οὐδὲ δεῖν τούτου ἕνεκεν οὐδὲ διὰ τοῦθ' αἰρεῖσθαι πάντα καὶ πράττειν· ἔστι γὰρ ἡ κακία φθαρτικὴ ἀρχή.*

82) 1144<sup>b</sup>, 20. ἀνάγκη τὴν φρόνησιν ἕξιν εἶναι μετὰ λόγου ἀληθῆ, περὶ τὰ ἀνθρώπινα ἀγαθὰ πρακτικῆν. VI, 8. 1144<sup>b</sup>, 9. τοῦ φρονίμου μάλιστα τοῦτ' ἔργον εἶναι γαμῖν τὸ εὐβουλεύσασθαι. . . ὃ δὲ ἀπλῶς εὐβουλος ὁ τοῦ ἀρίστου ἀνθρώπου τῶν πρακτῶν στοχαστικὸς κατὰ τὸν λογισμὸν. οὐδ' ἔστιν ἡ φρόνησις τῶν καθόλου μόνον, ἀλλὰ δεῖ καὶ τὰ καθ' ἕκαστα γνωρίζειν· πρακτικὴ γὰρ ἡ δὲ πράξις περὶ τὰ καθ' ἕκαστα.

83) VI, 10. 1144<sup>b</sup>, 32. εἰ δὴ τῶν φρονίμων τὸ εὐβουλεύεσθαι, ἡ εὐβουλία εἴη ἂν ὁρθότης ἡ κατὰ τὸ συμφέρον πρὸς τι τέλος, οὐ ἡ φρόνησις ἀληθῆς ὑπόληψις ἔστιν.

84) VI, 5. 1144<sup>b</sup>, 22. ἀλλὰ μὴν τέχνης μὲν ἔστιν ἀρετὴ, φρονήσεως δ' οὐκ ἔστιν. καὶ ἐν μὲν τέχνῃ ὁ ἐκὼν ἁμαρτάνων αἰρετώτερος, περὶ δὲ φρόνησιν ἦττον. ὥσπερ καὶ περὶ τὰς ἀρετὰς. δῆλον οὖν ὅτι ἀρετὴ τίς ἔστι καὶ οὐ τέχνη. δοῦν δ' ὄντων μερῶν τῆς ψυχῆς τῶν λόγον ἔχόντων, θατέρου ἂν εἴη ἀρετὴ, τοῦ δοξαστικοῦ u. s. w.

zuerst, ob das in ihr vorausgesetzte Wissen schon als bloßes Wissen einen sittlichen Werth habe, sodann welches Wissen die *φρόνησις* einschliesst. In der ersteren Beziehung wirft Aristoteles selbst die Frage auf, wozu denn nun eigentlich die *φρόνησις* nütze; durch das bloße Wissen werde man nicht geschickter zum Handeln; der gute Mensch brauche sie nicht und der schlechte könne sich mit fremder Einsicht behelfen.<sup>85)</sup> Diese Frage erledigt sich ihm nun zwar zuvörderst dadurch, dass das richtige Ueberlegen allerdings eine Tugend sei, eben als die Vortüchtigkeit der betreffenden Denkhätigkeit.<sup>86)</sup> Aber er findet darin doch die Veranlassung noch eine andere Gedankenreihe hinzuzufügen, die sich zugleich mit auf die zweite der obigen Fragen bezieht. Jenes Denken, um dessen Werth und um dessen Beziehung zu dem sittlichen Verhalten es sich handelt, hat es nämlich im Allgemeinen mit der Beziehung der Mittel auf irgend einen vorgetzten Zweck zu thun, und wird dann überhaupt *δεινότης* genannt. Ist der Zweck gut, so ist diese Klugheit loblich; ist der Zweck schlecht, so ist sie eine Art Klugheit, welcher sich eben der Tadel der Beziehung auf einen schlechten Zweck heimischt (*πανουργία*). Die *φρόνησις* ist nun zwar nicht selbst *δεινότης*, aber sie kann ihrer nicht entbehren;<sup>87)</sup> sie unterscheidet sich von ihr durch die Güte des Zwecks, zu dem sich die praktische Ueberlegung des *φρόνιμος* eben so verhält, wie die Klugheit des *πανούργου* zu seinem Zweck. Die Güte des Zwecks aber hat die *φρόνησις* von der schon vorhandenen sittlichen Bildung und Gesinnung des Ueberlegenden zu entleh-

85) VI, 12. 1143<sup>b</sup>, 18. διαπορήσειε δ' ἂν τις περὶ αὐτῶν τί χρησίμοι εἰσιν. ἢ μὲν γὰρ σοφία οὐδὲν θεωρεῖ ἕξ ἂν ἔσται εὐδαίμων ἄνθρωπος, ... ἢ δὲ φρόνησις τοῦτο μὲν ἔχει, ἀλλὰ τίνας ἕνεκα δεῖ αὐτῆς; εἰπερ... τὰ καλὰ καὶ ἀγαθὰ... ἔστιν ἂ τοῦ ἀγαθοῦ ἔστιν ἄνδρὸς πράττειν, οὐδὲν δὲ πρακτικώτεροι τῷ εἰδέναι αὐτὰ ἔσμεν... εἰ δὲ μὴ τούτων χάριν φρόνιμον θετέον, ἀλλὰ τοῦ γίνεσθαι, τοῖς οὖσι σπουδαίοις οὐδὲν ἂν εἴη χρησίμος, ἔτι δ' οὐδὲ τοῖς μὴ ἔχουσι· οὐδὲν γὰρ διοίσει αὐτοὺς ἔχειν ἢ ἄλλοις ἔχουσι πείθεσθαι.

86) 1144<sup>a</sup>, 1. πρῶτον μὲν οὖν λέγομεν ὅτι καθ' αὐτὰς ἀναγκαῖον αἰρετάς αὐτάς εἶναι, ἀρετάς γ' οὐσας ἑκατέρων ἑκατέρου τοῦ μορίου, καὶ εἰ μὴ ποιοῦσι μηδὲν μηδετέρα αὐτῶν.

87) 1144<sup>a</sup>, 28. ἔστι δὲ τις δύναμις ἣν καλοῦσι δεινότητα· αὕτη δ' ἔστι τοιαύτη ὥστε τὰ πρὸς τὸν ὑποτεθέντα σκοπὸν συντείνοντα δύνασθαι ταῦτα πράττειν καὶ τυγχάνειν αὐτῶν. ἂν μὲν οὖν ὁ σκοπὸς ἢ καλὸς, ἔταινετή ἔστιν, ἂν δὲ φαῦλος, πανουργία... ἔστι δ' ἢ φρόνησις οὐχ ἢ δεινότης, ἀλλ' οὐκ ἄνευ τῆς δυνάμεως ταύτης.

nen.<sup>88)</sup> So ist die *φρόνησις* sittliche Klugheit, geleitet von sittlicher Gesinnung. Auf der andern Seite unterscheidet sich ein durch Naturanlage bedingtes sittliches Verhalten, die *ἀρετὴ φυσική*, von dem, was vorzugsweise Tugend genannt zu werden verdient, der *ἀρετὴ κυρία*. Diese letztere besteht darin, dass der Mensch weiss, was er thut; die sokratische Bestimmung, dass alle Tugend ein Wissen sei, ist zwar nicht allgemein, aber insofern richtig, als es nicht nur darauf ankommt, der Vernunft gemäss, sondern mit Vernunft, mit dem Bewusstsein des Rechten zu handeln.<sup>89)</sup> Ist somit einerseits die Tugend, insofern sie das sittliche Wissen einschliesst, die Bedingung der *φρόνησις*, so ist andererseits das Handeln mit sittlichem Bewusstsein die Vollendung der Tugend; es kann jemand eben so wenig *φρόνιμος* sein, ohne *ἀγαθός*, als *ἀγαθός*, ohne *φρόνιμος* zu sein. Und deshalb sind in der *φρόνησις* alle übrigen Tugenden mitgesetzt.<sup>90)</sup> Während nun der zweite Abschnitt dieser Erörterung auf den Begriff der inneren Freiheit zurückweist, beruft sich der erste auf einen Inhalt der sittlichen Einsicht, der für die *ἀρετὴ* zwar gefordert und vorausgesetzt, aber auch hier in keiner Weise aufgezeigt wird und der am allerwenigsten in der Gesamtheit der Reflexionen gesucht werden kann, die sich auf die Bestimmung der Mittel zu irgend einem Zwecke beziehen. Auch der Begriff der *φρόνησις* ist mithin unfähig, die obige Lücke (S. 80) zu

88) 1144<sup>a</sup>, 29. ἡ δ' ἕξις τῷ ὄμματι τούτῳ γίνεται τῆς ψυχῆς οὐκ ἄνευ ἀρετῆς. . . οἱ γὰρ συλλογισμοὶ τῶν πρακτικῶν ἀρχὴν ἔχοντές εἰσιν, λειψὴ τοιόνδε τὸ τέλος καὶ τὸ ἀριστον, ὅτιδήποτε ὄν· ἔστω γὰρ λόγου χάριν τὸ τυχόν. τοῦτο δ' εἰ μὴ τῷ ἀγαθῷ, οὐ φαίνεται· διαστρέφει γὰρ ἡ μοχθηρία καὶ διαηυδίσθαι ποιεῖ περὶ τὰς πρακτικὰς ἀρχάς. ὥστε φανερόν ἐστι ἀδύνατον φρόνιμον εἶναι μὴ ὄντα ἀγαθόν.

89) 1144<sup>b</sup>, 1. σκεπτόν δὴ πάλιν καὶ περὶ ἀρετῆς· καὶ γὰρ ἡ ἀρετὴ παραπλησίως ἔχει ὡς ἡ φρόνησις πρὸς τὴν δεινότητα· οὐ ταῦτόν μὲν, ὅμοιον δέ· οὕτω καὶ ἡ φυσικὴ ἀρετὴ πρὸς τὴν κυρίαν. πᾶσι γὰρ δοκεῖ ἕκαστα τῶν ἡθῶν ὑπάρχειν φύσει πῶς· . . . ἀλλ' ὅμως ζητοῦμεν ἕτερόν τι τὸ κυρίως ἀγαθόν καὶ τὰ τοιαῦτα ἄλλον τρόπον ὑπάρχειν. . . ὥσπερ σώματι ἰσχυρῷ ἄνευ ὄψεως κινουμένῳ συμβαίνει σιγάλλεσθαι ἰσχυρῶς διὰ τὸ μὴ ἔχειν ὄψιν, οὕτω καὶ ἐνταῦθα· ἐὰν δὲ λάβῃ νοῦν, ἐν τῷ πράττειν διαφέροι. ἡ δ' ἕξις ὁμοία οὕσα τὸτ' ἔσται κυρίως ἀρετῆς. . . ἡ κυρία ἀρετὴ οὐ γίνεται ἄνευ φρονησεως. *ibid.* 26. οὐ μόνον ἡ κατὰ τὸν ὀρθὸν λόγον, ἀλλ' ἡ μετὰ τοῦ ὀρθοῦ λόγου ἕξις ἀρετῆς ἔστιν.

90) 1144<sup>b</sup>, 30. δῆλον οὖν ὅτι οὐχ οἷόν τε ἀγαθόν εἶναι κυρίως ἄνευ φρονησεως, οὐδὲ φρόνιμον ἄνευ τῆς ἡθικῆς ἀρετῆς. . . 1145<sup>a</sup>, 1. ἅμα τῇ φρονησει μιᾶ ὄσση πᾶσαι ἀρεταὶ ὑπάρξουσιν.

schliessen; <sup>91)</sup> und es bleibt nur noch der *νοῦς* übrig, von welchem die abschliessende Ergänzung der bisherigen Begriffsreihen erwartet werden könnte.

Der *νοῦς* nimmt bei Aristoteles in der Reihe der geistigen Thätigkeiten unzweifelhaft die oberste Stelle ein; er ist im Be-

91) Die Frage nach der Bedeutung des Begriffs der innern Freiheit ist verschieden von der, wie der Mensch innerlich frei werden könne; eben so verschieden, als die allgemeinere Frage, welches Handeln ist gut oder schlecht, von der, wie verwirklicht sich das Gute und Schlechte in und an dem wirklichen Wollen des Menschen. Jene erstere Frage liegt ganz und gar innerhalb der Ethik; die letztere kann nicht beantwortet werden ohne Hülfe der Psychologie. Wenn man nun die oben dargelegte Erörterung des Aristoteles dahin auslegt, dass er die Entstehung der Tugend von der *φρόνησις* und die Entstehung der *φρόνησις* von der Uebung der Tugend gegenseitig abhängig macht, so liegt darin im günstigsten Falle der Ausdruck einer psychologischen Beobachtung, die nur eine sehr beschränkte Sphäre ihrer empirischen Gültigkeit hat; es gibt im Guten und Schlimmen naive Charaktere, in welchen sich sittliche Züge sehr stark und verschieden ausprägen und die gleichwohl wenig das Löbliche oder Verwerfliche derselben reflectiren; und es gibt genug Menschen, die viel mehr sittliche Weisheit im Kopfe haben als sie ausüben. Es scheint daher dem Aristoteles wenig zu nützen, wenn Trendelenburg (histor. Beitr. zur Philosophie II, 384) rücksichtlich des Zirkels, in welchem sich die *ἀρετή* mit der *φρόνησις* und die *φρόνησις* mit der *ἀρετή* dreht, bemerkt, dass dialektisch alles das sehr leicht die Form eines Zirkels annehme, was real im Verhältniss der Wechselwirkung stehe daher auf einen gemeinsamen Ursprung zurückweise und in den Grund einer tiefern Einheit zurückführe. Das Verhältniss der Wechselwirkung setzt, wenn wirklich soll von Wechselwirkung gesprochen werden können, nicht ein Wirkendes, sondern zwei voraus, und die »tiefere Einheit« kann wenigstens nicht in der Wechselwirkung als solcher liegen. Aber für den, der sich zunächst Rechenschaft über den Inhalt und den Zusammenhang der Begriffe geben will, in welchen sich die aristotelische Ethik bewegt, handelt es sich hier gar nicht um eine solche oder andere Causalität gewisser im menschlichen Gemüthe sich vollziehender Vorgänge, sondern um den Inhalt der Begriffe selbst und zwar ausdrücklich um den Inhalt der Begriffe, welche den Ausdruck sittlicher Werthbestimmungen darbieten; und in Beziehung hierauf enthält die Erörterung über die *φρόνησις* nichts als den Satz: sie sei das wahre sittliche Wissen verbunden mit der richtigen Darstellung desselben im Handeln, und umgekehrt; ein Satz, welchem gegenüber denn doch wohl die Frage erlaubt sein wird, was denn nun dieses wahre Wissen wisse? Der Zirkel, in welchem sich die aristotelische Ethik bewegt, ist nicht auf diese Erörterung über die *φρόνησις* beschränkt; er hat einen viel grösseren Durchmesser und erinnert fast unwillkürlich an die Art, wie Behrlich in Goethes Dichtung und Wahrheit die Erfahrung definiert.



sitze der Wahrheit und der Principien, welche das wahre Erkennen beherrschen.<sup>92)</sup> Diese Principien sind für das theoretische Wissen die letzten nicht weiter beweisbaren, unmittelbar gewissen Grundbegriffe und Grundsätze; und in ähnlicher Weise könnte man vom νοῦς in seiner Beziehung zum Handeln eine unmittelbare Entscheidung über den Zweck, also dessen, worauf alles Begehren und Handeln nicht gerichtet ist, sondern gerichtet sein sollte, erwarten; man könnte erwarten, dass dem νοῦς πρακτικός eine ebenso unmittelbare Entscheidung über das οὐ ἕνεκα übertragen werde, wie etwa der Satz des Widerspruchs der nicht weiter abzuleitende Prüfstein für alle Erkenntniss des Nothwendigen ist. Gleichwohl bestimmt Aristoteles die Function des νοῦς πρακτικός nicht in dieser Weise. Vielmehr sagt er: dass in praktischer Hinsicht der νοῦς sich auf die ἔσχατα, auf das, was veränderliche Bestimmungen zulässt und auf die bei jedem praktischen Syllogismus vorkommende Subsumtion des Besondern unter das Allgemeine beziehe.<sup>93)</sup> Die ἔσχατα in der Gleichstellung dieses Worts mit den πρακτικά und den καθ' ἕκαστα sind nicht die letzten und höchsten Zwecke, sondern sie sind ein Letztes für die auf die Mittel der Erreichung irgend eines Zwecks gerichtete Reflexion, das, was in dieser Reflexion zuletzt gefunden wird, was aber für die Ausführung das zunächst zu Thuende, τὸ πρακτόν, ist, wenn der Zweck erreicht werden soll. Wie nun auch die nächstfolgenden Worte: ἀρχαὶ γὰρ τοῦ οὐ ἕνεκα αὐται· ἐκ τῶν καθ' ἕκαστα γὰρ τὸ καθόλου erklärt werden mögen,<sup>94)</sup> jedenfalls wird dem νοῦς hier keine höhere Function

92) De anim. III, 3. 427<sup>b</sup>, 9. τὸ νοεῖν ἐν ᾧ ἐστὶ τὸ ὀρθῶς καὶ μὴ ὀρθῶς. Anal. post. II, 19. 400<sup>b</sup>, 8. ἀληθῆ ἀεὶ ἐπιστήμη καὶ νοῦς. Ethic. Nic. VI, 6. 1144<sup>a</sup>, 7. λέπεται νοῦν εἶναι τῶν ἀρχῶν. VI, 12. 1148<sup>b</sup>, 40. ἀρχὴ καὶ τέλος ὁ νοῦς.

93) VI, 12. 1148<sup>a</sup>, 28. πᾶσαι αἱ δυνάμεις αὐται (γνώμη καὶ σύνεσις καὶ φρόνησις καὶ νοῦς) τῶν ἐσχάτων εἰσὶ καὶ τῶν καθ' ἕκαστον, καὶ ἐν μὲν τῷ κριτικῷ εἶναι περὶ ὧν ὁ φρόνιμος, συνετὸς καὶ ἐγνωμίων καὶ συγγνώμων. . . . ἐστὶ δὲ τῶν καθ' ἕκαστα καὶ τῶν ἐσχάτων πάντα τὰ πρακτικά· καὶ γὰρ τὸν φρόνιμον δεῖ γινώσκειν αὐτὰ καὶ ἡ σύνεσις καὶ ἡ γνώμη περὶ τὰ πρακτικά, ταῦτα δὲ ἔσχατα. καὶ ὁ νοῦς τῶν ἐσχάτων ἐπ' ἀμφοτέρω· καὶ γὰρ τῶν πρώτων ὄρων καὶ τῶν ἐσχάτων νοῦς ἐστὶ καὶ οὐ λόγος, καὶ ὁ μὲν κατὰ τὰς ἀποδείξεις τῶν ἀκινήτων ὄρων καὶ πρώτων, ὁ δ' ἐν ταῖς πρακτικαῖς τοῦ ἐσχάτου καὶ ἐνδεχομένου καὶ τῆς ἑτέρας προτάσεως· ἀρχαὶ γὰρ τοῦ οὐ ἕνεκα αὐται· ἐκ τῶν καθ' ἕκαστα γὰρ τὸ καθόλου. τούτων οὖν ἔχειν δεῖ αἰσθῆσιν, αὐτὴ δ' ἐστὶ νοῦς.

94) Diese Worte können hier, wo von den Mitteln zur Erreichung des

beigelegt, als dass er das Einzelne, was zur Erreichung des Zwecks führt, mit derselben Unmittelbarkeit ergreife, wie die sinnliche Wahrnehmung ihren Gegenstand, wie denn auch unmittelbar darauf hinzugefügt wird, theils der νοῦς sei Naturgabe, theils, man müsse eben wegen dieser Unmittelbarkeit auf die unbewiesenen Aussprüche der Erfahrenen und Alten nicht weniger achten, als auf bewiesene Sätze.<sup>95)</sup>

Sind die ἔσχατα die einzelnen, aus verschiedenen Möglichkeiten durch ein unmittelbares Ergreifen gewählten, die Erreichung des Zwecks zunächst vermittelnden Handlungen, und geht auf sie, so wird man nicht sagen können, dass Aristoteles dem νοῦς die Bestimmung des Zwecks übertrage. Und damit stimmt auch überein, was er in den Büchern von der Seele der praktischen Vernunft beilegt. Dieses Beides, heisst es da,<sup>96)</sup> verursacht Ortsbewegung, Vernunft und Begehrung, nämlich die um eines Zwecks willen überlegende und praktische Vernunft, die sich durch den Zweck von der theoretischen unterscheidet. Auch jede Begehrung ist auf einen Zweck gerichtet; dasjenige nämlich, worauf die Begehrung gerichtet ist, bildet

Zwecks die Rede ist, unmöglich so aufgefasst werden: in den ἐσχατοῖς, den ἐνδεχομένοις und der ἕτερα πρότασις liegt das Princip für die Feststellung des Zwecks; sondern sie sollen wohl bedeuten: sie sind die Anfangspunkte für die Verwirklichung des Zwecks; insofern die einzelnen Mittel zu dem Zwecke wie ein Besonderes zum Allgemeinen sich verhalten, entsteht der (verwirklichte) Zweck als Allgemeines aus dem Einzelnen.

95) VI, 13. 1143<sup>b</sup>, 6. 11.

96) De anim. III, 10. 433<sup>a</sup>, 13. ἄμφω ἄρα ταῦτα κινητικὰ κατὰ τόπον, νοῦς καὶ ὄρεξις, νοῦς δὲ ὁ ἐνεκά του λογιζόμενος καὶ ὁ πρακτικός. διαφέρει δὲ τοῦ θεωρητικοῦ τῷ τέλει. καὶ ἡ ὄρεξις ἐνεκά του πᾶσα· οὐ γὰρ ἡ ὄρεξις αὐτὴ ἀρχὴ τοῦ πρακτικοῦ νοῦ· τὸ δ' ἔσχατον ἀρχὴ τῆς πράξεως. ὥστε εὐλόγως ταῦτα δύο φαίνεται τὰ κινούμενα, ὄρεξις καὶ διάνοια πρακτικὴ· τὸ ὄρεκτὸν γὰρ κινεῖ, καὶ διὰ τοῦτο ἡ διάνοια κινεῖ, ὅτι ἀρχὴ αὐτῆς ἐστὶ τὸ ὄρεκτὸν· καὶ ἡ φαντασία δὲ ὅταν κινῆ, οὐ κινεῖ ἄνευ ὄρεξεως· ἐν δὲ τι τὸ κινεῖν τὸ ὄρεκτὸν. εἰ γὰρ δύο, νοῦς καὶ ὄρεξις ἐκίνουν, κατὰ κοινὸν ἂν τι ἐκίνουν εἶδος. νῦν δὲ ὁ μὲν νοῦς οὐ φαίνεται κινῶν ἄνευ ὄρεξεως. . . . διὸ αἰεὶ κινεῖ μὲν τὸ ὄρεκτὸν, ἀλλὰ τοῦτ' ἐστὶν ἢ τὸ ἀγαθὸν ἢ τὸ καινόμενον ἀγαθόν. Die Worte am Anfang dieser Stelle: νοῦς δὲ ὁ ἐνεκά του λογιζόμενος sind ein erklärender Zusatz zu den vorhergehenden Worten, kein selbstständiger Satz und daher blos durch ein Komma von dem vorhergehenden νοῦς καὶ ὄρεξις zu trennen. Auch die ὄρεξις bekommt dann eine solche erklärende Bestimmung in den Worten: καὶ ἡ ὄρεξις ἐνεκά του πᾶσα. Vgl. auch die oben Anm. 77 aus VI, 2. 1139<sup>a</sup>, 35. angeführten Worte: διάνοια δ' αὐτῆ οὐδὲν κινεῖ, ἀλλ' ἡ ἐνεκά του καὶ πρακτικῆ u. s. w.

den Anfang der Thätigkeit der praktischen Vernunft; das Letzte, worauf sie in ihren Ueberlegungen geführt wird, ist der Anfangspunkt der Handlung. Die Vernunft bewegt aber nicht ohne Begehrung; das Begehrte ist das Bewegende, gleichviel ob es ein wirkliches oder ein scheinbares Gut ist. Dem *νοῦς* wird auch in dieser Stelle, wenn auch nicht mit ausdrücklichen Worten nur das Amt übertragen, das *ἔσχατον* zu finden, welches dann der Anfang des Handelns ist; den Zweck selbst bietet die Begehrung dar. Bestimmt demnach der *νοῦς* nicht den Zweck, sondern entlehnt er ihn von der *ὑρεξις*, so bestimmt er auch nichts über den Inhalt des sittlichen Zwecks, und die Berufung auf den *νοῦς* gibt der aristotelischen Ethik keinen haltbareren Abschluss, als irgend einer der übrigen in ihr dargelegten Begriffe. <sup>97)</sup>

97) Das *ἕνεκά του λογίζεσθαι* in der Stelle de anim. III, 40 kann unmöglich ein auf die Bestimmung des Zwecks gerichtetes Denken bezeichnen; abgesehen davon, dass die ausdrückliche Berufung auf die *ὑρεξις* als das den Zweck Darbietende dieses Denken auf die Verwirklichung und Erreichung eines anderswoher schon gegebenen Zwecks beschränkt, würde Aristoteles zur Bezeichnung dieses Denkens schwerlich das Wort *λογίζεσθαι* gewählt, oder wenigstens gesagt haben: *νοῦς δὲ ὁ τὸ οὐ ἕνεκα ὀριζόμενος* oder *νοούμενος* oder *λογιζόμενος*. Wenn Trendelenburg in der Erläuterung der Stelle Eth. Nic. VI, 43. (hist. Beitr. zur Philosophie II, S. 378) in ihr den Satz findet: »das Wesen der praktischen Vernunft liegt in der Bestimmung des Zwecks« und dann nach Anführung der Beschreibung des *νοῦς πρακτικός* aus de anim. III, 40 hinzusetzt: »der Gegenstand des Zwecks ist hiernach das Princip, das Bewegende der praktischen Vernunft«, so scheint mir der erstere Satz weder in den Worten des Aristoteles zu liegen noch mit dem zweiten vereinbar zu sein. Denn der erstere Satz macht die Vernunft zu einem den Zweck Bestimmenden, der zweite zu einem durch den Zweck Bestimmten; nach jenem hängt die Bestimmung des Zwecks vom *νοῦς*, nach diesem die Thätigkeit des *νοῦς* von einem unabhängig von ihm schon feststehenden Zweck ab. Wenn sich Trendelenburg unmittelbar darauf für den Satz: »aller Zweck geht auf eine Handlung, auf de part. anim. I, 5. 645<sup>b</sup>, 45 beruft, so ist in dieser Stelle nicht vom *οὐ ἕνεκα* im Allgemeinen, sondern von dem *οὐ ἕνεκα* der körperlichen Organe die Rede; ihr Zweck ist *πρᾶξις τις*, keineswegs ist bei Aristoteles *τὸ οὐ ἕνεκα* allgemein *πρᾶξις τις*. Für das ganze Gebiet des *ποιεῖν* sind die Zwecke nicht Thätigkeiten, sondern Werke. Auch muss ich bezweifeln, dass in der ebendas. (S. 380) erläuterten Stelle Eth. Nic. VI, 9. 1142<sup>a</sup>, 34 der Satz liege: »der *νοῦς*, in der Bestimmung des Zwecks thätig, gibt die Aufgabe« (S. 382). Trendelenburg geht dabei davon aus, dass »der Gegensatz zwischen *νοῦς* und *φρόνησις* in der verschiedenen Weise liegen müsse, wie dort *αἰσθησις* zu verstehen sei«. Diese Nothwendigkeit ist nicht vorhanden; er kann eben so gut darin liegen, dass unter *νοῦς* hier der *νοῦς θεω-*

Angenommen jedoch, die obige Stelle im sechsten Buche der Ethik berechtige, dem *νοῦς* die Bestimmung des Zwecks zu übertragen, so würde doch zugleich nöthig sein, anzunehmen, der *νοῦς* entscheide zunächst über den Zweck, und somit — falls damit etwas Ethisches gemeint sein soll — über den Werth der einzelnen concreten Handlung und dass erst aus der vergleichenden Zusammenfassung dieser besondern Zwecke ein allgemeiner Zweck abgeleitet werden könne oder solle.<sup>98)</sup> Lässt man nun aus dem darin liegenden Hauptgedanken, dass es unmittelbare Entscheidungen über den Werth der Zwecke gibt, die psychologisirende Nebenbestimmung weg, dass diese Entscheidung Function des *νοῦς* sei, so liegt darin die Anerkennung einer Mehrheit solcher unmittelbarer Werthbestimmungen, welche nicht weiter abgeleitet werden können, dergestalt dass der allgemeine Begriff des Guten so lange leer bleibt, als nicht diese Bestimmungen aufgezeigt sind. Wäre Aristoteles der darin liegenden methodologischen Weisung nachgegangen, so hätte er dadurch auf eine Mehrheit ethischer Begriffe geführt werden können, welche als Ausdrücke eines unbedingten Werths im Gebiete des Handelns und somit als Principien der Ethik aufzutreten berechtigt gewesen sein würden; es wäre dann gar nicht möglich gewesen, die Eudämonie in den Rang des Principis zu erheben, sondern die Beschränkung des allgemeinen Strebens nach Wohlbefinden hätte in der Ausschliessung dessen, was ausserhalb jener Werthe fällt oder ihnen zuwiderläuft, einen

*ρητικός* zu verstehen ist. Und wirklich weisen auf diesen, und nicht auf den *νοῦς πρακτικός* die *ἔροι ἃν οὐκ ἔστιν λόγος* hin; denn diese sind nicht die letzten und unbedingten sittlichen Motive und Zwecke des Handelns, sondern die nicht weiter ableitbaren Principien der theoretischen Erkenntnis; in diesem Sinne ist auch Eth. Nic. VI, 12. 1143<sup>a</sup>, 36. 1143<sup>b</sup>, 2 in Uebereinstimmung mit Anal. post. II, 19. 100<sup>b</sup>, 10 von ihnen die Rede. Wollte man eine solche maassgebende und zwecksetzende Autorität des *νοῦς* aus gelegentlichen Aeusserungen, wie z. B. Eth. Nic. 1144<sup>b</sup>, 10 *ἴκκ.* ableiten, so könnte dies nur vermöge einer für die Würde des *νοῦς πρακτικός* anderweitig schon begründeten Präsumtion geschehen, gegen welche der Gebrauch des Wortes *νοῦς* in solchen Erörterungen, wie de mot. anim. 7 (z. B. 701<sup>a</sup>, 32: *ποτέον μοι ἢ ἐπιθυμία λέγει· τοῦ δὲ ποτόν, ἢ αἰσθησις εἶπεν ἢ ἡ φαντασία ἢ ὁ νοῦς· εὐδὺς πίνει*), seltsam absticht. Eth. Nic. X, 7, wo dem *νοῦς* das *ἐννοεῖν ἔχειν καλῶν καὶ βέλων*, das *ἄρχειν καὶ ἡγεῖσθαι* beigelegt wird, bezieht sich auf den *νοῦς θεωρητικός*.

<sup>98)</sup> Trendelenburg a. a. O. S. 388. Brandis, Handb. d. Gesch. II, 2. S. 4448. 4538.

festen begriffsmässig bestimmten Haltpunkt gehabt. Es ist vielleicht nicht überflüssig zu bemerken, dass die Art, wie Aristoteles die platonische Ideenlehre, so weit sie die Ethik berührt, bestreitet, zum grössten Theil auf eine solche Richtung der Untersuchung hinweist. Es kann, sagt Aristoteles, nicht blos eine Idee des Guten gehen, weil das Gute, ähnlich wie der Begriff des Seienden, nach den verschiedensten Kategorien ausgesagt wird, bald als Ding, bald als Eigenschaft, bald in Beziehung auf ein anderes u. s. w., was nicht möglich wäre, wenn es ein gemeinsames Allgemeines wäre.<sup>99)</sup> Wollte man aber einwenden, die Idee des Guten gelte nicht von Allem, was gut genannt wird, sondern nur von dem, was an sich selbst geliebt und erstrebt wird, so liege darin wenigstens, dass das Wort gut zwei verschiedene Bedeutungen habe; nach der einen bedeute es das an sich, nach der andern das um jenes willen Gute d. h. das Nützliche. Sondere man nun das Nützliche ganz ab, so lasse sich nicht behaupten, dass Alles, was um seiner selbst willen erstrebt und in die Reihe des an sich Guten gesetzt werde, nur eins sei; wäre das Gute eben nur die eine Idee des Guten, so wäre dieser Gattungsbegriff leer. Allerdings müsse an allem Guten der Gattungsbegriff des Guten aufgezeigt werden, wie der Begriff des Weissen am Schnee und am Bleiweiss; aber gleichwohl unterscheide sich das, was unter den allgemeinen Begriff des Guten falle, durch besondere Eigenthümlichkeiten.<sup>100)</sup> Die

99) Eth. Nic. I, 4. 1096<sup>a</sup>, 19. τὸ ἀγαθὸν λέγεται καὶ ἐν τῷ τί ἐστὶ καὶ ἐν τῷ ποιῆν καὶ ἐν τῷ πρὸς τι... ἐπεὶ τὰγαθὸν ἰσαχῶς λέγεται τῷ ὄντι, ... δῆλον ὡς οὐκ ἂν εἴη κοινόν τι καὶ ἐν· οὐ γὰρ ἂν ἐλέγετ' ἐν πάσαις ταῖς κατηγορίαις, ἀλλ' ἐν μιᾷ μόνῃ.

100) 1096<sup>b</sup>, 7. τοῖς λεχθεῖσιν ἀμφισβήτησις τις ὑποφαίνεται διὰ τὸ μὴ περὶ παντὸς ἀγαθοῦ τοὺς λόγους εἰρησθαι, λέγεσθαι δὲ καθ' ἐν εἶδος τὰ καθ' αὐτὰ διωκόμενα καὶ ἀγαπώμενα, τὰ δὲ ποιητικὰ τούτων, ἢ φυλακτικὰ πῶς ἢ τῶν ἐναντίων κωλυτικὰ διὰ ταῦτα λέγεσθαι καὶ τρόπον ἄλλον. δῆλον οὖν ὅτι διττῶς λέγοιτ' ἂν τὰγαθὰ, καὶ τὰ μὲν καθ' αὐτὰ, θάτερον δὲ διὰ ταῦτα. χωρῖσάντες οὖν ἀπὸ τῶν ἀφελίμων τὰ καθ' αὐτὰ σκεψώμεθα εἰ λέγεται κατὰ μίαν ἰδέαν. καθ' αὐτὰ δὲ ποῖα θελή τις ἂν; ἢ ὅσα καὶ μονούμενα διώκεται, οἷον τὸ φρονεῖν καὶ ὁρᾶν καὶ ἡδοναί τινας καὶ τιμαί; ταῦτα γὰρ εἰ καὶ δι' ἄλλο τι διώκομεν, ὁμῶς τῶν καθ' αὐτὰ ἀγαθῶν θελή τις ἂν. ἢ οὐδ' ἄλλο οὐδὲν πλὴν τῆς ἰδέας; ὥστε μάταιον ἔσται τὸ εἶδος. εἰ δὲ καὶ ταῦτ' ἐστὶ τῶν καθ' αὐτὰ, τὸν τὰγαθοῦ λόγον ἐν ἅπασιν αὐτοῖς τὸν αὐτὸν ἐμφανίσθαι δεήσει, καθάπερ ἐν χιόνι καὶ ψιμμυθῶν τὸν τῆς λευκότητος. τιμῆς δὲ καὶ φρονήσεως καὶ ἡδονῆς ἕτεροι καὶ διαφέροντες οἱ λόγοι ταύτῃ ἢ ἀγαθὰ. οὐκ ἔστιν ἄρα τὸ ἀγαθὸν κοινόν τι κατὰ μίαν ἰδέαν.

Frage ob, da das mannigfaltige Gute nicht bloß zufällig diesen Namen in Anspruch zu nehmen scheine, es von Einem ausgehe oder auf Eins hinauslaufe, lässt Aristoteles an dieser Stelle ausdrücklich unentschieden; <sup>401)</sup> die Nothwendigkeit, der einen platonischen Idee gegenüber, eine Mehrheit von Bestimmungen aufzusuchen, durch welche das, was gut ist, bezeichnet wird und die in dem Begriff des Guten nur einen allgemeinen Ausdruck finden, lässt sich in diesen Erörterungen schwerlich verkennen.

Statt dessen hat Aristoteles den Begriff der Eudämonie als des *τέλος* schon an die Spitze gestellt, und vermag ihm seinen sittlichen Inhalt wie seine sittliche Schranke nur durch die Berufung auf das an den verschiedensten Punkten bei ihm durchbrechende sittliche Urtheil anzuweisen. So kehrt bei ihm nicht bloß bei den einzelnen Tugenden immerfort die Berufung darauf wieder, ein gewisses Verhalten werde an sich selbst gelobt oder getadelt und sei somit Tugend oder Fehler, sondern auch die Erinnerung daran, dass man das Gute um seiner selbst willen lieben und thun solle, dass es beim sittlichen Handeln nicht bloß auf das Was, sondern auch auf das Wie ankomme, ferner die Ausscheidung gewisser Arten der Lust aus dem Begriffe der Eudämonie, endlich das Gewicht, welches für die letztere auf die *εὐπραξία* gelegt wird, stützen sich alle auf die stillschweigende Voraussetzung bestimmter ethischer Werthe, und der *ἀνὴρ σπουδαῖος καὶ φρόνιμος*, auf dessen Entscheidung er sich fast an allen eigentlich entscheidenden Stellen beruft, ist eben darum Richtschnur und Maassstab für jede einzelne sittliche Werthbestimmung, weil in ihm die Summe oder das System derselben als vollständig vorhanden gedacht wird.

Man darf daher wohl sagen, dass die aristotelische Ethik trotz der Vielseitigkeit ihres Blicks auf die wirklichen Verhältnisse des menschlichen Lebens, trotz der logischen Feinheit in der Behandlung einzelner Begriffe, und trotz des sittlichen Ernstes, der in ihr an vielen Stellen würdevoll hervortritt, in den allgemeinen Umrissen ihrer Anlage kaum etwas mehr ist, als eine logische Formulirung der Art und Weise, wie sich das Sittliche in menschlichen Gemüthern, wenn sie sich über den Leicht-

401) 1096<sup>b</sup>, 26. ἀλλὰ πᾶς δὴ λέγεται; οὐ γὰρ ἔοικε (τάγαθόν) τοῖς γε ἀπὸ τυχῆς ὁμωνύμοις. ἀλλ' ἄρα γε τῆ ἀφ' ἑνὸς εἶναι, ἢ πρὸς ἕν ἅπαντα συντελεῖν, ἢ κατ' ἀναλογίαν; ... ἀλλ' ἴσως ταῦτα μὲν ἀπετέον το νῦν.

sinn oder die Roheit des sinnlichen Begehrens erhoben haben, durchschnittlich darstellt. Mitten in dem Strome und dem Streit eines mannigfaltigen, theils durch die allgemeine Regsamkeit des Lebens, theils durch besondere unabweishare Bedürfnisse hervorgerufenen, von Lust und Unlust begleiteten, durch die Erinnerung an Genuss und Leiden gewitzigten, durch die Berührungen mit Andern vielfach umhergelenkten Begehrens und Handelns regt sich das sittliche Urtheil in der Form sittlicher Gefühle klar genug, um den allgemeinen Unterschied eines Begehrens und Handelns, welches an sich selbst einen Werth hat, von einem solchen, welches anderen durch die Begehrenungen vorgeschriebenen Zwecken dient, zur Anerkennung zu bringen. Diese Gefühle entstehen — gleichviel durch welchen psychischen Vorgang — zunächst fragmentarisch, bei einzelnen Veranlassungen, mehr oder weniger stark und lebendig, beharrlich oder vorübergehend; sie sind fortwährend vielfach untermischt mit Lust und Schmerz, die mehr dem Verhältnisse der Dinge und Ereignisse zu dem davon berührten Subject, als dem eigenen Werthe oder Unwerthe derselben gelten und werden so in den Strom anderer Gefühle untergetaucht und dadurch zum Theil unkenntlich gemacht, zum Theil verfälscht. Auch entstehen sie zunächst keineswegs nothwendig bei der Auffassung des eigenen Begehrens und Handelns, noch gelten sie ihm ausschliessend oder auch nur vorzugsweise; die Rückbeziehung der in solchen Gefühlen sich ankündigenden Bevorzugung oder Verwerfung auf das eigene Wollen und Handeln tritt oft spät und in vielen Fällen gar nicht ein; und so wie Kinder oder auch Erwachsene, die daran gewöhnt sind, Andern nur zu befehlen und Niemandem zu gehorchen, fremde Fehler oft sehr stark empfinden, ohne an die eigenen viel zu denken, so richtet sich die sittliche Gefühlsweise der Menschen in kleinen und grossen Kreisen häufig genug nach dem, was als ein fremdes Urtheil ihnen entgegengebracht wird. In dem Elemente des Denkens bewegen sich diese Gefühle fast nur insofern, als das Löbliche und Verwerfliche, das Gute und Schlechte, Tugenden und Laster durch bestimmte Worte bezeichnet werden, deren jedes irgend einen wenn auch noch so unvollkommenen Process einer Begriffsbildung voraussetzt. Aber Worte bedeuten für jede nicht schon ziemlich weit entwickelte Reflexion Sachen, Gegenstände; und so erscheint das Gute und Schlechte als ein Gegenstand theils der Auffassung, theils, so

weit und so fern der ihm zukommende Werth den Menschen zu locken beginnt, des Begehrens und Strebens. Denn dass gut und schlecht selbst nur die allgemeinsten Begriffe sind, durch welche eine gewisse Art der Werthschätzung bezeichnet wird, also Prädicate, die ein Subject verlangen, dessen Beschaffenheit dazu berechtigt diese Prädicate auf dasselbe anzuwenden, daran wird zunächst eben so wenig gedacht, als etwa in der Auffassung der uns umgebenden Sinnenwelt daran, dass alle Worte, durch welche wir die Dinge bezeichnen, Allgemeinbegriffe sind, deren Bedeutung überall eine Ergänzung durch den Verkehr mit den wirklichen Dingen verlangt. Nicht diese Reflexion ist es, die den der Wahrheit seiner sittlichen Werthschätzung sichern Menschen beschäftigt, sondern des Beifalls, der Billigung, des Wohlgefühls, der Lust, wenn man so will, wird er inne, die ihm ein gewisses Verhalten anderer, oder sein eigenes Thun und Lassen abnöthigt. Ist ihm der specifische Unterschied zum Bewusstsein gekommen zwischen der Lust und Freude, welche die Auffassung oder Ausübung des Guten, und derjenigen, welche die Befriedigung jeder beliebigen andern Begehrung herbeiführt, so findet er in dem Guten die Quelle seines Glücks; sein Streben nach Wohlbefinden nimmt, wenn und in wie weit jener Unterschied ihm gegenwärtig ist und seine Gefühlsweise wirklich bestimmt, die Gestalt eines sittlichen Strebens an und er findet sich in keinem Gegensatze mit seinen sittlichen Gefühlen, wenn er die Glückseligkeit als das Ziel dieses Strebens betrachtet; steht doch überall der stille Vorbehalt in seiner Gewalt, er werde nur das für seine wahre Glückseligkeit erachten, was seine sittlichen Gefühle, die der allmähliche Niederschlag einer unbestimmten Menge eigener und fremder, nicht selten auch in der Form des Urtheils gedachter Urtheile sind, nicht verletzt und den in ihnen sich ankündigenden Forderungen nicht zuwiderläuft. Und da alle Regsamkeit seines Begehrens und Handelns in ihren Ursprüngen und in ihrem ganzen Verlauf von Lust und Unlust, Freude und Schmerz durchwebt ist, er aber gleichwohl eines, nicht bloß nach Intensität und Dauer, sondern der Art nach verschiedenen, specifischen Unterschieds dieser Empfindungen inne wird, eines Unterschieds, der eine Rangordnung derselben, eine vielleicht verachtende Verzichtleistung auf gewisse Arten der Lust, ein Ertragen gewisser Arten von Unlust einschließt, und er gerade in diesem Verzichtleisten und Ertragen seines eigenen



Werthes sich bewusst wird, — eines Werthes, der sowohl den Menschen über das Thier, als auch über andere seines Gleichen erhebt, — so mag wohl ein ganz genügender Ausdruck für die Gesamtheit aller hierher gehörigen Werthe in dem Gedanken zu liegen scheinen, dass die Art der Befriedigung, die aus der Aneignung des Guten als eines Gegenstands des Strebens entspringt, die dem Menschen als solchem angemessenste sei, und somit stellt sich das ihm vorschwebende unbestimmte sittliche Ideal als der Ausdruck der Eigenthümlichkeit der menschlichen Natur dar.

Wo es sich dagegen um eine begriffsmässig bestimmte und geordnete Auffassung und Darstellung des Ethischen, d. h. um ein System der ethischen Begriffe handelt, kann eine solche Form unmöglich genügen. Ist die denkende Reflexion einmal darauf gestossen, dass in dem weiten Gebiete der Werthschätzung, des Vorziehens und Verwerfens gewisse Grenzlinien laufen, welche die Sprache durch die Worte gut und böse, nützlich und schädlich, angenehm und unangenehm,<sup>102)</sup> durch die Unterscheidung der Tugenden und der Güter, der Laster und der Uebel andeutet, so entsteht sofort die Forderung einer Entscheidung darüber, ob alle diese Werthschätzungen identisch und wenigstens gleichartig, oder ganz ungleichartig sind. Mag man immerhin den Beifall und die Achtung, die das Gute uns ablockt oder abnöthigt, eine Lust nennen, die Bemühung, diese Lust durch eine begriffsmässige Rechenschaft über ihre spezifischen Merkmale von andern Arten der Lust zu unterscheiden und die Frage zu beantworten: ist alle Lust das Gute oder ist dieses etwas Anderes als die Lust, bezeichnet den Eintritt des Denkens in das Gebiet der Ethik und hat wenigstens bei den Griechen der letzteren das Dasein gegeben. Die Aufgabe ist dabei zunächst nicht, zu untersuchen, wie diese verschiedenen Werthschätzungen im menschlichen Gemüthe entstehen; es ist nicht einmal möglich, diese Aufgabe als solche zu bestimmen, so lange nicht die spezifische Bedeutung der Unterschiede, deren Naturgeschichte man verlangt, anerkannt und in Begriffen festgestellt ist, und eben so wenig könnte die Lösung derselben etwas an der Bedeutung der durch sie erklärten Unterschiede ändern. Aber gleichwohl liegt

<sup>102)</sup> Gerade diese Begriffe hebt Aristoteles in der oben (Anmerk. 48) aus II, 4 angeführten Stelle einmal sehr scharf hervor.

die Veranlassung, die Frage nach dem Inhalte der Begriffe, in welchem sich jener Unterschied ausdrückt, mit der nach dem Ursprunge derselben zu verwechseln, hier näher als auf andern Gebieten, wo man bereitwillig zugesteht, dass man den Gegenstand der Untersuchung erst kennen und in Begriffen bestimmt haben müsse, ehe man über seinen Ursprung Rechenschaft geben könne, und dass auch dann eine noch so gelungene Theorie dieses Ursprungs an der Natur des Gegenstandes selbst nichts zu ändern vermöge. Die Lust ist Gegenstand und Ziel der Begehrung und zwar so lange ganz allgemein, als nicht etwa die Folgen des Genusses gewarnt haben, jeder Lust ohne Rückhalt nachzugehen; das Gute kann Gegenstand der Begehrung werden, wenn und in wie weit der Begehrende in der Zurückbeugung einer in ihm schon vorhandenen sittlichen Werthschätzung auf sein eigenes Begehren diese Lust andern Befriedigungen vorzieht; es soll Gegenstand der Begehrung werden, und stellt sich als Pflicht dar, sobald man inne wird, dass der Tadel des Schlechten der wirklich vorhandenen Schlechtigkeit gegenüber nicht verstummt. Beide, die Lust und das Gute, erscheinen somit an das Begehren und Wollen geknüpft; das Streben nach diesem wie nach jener erscheint als Aeußerung des Begehrens. Das nichtsittliche und das sittliche Begehren müssen also verschiedene Arten des Begehrens sein; das letztere findet sich aber mit dem ersteren oft in vielfache Gegensätze verwickelt; es fordert, da das unsittliche Begehren dem sittlichen gegenüber nicht ausbleibt, Unterordnung des verwerflichen Begehrens; und so kann man glauben, den Unterschied der Lust und des Guten zugleich erklärt und bestimmt zu haben, wenn man ihn entweder in die Natur eines verschiedenen Begehrungsvermögens verlegt, oder irgend ein anderes Vermögen, die Vernunft oder das Gewissen zu Hülfe ruft, dessen Aussprüchen sich ein gewisses Begehren sammt der von ihm geforderten Lust oder der von ihm abgelehnten Unlust zu unterwerfen habe.

So wird die Ethik von vornherein an ein vermeintliches psychologisches Wissen geknüpft und der eigentliche Anfangspunkt ihrer Untersuchungen verdunkelt. Aber die Worte Gewissen und Vernunft haben so lange keinen bestimmten Sinn, als nicht eben in Begriffen bestimmt ist, worin der Unterschied zwischen dem vernünftigen und unvernünftigen Denken, dem gewissenhaften und gewissenlosen Handeln besteht, und der ei-

gentlichen Untersuchung frommt es in der That wenig, diesen Unterschied als bekannt vorauszusetzen und sich der Meinung hinzugeben, man habe die Ethik aus der Natur des menschlichen Wesens abgeleitet, wenn man den Ort benennt, an welchem das Ethische in dem weiten Gebiete der geistigen Regsamkeit sich vorfindet. Was namentlich die in der Geschichte der Philosophie immerfort wiederkehrende Berufung auf die Vernunft und das Gewissen als Attribute der menschlichen Natur anlangt, so scheint man dabei nur zu sehr zu vergessen, dass Unvernunft und Gewissenlosigkeit thatsächlich einen sehr breiten Raum in den Aeusserungen der menschlichen Natur einnehmen und dass es immer wieder von Neuem eines Kampfes mit dem natürlichen Zuge des Begehrens bedarf, um dem Guten nur eine leidlich sichere Stätte innerhalb des menschlichen Daseins zu bereiten. Das, wodurch der Mensch sich vom Thier unterscheidet, das bewusste Denken, dient oft genug dazu ihn bestialischer zu machen, als das Thier in der dumpfen und reflexionslosen Nachgibigkeit gegen seine Triebe ist.

Es darf dabei nicht verkannt werden, dass jenes Abgleiten von dem ursprünglichen Ausgangspunkte der ethischen Untersuchung nicht ausschliessend auf einem Missverständnisse zu beruhen braucht, sondern theilweis selbst aus einem sittlichen Interesse hervorgehen kann. Den sittlichen Menschen interessiert aber nicht blos das Wissen vom Sittlichen; dieses Wissen, als eine Summe oder ein System solcher oder anderer Bestimmungen seines Denkens und Fürwahrhaltens macht weder ihn selbst noch andere besser, wie Aristoteles (II, 2. 4103<sup>b</sup>, 27) einmal gelegentlich selbst bemerkt. Den sittlichen Menschen interessiert die Verwirklichung dessen, was er als ein Werthvolles erkannt hat; und je gleichgültiger der blose Besitz der Erkenntniss ohne diese Verwirklichung ihm erscheinen mag, desto wichtiger wird die Untersuchung der Bedingungen, von denen die Richtung des menschlichen Wollens zum Guten oder Schlechten abhängt; und so kann man glauben die Ethik durch die Anwendung irgend eines metaphysischen oder psychologischen Apparats begründen zu können, der, wie er auch beschaffen sein möge, die Kenntniss dessen, was gut oder böse ist, voraussetzt und immer nur dazu dienen kann, die Ursachen der wirklich vorhandenen Sittlichkeit oder Unsittlichkeit darzulegen oder die wirksamen Hilfsmittel oder Heilmittel derselben darzubieten.

Gesetzt jedoch, die Grenzlinie zwischen den verschiedenen Arten des Vorziehens und Verwerfens sei mit hinlänglicher Genauigkeit bestimmt, und es hätte sich dadurch die Einsicht gebildet, dass die Begriffe des Guten und Bösen Prädicate sind, in denen die Anerkennung eines unbedingten Werths oder Unwerths dessen sich ausspricht, wovon sie ausgesagt werden, so wäre die zweite Bedingung eines richtigen Einschreitens in die Ethik die Klarheit darüber, dass das Subject, auf welches sie sich als Prädicate beziehen, das Begehren und Wollen ist. Dieser Satz liegt so nahe, dass es fast unmöglich scheint ihn zu verfehlen; was man irgendwo mit dem Namen der Tugend und des Lasters bezeichnet, sind Regsamkeiten des Begehrens und Wollens; wo irgend das sittliche Urtheil sich regt, geht es auf ein Handeln und Nichthandeln, auf ein Thun und Lassen, insofern es aus einem Wollen hervorgeht, und auf ein Denken immer nur insofern, als es entweder Motiv und Triebfeder oder Product eines Wollens ist. Das Wollen ist der Beziehungspunkt, um welchen sich die sittliche Beurtheilung bewegt; ihr unterliegt, was in ein Wollen ausmündet oder ausmünden könnte, oder was von einem Wollen ausgeht oder ausgehen könnte; was mit dem Wollen in gar keiner Verbindung steht, liegt ausserhalb ihrer Grenzen. Diese Gebundenheit des sittlichen Urtheils an das Wollen und seine Verzweigungen ist kaum ein Lehrsatz zu nennen; sie ist eigentlich nur die Bezeichnung des Gebietes, auf welchem sich das sittliche Urtheil factisch bewegt; eben desshalb hat die grössere oder geringere Klarheit und Consequenz, mit welcher sie gedacht und festgehalten wird, für die Gestaltung der Ethik entscheidende Folgen.

Soll nämlich die dem Werthe oder Unwerthe des Wollens geltende Beurtheilung nicht in der Form bloser Gefühle stecken bleiben, und ihr Inhalt nicht entweder stillschweigend vorausgesetzt oder immer nur fragmentarisch geltend gemacht werden, so handelt es sich darum, diejenigen Begriffe, in denen jene Beurtheilung sich ausspricht, bestimmt und vollständig aufzuzeigen; diejenigen unter ihnen, auf welche sich in letzter Instanz alle ethischen Werthe wieder zurückführen lassen, würden allein fähig sein, in den Rang eines ethischen Princips zu treten; denn sie allein würden einen begriffsmässig ausgedrückten Maassstab aller übrigen, möglicherweise unter Umständen veränderlichen ethischen Werthe und somit die Vorbilder für

das wirkliche Wollen und Handeln darbieten.<sup>108)</sup> Dabei bleibt zunächst der Untersuchung vollkommen freier Spielraum, ob sie Gründe zu haben glaubt, aus welchen sie für die Lösung dieser Aufgabe von dem Versuche eines inductiven oder constructiven Verfahrens einen besseren Erfolg erwarten könne; es entscheidet auch die Anerkennung dieser Aufgabe nichts über die Zahl jener Begriffe; aber es folgt allerdings, dass alle Berufungen auf die Idee des Guten, auf die Vernunft, auf das Gewissen, auf die Natur oder die Würde des Menschen so lange vollkommen nichtsagend sind, als nicht der Versuch diese Aufgabe zu lösen irgendwie gelungen ist. Die Frage ist: welches Wollen ist gut, oder wenn man so will, vernünftig, des Menschen würdig, gewissenhaft u. s. w., und welches nicht? und diese Frage bleibt so lange unbeantwortet, als die Antwort nur das Echo der Frage ist. Es liegt ferner in der Beschaffenheit jener Aufgabe, dass ihre Lösung unmittelbar dem Begriffe der Lust gar nicht begegnen kann. Denn Lust und Unlust sind Gefühlszustände, die zum grossen Theile lediglich in Folge eines Begehrens entstehen; und selbst da, wo sie unabhängig von der Befriedigung oder Nichtbefriedigung eines Begehrens eintreten, entscheiden sie über das Wohl- oder Uebelbefinden des Menschen; der Werth aber, den der Mensch hierauf legen mag, stammt nicht aus einem Urtheile über sein Wohlverhalten. Die Sicherheit und Entschiedenheit, mit welcher Kant die Frage nach dem Werthe des Wollens an die Spitze der Ethik stellte, ist eben der Grund seines Satzes: die Glückseligkeitslehre ist die Euthanasie aller Moral. Nun mag man immerhin in der ausschliesslich imperativischen Form, in welcher bei Kant alles Sittliche auftritt, weder den ursprünglichen noch den ausschliessend genügenden Ausdruck der sittlichen Beurtheilung und eben deshalb keinen Grund finden, dem sittlichen Menschen die Freude am Guten zu verkümmern; dennoch ist die Lust, wenn sie als mitbestimmender Factor in den Inhalt der ethischen Principien aufgenommen wird, nicht nur »ein unvollständiger Gedanke, so lange das nicht mit erwähnt wird, was in ihr genossen wird«, sondern sie ist an die-

108) Auch Aristoteles beruft sich auf den Begriff des Vorbildes Eth. Nic. I, 4. 1096<sup>a</sup>, 35. *τάχα δέ τῳ δοξείεν ἂν βέλτιον εἶναι γνωρίζειν αὐτὰ πρὸς τὰ κτητὰ καὶ πρακτὰ τῶν ἀγαθῶν· οἷον γὰρ παράδειγμα τοῦτ' ἔχοντες μᾶλλον εἰσόμεθα καὶ τὰ ἡμῖν ἀγαθὰ, κἄν εἰδῶμεν, ἐπιτευξόμεθα αὐτῶν.*

ser Stelle auch ein unwahrer Gedanke, weil es sich hier nicht um die Befriedigung, sondern um den Werth des Begehrens und Wollens handelt. Wenn man die Erhebung der Lust zu einem ethischen Princip dadurch zu rechtfertigen unternimmt, dass man dem Gewissen das Geschäft überlässt, die einzelnen der Art nach verschiedenen Formen der Lust zu unterscheiden, und »nur die Befriedigung des Gewissens selbst, die Lust also an der Uebereinstimmung jeder einzelnen Lust mit dieser Gesetzgebung über alle, dem Schwanken ihres Werthes entzogen« sein lässt,<sup>104)</sup> so muss die Frage erlaubt sein, ob diese Gesetzgebung wieder in der Lust ihre Quelle hat, oder woher ihr sonst ihre verbindende Kraft kommt?

Endlich liegt in der Anerkennung der obigen Aufgabe, dass der Begriff des Zwecks nicht an der Spitze der Ethik stehen, nicht als ethisches Princip auftreten kann. Zweck ist jede Vorstellung eines Begehrten und Gewollten, insofern in ihr die Triebfedern einer auf die Verwirklichung dieser Vorstellung gerichteten Thätigkeit liegen. So wie es nun ohne die bewusste Absicht eines denkenden und wollenden Wesens keinen Zweck, sondern nur Endpunkte und Resultate für gewisse Reihen des Geschehens gibt, so findet auch da, wo sich zwischen Begehrung und Befriedigung, Wille und Ausführung kein Hinderniss einschiebt,

104) Vgl. Lotze, Mikrokosmos, Bd. II, S. 308—10, 323. Ist es ein »Irrthum, wenn man allen moralischen Gesetzen nur diesen abgeleiteten Werth zugestehen wollte, nothwendige Maximen der allgemeinen Lustökonomie zu sein, ist die eigenthümliche Lust, welche wir von irgend einem Eindruck oder irgend einem Verhältnisse mehrerer empfangen, keine Abbildung dieser Eindrücke, an die sich hinterher erst ein in allen Fällen qualitativ gleichartiges Wohlsein knüpft, ist vielmehr jenes spezifische Gefühl unmittelbar die untheilbare Uebertragung des Werthes, welchen nur dieser bestimmte Fall der Anregung enthält, in diese Sprache der Lustempfindlichkeit; werden wir von dem eignen Werthe der Dinge — d. h. auf ethischem Gebiete, von dem Werthe der Handlungen (S. 323) und des ihnen zu Grunde liegenden Wollens — « bezwungen, und sind die eigenthümlichen Unterschiede, die auf dieser Grundlage noch zwischen unsern Lustgefühlen stattfinden, in keiner Weise auf bloß quantitative Verschiedenheiten eines gleichartigen subjectiven Wohlbefindens zurückzuführen«, so mag der Gemüthszustand, der Lust genannt wird, das Kennzeichen der Wirkung eines gegebenen Werthes sein, der Werth selbst liegt nicht in dieser lustbringenden Wirkung. — Und wenn nicht alle moralischen Gesetze nur den abgeleiteten Werth haben, nothwendige Maximen der allgemeinen Lustökonomie zu sein, gibt es echt sittliche Gesetze, welche gerade diesen Werth haben, nothwendige Bestandtheile einer allgemeinen Lustökonomie zu sein?

der Begriff des Zwecks keine Anwendung. Aber er gewinnt überall eine weitgreifende Bedeutung und möglicherweise eine ausgedehnte Herrschaft, wo kürzere oder längere Reihen eines zusammengesetzten Handelns nöthig sind, um jene Befriedigung zu erreichen, um das Gewollte auszuführen. Dieses Verhältniss nun, dass der Inhalt der Begehrung als gedachtes und gewolltes Ziel feststeht und ein anderes Denken und Begehren in Bewegung setzt, dessen Regsamkeit auf die Mittel für jenen Zweck geht, enthält an sich gar nichts Sittliches. Mit andern Worten: der Begriff des Zwecks entscheidet für sich allein nicht das Gerinste über den Werth weder des als Zweck Gewollten noch des etwas als Zweck setzenden Wollens; es gibt gute und böse Zwecke und der Begriff des Zwecks kommt für die Ethik zu früh, so lange nicht bestimmt ist, welches Wollen gut und böse, löblich oder verwerflich, achtungswerth oder verächtlich ist. Wer den positiven Inhalt, der im Umfange des Begriffs gut liegt, durch die Zwecke zu bestimmen unternähme, welche das menschliche Begehren und Wollen wirklich verfolgt, dem müsste, selbst unter der Anerkennung der Thatsache und gerade kraft der Thatsache, dass schliesslich alles dieses Begehren auf das Streben sich wohlzubefinden, hinausläuft, das Gute unvermeidlich in die Befriedigung einer unbestimmten Mannigfaltigkeit von Begehrungen zerfliessen. Wer da sagt: das Gute ist der letzte und höchste Zweck des Menschen, der spricht dem wirklichen Verlaufe des Begehrens und Handelns gegenüber vielmehr eine Forderung als eine Thatsache aus. Sittliche Zwecke und sittliche Freuden gibt es nur für den, der das Sittliche nicht nur kennt, sondern auch sein Wollen in den Dienst desselben gegeben hat; einen zwischen einer Thatsache und einem, überdies nur durch den allgemeinen Begriff des Guten oder Vernünftigen angedeuteten Ideal unbestimmt schwankenden Zweckbegriff als Princip hinzustellen, frommt weder der Wissenschaft noch dem Leben.

Dass nun Aristoteles in der ganzen Anlage seiner Ethik von dem Begriffe des Zwecks ausgeht, für den letzten Zweck auf Grund der Thatsache, dass sie allein nicht um eines andern willen begehrt wird, die Eudämonie erklärt, und der darin liegenden Gefahr, das Sittliche ganz und gar aus dem Auge zu verlieren, nur dadurch entgeht, dass er für die Beschränkung der in der Eudämonie angestrebten Lust die sittliche Beurtheilung hinstreckt zu Hülfe ruft, — das hängt wesentlich damit zusam-

men, dass die ausschliessliche Beziehung der ethischen Beurtheilung auf das Wollen ihm eben so wenig, wie dem Plato, in ihrer für die ethische Untersuchung entscheidenden Bedeutung zum Bewusstsein gekommen ist. Unwirksam ist sie freilich bei ihm nicht; vielmehr sind mit Ausnahme des theoretischen Denkens, welches er im zehnten Buche preist, alle übrigen Tugenden, die er aufzählt, auch die *φρόνησις* nicht ausgenommen, an das Wollen und Handeln gebunden, und es wäre in der That auch ganz unmöglich gewesen vom Sittlichen zu reden, ohne dieses Gebiet zu betreten. Aber es ist zweierlei, ob ein durchgreifender Hauptgedanke nur nebenbei und gleichsam unwillkürlich benutzt, oder ob die regulative Bedeutung, die er für das ganze Bereich einer Untersuchung hat, deutlich gedacht und in der Ausführung befolgt wird.<sup>105)</sup> In einem solchen Falle würde Aristoteles wohl kaum dahin gekommen sein, dem theoretischen Denken den höchsten alle übrigen Tugenden überragenden sittlichen Preis zu ertheilen. Weil die Glückseligkeit, sagt er, Thätigkeit sei, so folge, dass sie in der trefflichsten dieser Thätigkeiten am meisten liegen müsse; diese sei aber die des Besten. Möge man nun dieses *νοῦς* nennen oder sonst wie, die Thätigkeit nach der diesem eigenthümlichen Tugend sei die vollendete Glückseligkeit. Dass diese Thätigkeit des *νοῦς* das theoretische Denken sei, sei schon gesagt, und da das der Natur eines jeden Wesens Eigenthümlichste das für dieses Wesen Beste und Süsseste sei, so sei es auch ein solches Leben für den Menschen, indem das theoretische Denken ihn am meisten zum Menschen mache.<sup>106)</sup> Der

105) Ein recht bezeichnendes Beispiel für diesen Unterschied ist der Begriff der *εὐνοια*, des Wohlwollens, den Aristoteles vollkommen richtig bestimmt (Eth. Nic. VIII, 2. 1155<sup>b</sup>, 32; IX, 5. 1166<sup>b</sup>, 30), ohne einen andern Gebrauch von ihm zu machen, als den eines Hüls- und Grenzbegriffs für die Begriffe der Zuneigung (*φιλῆσις*) und der Freundschaft (*φιλία*).

106) X, 7. 1177, 12. εἰ δ' ἐστὶν ἡ εὐδαιμονία κατ' ἀρετὴν ἐνέργεια, εὐλογον κατὰ τὴν κρατίστην· αὐτὴ δ' ἂν εἴη τοῦ ἀρίστου. εἴτε δὲ νοῦς τοῦτο εἴτε ἄλλο τι ὁ δὲ κατὰ φύσιν δοκεῖ ἀρχεῖν καὶ ἡγεῖσθαι καὶ ἔνοιαν ἔχειν περὶ καλῶν καὶ θεῶν, εἴτε θεῖον ὄν καὶ αὐτὸ εἴτε τῶν ἐν ἡμῖν τὸ θεϊότατον, ἡ τοῦτου ἐνέργεια κατὰ τὴν οἰκείαν ἀρετὴν εἴη ἂν ἡ τελεία εὐδαιμονία. ὅτι δ' ἐστὶ θεωρητικὴ, εἴρηται. Und am Ende des Capitels 1178<sup>a</sup>, 5. τὸ οἰκείον ἐκάστω τῇ φύσει κρατίστον καὶ ἡδιστόν ἐστιν ἐκάστω· καὶ τῷ ἀνθρώπῳ δὲ ὁ κατὰ τὸν νοῦν βίος, εἴπερ τοῦτο μάλιστα ἀνθρώπος. Man darf diesem *τοῦτο μάλιστα ἀνθρώπος* gegenüber doch wohl an das einfach schöne Wort erinnern :



Gegenstand der theoretischen Erkenntniss ist das, was nicht anders sein kann, das Nothwendige und Ewige. Beachtet man nun, dass Aristoteles die in dieser Erkenntniss liegende Befriedigung dem Wissenden mehr, als dem Suchenden beilegt,<sup>107)</sup> so muss man, um ihm in diesem Punkte beizustimmen, behaupten, dass der Besitz speculativer, mathematischer und physikalischer Lehrsätze, oder in welchen anderen Gebieten ein nothwendiges Wissen, welches die Möglichkeit des Gegentheils ausschliesst und somit eine zeitlose Gültigkeit hat, abgesehen von jeder Regung des Wollens, eine Intelligenz besser und zwar besser im ethischen Sinne des Worts mache, als diejenige wäre, welche sich eines solchen Wissens nicht erfreute. Welche Welt von Verhältnissen aber der Gedanken entweder unter sich oder zu dem Erkannten dieses Wissen einschliessen möge, das bloße Dasein dieser Verhältnisse ohne irgend ein Wollen liegt ausser dem Gesichtskreise der sittlichen Beurtheilung, und eine bloß allwissende Intelligenz, die nichts wäre als dies, ist für das sittliche Urtheil etwas eben so vollkommen Gleichgültiges, als eine Intelligenz, die willen- und thatlos in dem ununterbrochenen Anschauen vollendeter Schönheit schwelgte. Und in der That versichert zwar Aristoteles, dass die erkennende Thätigkeit die höchste und somit die beste sei; aber der Preis ihrer Vortrefflichkeit ist mit dem der in ihr liegenden Glückseligkeit so eng verbunden, dass es schwer ist zu entscheiden, ob er ihre Wirkungen als eine Folge ihres Werths oder ihren Werth als eine Folge ihrer Wirkungen betrachtet wissen will. Die in ihr liegende Glückseligkeit ist die stetigste, die am meisten unabhängige, denn der Denker braucht Niemand als sich selbst, in ihr genießt der Geist der Musse, um deren willen wir äusserlich thätig sind.<sup>108)</sup> Sie ist die höchste Tugend, weil die in

Nichts hat der Mensch so eigen,  
Nichts steht so wohl ihm an,  
Als dass er Lieb' erzeigen,  
Und Treue halten kann,

um sich auf die Frage zu besinnen, mit welchem Rechte die spezifische Eigenthümlichkeit des Menschen vorzugsweise, ja fast ausschliessend in die Thätigkeit des erkennenden Denkens gesetzt wird.

107) 4177<sup>a</sup>, 25. δοκεῖ γοῦν ἡ φιλοσοφία θαυμαστάς ἡδονάς ἔχειν καθ' αἰετὸς καὶ τῷ βεβαίῳ, εὐλογον δὲ τοῖς εἰδόσι τῶν ζητούντων ἡδῶ τὴν διαγωγὴν εἶναι.

108) 4177<sup>a</sup>, 21. συνεχεστάτη (ἔστι). θεωρεῖν τε γὰρ δυνάμεθα συν-

ihr liegende Glückseligkeit die höchste ist, und wenn auch die volle im theoretischen Wissen enthaltene Glückseligkeit das Maass des dem Menschen Erreichbaren überschreitet, so sind doch alle übrigen Tugenden ihr gegenüber nur ein Tribut, den er der Unvollkommenheit seiner Natur zahlen muss; denn sie setzen eine Menge von Beziehungen voraus und machen ihn von diesen abhängig, deren das selige Leben der Götter überhoben ist: für welche eben desshalb nichts übrig bleibt als das *θεωρεῖν*.<sup>109)</sup>

Wie weit nun auch Aristoteles durch die schon erwähnten, Vorzüge seines Werks, durch die Vielseitigkeit seines Blicks auf die Verhältnisse des menschlichen Lebens, durch den Reichthum und die Sauberkeit seiner Begriffsbestimmungen und namentlich durch die die wirklichen psychischen Facta schärfer ins Auge fassende Bemühung die psychologischen Vorgänge zu schildern, in denen die sittliche Ueberlegung und Thätigkeit verläuft,<sup>110)</sup> seinen grossen Vorgänger Plato überragt, und wie reichlich er die jugendliche Wärme der platonischen Darstellung durch den männlichen Ernst schmuckloser, aber dichtgedrängter Gedankenbestimmungen vergütet, so muss doch bezweifelt werden, ob die Ethik rücksichtlich der scharfen und präzisen Abgrenzung ihres Gebietes und rücksichtlich der systematischen Grundlage und Ausführung durch ihn einen wesentlichen Fortschritt gemacht habe. Die Anerkennung sittlicher Werthbestimmungen ist bei beiden in voller Energie vorhanden. Den Plato sehen wir aber

*εχως μᾶλλον ἢ πράττειν ὀτιοῦν, οἰόμεθ' αὖτε θεῖν ἡδονὴν παραμειχθᾶι τῇ εὐδαιμονίᾳ... ἢ τε λεγομένη αὐτάρκεια περὶ τὴν θεωρητικὴν μάλιστα ἂν εἴη, τῶν μὲν γὰρ πρὸς τὸ ζῆν ἀναγκαίων καὶ σοφὸς καὶ δίκαιος καὶ οἱ λοιποὶ θέονται, ... ὁ δὲ σοφὸς καὶ καθ' αὐτὸν ὧν δύναται θεωρεῖν, καὶ ὅσων σοφώτερος ἢ μᾶλλον 1177<sup>b</sup>, 4. δοκεῖ τε ἡ εὐδαιμονία ἐν τῇ σχολῇ εἶναι· ἀσχολούμεθα γὰρ, ἵνα σχολάζωμεν. 1177<sup>b</sup>, 19. ἡ δὲ τοῦ νοῦ ἐνέργεια σπουδῆ τε διαφέρειν δοκεῖ θεωρητικὴ οὐσα καὶ παρ' αὐτὴν οὐθενὸς ἐφίεσθαι τέλους, ἔχειν τε ἡδονὴν οἰκεῖαν.*

109) 1177<sup>b</sup>, 26. ὁ δὲ τοιοῦτος ἂν εἴη βλος κρείττων ἢ κατ' ἄνθρωπον. X, 8. 1178<sup>b</sup>, 7. ἡ δὲ τελεία εὐδαιμονία ὅτι θεωρητικὴ τίς ἐστιν ἐνέργεια, καὶ ἐντεῦθεν ἂν φανεῖται. τοὺς θεοὺς γὰρ μάλιστα ὑπειλήφαμεν μακαρίους καὶ εὐδαιμονοῦσιν εἶναι· πράξεις δὲ ποίας ἀπονείμει χρεῶν αὐτοῖς; ... 18. ἀλλὰ μὲν ζῆν τε πάντες ὑπειλήφασιν αὐτοὺς καὶ ἐνεργεῖν ἄρα... τῷ δὲ ζῶντι τοῦ πράττειν ἀγαιρομένου, ἔτι δὲ μᾶλλον τοῦ ποιεῖν, τί λέλειπται πλὴν θεωρία; u. s. w.

110) Ich rechne hierher namentlich auch die Erörterungen über das *ἐκούσιον* und *ἀκούσιον* im dritten Buche.

vor allem Andern bemüht, der Ethik gleichsam ihren Grund und Boden zu erobern und denselben vor den Einfällen der Lust sicher zu stellen.<sup>111)</sup> So kehrt er mit der ganzen Intensität einer unerschütterlichen Ueberzeugung immer wieder zu der Nachweisung zurück, dass das Gute nicht die Lust sei. Diese Ueberzeugung ist für ihn nicht das Product einer dialektischen Erörterung; sondern seine dialektischen Erörterungen dienen nur dazu, jene Ueberzeugung zum deutlichen Bewusstsein zu erheben. Der Satz, womit er im Philebus (55<sup>b</sup>) die Erörterung über die Lust schliesst: wie sollte es nicht widersinnig sein, dass man den, der sich nicht freut, sondern Schmerz empfindet, dann für schlecht zu erklären genöthigt sei, wenn er Schmerz empfindet, möge er noch so gut sein, den aber, der sich freut, für gut, und zwar in demselben Maasse mehr, als er sich freut, — dieser Satz ist zwar rücksichtlich der Einsicht in den darin liegenden Widersinn das Resultat der dialektischen Erörterung, aber der Widersinn würde nicht haben aufgezeigt werden können, wenn nicht die Begriffe, deren versuchte Gleichsetzung den Widersinn erzeugt, schon unabhängig von dieser Vergleichung ihrer eigenthümlichen Bedeutung nach festgestanden hätten.<sup>112)</sup> Es liegt dabei in der Natur der Sache, dass Plato bei diesen Untersuchungen auf die Verwandtschaft des Guten mit dem Schönen

111) Grote in der history of Greece III, 62 macht mit Beziehung auf Welckers Prolegomena zum Theognis darauf aufmerksam, dass die Worte *ἀγαθοί, ἔσθλοι, καλοκᾶγαθοί, χρήστοι* im Gegensatze zum *κακός* noch bei Theognis und den übrigen lyrischen Dichtern nicht eine eigentliche sittliche Bedeutung, sondern nur eine Beziehung auf Reichtum und Armut, hohe und niedere Geburt, grösseren oder geringeren politischen Einfluss, oligarchische Herrschaft und demokratische Neuerungssucht haben. Erst Sokrates unternahm es, ihre Bedeutung auf sittliche Werthbestimmungen zu beschränken; aber noch zur Zeit des Plato und Aristoteles dauerte der alte Sprachgebrauch, wenn auch vielleicht nicht ohne ironische Nebenbedeutung, ausserhalb der philosophischen Schulen fort. Vgl. Plato, Rep. VIII, 569 *ὑπὸ τῶν πλουσίων καὶ καλῶν κἀγαθῶν λεγομένων ἐν τῇ πόλει*. Arist. Polit. IV, 8. 1294<sup>a</sup>, 17. *σχεδὸν παρὰ τοῖς πλείστοις οἱ εὐποροὶ τῶν καλῶν κἀγαθῶν δοκοῦσι κατέχειν χωρᾶν*. Thucydides VIII, 48 nennt die Oligarchen *τοὺς καλοὺς κἀγαθοὺς ὀνομαζομένους*.

112) So setzt auch namentlich der zweite der im Gorgias 405<sup>a</sup> fgg. gegen die Identität der Lust mit dem Guten geführten Beweise die ursprüngliche Anerkennung eines Unterschiedes zwischen beiden voraus. Der erste besteht in der Nachweisung der Verschiedenheit der psychischen Vorgänge bei der Befriedigung einer Begehrung und der Auffassung des Guten.

geführt wird und den dem Schönen nicht erst beigelegten, sondern innewohnenden Werth zur Erläuterung der Art des Wohlgefallens benutzt, welches dem Guten gebührt.<sup>118)</sup> Aber mit der Zweideutigkeit des Wortes *ἀγαθόν*, welches eben so wohl ein Gut im Gegensatze zum Uebel, als das Gute im Gegensatze zum Bösen bezeichnet, verbindet sich bei ihm die allgemeine Voraussetzung, dass jeder Begriff Begriff eines Seienden, und das, was erkannt werde, auch sein müsse; und so verwandelt sich ihm die Anerkennung des absoluten Werths, welche die Begriffe des Guten und Schönen, unabhängig von der Realität des Gegenstandes, dessen Prädicate sie sind, bezeichnen, in die Setzung eines schlechthin Seienden; ja noch über das Sein hinaus glaubt er seine Blicke richten zu müssen, um das Wesen des Guten wenigstens nach einem Gleichnisse erfassen zu können. Und so führen denn die mühevollen und kunstreichen Erörterungen über die Frage, ob das höchste Gut in der Erkenntniß oder der Lust liege und wie das beste Leben aus beiden gemischt zu denken sei, zu keinem klaren und bestimmten Abschluss. Den unbefangenen Sinn wird es fremdartig berühren, wenn der Lust deshalb ein sittlicher Werth abgesprochen wird, weil sie und ihr Gegenstand immer nur werde und niemals sei, da in der That alles wirkliche sittliche Wollen und Handeln ebenfalls in die Reihe des Geschehens fällt, und das Hauptresultat des Philebus (64. 65): wenn es nicht gelingen wolle, das Gute in einer Idee zu ergreifen, müsse man dreierlei, Schönheit, Abgemessenheit und Wahrheit zusammenfassend, in der Verbindung dieser die Ursache dessen suchen, was an der Mischung gut sei, verweist, abgesehen von der Frage, ob alles Wahre, Schöne und Abgemessene auch gut sei, auf drei Begriffe, welche zur Aufklärung über das, was schön, wahr und abgemessen sei, ganz in gleicher Weise wie der Begriff des Guten, ein Herabsteigen in ihren Umfang nöthig machen würde. Und wenn endlich Plato (Rep. VI, 505) den höchsten Ausdruck für die Idee des Guten oder dessen, was zunächst von ihr herstammt, darin findet, dass

118) Phileb. 51. *ὅσα τὰς ἐνδείας ἀναίσθητους ἔχοντα καὶ ἀλύπους τὰς πληρώσεις αἰσθητὰς καὶ ἡδέιας.* Es sind das die *ἀεὶ καλὰ καὶ αὐτὰ καὶ τινὰς ἡδονὰς οὐκ εἰδὼς ἔχοντα*; die *ἡδοναὶ ἄλυποι, καθαρά.* Es ist kaum nöthig daran zu erinnern, dass Aristoteles diese Bestimmungen vielfach benutzt, obwohl er bemerkt, die von Plato angenommene *ἐνδεῖα ἀναίσθητος* lasse sich nicht nachweisen. Eth. Nic. X, 2. 1178<sup>b</sup>, 15.

es nicht nur dem Erkennenden das Vermögen der Erkenntniß und die Wahrheit, sondern auch dem Erkannten das Erkenntwerden und dem Seienden das Sein verleibe, so verschwindet dadurch das Gute in dem Begriffe einer letzten und höchsten Causalität, deren eigener Begriff nicht nothwendig das Merkmal eines Werthvollen einschliesst und welcher irgend eine Würde beizulegen gar keine Veranlassung vorhanden sein würde, wenn nicht der Name des Guten diese oberste Causalität mit der ganzen Fülle eines sittlichen Glanzes umkleidete.

Die aristotelische Ethik geht nicht, wie Plato, von der Untersuchung des Unterschiedes der Lust von dem Guten aus, sondern von der Auffassung der natürlichen Richtung des Begehrens, um gestützt auf eine allgemeine Thatsache die Eudämonie für den letzten und höchsten Zweck zu erklären. Nun ist zwar Aristoteles eben so sehr als Plato von dem Unterschiede zwischen der Lust und dem Guten durchdrungen und eben deshalb beschränkt er den Begriff der Eudämonie auf diejenigen Befriedigungen, deren der sittliche Mensch in der Uebung der sittlichen Thätigkeit inne wird. Aber dass er die Polemik gegen den Grund, aus welchem Plato die Lust aus dem Gebiete des Guten verwiesen hatte, in die Ethik und nicht in die Psychologie verlegt, gestattet noch die Frage, ob die Auffassung der Lust als der Vollendung der Thätigkeit die Grenzlinie zwischen der Lust und der Thätigkeit nicht wieder ins Schwanken bringt. Ist die Lust *τελείωσις τῆς ἐνεργείας*, und das *τέλος* das *οὐδ' ἕνεκα*, so erscheint die Vollendung der Thätigkeit in der *ἡδονῇ* nothwendig als der Zweck der Thätigkeit.<sup>144)</sup> Nun fügt zwar Aristoteles ausdrücklich hinzu, der Werth der Lust hänge ab von dem Werthe der Thätigkeit;

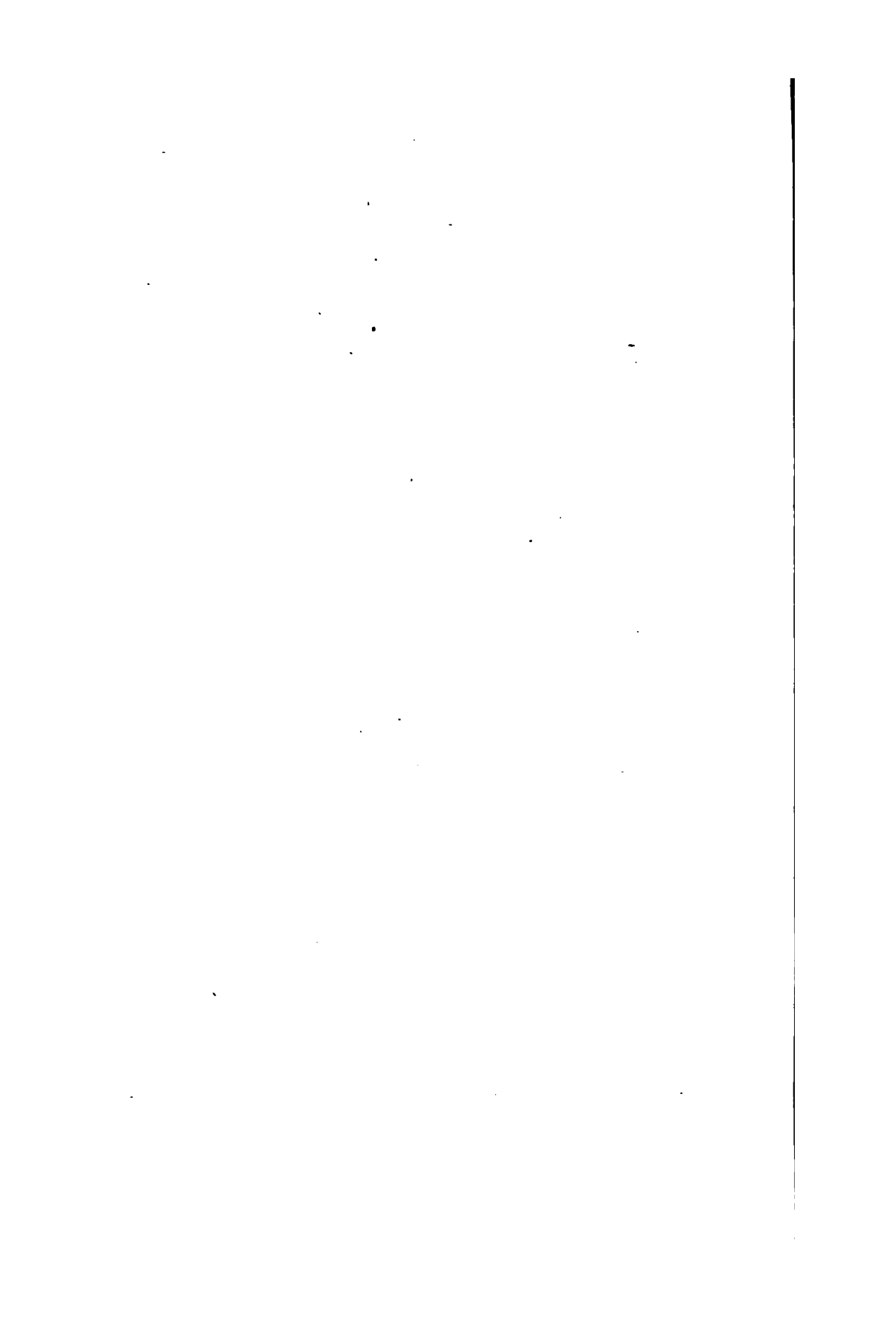
144) Eth. Nic. II, 4. 1105<sup>b</sup>, 23 werden die *πάθη* ausdrücklich als das definiert, *οἷς ἐπεταὶ ἡδονὴ ἢ λύπη*, worin wenigstens so viel liegt, dass die *ἡδονὴ* nicht dadurch einen selbstständigen Werth bekommt, dass sie *τελείωσις τῆς ἐνεργείας* ist. Vgl. auch die oben Anm. 78 aus III, 4 angeführte Stelle, wo die Glückseligkeit als Beispiel für das angeführt wird, was ohne Ueberlegung und Berathschlagung begehrt wird, während die Beschränkung ihres Begriffs auf einen sittlichen Gehalt denn doch wohl noch mehr Ueberlegung erfordert würde, als die allgemeine Besinnung auf den übrigens unbestimmten Begriff des Sittlichen. Dass die Zweideutigkeit des Wortes *τέλος*, vermöge deren es sowohl den beabsichtigten Zweck, als das (unbeabsichtigte) Endresultat (*τέλος τι ἐπιγιγνώμενον*) einer Reihe des Geschehens bedeutet, bei Aristoteles nicht blos auf dem ethischen, sondern auch auf dem metaphysischen Gebiete eine Masse Unklarheiten herbeigeführt hat, mag hier wenigstens nicht unerwähnt bleiben.

aber wenn der Thätigkeit ihr Werth nicht kommen soll von der sie vollendenden Lust, so muss der Werth der ersteren unabhängig von der Lust schon bestimmt sein; ausserdem gibt es keine Entscheidung dafür, ob die in der Lust liegende Befriedigung oder die unabhängig von ihr feststehende Würdigung eines bestimmten Wollens und Handelns das treibende Motiv des sittlichen Handelns sein solle: <sup>115)</sup> und im ersteren Falle hat bei consequenter Verfolgung des darin liegenden Gedankens am Ende jede Lust ein gleiches Recht, sich als das Ziel des Strebens darzustellen. Beachtet man nun die Art, wie Aristoteles bei der Feststellung der allgemeinsten Begriffe im ersten Buche das Lob und die Achtung, welche der Tugend gebührt, hinter den Preis der Glückseligkeit zurückstellt, welche die Götter geniessen, und wie im letzten Buche die in seiner Schätzung höchste Tugend am innigsten mit der Eudämonie verknüpft wird, und nimmt man dazu, dass er die Zwecke oder den Zweck des Menschen nicht sowohl dem Begehren gegenüberstellt als aus ihm entlehnt, so wird man sich berechtigt finden dürfen zu sagen, dass die ethische Ideenlehre, nach welcher Plato gestrebt hat, bei Aristoteles sich in eine Güterlehre verwandelt, die das sittliche Urtheil zwar auf sich einwirken lässt, aber nicht darauf angelegt ist, es zu wecken oder zu schärfen und zu berichtigen; und zwar einfach deshalb, weil sie es entweder für überflüssig oder für unthunlich hält, über die Rangordnung der sittlichen Begriffe etwas festzustellen oder diese selbst mit ausreichender Genauigkeit nachzuweisen. <sup>116)</sup>

<sup>115)</sup> I, 5. 1097<sup>b</sup>, 4 fgg. sagt Aristoteles, nach Glückseligkeit streben wir um ihrer selbst und niemals um eines andern willen, nach Ehre, Lust, Vernunft und jeder Tugend zwar auch um ihrer selbst willen, aber auch um der Glückseligkeit willen; denn wir nehmen an dadurch glücklich zu werden. S. oben Anm. 4.

<sup>116)</sup> Die gehaltvolle Abhandlung von W. Wehrenpfennig, »die Verschiedenheit der ethischen Principien bei den Hellenen und ihre Erklärungsgründe« (Berlin, 1856) kommt zu keinem günstigeren Gesamturtheile über den wissenschaftlichen Werth und den ethischen Gehalt der aristotelischen Ethik, als die vorstehende Erörterung. Die allgemeinen Beziehungen, in welche sie dieselbe zu der Geschichte der Ethik bei den Griechen setzt, scheinen mir aber die obige, Schritt für Schritt an die eigene Darstellung des Aristoteles sich anschliessende Nachweisung nicht überflüssig zu machen, dass, was bei ihm an ethischem Gehalte wirklich vorhanden ist, nur nebenbei und als stillschweigende Voraussetzung, nicht als principielle Grundlegung zur Geltung kommt.

Wenn endlich beide, Plato und Aristoteles, das Ethische mit dem Göttlichen verknüpfen, so liegt darin kein Ersatz für das, was in den elementaren Grundbestimmungen verfehlt ist. Allem menschlichen Denken, sobald sich religiöse Vorstellungsarten über die bloß pathologischen Motive der Furcht und der Hoffnung zu erheben anfangen, nimmt, um den Begriff des Göttlichen oder Gottes zu bestimmen, eine Richtung, die durch die Frage entweder nach der höchsten Causalität oder nach dem höchsten Werthe vorgezeichnet ist. Eben deshalb richtet sich der Inhalt dieses Begriffs in jedem Systeme nach den für wahr gehaltenen Ergebnissen des Denkens über das Letzte im Gebiete des Seins und Geschehens und über das Höchste im Gebiete des Werthvollen; das *πρῶτον κινῶν ἀκίνητον* des Aristoteles, und die neidlose Güte des Welturhebers bei Plato treten für die Erkenntniss nicht als ein Erstes, sondern als ein Letztes auf. Und in der That wird der Versuch, der Vorstellung von Gott und dem göttlichen Wirken einen sittlichen Gehalt zu geben, gleichviel, ob er als gläubige Voraussetzung oder als behauptetes Wissen sich geltend macht, niemals eine andere Erkenntnisquelle haben können, als den Inhalt der Werthurtheile, in denen sich das ausdrückt, was dem Menschen Gegenstand der sittlichen Verehrung ist, und die Idee Gottes, sobald sie etwas mehr bedeuten soll, als eben bloß den Inbegriff oder die letzte Ursache alles dessen, was ist und geschieht, steigt und fällt mit der Reinheit, Deutlichkeit und Vollständigkeit, mit welcher nicht bloß den Allgemeinbegriff des Guten, sondern die inhaltvollen Ausdrücke der ethischen Beurtheilung, die ethischen Ideen, zu denken gelungen ist.





## 8. NOVEMBER.

Herr *Bursian* trug Mittheilungen zur *Topographie von Boiotien und Euböia* vor.

Der letzte grössere Ausflug, den ich während meines Aufenthalts in Hellas von Athen aus unternahm, führte mich durch einen Theil von Boiotien nach der Insel Euböia, die ich dann mehrere Wochen hindurch nach verschiedenen Richtungen durchwanderte. Die topographischen und archäologischen Ergebnisse, welche mir diese Wanderungen für den südlichsten Theil der Insel, von Styra bis zum Vorgebirge Geraistos, geliefert haben, habe ich im *caput alterum* meiner *quaestiones Euboicae* (Leipzig 1856) veröffentlicht und dabei versprochen, eine Beschreibung der übrigen von mir besuchten Theile der Insel bei einer anderen Gelegenheit zu geben. Dieses Versprechen einzulösen ist der Zweck der folgenden Mittheilungen, die sich durchaus auf das beschränken sollen, wovon ich als Augenzeuge sprechen kann und auch daraus nur dasjenige hervorheben werden, wodurch die Berichte früherer Reisender (unter denen namentlich die vortrefflichen »Beiträge zur Topographie von Euböia« hervorzuheben sind, welche Henzen im Rheinischen Mus. N. F. Jahrgang V. S. 484—515 aus Ulrichs' nachgelassenen Tagebüchern veröffentlicht hat) theils ergänzt, theils berichtigt werden. Dass ich mich dabei nicht ausschliesslich auf Euböia beschränke, sondern auch den Weg von Athen aus bis zum Euripos mit einschliesse, wird hoffentlich keiner besondern Entschuldigung bedürfen.

Da ich beabsichtigte, auf der Tour nach Chalkis auch das Heiligthum des Amphiaros und Oropos zu besuchen, nahm ich von Athen aus meinen Weg in nordöstlicher Richtung über das wegen seiner Baierschen Bewohner und ihres nicht rezinirten Weines von allen deutschen Reisenden besuchte Dorf *Ἡράκλι* nach der Diakria. Der Weg führt am westlichen Fusse des Brilessos vorüber und über die niedrigen, nördlich an diesen Berg-

kegel sich anschliessenden Hügelzüge bis zu dem von dem östlichen Theile des Parnes herab der Marathonischen Bucht zufließenden Bache<sup>1)</sup>. Jenseits desselben erstreckt sich eine ziemlich grosse Ebene, welche an der Nordseite in eine Reihe von wellenförmigen Hügeln übergeht, auf deren einem das von Albanesen bewohnte Dorf Kapandriti liegt. In der Ebene wie auch im Dorfe stösst man hie und da auf einzelne alte Werkstücke, die aber zu vereinzelt sind, um für die Lage einer alten Ortschaft zu zeugen. Nördlich von dem Dorfe werden die Hügel allmählich höher und das Terrain nimmt einen eigenthümlichen, zerschnittenen Character an: es ist keine fortlaufende Bergreihe, sondern lauter einzelne, leidlich bewachsene Hügel, von bald engeren bald weiteren Schluchten und Thälern unterbrochen; nur im Westen, wo ihre Wurzeln mit der Kette des Parnes zusammenhängen, und im Osten erheben sich einige Gipfel zu bedeutenderer Höhe. 4 Stunde hinter Kapandriti gelangte ich auf eine Hochebene, auf welcher ein mit alten Werkstücken eingefasster Brunnen und andere Spuren einer alten Ortschaft sich finden: von hier ging es dann abwärts bis kurz vor dem  $\frac{3}{4}$  Stunden weiter nördlich anmuthig zwischen Bäumen gelegenen Kalamo.  $\frac{1}{2}$  Stunde nordwestlich vom Dorfe liegen am linken Ufer eines wasserreichen Baches die Reste des alten Amphiaraeion, über welches Preller (Berichte IV, S. 140 ff.) ausführlicher gehandelt hat<sup>2)</sup>, dem ich nur in Betreff der Lage des Tempels nicht bestimmen kann. Er bemerkt nämlich (Ber. IV, S. 145), dass ihm der Abhang, auf welchem jetzt die mit Inschriften versehenen Marmorblöcke zerstreut liegen, deutliche Spuren eines oblongen

1) Kiepert im topographisch-historischen Atlas von Hellas, Bl. X, nennt diesen Bach Charadros, mit Unrecht; denn das Sprüchwort *Οινόη τὴν χαράδραν* (Suid. u. d. A.; Zenob. V, 29), das wie schon Leake (Demen von Attika S. 72 d. d. Uebers.) bemerkt hat, nur auf das Oinoe bei Marathon, nicht auf das am Wege nach Eleutherai gelegene gehn kann, zeigt, dass die Anwohner den Bach schlechtweg *τὴν χαράδραν* nannten. Andere bezeichneten ihn wahrscheinlich als *τὴν χαράδραν τῆς Οινόης*.

2) Da ich die von Preller herausgegebenen Inschriften ebenfalls copirt habe, bemerke ich mit Bezug auf die von Preller (Ber. VI, S. 208 ff.) nach den Pittakis'schen Abschriften gegebenen Nachträge, dass in der Inschrift No. 4. Z. 5 und Z. 65 und No. 7. Z. 9. 10 die Prellersche Lesart durch meine Abschrift bestätigt wird. No. 7. Z. 4 giebt meine Abschrift ΓΙΡΓΟΥΣ und ebend. Z. 4 ΓΑΡΕΧΕΒΤΑΙ, wonach also der Steinhauer anfangs *παρέχει* eingehauen, dies aber gleich bemerkt und in *παρέχεται* verbessert hat.

Tempelbaues zu zeigen schien, nimmt also an, dass der Tempel auf diesem Abhange hart am Bache gelegen habe. Mir dagegen schien dieser Abhang, an dem ich keine Spur eines für einen Tempel geeigneten Unterbaues fand, vielmehr das Stadion gebildet zu haben: die Seite nach dem Bache zu war durch Mauern, von denen sich noch hie und da Spuren erhalten haben, erhöht. Den Tempel dagegen suche ich oberhalb des Abhanges, wo ich noch deutliche Reste einer antiken Terrassenmauer, die ich für den Unterbau des Tempels halte, fand: die Inschriftsteine und sonstigen Reste des Tempels, die über den Abhang zerstreut liegen, sind jedenfalls im Laufe der Zeit von der höher gelegenen Terrasse hier herabgerollt. Uebrigens erstreckten sich die zum Heiligthume gehörigen Anlagen auch auf das rechte Ufer des Baches, wo noch einzelne Tuffquadern von den alten Baulichkeiten erhalten sind.

Von der Stelle des Amphiaraeion begab ich mich nach dem  $1\frac{1}{2}$  Stunde weiter nördlich an der Küste gelegenen *Σκάλα τοῦ Ὀρωποῦ*, d. h. dem Landungsplatze des jetzigen Dorfes Oropos, welches  $\frac{1}{2}$  Stunde landeinwärts liegt, wahrscheinlich an demselben Platze, auf welchem die Thebarer Ol. 94, 3 nach Eroberung des alten Oropos diese ursprünglich an der Stelle der jetzigen Skala am Meere gelegene Stadt versetzten (Diod. XIV, 47)<sup>2</sup>), ein *μετοικισμός* der jedenfalls nur vorübergehend war, indem die Stadt wahrscheinlich gleich nachdem sie sich wieder den Athenern übergeben hatte (vor Ol. 401, 4, vgl. Drabbe de Oropo p. 40 f.) ihren alten Platz am Meere, wo sie noch Strabon und Pausanias fanden, wieder einnahm. Der zweite *μετοικισμός*, der die Gründung des jetzigen Dorfes Oropos zur Folge hatte, fand wahrscheinlich erst in den späteren Byzantinischen Zeiten aus Furcht vor Piraten statt. In der Skala fand ich ausser

2) Ross Demen von *Amika* S. 6 möchte bei Diodor 17 Stadien statt 7 lesen: »dann falle diese Lage der von den Thebanern verlegten Stadt mit der des heutigen Dorfes Oropos zusammen, welches in der angegebenen Entfernung von Oropos sich finde.« Allein nach den Notizen meines Reise tagebuches beträgt die Entfernung zwischen beiden Orten nur  $\frac{1}{2}$  Stunde. Dodwell giebt sie auf 1 engl. Meile, Gell und Aldenhoven (*itineraire descriptif de l'Attique et du Péloponnèse*, Athenes 1844, p. 59) nur auf 20 Minuten an: letzteres jedenfalls zu gering, da auch Lenke (*travels in northern Greece* vol. II, p. 446) ausdrücklich bemerkt, dass die Entfernung grösser sei als die 7 Stadien des Diodor; jedoch ist die Ungenauigkeit der Angabe durch das beigefügte *ὅς* hinlänglich entschuldigt.

den Resten des dem Ufer parallel laufenden aus Tuffquadern erbauten Hafendammes, dem bekannten Relief mit Amphiaros und Baton und den von Vischer (epigraphische und archäologische Beiträge aus Griechenland, No. 74—75) bekannt gemachten Inschriften noch 2 ionische Säulenbasen aus weissem Marmor, ein dorisches Capitäl aus demselben Material, das Fragment einer Marmorstele von guter Arbeit, den unteren Theil eines jugendlichen Mannes (von den Hüften abwärts), an welchem ein Hund empor springt (vgl. über ähnliche Darstellungen L. Friedländer *de operibus anaglyphis in monumentis sepulcralibus Graecis* p. 18 ff.), darstellend, und ein Fragment einer anderen Marmorstele mit der Inschrift ... **ΟΝΔΑΝ ΠΟΛΥΚΡΑΤΟΥ**<sup>4)</sup>; in Oropos ausser vielen Marmorstücken und einigen Säulenresten ein sehr spätes Relief, welches 2 mit der Toga bekleidete Männer in ruhiger Stellung, die rechte Hand an die Brust gelegt, die linke herabhängend, darstellt, darüber die Inschrift:

**ΠΡΕΙΜΟΣ ΠΡΕΙΜΟΣ (Υ?) ΜΕΓΑΡΕΥΣ ΘΑΛΕ...**

Nachdem ich von Oropos aus das damals (Ende Mai) trockene Bett des Asopos sowie den das Thal desselben im Norden begrenzenden Höhenzug überschritten, gelangte ich in eine wohlangebaute Ebene, die sich etwa  $\frac{3}{4}$  Stunden weit ausdehnt; dann wird der Boden wieder steiniger, die Felder hören auf und man kommt durch eine öde, nur mit wilden Sträuchern und Strandkiefern bewachsene Fläche bis zu dem 4 Stunden von Oropos entfernten Dorfe *Σχηματάρι*. Schon 5 Minuten vor dem Dorfe trifft man eine alte Kirche des heil. Johannes mit sehr vielen antiken Werkstücken, darunter grosse, dicke Platten von schwarzem Steine, wie sie sich in den Ruinen von Tanagra wiederfinden, und ein ionisches Capitäl aus weissem Marmor; im Dorfe selbst fand ich mehrere Grabstelen mit Sculpturen: die beste von diesen, leider fragmentirt (die linke Hälfte fehlt), zeigt eine langbekleidete, stehende Frau, deren Haare hoch aufgeflochten sind, so dass sie einen korbähnlichen Aufsatz auf dem Kopfe bilden; die rechte Hand hat sie an die Brust gelegt, die linke hängt ruhig herab; links neben ihr<sup>5)</sup> war noch eine Figur, von

4) Eine irgendwie sichere Ergänzung des ersten Namens ist bei der grossen Zahl Boeotischer Namen auf *-ωνδας* (s. Ahrens *de Graecae linguae dialectis* II, p. 535 ff.; Keil *sylloge inscriptionum Boeoticarum*, p. 45) unmöglich.

5) Das rechts und links ist natürlich immer vom Standpunkte des Beschauers aus zu verstehen.

der nur der linke Arm und ein Stück des Gewandes erhalten ist; darüber war eine sehr verwischte Inschrift, wovon ich noch folgende Buchstaben erkennen konnte: ΠΟΙΜ . ΙΦΘΙΜ . . . — Schlechtere Arbeit zeigt das Fragment einer zweiten Stele, worauf der Kopf und die Brust eines bärtigen, mit der Toga bekleideten Mannes erhalten ist, mit der Inschrift darüber: ΕΠΙΖΩΙΑ (ωι)<sup>6</sup>). Eine 3te endlich, dem Stile nach sehr später Zeit angehörige, ist vollständig erhalten. Sie stellt eine langbekleidete, stehende Frau dar mit der gewöhnlichen, auf den Grabstelen fast typischen Haltung der Hände (die rechte an die Brust gelegt, die linke herabhängend); rechts neben ihr steht ein Mann in der Exomis, welche den grössten Theil der Brust und den linken Arm frei lässt; er hat den rechten Arm um den Hals der Frau gelegt, während der linke, eine Sichel haltend, durch welches Attribut offenbar die Beschäftigung des Mannes angedeutet wird, ruhig herabhängt. Zwischen beiden Figuren steht ein langbekleideter Knabe, der mit der rechten einen nicht ganz deutlichen Gegenstand (wie es scheint eine grosse Tafel) an die Brust hält. Ueber der Darstellung, welche als eine der auf griechischen Grabstelen so häufigen Familienscenen zu fassen ist, ist ein sehr roh gearbeitetes Anthemion angebracht, am untern Ende der Stele eine Inschrift, von der ich nur noch das Wort ΕΛΕΝΗ (jedenfalls den Namen der Verstorbenen, der diese Stele gesetzt war) entziffern konnte. — Da sich weder bei der vorerwähnten Kirche noch im Dorfe selbst Spuren eines fortlaufenden Mauerzugs finden, so ist es wahrscheinlich, wie schon Leake (N. Gr. II, p. 464) vermuthet hat, dass alle die hier sich vorfindenden Alterthümer aus den Ruinen von Tanagra hierher verschleppt sind. Diese finden sich eine Stunde weiter südlich, nahe dem nördlichen Ufer des Asopos, wenig westlich von der Einmündung eines ausser der Regenzeit fast ganz wasserlosen Baches, jetzt δ Αράρης genannt, des alten Thermodon<sup>7</sup>). Eine

6) Ueber die speciell Boiotische und Phokische Sitte, auf Grabsteinen den Namen des Verstorbenen im Dativ mit der Präposition *ἐπι* zu setzen, vgl. Franz *elementa epigr. Gr.* p. 840.

7) Dies zeigt die bestimmte Angabe des Herod. 9, 48: *ὁ δὲ Θερμοῶδων ποταμὸς ἔχει μεταξὺ Τανάγρας τε καὶ Γλισάντος*, wogegen die Verbindung des Thermodon mit dem Berge Hypatos bei Paus. IX, 49, 8 nicht streitet, da der Laris sowohl vom Hypatos als vom Teumessosgebirge her Zuflüsse erhält.

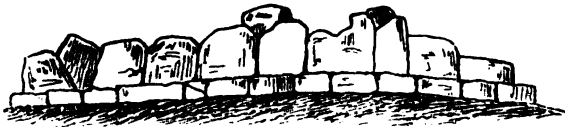
Viertelstunde vor den Ruinen der Stadt trifft man eine Kirche der Panagia mit sehr vielen alten Werkstücken aus Tuffstein, eins dabei ist von schwarzem Stein mit zurücktretendem Bände an der Vorderseite, also wahrscheinlich dem Architrav eines ionischen Bauwerks angehörig; auch fand ich dort ausser einem kleinen ionischen Capital aus weissem Marmor und einem Tronk einer dorischen Säule aus Tuffstein eine Marmorstele, die einen Mann in langem Chiton darstellt, welcher um die Brust und über die linke Schulter eine dicke, aus Bändern geflochtene Schärpe geworfen hat und in der rechten Hand das Kerykeion hält: darüber sind 2 Rosetten angebracht<sup>8)</sup>. Da die Ruinen von Tanagra selbst bereits von Leake (N. Gr. II, p. 454 ff.) beschrieben und durch eine Skizze erläutert sind, so bemerke ich nur, dass die Stadt auf einem ziemlich unbedeutend erhöhten Terrain lag, welches nur an der Südwestseite etwas höher ansteigt; doch geht hier der Mauerzug am südlichen Abhange dieser Erhöhung hin, so dass die obere Fläche derselben, auf der sich Reste von den Mauern eines grossen viereckten Gebäudes (vielleicht des Gymnasion) befinden, innerhalb der Stadtmauern liegt. Etwas weiter östlich findet man, gerade in der Mitte der Länge von Norden nach Süden, einen ausgedehnten aus Tuffquadern errichteten Unterbau in Form eines länglichen Vierecks, der oben mit grossen, sehr sorgfältig bearbeiteten schwarzen Steinplatten belegt ist; dies ist offenbar der *καθαρός τόπος*, auf welchem die von Pausanias (IX, 22, 4 f.) erwähnte Gruppe von Tempeln stand, wie überhaupt der höher als der übrige gelegene südwestliche Theil der Stadt ausschliesslich für die den Zwecken des Cultus dienenden Gebäude (zu denen jedenfalls auch das Gymnasion zu rechnen ist) bestimmt war. Von den Tempeln selbst konnte ich nichts mehr entdecken als den Tronk einer sehr starken dorischen Säule (4 Fuss im Durchmesser) aus Kalktuff, den ich an der Nordwestseite der Stadt unmittelbar vor der Mauer fand. An der Südseite bemerkte ich in der Stadtmauer ein aus schwarzem Steine errichtetes Thor, das nach Aussen nur  $2\frac{1}{2}$  F. weit ist, nach Innen zu sich aber bis zu 4 F. erweitert. Die Oberschwelle desselben bildete eine lange schwarze Steinplatte. Von hier aus

<sup>8)</sup> Dies Relief ist bereits von A. Conze erwähnt (annali dell' Instituto XXX, p. 350), der in der Linken des Mannes eine Rolle zu erkennen geglaubt hat.

zog ich in nordwestlicher Richtung am rechten Ufer des Thermopon aufwärts nach dem 2 Stunden von den Ruinen von Tanagra entfernten Dorfe Dritz a<sup>9)</sup>. Der Weg führte noch etwas über 4 Stunde weit durch angebautes Land, die letzten 3 Viertelstunden aber zwischen dürren, weisslichen Erdhügeln hindurch, die nur mit niedrigem Gestrüpp bewachsen sind. Einige Minuten westlich vom Dorfe erhebt sich ein langgestreckter, kahler Felsrücken, auf welchem sich die bereits von Leake (N. Gr. II, p. 466) und Ross (Wanderungen in Griechenland I, p. 407f.) beschriebenen Ruinen einer befestigten hellenischen Stadt finden, die, wie schon Ross hervorgehoben hat, für die Geschichte des griechischen Mauerbaues von grosser Wichtigkeit sind, weil sie die gleichzeitige Anwendung von massenhaften, polygonen und regelmässigen parallelepipeden Werkstücken schlagend erweisen, indem die zum Theil colossalen Polygone auf einer oder auch mehreren Lagen schmalerer Rechtecke ruhen, so dass letztere unmöglich, wie man gewöhnlich annimmt, wo man beide Bauarten vereinigt findet, einem spätern Umbaue angehören können. Der jüngst von Hausmann (über den Einfluss der Beschaffenheit der Gesteine auf die Architektur, aus dem 8. Bande der Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen, 1858) ausführlicher erörterte Einfluss, welchen die Beschaffenheit der Felsmassen, von denen die Werkstücke abgelöst werden, nach der Frequenz der Absonderungen und der davon abhängenden Grösse der abgesonderten Stücke sowie nach der Verbindungsart der Absonderungsebenen und der davon abhängenden Gestalt der abgesonderten Stücke auf die Gestalt und den Stil der Bauwerke ausübt, tritt besonders in der bürgerlichen Baukunst der Hellenen und vor allen bei der Anlage der Städtemauern aufs klarste hervor. Abgesehen von der von den Griechen selbst als »Kyklopische« bezeichneten Bauweise, die sich begnügte, grosse, ganz unbehauene Steinmassen auf einander zu häufen und die Zwischenräume, die durch die verschiedene Form der einzelnen Stücke entstanden, mit kleinern Steinen auszufüllen, haben die Griechen wenigstens bis zur Zeit des

9) Der (albanesische) Name wird *Δριτσα* geschrieben bei Jak. Rangabis *τὰ Ἑλληνικά* Bd. I, S. 480 und mir selbst wurde auf mehrfache Nachfrage das Dorf von den Einwohnern *τὰ Δριτσα* genannt; wenn also Leake (N. Gr. II, S. 465f.) *Andritza* schreibt, so ist dies wahrscheinlich aus Missverständniss des Artikels entstanden.

Peloponnesischen Krieges<sup>40)</sup> den Grundsatz befolgt, den zum Mauerbau verwendeten Werkstücken gerade die Form zu geben, die ihrer natürlichen Gestalt bei der Absonderung im Steinbruche am nächsten kam, daher wir nach der Natur des Gesteins hier längliche Vierecke (aber in dem von mir bezeichneten Zeitraume fast nie in ganz regelmässigen Lagen), dort Polygone, fast nie oder doch nur vereinzelt regelrechte Würfel angewandt finden. Da das Gestein, aus welchem der Bergrücken bei Dritza besteht und von welchem auch die darauf stehenden Ruinen erbaut sind, ein graulicher, dichter Kalkstein der Kreideformation, sich leicht in grössern Massen absondert, so benutzte man beim Bau der Mauern in der Hauptsache Werkstücke von grossen Dimensionen und unregelmässiger, meist polygoner Form; die Stücke von geringerer Höhe aber verwandte man dazu, um eine Art Mauer-sockel, der nach der verschiedenen Höhe des Bodens von einer bis zu drei Steinlagen steigt, aus länglich-viereckten Werkstücken herzustellen. Zu den beiden von Leake a. a. O. gegebenen Proben von einem Thurme und einem Stücke Zwischenmauer der Ostseite füge ich eine flüchtige Skizze eines ebenfalls der Ostseite angehörigen Mauerstücks, wo auf einer Lage länglich-viereckter Werkstücke von geringer Höhe mächtige hohe Steine polygoner Form stehen, so :



Was den Namen der alten Stadt betrifft, der diese Ruinen angehören, so hat Ross (a. a. O. S. 109) sie auf das Boiotische *Ἀρμα* bezogen, gewiss irrig, da dieses nach den übereinstimmenden Angaben des Strabon (IX, p. 404) und Pausanias (I, 24, 2; IX, 19, 4) an der Strasse von Theben nach Chalkis, die

40) Auch dieser terminus ad quem ist durchaus nicht streng fest zu halten. So war die Stadt Knidos zur Zeit des peloponnesischen Krieges *ἀτελείωτος*, es müssen also die noch erhaltenen, zum Theil polygonen Mauern derselben (s. Hamilton Reisen in Kleinasien, Pontus und Armenia II, S. 40 d. d. Uebers.) der Zeit nach diesem Kriege angehören; ebenso beweisen die bekannten Worte des Aristoteles (ethic. Nicomach. V, 44, p. 1187<sup>b</sup>, 30) über den Lesbischen Kanon für den Polygonbau (s. Forchhammer über die Kykloptischen Mauern Griechenlands S. 5 f.), dass diese Bauweise noch zur Zeit des Philosophen in Gebrauch war.



ungefähr eine Stunde nordwärts von diesen Ruinen gegangen sein muss, und in der Nähe von Mykalessos, dessen Lage westlich von Aulis, nahe dem südöstlichen Fusse des Messapionberges feststeht, gelegen war. Auch die Meinung Leakes (a. a. O. p. 468), dass die Ruinen dem alten *Φαραι* angehören, ist unwahrscheinlich, da dieses nach der ziemlich sicheren Ergänzung Meinekes bei Strabon IX, p. 404: *ἔστι δὲ τῶ ἐκ Θηβῶν εἰς Ἄργος ἀνιόντι ἐν ἀριστοταρᾷ ἢ Τάναγρα κ[ώμη] ἢ δὲ Φαραι κώμη] ἐν δεξιᾷ κείται* (vgl. Vindiciae Strabon. p. 436) vielmehr südlich von Tanagra zu suchen ist. Es bleibt also von der *τετρακωμία περὶ Τάναγραν* (Strab. IX, p. 405) nur *Ἐλεών* oder *Ἐλεών* übrig, das zu Strabons Zeit (p. 404) zwar nur eine dem Gebiete von Tanagra zugehörige *κώμη* war, früher aber eine selbständige Stadt gewesen sein muss, da Paus. I, 29, 6 von den *ὄροι τῆς Ἐλεωνίας χώρας πρὸς Ταναγραίους* spricht. Freilich leitet Strabon (p. 404) den Namen von Sümpfen her, die man um Dritza vergebens sucht; allein dies gilt von dem ganzen Gebiete von Tanagra, ja von dem ganzen östlich vom Teumessos, Hypaton und Messapion gelegenen Theile Boiotiens, so dass die Vermuthung nahe liegt, dass Strabon die Sümpfe blos der Etymologie zu Liebe erfunden hat, da er selbst p. 406 zugiebt, dass der Ort nicht mehr an einem Sumpfe liege: *Ἐλος τε καὶ Ἐλεών καὶ Εἰλέσιον ἐκλήθη διὰ τὸ ἐπὶ τοῖς ἔλεσιν ἰδρῦσθαι· νῦν δὲ οὐχ ὁμοίως ἔχει ταῦτα, ἢ ἀνοιμισθέντων ἢ τῆς λίμνης ἐπιπολὺ ταπεινωθείσης διὰ τὰς ὕστερον γενομένας ἐκρῦσεις· καὶ γὰρ τοῦτο δυνατόν.* Die ganze Ableitung wird übrigens schon durch den Umstand verdächtig, dass nach den besten Autoritäten (vgl. schol. Iliad. K, 266) der Name *Ἐλεών*, nicht *Ἐλεών* lautete. Die Angaben des Plutarchos (quæst. Gr. c. 41) endlich von einem *ποταμὸς Σκάμανδρος*, der ursprünglich *Ἰναχος* geheissen habe, einem *ρεῦμα Γλαυκία* und einer *κρήνη Ἀκιδουσα* bei dem Boiotischen Eleon lassen sich mit unserer Ansicht, dass die Ruinen bei Dritza dieser Stadt angehören, ganz wohl vereinigen, wenn wir annehmen, dass Eleonische Localsagen, welche die Gründung der Stadt theils an Argos, theils an Troia anknüpften, den von den übrigen Boiotiern Thermodon genannten Fluss bald als Inachos bald als Skamandros bezeichneten: die Glaukia wird dann der kleine Bach sein, der nördlich von Dritza in den Thermodon fließt; die Akidusa erkenne ich in der Quelle, welche ich am westlichen Fusse des Stadtberges fand, neben einer kleinen

Kirche, in welcher ich viele antike Werkstücke und eine uncannelirte Säule aus schwarz-blauem mit weisslich-gelben Streifen durchzogenem Marmor bemerkte; vielleicht steht dieselbe auf der Stelle eines Heiligthums der drei *Πάρθενοι*, deren Cult in Eleon Plut. a. a. O. mit der Benennung jener Quelle in Verbindung setzt: wahrscheinlich sind diese »Jungfrauen« keine anderen als die Chariten, deren Heiligthum im Minyschen Orchomenos ja auch in der Nähe einer Quelle *Χυδαλία* (Serv. ad Verg. Aen. I, 720) stand<sup>41</sup>).

Von Dritza aus brauchte ich noch ziemlich 4 Stunden bis zum Euripos:  $\frac{5}{4}$  Stunden nördlich vom Dorfe, wo ich auf die grosse — jetzt freilich nicht fahrbare — Strasse von Theben nach Chalkis, die in der Hauptsache durchaus, wie die Terrainverhältnisse zeigen, der Richtung der antiken Strasse folgt, gelangte, fand ich, kurz vor einem einsamen Khan, *τὸ χάρι τῆς Περώνας* genannt, zu beiden Seiten des Wegs zahlreiche antike Bausteine zerstreut, welche bezeugen, dass hier eine alte Ortschaft (nach dem oben bemerkten wahrscheinlich *Ἄρμα*) gelegen hat. Bald darauf steigt der Weg an und führt durch eine Einsattelung des südöstlich von dem kahlen, mit seinem spitzen Gipfel weithin sichtbaren Messapion nach der Küste hin sich erstreckenden Bergzuges<sup>42</sup>), dann immer abwärts bis zu der Brücke oder ge-

41) Erst nachdem das Obige geschrieben war bemerkte ich, dass schon Ulrichs (annali dell' Instituto vol. XX, p. 46 ff.) nicht nur die Ruinen von Dritza (er schreibt Andritza) auf Eleon bezogen, sondern auch die von Plutarchos erwähnten Oertlichkeiten in derselben Weise wie ich bestimmt hat.

42) Kiepert auf Bl. XII seines topographisch-historischen Atlas von Hellas nennt ihn *Μυκαλησσός*, was zwar, soviel mir bekannt ist, durch kein altes Zeugniß zu erweisen (denn das bei Steph. Byz. u. *Μυκαλησσός* erwähnte *ὄρος Μυκαλησσός ἐναντίον Σάμου* ist, wie schon Meineke z. d. St. bemerkt, auf das karische Mykale zu beziehen), aber an sich durchaus nicht unwahrscheinlich ist, da die besonders in Attika häufigen Localbezeichnungen auf — *ητός* ursprünglich Bergen und Hügeln zuzukommen scheinen; vergl. *Ύμητός*, *Βρίλησσος* (richtiger wohl *Βρίλητός*), *Λυκαβητός*, *Ἄρδητός* und den Boiotischen *Τευμησσός*: auch die attischen Dorennamen auf — *ητός* (*Γαργητός*, *Κητός*, *Σφητός*, *Συπαλητός*) scheinen ursprünglich Anhöhen zu bezeichnen und erst von diesen auf die daran gebauten Ortschaften übergegangen zu sein; dasselbe gilt von dem nördlich vom Kopaissee gelegenen Flecken *Ύμητός* und von dem oberhalb Thespieae auf einem Vorberge des Helikon erbauten Kastell *Κερησσός* (vgl. *Κορησσός*, den Namen eines Berges bei Ephesos und der an demselben gelegenen Ort-

nauer den zwei durch einen mitten in Sunde gelegenen Brückenkopf verbundenen Brücken, welche, durch die Venetianer wiederhergestellt, noch jetzt wie im Alterthume seit Ol. 92, 3 die Insel mit dem Festlande verknüpfen<sup>43</sup>). Bevor man aber diess Brücke erreicht, trifft man links am Wege hart am Meere einen ganz isolirten felsigen Hügel, auf dessen Spitze jetzt ein ziemlich verfallenes Fort, das mit einem türkischen Namen Karababa genannt wird, steht. Schon die natürliche Beschaffenheit des Hügels zeigt, dass derselbe nie zur Anlage einer Ortschaft gedient haben kann, denn weder die Abhänge noch der Gipfel bieten einen dafür geeigneten Raum dar; auch tritt fast überall der nackte Fels, ohne irgend welche Bedeckung mit Erde zu Tage, so dass die Ansicht von Ulrichs (annali dell' instituto vol. XVIII, p. 16; vgl. Rhein. Mus. N. F. V, S. 485), dass dieser Hügel der alte Salganeus sei, entschieden irrig sein muss, da dies nicht ein bloss mit einem Castell besetzter Hügel, sondern ein *χωριον ἐφ' ὑψους κείμενον* (Strab. IX, p. 403) war, dessen Lage mit Sicherheit von Ross (Wanderungen in Griechenland II, S. 127 ff.) 1 Stunde nordwestlich von Chalkis, nahe dem Fusse des Messapion auf und am Fusse eines kleinen Hügels hart an der Küste nachgewiesen worden ist. Dem Karababa scheint also, wie auch schon Ross angenommen hat, der Name *Κάρηθος* zu gebühren, den auch schol. Apoll. Rhod. I, 77 nach der besten Ueberlieferung (cod. Laurent.) ausdrücklich einem *ἕρος ἐν Βοιωτίᾳ* giebt; wenn

schaft). Darnach darf man wohl vermuthen, dass auch der Name *Περμησός* ursprünglich einen Theil des Helikon bezeichnete und von diesem auf den an demselben entspringenden Fluss übertragen wurde.

43) S. Diod. XIII, 47, aus dessen Schilderung man sieht, dass zuerst in der Mitte des Euripos ein Damm aufgeworfen wurde, so breit, dass zu beiden Seiten desselben Raum für die Durchfahrt je eines Schiffes blieb: von diesem aus legte man dann über die beiden Canäle (*διάδρομοι*) hinweg nach jedem, durch einen hohen Thurm geschützten Ufer eine hölzerne Brücke. Eine Erweiterung dieser Befestigung wurde Ol. 114, 8, wahrscheinlich aus Furcht wegen der kurz vorher geschehener Zerstörung Thebens, ausgeführt: man schloss die Brücke selbst sowie auch den diessseits derselben am Boiotischen Ufer gelegenen Felshügel Kanethos in die Ringmauer der Stadt ein, indem man die Mauer auf den beiden Seiten der Brücke fortführte und oben überdeckte, so dass eine bedeckte Galerie (*σῦριγγε*) entstand, die an beiden Enden durch Thore geschlossen war (Strab. X, p. 447; IX, p. 408). Vgl. Hawkins in Walpoles Memoirs, p. 528 ff. Ross, Wanderungen in Griechenland II, S. 440 f.

Theophrast. hist. plant. VIII, 8, 5 ihn zu Euböia rechnet (*γίνεται δὲ ταῦτα ἐν ταῖς λεπταῖς οὐκ ἐν ταῖς πικραῖς ὥσπερ καὶ τῆς Εὐβοίας ἐν τῷ Ἀηλάντῳ μὲν οὐ γίνεται περὶ δὲ τὸν Κάπηθον καὶ εἴ τις ἄλλος τοιοῦτος τόπος*), so erklärt sich dies leicht aus dem Umstande, dass zu seiner Zeit der Hügel mit in die Ringmauern von Chalkis eingeschlossen war (Strab. X, p. 447). Von Resten des Alterthums finden sich auf demselben in den Mauern des Forts einige, jedenfalls aus Chalkis herstammende Marmorstücke (darunter ein ionisches Capitäl aus weiss-grauem Marmor von roher Arbeit) und eine Anzahl antiker Bausteine: weit interessanter aber sind die in dem Felsboden erhaltenen Spuren antiker Benutzung desselben. Am östlichen Abhange nämlich ziehen sich, treppenartig aufsteigend, zwei parallele Reihen ziemlich flacher, in den Felsen gehauener Vertiefungen von länglich viereckter Form ganz nahe an einander hin; sie sind fast durchgängig  $7\frac{1}{2}$  F. lang und  $2\frac{1}{2}$  F. breit (in der linken Reihe auch einige kürzere und breitere), an den beiden Langseiten von meist sehr niedrigen aus dem geglätteten Felsen bestehenden Wänden eingeschlossen, jede durch einen kleinen ebenen Platz von der höheren getrennt. 3 parallele Reihen ganz ähnlicher aus dem Felsen gearbeiteter Vertiefungen finden sich am südlichen Abhange ziemlich weit unten. Ich habe schon in meinen quaestiones Euboicae (p. 42 not. 24) angedeutet, dass ich diese Vertiefungen für Gräber halte, deren Anlage jedenfalls vor die Zeit fällt, in welcher der Hügel zu Befestigungszwecken benutzt wurde, und auch Ulrichs war dieser Ansicht, da er ausdrücklich bemerkt, man sehe am abhängigen Fusse des Hügels an der alten Strasse nach Anthedon viele einfache Särge in doppelten Reihen ausgehauen (Rhein. Mus. S. 485), wogegen Ross (Wand. II, S. 3) darin die Fundamente für die Mauern der alten Befestigung des Hügels erkennen will, eine Annahme, wogegen schon der Umstand spricht, dass diese Vertiefungen in 2, ja 3 fast unmittelbar nebeneinander hinlaufende Reihen und diese wieder in lauter einzelne Abtheilungen von je  $7\frac{1}{2}$  F. Länge gesondert sind; auch konnte ich wenigstens derartige Vertiefungen nur an der Ostseite und Südseite (Ulrichs scheint nur die an der Ostseite bemerkt zu haben), nicht wie Ross angiebt »an der Mitte des Abhanges rings um den Hügel« entdecken. Was die Einrichtung der einzelnen Gräber betrifft, so war die geringe Höhe der Seitenwände (die vordere fehlt meistens ganz) natür-

lich durch aufgesetzte Platten von Tuffstein erhöht, über welche dann gleiche Platten als Decke gelegt waren; das Ganze endlich wurde mit Erde oder Schutt zugedeckt. Auf dem Gipfel des Hügels sind dann 4 Vertiefungen von ähnlicher Form, wie die vorherbeschriebenen, aber weit umfangreicher, namentlich auch bedeutend tiefer, je 2 hart neben einander, in den Felsen gehauen, und zwei ganz ähnliche am südlichen Abhange unterhalb der oben erwähnten Gräberreihen: auch diese sind ohne Zweifel für Gräber, nicht für Cisternen, an die man etwa dem Umfange nach denken könnte, zu halten, deren jedes für eine Mehrzahl von Personen bestimmt gewesen zu sein scheint. Endlich bemerkte ich noch am südlichen Abhange in den Felsen geschnittene Radgleise, deren innere Ränder 5 Fuss von einander entfernt sind<sup>44</sup>), die von Südwesten nach Nordosten aufsteigen, und andere von gleicher Weite am östlichen Fusse des Hügels nahe dem Meere; jene mögen der von Theben nach Chalkis, diese der von Chalkis nach Anthedon führenden Strasse angehören.

In Chalkis selbst fand ich von Alterthümern ausser einem grossen Sarkophag ohne Figuren aus spätrömischer Zeit nur 2 jetzt in der Nomarchie (Kreisdirection) aufbewahrte Grabstelen. Die bessere davon zeigt eine lang bekleidete, auf einem Ruhetbette liegende Frau, die in der Linken einen undeutlichen Gegenstand (wie es scheint eine Schale oder einen grossen Becher) hält; vor dem Bette sitzt eine andere Frau mit lockigem Haar, der ein vor ihr stehender Mann die rechte Hand reicht, hinter diesem steht ein sehr kleiner (ihm nur bis an die Kniee reichender), mit einem einfachen Schurz bekleideter Knabe. Nach Analogie zahlreicher anderer Denkmäler (s. Stephani, der ausruhende Herakles, S. 47 ff.) werden wir in der liegenden Frau die Verstorbene, für deren Grab das Relief bestimmt war, in den übrigen Personen die im Leben zurückgebliebenen Angehörigen derselben erkennen. Der Umstand, dass man keine Spur von einer Inschrift dabei findet, führt auf die Vermuthung, dass das Relief auf Vorrath gearbeitet ist und nie seine Bestimmung erfüllt hat (wie

44) Leider habe ich nur diese Entfernung nicht die von den äusseren Rändern der Geleise zu einander gemessen; wahrscheinlich wird diese auch hier, wie an den meisten Orten Griechenlands, 5 F. 4 Z. englisch betragen; vgl. Ross archäolog. Aufsätze S. 284; Curtius, über den Wegebau der Griechen, S. 18 ff.

dies für ähnliche Platten Stephani a. a. O. S. 66, Anm. 3 angenommen hat), wofür man auch anführen könnte, dass es in der Stadt selbst gefunden worden ist. Späterer Zeit gehört ein zweites, ausserhalb der Stadt gefundenes Relief an, welches 2 nebeneinander stehende Figuren, einen Mann im Chiton und Mantel und eine Frau in langem Unter- und Obergewande darstellt, Bilder der beiden in einem Grabe vereinigten Verstorbenen, die wahrscheinlich Vater und Tochter waren, laut der über der Darstellung angebrachten Inschrift:

ΦΙΛΟΥΜΕΝΟΣ  
ΕΡΑΦΡΑΝΤΟΣ  
ΧΑΩΝ  
ΦΙΛΟΥΜΕΝΟΥ

Die Inschrift ist zwar schon von Rangabis (*antiquités Helléniques* vol. II, n. 4233) publicirt, aber falsch erklärt worden, so dass eine Wiederholung derselben wohl gerechtfertigt ist. Zunächst giebt seine Abschrift Z. 2 ΕΒΑΦΡΑΝΤΟΣ, was er wohl mit Recht in Ἐπαφραντος (richtiger Ἐπαφραντος) verbessert<sup>15)</sup>; das Ganze aber übersetzt er: »Philumène, fils d'Epaphras a consacré Chaüs fils de Philumène, « so dass er also Χᾶων (so Rangabis) für den Accusativ eines Mannesnamens Χᾶος hält, während es jedenfalls der Nominativ eines Frauennamens Χάων ist<sup>16)</sup>: da nach

15) Der Name Ἐπαφρᾶς findet sich öfter auf attischen und andern Inschriften, Ἐραφρᾶς, soviel mir bekannt, nirgends: wenn also auf unserem Steine wirklich ΕΡΑΦΡΑΝΤΟΣ steht (und auch Rangabis hat ja wenigstens den zweiten Buchstaben nicht für ein Π angesehen), so ist dies wohl ein Irrthum des Steinbauers.

16) Die Beispiele der Frauennamen auf — ον sind am vollständigsten gesammelt bei Keil *sylloge inscr. Boiot.* p. 36; dazu kann man jetzt, ausser dem Χάων unserer Inschrift, folgende sämmtlich dem zweiten Bande von Rangabis *antiquités Helléniques* entnommene hinzufügen, unter denen ich auch die auf — ιον endenden aufführe, soweit sie nicht auf den ersten Blick als Diminutiva zu erkennen sind, wie Βολιδιον, Ἐρωτίον, Ζηνάριον, Καλλίστιον, Μόσχιον, Οὐνύχιον, Πίσσιον, Φαίδριον, Φάτιον (Φάτιον n. 4978 ist wohl nur Fehler des Abschreibers oder des Steinbauers, vgl. C. J. n. 4570<sup>b</sup> 26): Ἀλέστιον n. 4286; Ἀμμιον n. 4392 u. n. 4408; Ἀμμαρον ἑφημερίς ἀρχαιολογική φυλλάδιον 38, n. 2274; Ἀσανδρον n. 4449 (könnte jedoch auch der Accusativ des Mannesnamens Ἀσανδρος sein); Δέμιον n. 4286; Ἐαρον n. 4724; Εὐκαίρον n. 4804 (denn so ist dort zu lesen, nicht Εὐκαρον, vgl. n. 2424, welche Inschrift, was der Herausgeber nicht bemerkt hat, mit jener identisch ist); Ἡδύτιον n. 4726 (? vielleicht der auch sonst bekannte Name Ἡδύλιον); Κότιον n. 2423; Κρατήσιον n. 4946; Κτήσιον n. 4738; Μέλιον

*Φιλουμένου* weder *γυνή* noch *θυγάτηρ* (was beides nicht selten auf Grabschriften erscheint) beigefügt ist, so könnte man dieselbe auch für die Gattin des Philumenos halten, wenn nicht die Vergleichung anderer, besonders der attischen Grabschriften zeigte, dass der Genetiv des Mannesnamens nach einem Frauenamen ohne die Beifügung von *γυνή* oder *θυγάτηρ* den Vater der Frau oder des Mädchens bezeichnet.

Eine zweite Nekropole des alten Chalkis ausser der schon erwähnten auf dem Kanethos findet sich etwas über eine Viertelstunde südöstlich von der Stadt bei der schon von Ulrichs (Rhein. Mus. S. 482 f.) richtig bestimmten Arethusa, am Wege nach Eretria; hier sind die ganze, etwa eine Viertelstunde lange Strecke, wo die kahlen Felsen ganz nahe ans Meer herantreten, so dass nur ein schmaler aufgemauerter Dammweg dazwischen bleibt, entlang viereckte Grabkammern in der Form von Sarkophagen in die Felsenwände eingehauen, hie und da Stufen, die zu denselben hinaufführen, und in der Höhe kleine Nischen, die jedenfalls zur Aufnahme von kleinen Stelen oder Täfelchen mit den Namen der Verstorbenen bestimmt waren. Eine dritte von mir nicht besuchte Nekropole endlich befindet sich  $\frac{1}{2}$  Stunde östlich von der Stadt, wo in den Feldern durch Ausgrabung 30 Gräber, die in den verschiedensten Richtungen neben einander liegen, aufgedeckt worden sind: die meisten derselben sind länglich-viereckte Sarkophage aus Tuffstein, einige auch mit Ziegeln ausgesetzt; das eine ist ein Familiengrab von sehr bedeutendem Umfange, in 15 einzelne Abtheilungen gesondert, von denen jede je ein Skelet und meistens ein kleines Thongefäss enthielt; nur in einer fand man nicht weniger als 18 Schädel, 16 kleine Vasen und 3 Lampen, so dass wir dieselbe wohl als die für die Sklaven der Familie, welcher dieses Grab gehörte, bestimmte Abtheilung zu betrachten haben; denn die Vermuthungen Rangabis, dem wir die Notizen über diesen interessanten Gräberfund verdanken (Mémoire sur la partie meridionale de l'île d'Eubée, aus den Mémoires présentés par divers savants à l'académie des inscriptions et belles-lettres, 4<sup>te</sup> série, tome III, Paris 1852, p. 6 ff.), dass man in diese Abtheilung die Gebeine der früher verstorbenen Familienglieder gesammelt habe, um

n. 1286; *Πάριον* ebd.; *Σοφόν* n. 1917; *Φαίδρον* n. 1782. Nur auf sehr unsicherer Herstellung des Herausgebers beruhen *Πάναμον* n. 1928 u. *Φάλαρον* n. 1541.

Platz für die späteren zu machen, scheint mir mit der durchgängig von den alten Griechen gegen die Gräber der Vorfahren beobachteten Pietät, der ein solches Entfernen der Gebeine aus der einmal ihnen angewiesenen Ruhstätte sicherlich als ein *κινεῖν τὰ ἀκίνητα* erschienen sein würde, unvereinbar zu sein. Ein einziges der Gräber zeigte statt der länglich-viereckten elliptische Form. Stelen mit den Namen der Bestatteten fanden sich neben den meisten Gräbern: soweit man aus der Form der Buchstaben in denselben einen Schluss machen kann (auf den meisten erscheint Π, nur auf einer Π) gehören sie der Zeit zwischen dem Ende des Peloponnesischen Krieges und der Römischen Herrschaft über Griechenland an. Eine übersichtliche Darstellung der ganzen Anlage giebt Rangabis a. a. O. pl. I.

Kehren wir von dieser Abschweifung auf die Strasse, die von Chalkis nach Eretria führt, zurück, so treten wir etwa 4 Stunde nachdem wir Chalkis verlassen haben in eine breite Ebene, die zunächst 4 Stunde lang von dem ausgedehnten Dorfe *Ἀμπελάκια* an bis nach *Βασιλικό* mit Weingärten, Olivenpflanzungen, Feigenbäumen und Getreidefeldern bedeckt ist und so in schönster Abwechslung bald den Charakter eines Gartens, bald den einer fruchtbaren Aue trägt, dann von Vasilikó noch  $\frac{1}{2}$  Stunde weiter mit Getreide bebaut ist, bis dann die Berge sich der Küste wieder zu nähern beginnen und die noch immer ziemlich breite Küstenebene einen dünnen, steinigen Charakter annimmt und daher unangebaut und bloss mit Strauchwerk bewachsen ist. Ein von dem eigentlichen Rückgrat der ganzen Insel, dem Dirphysgebirge (jetzt mit geringer lautlicher Veränderung des alten Namens *Ἄλφι* genannt) herabkommender Giessbach, dessen im Sommer trockenes Bett ich einige Minuten vor Vasilikó durchtritt, fliesst durch dieselbe dem Meere zu. Dass diese Ebene das berühmte *Ἄγλαντον πεδῖον* ist, kann schon deswegen nicht zweifelhaft sein, weil wir wissen, dass dasselbe seit alten Zeiten ein Gegenstand wiederholter Kämpfe zwischen Chalkis und Eretria war<sup>17)</sup>, was nothwendig eine Lage zwischen

17) Vgl. C. Fr. Hermann *gesammelte Abhandlungen* S. 490 ff., dessen Auffassung des sogenannten dritten Lelantischen Krieges, d. h. des einzigen von dem wir historische Kunde haben, als eines Principienkrieges zwischen der Oligarchie in Chalkis und der Demokratie in Eretria neuerdings mit Recht zurückgewiesen worden ist von Dondorff de rebus Chalcidensium (Halle 1855) p. 7 ss.



beiden Städten voraussetzt, und sind auch die neueren Forscher ziemlich einstimmig darüber<sup>18)</sup>; allein man hat dabei ziemlich allgemein die Schwierigkeit unberücksichtigt gelassen, welche einige Angaben der Alten machen, die den alten Ruhm der Euboiischen Schwerter (vgl. O. Müller Orchomenos S. 125 d. 2. Aug.) auf Erz- und Eisenbergwerke im Lelantischen Gefilde zurückführen, wie besonders die ausdrückliche Behauptung des Strabon X, p. 447: »esseien in dem oberhalb von Chalkis gelegenen (ὀπέρκειται τῆς τῶν Χαλκιδέων πόλεως) Lelantischen Gefilde heilkräftige warme Quellen; auch sei ein bewunderungswürdiges Bergwerk vorhanden gewesen, woraus man zugleich Erz und Eisen gewonnen habe; allein zu seiner Zeit seien die Adern beider Metalle vollständig erschöpft.« Nun findet sich aber in jener Ebene selbst nirgend eine Spur weder von warmen Quellen, noch von Bergwerken und auch die Beschaffenheit des Bodens ist der Art, dass man kaum das frühere Vorhandensein von dergleichen glauben kann. Indess ist für die Erz- und Eisengruben von einem Sachverständigen, Dr. Fiedler (Reise durch alle Theile des Königreichs Griechenland I, S. 443), wenn auch nicht in der Ebene, so doch etwas oberhalb derselben, etwa  $\frac{1}{4}$  Stunde südöstlich von der Stadt, wo in dem Gestein Serpentin und Kalkstein zusammen treffen, wenigstens die geologische Möglichkeit der Existenz nachgewiesen worden, obschon auch ihm es nicht gelungen ist, die geringste Spur davon zu finden, woraus zu schliessen ist, dass die Ausbeutung derselben schon in sehr frühen Zeiten eingestellt worden ist. Auch im nördlichsten Theile der Insel, in der Gegend um Aedepsos und das Vorgebirge *Κήλαιον* (das jetzige Cap *Λιθάδα*) scheinen nach den Angaben der Alten (vgl. Stephanos Byz. u. *Αἰθρηψος*) Erzbergwerke gewesen zu sein, von denen ebenfalls bisher noch keine Spur gefunden worden ist; endlich Eisenbergwerke auch im südlichsten Theile, in der Nähe des berühmtesten Vorgebirges *Καφηρέας* (des jetzigen *κάβο Δῶρο*), wo sich etwas östlich von den merkwürdigen, von den Umwohnern *Λαχάμπολις* genannten Ruinen, eine grosse Masse von Eisenschlacken aufgehäuft finden (s. meine quaestiones Euboicae

18) Abgesehen von Pflugk, der in seinem sonst vieles Gute enthaltenden Schriftchen »Rerum Euboicarum specimen« (Berlin 1829) p. 6 das *Αἰθρηψον πεδῖον* unbegreiflicher Weise nördlich von Chalkis, um Aigai herum (wo es gar keine Ebene giebt) ansetzt.

p. 42). Fiedler, welcher diese Gegend nicht besucht, aber bei Karystos selbst am Wege vom Strande nach der Stadt eine Menge Eisenschlacken gefunden hat, vermuthet (Reise I, S. 429), dass die Eisensteine von den Kykladen dahin gebracht worden seien, um daselbst, weil Holz genug in den Gebirgen von Karystos gewachsen sei, verschmolzen zu werden; Eisenerz in dem dortigen Gebirge sei nicht bekannt; allein abgesehen davon, dass der Holzreichthum des Ocha durchaus nicht so sehr gross ist — abgesehen von den Fruchtbäumen, wie Kastanien, Nussbäumen, Kirsch- und Birnbäumen findet man nur Platanen und Eichen, letztere, deren Holz allein wohl für die Benutzung in den Höfen geeignet war, in nicht eben grosser Anzahl — sind die schwer zugänglichen östlichen und südlichen Ausläufer des Ocha, zwischen dem Vorgebirge *Καφηρέως* und dem Vorgebirge *Γεραστός* (jetzt *κάβο Μαντέλο*) in geologischer Hinsicht noch von Niemandem sorgfältig genug untersucht worden, um das Nichtvorkommen von Eisenerz in denselben irgendwie als constatirte Thatsache bezeichnen zu können.

Während wir also die Angaben über das Vorhandensein von Kupfer- und Eisenbergwerken in der unmittelbaren Nähe von Chalkis, wenn auch nicht eigentlich im Lelantischen Gefilde, als historisch betrachten müssen, sind wir, wie mir scheint, andererseits berechtigt, der Notiz des Strabon von dem Vorkommen heilkräftiger, warmer Quellen in demselben den Glauben zu versagen. Denn da weder ein anderer alter Schriftsteller solcher Quellen in dieser Gegend erwähnt, noch die Beschaffenheit des Bodens irgendwie eine Spur von solchen erkennen lässt, da ferner Strabon selbst beifügt, Sulla habe sich dieser Quellen bedient, während wir aus andern Zeugnissen wissen, dass dieser eine Badekur in Aedepsos brauchte (Plut. Sulla 26), so liegt die Vermuthung nahe, dass Strabon die kalten Quellen bei Chalkis, unter denen die Arethusa die namhafteste ist, mit den warmen, schwefel- und eisenhaltigen Heilquellen bei Aedepsos verwechselt und diese irrig in das Lelantische Gefilde versetzt hat, wie dergleichen Irrthümer bei Strabon durchaus nicht zu den Seltenheiten gehören. Demnach dürfte wohl auch der Bericht desselben Schriftstellers (I, p. 58) von einem in Folge anhaltender Erdbeben im Lelantischen Gefilde hervorgebrochenen Schmutzvulkan, ähnlich der Maccaluba auf Sicilien (*χάσμα γῆς ἀνοιχθὲν ἐν τῷ Ἀηλάτῳ πεδίῳ πηλοῦ διαπύρου ποταμὸν ἐξήμεσε*) auf einer Ver-

wechselung des Lelanton mit der Gegend um Aedepsos, in welcher, nach der durchaus vulkanischen Natur des Bodens zu urtheilen, ein derartiges Phänomen recht wohl stattgefunden haben kann, beruhen, besonders da in den von Strabon selbst aus dem Werke des Demetrios von Kallatia angeführten Notizen (I, p. 60) nur von den Wirkungen der Erdbeben auf den nördlichsten Theil der Insel die Rede ist.

In dem Dorfe Vasiliko fand ich keine Spuren des Alterthums ausser einige alte Bausteine und ein Paar uncannelirter Säulen, welche jedenfalls von anderswo hieher gebracht worden sind; erst 1 Stunde weiter nach Eretria zu sah ich zu beiden Seiten des Wegs auf eine längere Strecke hin Steine von alten Gebäuden zerstreut, so dass hier im Alterthume zwar nicht eine Stadt (denn von Befestigungsmauern sieht man keine Spur), sondern eine weitläufige offene *χώμη* gelegen haben muss<sup>19)</sup>. 55 Minuten weiter fand ich links am Wege eine verfallene Kirche, in deren Mauern viele alte Werkstücke eingemauert sind, in derselben eine grosse Basis aus weissem Marmor, deren Vorderseite leider abgeschlagen ist, ein Stück von einer uncannelirten Säule aus grauem Marmor und eine einfache Marmorstele mit der Inschrift

**ΤΙΜΟΚΛΗΣ  
ΓΑΝΤΑΙΝΟΤ**

Neben der Kirche liegen noch einige Bausteine von einem alten Gebäude wie es scheint am Platze und ist dabei ein Brunnen mit antiker Einfassung, so dass wir annehmen können, dass im Alterthum ein kleiner Tempel hier gelegen hat, an dessen Stelle später das christliche Kirchlein getreten ist. Von hier aus hat man noch etwas über 1 Stunde nach Eretria, wo sich sehr zahlreiche und ausgedehnte Reste sowohl der auf einem isolirten Fels Hügel gelegenen Akropolis, als auch der unteren Stadt, die sich vom Fusse des Hügel aus in westlicher Richtung bis nahe an das Meer erstreckte, erhalten haben: die letzteren bestehen aus den hie und da über den Boden emporragenden Fundamenten der Stadtmauer und zahlreicher einzelner Gebäude und vielen Stücken von dorischen und ionischen Säulen aus

<sup>19)</sup> Die Annahme von Ross (Wanderungen I, S. 116), dass dies die Reste des ältesten, durch die Perser zerstörten Eretria seien, ist entschieden irrig, da dies nach den bestimmten Angaben des Strabon IX, p. 408 (s. weiter unten) südöstlich von dem späteren Eretria gelegen haben muss.

Tuffstein; auch fand ich einige hundert Schritt vom Meere bei dem Hause eines Hrn. Janitzi eine sehr grosse Platte von weissem Marmor mit dem schon von Baumeister (im Philologus X, S. 300 ff.) publicirten Ehrendecrete des Demos der Eretrier für Theopompos den Sohn des Archedemos<sup>20</sup>), welche, da bei ihrer bedeutenden Grösse an eine Verschleppung nicht wohl zu denken ist, nach Z. 35-39 der Inschrift die Stelle des Gymnasion der alten Stadt bezeichnet; daneben lag noch eine kleine Stele von grau-blauem Marmor mit der Inschrift

**ΦΙΛΙΠΠΗ  
ΟΡΦΑΝΟΥ**

die auch Rangabis (mémoire sur la partie meridionale de l'île d'Eubée p. 44) neben einigen andern von mir nicht gesehenen Grabstelen erwähnt.

Interessanter als diese fragmentarischen Trümmer der unteren Stadt sind die zusammenhängenden Mauerreste der Akropolis und es dürfte, da weder Leake (N. Gr. II, p. 443) noch Ulrichs (Rhein. Mus. S. 544) noch Rangabis (mémoire p. 44 f.) eine eingehende Beschreibung derselben gegeben haben, die Mittheilung meiner an Ort und Stelle gemachten Notizen wohl gerechtfertigt erscheinen. Am nordwestlichen Abhange des Hügels trifft man zuerst auf ein bedeutendes Stück Mauer aus grossen polygonen Steinen<sup>21</sup>), die an den Seitenflächen behauen, an der Vorderseite aber rauh gelassen sind, welches eine Dicke von  $7\frac{1}{2}$  F. hat; ein viereckter Thurm, 20 F. lang, springt nach Norden zu 18 F. weit vor der Mauerlinie vor; derselbe ist ebenfalls aus polygonen Werkstücken errichtet, nur an den Ecken sind, wie man dies auch bei andern griechischen Städteruinen, z. B. bei denen von Oiniadai in Akarnanien, beobachten kann, recht-

<sup>20</sup>) Zu der Baumeisterschen Abschrift bemerke ich, dass das A durchgängig auf dem Steine die Form **A** hat; ferner weicht meine Abschrift in folgenden von ihr ab: Z. 22 *ἐγδόσεως*, Z. 29 *ἦ* (d. i. *ῆ*, ohne iota subscriptum, wie häufig in dieser Inschrift) nicht *ἦν*, Z. 31 *γινόμενον*, Z. 53 *μηθέν* und *μηθενί*, Z. 55 *μηθέν*. Z. 72 hat auch meine Abschrift **ΤΗΧΙΠΠΟΥ**, doch so, dass das **T** nicht unter dem ersten, sondern unter dem zweiten Buchstaben der vorhergehenden Zeile steht; dies ist aber offenbar nur geschehn, weil dieser Name doch die Zeile bei weitem nicht ausfüllt; dass der Name richtig ist, zeigt die aus Eretria nach Chalkis verschleppte Inschrift bei Ulrichs Rhein. Mus. S. 489, die einer Ehrenbildsäule eines *Τήχιππος Φιλίππου* angehörte.

<sup>21</sup>) Die Abbildung eines Theiles davon giebt Rangabis mémoire pl. III.

winkelig behauene Steine angewandt. Unmittelbar neben dem Thurme findet sich ein in derselben Weise construirter Vorsprung der Mauer um  $5\frac{1}{2}$  F. vor der Linie nach Süden zu. Dieser Mauerzug theilt sich weiter oben, wo wieder ein viereckter Thurm erhalten ist, in zwei Arme, deren einer anfangs in nordwestlicher, dann in fast genau nördlicher Richtung bis auf die Spitze des Hügels führt, während der andere in südlicher Richtung sich den Abhang hinan und den Hügelrücken entlang zieht. In dem ersteren Arme bemerkt man gleich neben dem zuletzt erwähnten Thurme einen nur 5 F. weiten Eingang, dessen Seitenwände durch regelmässig behauene Steine gebildet sind; von da aufwärts besteht die Mauer auf eine kurze Strecke zum grossen Theil aus regelmässigen Werkstücken, ohne dass sich irgend eine Spur von späterer Entstehung dieses Stückes entdecken liesse; dann wieder aus lauter polygonen. Auf der Spitze des Hügels findet man nur noch einige länglich-viereckte Werkstücke, welche wahrscheinlich von einem, gewissermassen den Mittelpunkt der ganzen Befestigungsanlage bildenden Wartthurme herrühren. Folgt man dann der nördlichen Befestigungsmauer in der Richtung nach Osten, so trifft man zunächst wieder ein langes, bis zu 3 Steinlagen erhaltenes Stück aus fast ganz regelmässigen Steinen, an welches sich wieder ein kürzeres Stück Polygonmauer anschliesst; an dieses stösst ein bis zur Höhe von 9 Steinlagen erhaltener Thurm, der aus ganz regelmässig behauenen, aber an der Vorderseite stark vorschwellenden Steinen erbaut ist und an den Ecken senkrecht herabgehende Canäle von geringer Tiefe, wie sie sich auch an einigen Thürmen der Mauern von Dystos sowie der von Oiniadai finden, zeigt. Der Thurm war durch Zwischenmauern in vier Gemächer von gleicher

N.



Grösse getheilt, in der beistehend bezeichneten Weise; er springt vor der Mauer um  $26\frac{1}{2}$  F. nach Norden vor und hat eine Länge von  $33\frac{1}{2}$  F. Oestlich von dem Thurme zieht sich dann die Polygonmauer den Abhang hinab; sie wird durch 3 Thürme abgeschlossen, die aus Steinen von nicht ganz regelmässiger, meist trapezförmiger Form (ein Stück von einem dieser Thürme ist abgebildet bei Rangabis mémoire pl. III) erbaut, einer unterhalb des andern am Abhange stehen; von den beiden unteren aus zieht sich je ein Mauerzug aus polygonen Steinen in südlicher Richtung herab, beide stossen jedoch bald in spitzem Winkel

zusammen. 3 ganz ähnliche, aber aus regelmässigen Steinen erbaute Thürme, einer unterhalb des andern, finden sich am Südwestabhange des Hügels; von Verbindungsmauern zwischen denselben fand ich keine Spur mehr, wie überhaupt die Befestigungsmauer, welche den westlichen Abhang des Hügels verteidigte, bis zu der oben erwähnten Nordwestseite hin nur sehr fragmentarisch und in geringer Höhe erhalten ist. — Was nun die Zeit betrifft, welcher diese Befestigungen angehören, so nimmt Rangabis (mémoire p. 44) an, dass die aus polygonen Steinen erbauten Parteen Reste der ältesten, von den Persern zerstörten Stadt, die aus nicht ganz regelmässigen Steinen in der Zeit des Wiederaufbaues der Stadt nach dem Perserkriege, die aus ganz regelmässigen in der Makedonischen Zeit errichtet worden seien. Abgesehen von dieser, wie oben bemerkt durch die Geschichte des griechischen Mauerbaues durchaus nicht gerechtfertigten Scheidung würde daraus folgen, dass wenigstens die Akropolis der nach dem Perserkriege wieder aufgebauten Stadt (der *πῦν Ἐρέτρια* des Strabon X, p. 448) genau auf der Stelle der älteren gestanden habe, eine Ansicht, die auch von Ulrichs (Rhein. Mus. S. 544) ausgesprochen worden ist, der sich dabei auf Strabons Ausdruck *ἐπέκτισται (τῇ ἀρχαίᾳ)* stützt. Allein dieselbe steht in directem Widerspruche mit einer andern Stelle des Strabon (IX, p. 403), worin derselbe bestimmt angeibt, dass das neuere Eretria, d. h. die nach dem Perserkriege erbaute Stadt, dem attischen Oropos, das alte dem Hafen Delphinion gegenüber liege, wornach es geradezu unmöglich ist, dass beide auf einer Stelle gestanden haben und die Akropolis der alten Stadt wieder hergestellt worden sei, um als Burg der neueren zu dienen; vielmehr muss nach jener Angabe, an welcher, da es sich um Küstenorte handelt, die Strabon gewiss selbst besucht hat, ein Zweifel unstatthaft wäre, das ältere Eretria ungefähr eine Stunde südöstlich oder auch in gerader östlicher Richtung von dem neueren entfernt gelegen haben; Spuren desselben werden, da schon im Alterthume der Platz nach der Zerstörung der Stadt durch die Perser verlassen wurde (vgl. Strabon X, p. 448: *καὶ δεικνύουσι ἔτι τοὺς θεμελίους, καλοῦσι δὲ παλαιὰν Ἐρέτριαν*), aller Wahrscheinlichkeit nach nicht mehr aufzufinden sein; Strabons Ausdruck (a. a. O.) *ἐπέκτισται* ist demnach nicht local, sondern temporal aufzufassen und die Mauerreste der Akropolis rühren wohl insgesamt von dem Neubau der Stadt nach dem Perser-

kriege her. Der Weg von Eretria nach dem fruchtbaren Thale von Vathia (ἡ Βάθεια) führt längs der Küste hin;  $\frac{1}{2}$  Stunde von Eretria, einige Minuten westlich vom Wege, trifft man die Fundamente mehrerer alten Gebäude, welche vielleicht die Stelle des Heiligthums der Ἄρτεμις Ἀμαρυσία oder Ἀμαρυνθία bezeichnen; denn dieses kann man nicht füglich trennen von der κώμη Ἀμαρυνθος, welche nach Strabon (X, p. 448) 7 Stadien von Eretria entfernt war. Eine Viertelstunde weiterhin sieht man eine Anzahl antike Quadersteine, welche den unmittelbar am Meere hinführenden Weg, der demnach hier genau die Stelle der alten Strasse einnimmt, stützen. Nach einer Stunde stiess ich wieder auf Fundamente alter Gebäude und einige Minuten später auf ein wohlerhaltenes Stück einer alten Umfangsmauer, die sich auf einer kleinen Anhöhe kurz vor der Ebene von Vathia hinzog; eine dabei stehende verfallene Kirche bezeichnet wahrscheinlich die Stelle eines alten Heiligthums der Artemis, des Apollon und der Leto, dessen Peribolos jene Mauer bildete<sup>22</sup>). Ueber Hügel von geringer Erhebung steigt man dann nach der Ebene hinab, in welcher das Dorf Vathia selbst links vom Wege liegt; gegen Ende des Thales finden sich bei einem alten Brunnen mannichfache Reste alter Bewohnung, darunter einige Marmorstücke; auch auf einer Höhe rechts vom Wege bemerkte ich einige alte Werkstücke, vielleicht von einem alten Wartthurme zum Schutze der hier gelegenen, im übrigen wie es scheint nicht befestigten alten Ortschaft. Diese war wahrscheinlich das von den attischen Rednern und andern Schriftstellern öfter erwähnte Ταμῦναι, bekannt durch den Zug der Athener unter Phokion im Jahre 350 v. Chr. (s. A. Schäfer, Demosthenes und seine Zeit II, S. 73 ff.) und durch einen Tempel des Apollon (Harpocr. u. Ταμῦναι); denn die von Rangabis (mémoire p. 20 ff.) gegen die Lage dieses Ortes im Thale von Aliveri angeführten Gründe scheinen mir grossentheils stichhaltig zu sein.

<sup>22</sup>) Dies ist zu folgern aus der von Ulrichs (Rhein. Mus. S. 513) als Altar in der verfallenen Kirche gefundenen Marmorbasis einer vom Demos der Eretrier zu Ehren irgend eines Mannes errichteten und der Artemis, dem Apollon und der Leto geweihten Statue; da die Angabe Strabons, dass die κώμη Amarynthos nur 7 Stadien von Eretria entfernt sei, uns nicht gestattet, hier die Stelle des berühmten Heiligthums der Artemis Amarysia anzusetzen, so ist zu vermuthen, dass hier eine Art Filial desselben stand, welches der in der Ebene von Vathia gelegenen alten Ortschaft zugehörte, wie diese selbst aber einen Theil des Gebietes von Eretria ausmachte.

Jenseits der das Thal im Süden begrenzenden Hügel führt der Weg über 3 Stunden lang über lauter einzelne in das Meer vortretende Felshügel, die ohne alle Cultur, zum Theil mit Strauchwerk bewachsen sind, zum Theil den kahlen Felsboden zeigen; die Strasse folgt durchaus der Richtung der alten, die ebenso wie die jetzige theils durch Unterbauten gestützt, theils in den Felsen gehauen war. Dann steigt man in ein weites Thal hinab, in welchem, über  $\frac{1}{2}$  Stunde östlich vom Meere auf einer Anhöhe das Dorf Aliveri liegt; da wo sich der Weg vom Meere abwendet sollen, nach der Versicherung der Bewohner des Dorfes, Fundamente eines viereckten antiken Thurmes sich finden, welche ich, da ich den Weg in der Abenddämmerung machte, nicht bemerkt habe<sup>23</sup>); wohl aber bemerkte ich etwas weiter nach dem Dorfe zu bedeutende Reste eines alten Mauerzuges, welcher der Umfassungsmauer einer hier gelegenen alten Stadt anzugehören scheint; dies war vielleicht *Πορθμός*, eine zum Gebiet von Eretria gehörige, von Philipp von Makedonien zerstörte befestigte Ortschaft (Dem. de cor. p. 248; Philipp. IV, p. 433).

Von Aliveri aus setzte ich meine Reise nicht weiter südwärts fort, sondern wandte mich, um nach Kumi zu gelangen, zunächst nordöstlich. Der Weg führt über Hügel, die mit hohem Strauchwerk (meist *σχίνος*, der gemeine Mastixstrauch, *Pistacia Lentiscus*) und vereinzeltstehenden Bäumen, unter denen Eichen (*βαλανιδιάις*, *Quercus ægilops*) und wilde Birnbäume (*ἀχλαδιάις*) die zahlreichsten, bewachsen sind. Von Alterthümern bemerkte ich zuerst ungefähr 2 Stunden von Aliveri, hinter dem Dorfe Lala, im Gebüsch nahe am Wege den Unterbau eines viereckten, aus ganz regelmässigen Steinen construirten Thurmes, offenbar eines jener Warttürme, wie sie sich gerade in Euböia zahlreich vorfinden; derselbe gehörte ohne Zweifel noch zum Gebiet von Eretria, welches sich zur Zeit Philipps von Makedonien sogar bis zur Ostküste erstreckt zu haben scheint<sup>24</sup>). Weiterhin fand

23) Rangabis (mémoire p. 48) erwähnt zwei in beträchtlicher Entfernung von einander gelegene viereckte Thürme als zu dem von mir bemerkten Mauerzuge gehörig; ausserdem (p. 23) ein in der Nähe des Strandes auf einer kleinen Felsböhe gelegenes, 2 Steinlagen hoch erhaltenes vierecktes Gebäude aus polygonen Steinen, dessen Seiten eine Länge von je 45 Schritt haben (vgl. pl. III.): dies dürfte wohl der von den Bewohnern von Aliveri gemeinte Thurm sein.

24) Ulrichs (Rhein. Mus. S. 509) folgert dies aus den Worten des Scyl. per. 58: *κατ' Ἐρετραίαν Ἐκύρος*, worin jedoch auch nur liegen kann, dass



ich bei dem Dorfe Varipompi, das links vom Wege liegt, eine Kirche mit einigen alten Bausteinen, die jedoch leicht von anderswoher verschleppt sein können. Ziemlich die Mitte des ungefähr 7 Stunden betragenden Weges von Aliveri nach Kumi bezeichnet ein Chan unterhalb des grossen, rechts vom Wege auf einem Hügel gelegenen Dorfes Avlonari (*τὸ Ἀύλονάρι*); neben dem Chan steht eine sehr stattliche, dreischiffige Kirche der heiligen Thekla, in der sich zahlreiche alte Werkstücke aus Tuffstein, bläulichem Kalkstein und Marmor, darunter eine ionische Säulenbasis und einige Stücken uncannelirter Säulen vorfinden, so dass wir auch hier wieder die Ersetzung eines alten Heiligthums durch eine christliche Kirche annehmen dürfen. Von da aus steigt man zu dem auf einer Hochfläche oberhalb einer fruchtbaren Ebene gelegenen Dorfe *Μονόδρι*, in welchem sich einzelne alte Bausteine vorfinden, empor, von welchem an der Weg bis nach *Καστροβαλά* immer durch wohlbebaute Ebenen und über erdige, fruchtbare Hügel führt, an deren Abhängen zahlreiche, von einem hübschen Menschenschlage bewohnte und durchgehends aus wohlgebauten Häusern bestehende Dörfer (von denen aber ausser Kastrovala nur zwei, *Βιρέματα* und *Κονίστρας*, von der Strasse herührt werden) liegen. Von Kastrovala aus steigt man dann nach *Κούμη* hinab, über einen felsigen Gebirgsrücken, der an seinem nördlichen Abhange ausgedehnte Lager von blassgrünem und rothem Thonschiefer zeigt, der beim ersten Anblick ganz wie Marmor erscheint; das Roth desselben ist meist blass, ins Violette spielend, aber an einigen Bänken auch dunkler; von einer Ausbeutung dieser Lager zu architektonischen Zwecken fand ich keine Spur. In Kumi konnte ich weder in dem oberhalb der Küste am Abhange zum Theil zwischen Weingärten gelegenen Städtchen selbst, noch unten am Meere, wo einige Häuser die *σκάλα τῆς Κούμης* (den Landungsplatz des Städtchens) bezeichnen, eine Spur des alten *Κύμη*, das in den frühesten Zeiten der griechischen Colonisation eine mächtige und bedeutende Ortschaft, in den späteren Zeiten des Alterthums aber fast ganz verschollen war (s. meine quaest. Eub. p. 15) entdecken; jedoch fand ich wenigstens ein Denkmal der alten Bewohner 10 Minuten nordöstlich von dem Städtchen, wo auf einer Anhöhe unfern einer kleinen Kirche

---

Skyros demjenigen Theile der Insel (der Länge nach), worin Eretria die bedeutendste Stadt war, gegenüber liege

des h. Elias einige einzelne Felsmassen aus dem Erdboden emporragen; auf der Oberfläche einer derselben, auf die man nur mit Mühe hinaufklettern kann, ist ein Sarkophag, 7 F. lang und 3 F. breit, in den natürlichen Felsen eingehauen<sup>25)</sup>.

Von Kumi aus, über dessen in ganz Griechenland einzige Kohlengruben ich auf die ausführlichen Erörterungen von Fiedler (Reise I, S. 449 fl.) verweise, wandte ich mich wieder nach Süden und gelangte in 1½ Stunde nach Ὀξύλιθος, einem Dorfe am östlichen Fusse eines gleichnamigen vereinzelt Berges, der diesen Namen offenbar von seiner Form (er gleicht von ferne gesehn ganz einer oben in eine scharfe Spitze endenden Pyramide) erhalten und dann dem Dorfe mitgetheilt hat; am nordöstlichen Fusse des Berges fand ich die Reste einer hellenischen Mauer, die aber nicht einer Befestigung, sondern nur einem einzelnen Gebäude angehört zu haben scheint; die unterste Lage derselben bilden länglich-viereckte Steine von geringer Höhe, über denen dann eine Reihe sehr grosser Quadern liegt. 1½ Stunde von hier, südwestlich von dem Dorfe Νεοχώρι, erhebt sich ein steiler Felsberg, der einer längeren von Süd nach Nord ziehenden felsigen Bergkette angehört, die von einem schroffen Spalt, der sie unmittelbar nördlich von dem erwähnten Berge theilt, den Namen Διακόφτι führt. Steigt man an der allein leichter zugänglichen Ostseite auf den einzelnen Berg empor, so trifft man zuerst am Abhange neuere, wahrscheinlich aus der Zeit der Herrschaft fränkischer Ritter herrührende Mauern, zu deren Bau aber zahlreiche alte Werkstücke verwendet sind, wie man denn auch nahe bei denselben Reste eines antiken Mauerzugs, der die äusserste Befestigungslinie an der Ostseite bildete, erkennt; von hier aus führen zahlreiche, in den Felsen gehauene Stufen den steilen Abhang hinan bis zu der obern Ringmauer, die sich etwas unterhalb der oberen Fläche des Berges hinzieht; dieselbe ist noch an mehreren Stellen zu ziemlicher Höhe erhalten und namentlich an der Südseite des Berges mit geringen Unterbrechungen in der Richtung von Osten nach Westen zu verfolgen; sie besteht aus einem bunten Gemisch länglich-viereckter und polygoner Werkstücke von sehr verschiedenen Dimensionen und bietet so wieder einen

<sup>25)</sup> Ulrichs (Rhein. Mus. S. 514) hat noch in den Weinbergen zahlreiche alte Gräber gefunden; den von mir erwähnten Sarkophag scheint er nicht bemerkt zu haben.

schlagenden Beweis für die gleichzeitige Anwendung beider Formen der Bausteine im griechischen Mauerbau. Ich theile hier die Skizze eines besonders auffälligen Stückes von der Nordseite mit:



Auf der Hochfläche steht eine verfallene Kirche, in welcher ich 4 uncannelirte Säulen, ein ionisches Capital und eine ionische Säulenbasis aus weissem Mar-

mor und 3 gleichfalls uncannelirte Säulen aus röthlich-violettem Marmor mit weissen Adern vorfand. Westlich von dieser Hochfläche erhebt sich der Berg noch zu zwei Kuppen von ungleicher Höhe; auf der niedrigeren vorderen bemerkt man von der Hochfläche aus einige Reste einer mittelalterlichen Befestigung, die vielleicht gerade die Stelle der eigentlichen Akropolis der alten Stadt, welche auf der Hochfläche und am Abhange des Berges lag, einnahm; wenigstens sieht man am Fusse dieser Kuppe keinen Mauerzug, der die Hochfläche im Westen abgeschlossen hätte, woraus zu schliessen ist, dass die niedrigere der beiden Kuppen oder vielleicht gar beide in die Befestigung mit eingeschlossen waren. Auch an der Nordseite findet man keine Spur einer alten Umfassungsmauer, die hier durch die natürliche Beschaffenheit des Berges, der in einer schroffen Felswand nach dem oben erwähnten Spalte abfällt, unnöthig gemacht wird. Auch auf dem gegenüberliegenden Berge, der die Nordwand des Spaltes bildet, soll nach der Angabe der Umwohner »ein Paläokastron aus grossen Steinen ohne Mörtel« sein, also Ruinen einer alten Befestigung, die man als eine Art Aussenwerk der auf dem gegenüberliegenden Berge gelegenen alten Stadt, deren Namen zu bestimmen nicht möglich ist, betrachten kann<sup>26)</sup>.

26) Ulrichs (Rhein. Mus. S. 509) denkt an Oichalia, unter welchem Namen man auch im Gebiete von Eretria Reste einer alten angeblich von Herakles zerstörten Stadt zeigte (Strab. X, p. 448; vgl. Paus. IV, 2, 2), nach welcher Stelle, verglichen mit Steph. Byz. u. Σκιάς an dieser Stelle später ein Städtchen Namens Σκλον oder Σκιά gelegen zu haben scheint, oder an Τρωχαι (Steph. Byz. u. d. A.: vgl. Lykophr. Cass. 374), beides ohne Wahrscheinlichkeit: ebenso gut könnte man auf Ὀκωλον, das Stephanos nach Theopompos als ein χωρίον Ἐρετριέων (wobei Meinecke ohne Grund an eine Colonie der Eretrier in Thracien denkt), oder auf Φάραβηλος, das derselbe Stephanos als eine πόλις Ἐρετριέων bezeichnet, rathen.

Da das nächste Ziel meiner ferneren Reise die Ebene von Dystos war, musste ich zunächst bis unterhalb des Dorfes Monodri zurückgehen, von wo aus ich die Ebene in südwestlicher Richtung durchmass und am Ende derselben einen sehr niedrigen Hügelrücken überschritt, an dessen südlichem Fusse eine verfallene Kirche mit verschiedenen hellenischen Fragmenten steht; ich fand hier zwei uncanellirte Säulen aus blau-grauem Marmor, sogenanntem Cipollino, deren jeder eine antike Basis (die eine von guter Arbeit aus Cipollino, die andere, roh gearbeitet, aus weissem Marmor) als Capital aufgesetzt worden ist; ferner ein gut gearbeitetes ionisches Capital aus Cipollino, eine grosse Platte aus einem ähnlichen Marmor mit 2 parallelogrammen Vertiefungen, so dass sie als Unterschwelle einer Thüre gedient zu haben scheint, und einige andere Werkstücke aus weissem Marmor und Kalkstein. Von hier aus brauchte ich eine halbe Stunde, um nach dem schon früher erwähnten Chane unterhalb des Dorfes Avlonari zu gelangen, von dem aus ich eine Stunde lang wieder denselben Weg, den ich früher von Aliyeri her gemacht hatte, verfolgte: dann wandte ich mich von demselben ab nach links, überschritt ein damals trockenes Flussbett, dessen beide Ufer mit prächtigen hohen Oleanderbüschen, die gerade in der schönsten Blüte standen (darunter auch einige weissblühende), dicht bedeckt sind, fand jenseits derselben Lager von weissem Marmor, über denen mächtige Bänke von Cipollino lagern, und gelangte, 2 Stunden nachdem ich die Strasse nach Aliveri verlassen hatte, nach dem kleinen Dorfe Grischá (τὰ Γριστά), das nahe dem nördlichen Rande einer nicht sehr bedeutenden Ebene liegt, aus welcher man dann in die weit tiefer gelegene Ebene von Dystos hinabsteigt. Dieselbe ist auf 3 Seiten von hohen Bergen umschlossen, im Osten aber nur durch eine Reihe niedriger Hügel gegen das Meer hin begränzt. Der südwestliche Theil wird, als der am tiefsten gelegene, von einem See eingenommen, an dessen Südseite sich ein ganz isolirter Hügel erhebt. Nur nach Nordosten zu liegt vor demselben ein niedriger Vorhügel, auf dem eine verfallene Kirche mit vielen antiken Werkstücken aus Marmor und Kalkstein steht. Steigt man von diesem aus den Abhang des Hügel, auf welchem die Stadt Dystos lag, hinan, so trifft man zunächst einen grossen, aus dem natürlichen Felsen gebauenen Sarkophag, mit Einschluss der Wände 8 $\frac{1}{2}$  F. lang und 4 F. breit, zu dem 2 Stufen von

gleicher Länge hinaufführen: der Deckel, der aus einem Stücke bestand, liegt jetzt in 2 Stücke zerbrochen daneben. Weiter oben sind in einen mächtigen Felsblock 2 glockenförmige, nach unten zu sich verengende Vertiefungen (die eine weniger regelmässig als die andere) eingehauen, in denen wohl am wahrscheinlichsten Opferherde (*εσχαράαι*) zu erkennen sind. Die Mauern der Stadt, welche sich am Abhange weit über der halben Höhe rings um den Hügel herum ziehen, bestehen, wie der Hügel selbst, ganz aus einem weiss-grauen körnigen Kalkstein, einer Art Marmor: die Werkstücke sind in einigen Partien durchaus viereckt, aber von sehr verschiedener Grösse, in anderen durchaus polygon, in noch anderen sind beide Arten neben einander verwendet. Zunächst stösst man an der Nordostecke auf einen aus sehr grossen aber regelmässig in der Form länglicher Vierecke behauenen Steinen erbauten Thurm, von welchem aus sich der Mauerzug an der Ostseite fast ohne Unterbrechung verfolgen lässt; die Mauer besteht anfangs aus viereckten Werkstücken, die sich nur durch ihre Grösse in auffallender Weise unterscheiden: während die einen fast regelmässige Quadern von bedeutender Dicke sind, bilden die andern ganz dünne längliche Platten<sup>27)</sup>, eine Bauweise, die sich ganz genau so in den 3, vom Volke *τὰ σπλινια τοῦ δράκου* genannten alten Tempeln in der Nähe von Stura, wie auch in den Mauern des antiken Kastells auf dem Cap Philagra wieder findet: während sie aber an diesen beiden Orten durch die Natur des zur Construction dieser Bauwerke angewandten Gesteins, eines leicht in dünne Platten brechenden Schiefersteins bedingt war, ist sie offenbar bei den Mauern von Dystos, deren Material ein harter, in grössern Massen sich absondernder Kalkstein ist, zur Manier geworden, die ich mit dem Namen der dryopischen Bauweise bezeichnen zu können glaube<sup>28)</sup>; zugleich erkennen wir dadurch, dass die Erbauung der Mauer von Dystos, dessen Geschichte für uns im völligen Dunkel liegt, da wir die Stadt überhaupt nur aus einem von Stephanos von Byzanz aufbewahrten Fragmente des Theopompos kennen, in bedeutend spätere Zeit fällt, als die jener Tempel bei Stura und der Festung auf dem Vorgebirge

27) Vgl. die Skizze eines solchen Mauerstücks bei Rangabis mémoire pl. IV.

28) Vgl. meinen Aufsatz über die dryopische Bauweise in Bautrümmern Eubolas in Gerhards Denkmälern und Forschungen 1855, No. 82.

Philagra. Die weitere Betrachtung der Mauern von Dystos lehrt uns aber, dass gleichzeitig mit dieser Bauweise bei dem Volke der Dryoper, zu deren Städten Dystos wahrscheinlich gehörte, auch die polygone in Gebrauch war; denn an das oben beschriebene Mauerstück schliesst sich ein fast ganz aus sehr wohl gefügten Polygonen bestehendes mit einem aus Werkstücken derselben Art errichteten Thurme; an diesem sind die Ecken überall nicht durch 2 im rechten Winkel an einander stossende Steine, sondern durch je einen, rechtwinkelig behauenen, der je 2 Mauern verbindet, gebildet; zu beiden Seiten der scharfen Kanten sind schmale Kanäle in den Stein gebauen, wie man sie auch an dem zuerst erwähnten Thurme findet und wie wir sie schon an einem Thurme der Mauern von Eretria beobachtet haben. Hinter diesem Thurme öffnet sich ein sehr wohl erhaltenes Thor, etwas schief gegen die Mauerlinie gestellt, so dass es von Südosten her Zugang in das Innere der Stadt giebt. Jede Seitenpfoste des Thores wird durch 3 übereinanderliegende, länglich-viereckige Blöcke gebildet, von denen der oberste nach dem gegenüberliegenden zu in der Form eines Kreissegmentes vortritt, so dass der Ansatz zu einer Wölbung entsteht; die Oberschwelle bildet ein einziger colossaler Stein von länglich-viereckter Form<sup>29)</sup>. Von beiden Seitenpfosten zieht sich nach dem Inneren der Stadt zu je ein Stück Mauer, jedes durch eine thurmartige Bastion (die rechts in der Form eines verlängerten Halbkreises, die links in der eines länglichen Vierecks) vertheidigt; nach aussen zu läuft die Mauer, da das Thor ein Stück gegen die Linie der vorhergehenden Mauer zurücktritt, nur links nach Süden zu, zunächst in einem sehr spitzen Winkel, an dessen nach aussen gerichteten Schenkel sich dann ein rechtwinkelig, thurmartiger Vorsprung anschliesst, fort bis zur Südostecke, wo sie plötzlich unterbrochen ist, weil die Steilheit der Felsen an der Südseite wie an der Westseite des Hügels die Fortsetzung der äusseren Ringmauer unnöthig machte; dagegen finden wir an der Nordseite wieder die Spuren mehrerer Mauerzüge in geringer Entfernung übereinander, die grösstentheils polygone und viereckte Werkstücke gemischt zeigen, alle durch viereckte Thürme vertheidigt: den am weitesten unten fortlaufenden, die eigentliche Ringmauer der Burgstadt, kann man noch ziemlich ununterbrochen bis zur Nordostecke, von der aus wir unsere

<sup>29)</sup> Eine Ansicht des Thores von innen sowie einen Plan der ganzen Thoranlage giebt Rangabis mémoire pl. IV.

Beschreibung begannen, verfolgen: hier ist das besonders gut erhaltene letzte Stück durchaus aus regelmässigen Vierecken erbaut und wird durch einen innerhalb der Mauerlinie auf einer Art von Terrasse stehenden Thurm überragt. Innerhalb der Ringmauer finden sich an der Ostseite, weit oberhalb des vom Thore nach Süden sich erstreckenden Mauerzuges, eine grosse Anzahl viereckter thurmartiger Gebäude, die an der Rückseite sowohl als an der Vorderseite durch fortlaufende Mauern, wie auch durch Thüren in den Seitenwänden, verbunden sind: die Constructionsweise entspricht der der Ringmauer, indem viereckte Werkstücke von sehr verschiedener Grösse mit polygonen gemischt sind: sie bilden eine Art von Kasematten und haben offenbar als eine innere, stärkere Befestigung in Zeiten der Gefahr zum Aufenthaltsorte der Besatzung, sonst wohl auch als Magazine gedient. Weiter nach Süden hin setzt sich diese Reihe von Gemächern zwischen 2 Parallelmauern in einer einfachen, durch Thürme verstärkten Mauer fort: bei einem dieser Thürme finden sich innerhalb der Mauer die Reste eines grossen Gebäudes, dessen Grundplan folgender ist<sup>30)</sup>:



Die Mauern desselben bestehen aus wenigen grossen Quadern und vielen zum Theil sehr kleinen länglich-viereckten Steinen: das punktirte Stück ist neueres Mauerwerk, wie solches auch auf der Zwischenmauer, deren untere Lagen jedoch antik sind, zu bemerken ist. Welchem Zwecke dieses alte Gebäude diente, wüsste ich nicht zu errathen; das neuere Bauwerk zeigt, dass auch die Reste des alten Dystos ebenso wie die der alten Stadt bei Neochorio, im Mittelalter fränkischen Rittern zum Wohnsitz dienten: hier zeugt davon auch ein mittelalterlicher Thurm nebst Ringmauer, welcher jetzt den Gipfel des ganzen Hügels, den jedenfalls im Alterthum die Akropolis von Dystos einnahm, krönt. Am östlichen Fusse des Hügels liegen die jetzt verlassenen Häuser des Dorfes Dysto, welches den alten Namen der Stadt, zu deren Füssen es liegt, bis auf unsere Zeiten bewahrt hat: die Bewohner haben sich seit einiger Zeit wegen der Verumpfung der Ebene  $\frac{1}{4}$  Stunde weiter nördlich auf einem Vor-

30) Obgleich ich denselben schon in meinem Aufsätze über die dryopische Bauweise (S. 139) gegeben habe, wiederhole ich ihn doch hier, weil der dortige Holzschnitt nicht ganz mit der an Ort und Stelle gemachten Skizze in meinem Tagebuche übereinstimmt.

hügel der Bergkette, welche die Ebene im Norden abschliesst, angesiedelt.

Ich verliess die Ebene, indem ich den im Südosten sie einschliessenden Bergzug, der aus Schiefergestein besteht, emporstieg: auf dem Rücken angelangt erblickte ich das malerisch in einem Bergkessel  $\frac{1}{2}$  Stunde zur Linken des Weges gelegene Dorf Zarka<sup>31)</sup>; etwas weiterhin fand ich zu beiden Seiten des Weges weissgraue Marmorstücke von einem alten Gebäude; wieder einige Minuten weiter zur Rechten des Weges das Fundament eines kleinen viereckten Gebäudes, so dass der jetzige Weg offenbar auf eine bedeutende Strecke der Linie einer alten Strasse folgt: weitere Zeugnisse dafür sind einige Werkstücke aus weissem Marmor, die ich  $\frac{1}{2}$  Stunde weiter am Wege fand und eine etwas abwärts davon gelegene Kirche nebst einem Brunnen mit alten Bausteinen und 2 glatten Sarkophagen. Von hier aus brauchte ich noch ungefähr 4 Stunden, um die Bucht von Stura an der Westküste der Insel zu erreichen, von wo der jetzige Flecken, der den Namen des alten *Στύρα* mit der häufig in der griechischen Vulgärsprache sich findenden Verdunkelung des *v* in *ov* bewahrt hat<sup>32)</sup>, noch  $\frac{1}{2}$  Stunde nach Osten landeinwärts liegt. Der Weg führt allmählig abwärts von dem Gebirgsrücken und so bis an die Westküste herab; auf der ganzen Strecke fand ich keine Spur alter Bewohnung ausser einem grossen Steinsarkophag mit Deckel (beides zerbrochen) ungefähr  $2\frac{1}{2}$  Stunde vor Stura. An der Bucht selbst, gerade an der Stelle, wo der Weg ostwärts vom Meere sich abwendet, liegen einige antike Bausteine neben einem Brunnen; nahe dabei erhebt sich zur Linken des Weges ein niedriger Fels hügel, der westlichste einer längern Kette, welcher die Stelle des alten Styra ist<sup>33)</sup>: am

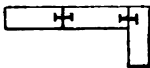
31) So, τὰ Ζάρκα, wurde mir der Ort von meinem Führer genannt: Rangabis mémoire p. 26 schreibt Z u r k a: derselbe beschreibt ebend. eine von mir nicht besuchte, dem Dorfe gegenüberliegende Ruine eines hellenischen Thurmes, der ganz aus regelmässigen grossen Blöcken von länglichviereckter Form erbaut war: Skizze davon auf pl. IV.

32) Sowie die alten Boioter *Ὀύρα* statt *Ἰύρα* sprachen und schrieben, so sprach man gewiss auch in Euböia schon im Alterthume *Κούμη* und *Στούρα*, womit der aus Euböia und aus Thessalien überlieferte Ortsname *Ἀργούρα* vollkommen analog ist.

33) In meinen *quaestiones Euboicae* p. 49, Z. 40 v. u. ist für »orientem« zu lesen »occidentem«.



Fusse der Südseite und der Ostseite zieht sich die unterste Lage einer aus viereckten und polygonen Steinen erbauten Mauer, offenbar der Ringmauer der alten Stadt, hin; der Felsboden ist an mehreren Stellen in Stufen bearbeitet und zu Hausplätzen geebnet. Noch bevor man an die Reste der Stadtmauer gelangt, bemerkt man am südlichen Fusse des Hügels einen in den Fels gehauenen, mit Erde gefüllten Sarkophag. Uebrigens nahm die alte Stadt offenbar nicht bloss den Fels Hügel, der jedenfalls die Akropolis trug, ein, sondern erstreckte sich noch vom nördlichen Fusse desselben bis in die Nähe eines im Sommer trockenen Giessbaches, in dessen jetzigem Bette sich das Fundament und mehrere Werkstücke eines alten Gebäudes aus weiss-grauem Marmor, wahrscheinlich eines Grabmals, nebst einer Inschrift (vgl. meine quæst. Eub. p. 59) finden: das Fundament besteht aus grossen, länglich-viereckten Werkstücken, die einen rechten Winkel bilden und durch eiserne, mit Blei eingegossene Klammern in der Form eines doppelten T aneinandergesetzt sind, in folgender Weise:



Da ich die Resultate meiner weiteren Untersuchungen des südlicheren Theiles der Insel, von Stura bis zum Cavo Doro, bereits in meinen quæstiones Euboicae mitgetheilt habe, so übergehe ich diesen Theil meiner Reise hier mit Stillschweigen und füge nur noch einige Bemerkungen über die von mir besuchten Gegenden des nördlichen Theiles der Insel bei. Derselbe gehört, auch abgesehen von den in archäologisch-topographischer Hinsicht interessanten Punkten, in landschaftlicher Beziehung zu den für den Nordländer anziehendsten Parteeen von Hellas besonders durch seinen Reichthum an Laub- und Nadelholzwaldungen und die für Griechenland ungewöhnliche hohe Cultur des Bodens, welche besonders einigen hier angesiedelten Ausländern, Deutschen, Engländern und Franzosen, verdankt wird.

Der gewöhnliche Weg nach Nord-Euboia ist der von Chalkis nach Achmet-Aga, den auch ich nahm. Er führt zunächst  $\frac{1}{2}$  Stunde nördlich von Chalkis bei einigen am Meere gelegenen Gärten, in denen alte Bausteine und Marmorstücke gefunden worden sind, vorüber: der Platz wird von den jetzigen Bewohnern von Chalkis τὸ χορρέρι genannt, ein Name, der vielleicht aus dem Italiänischen stammt und vom fliessenden Wasser herzuleiten ist; im Alterthume gehörte er wahrscheinlich noch zur Stadt

selbst, da diese nach der Angabe des sogenannten Dikaiarchos (descr. Gr. I, § 27) einen Umfang von 70 Stadien hatte, sich also, da sie im Süden und Osten, nach den Spuren der Gräber zu urtheilen, sich nicht weit über die Grenzen der jetzigen Stadt hinaus ausbreitete<sup>34)</sup>, nach Norden hin ziemlich weit erstreckt haben muss.  $\frac{1}{2}$  Stunde weiter finden sich auf dem Wege selbst und links von demselben bis zum Meere hinab ausgedehnte Spuren von antiken Mauern und Gebäuden, jedoch nur Fundamente, nichts was irgend wie höher über den Erdboden emporragte. Man könnte vermuthen, dass hier *Ἄργουρα* lag, der Lagerplatz der Athenischen Reiterei im Euboiischen Kriege (s. Arn. Schäfer Demosthenes II, S. 75), welches von Harpokration u. d. A. als *πόλις τῆς Εὐβοίας ἐν τῇ Χαλκιδικῇ κειμένη* bezeichnet wird: allein der Umstand, dass die Euboiische Sage an diesen Ort die Tödtung des Argos Panoptes durch Hermes versetzte (Steph. Byz. u. *Ἄργουρα*), macht es wahrscheinlicher, dass derselbe auf der Ostküste der Insel zu suchen ist; auf dieser lag nämlich, nach dem Zeugnisse des Strabon (X, p. 443) die sogenannte *βοῶς ἀβλή*, eine Grotte, in welcher nach Euboiischer Localsage die Io den Epaphos geboren haben sollte. Schon aus dem Namen nun ist mit Sicherheit zu schliessen, dass die Sage diese Grotte zugleich als den Stall, in welchem die Io, während sie die Kuhgestalt trug, vom Argos verwahrt wurde, betrachtete, wornach wir das Local der Tödtung des Wächters nicht von dieser Grotte trennen dürfen. — Einige Stunden nach den erwähnten Spuren einer alten Ortschaft kommt man an dem Dorfe *Καστέλλαις*, welches etwas rechts vom Wege bleibt, vorüber: an der Strasse selbst bemerkte ich einen Brunnen, in dessen Einfassung einige Stücke von uncannelirten Säulen aus bläulichem Marmor eingefügt sind. Die Strandebene, die vorher durch felsige Hügel im Osten begränzt und fast ganz unangebaut war, erweitert sich hier, indem die Hügel (Vorhügel der Dirphiskette) weit nach Osten zurücktreten und wird fruchtbarer, wozu ein vom Dirphis herabkommender, im Sommer freilich trockener Bach<sup>35)</sup> beiträgt. Etwas


34) Vgl. Ulrichs im Rhein. Mus. S. 484.

35) Kiepert (topogr.-histor. Atlas von Hellas Bl. XIV) bezeichnet denselben, wenn auch zweifelnd, mit dem Namen *Kereus*: diesen nennt als Fluss Euboiäs Strab. X, p. 449 neben dem *Nelens* mit der Fabel, dass die Schaafe, wenn sie von dem einen trinken, weiss, wenn von dem andern,

nördlich von Kastelläs ziehen sich die Berge wieder nach Westen herüber und rücken zuletzt in dem hohen und schroffen Kandilgebirge unmittelbar bis ans Meer vor. Der Weg, den ich verfolgte, wendet sich noch in der Ebene nach Nordosten vom Meere ab und führt zunächst durch Kiefernwälder sehr allmählig aufwärts, dann, nachdem man die östlichen Vorhöhen des Kandili überschritten hat, durch Fichtenwaldung ebenso allmählig abwärts in ein mit Fichten und Laubholz bewachsenes, von einem wasserreichen Bache durchflossenes Thal: der Bach ist der eine Hauptarm des *Βούδορος* (Strab. X, p. 446) der dann kurz vor seinem Ausflusse ins Meer einen 2ten, vom *ξηρόν ὄρος* (dem *Τελέθριον* der Alten) herabkommenden Bach aufnimmt. Das Thal verengt sich dann zu einer schmalen Schlucht, in welcher der Bach, dem der Weg immer, bald auf dem linken bald auf dem rechten Ufer, folgt, zwischen hohen Felswänden hinfließt, unter deren Baum-schmuck besonders der hier als wirklicher Baum auftretende wilde Erdbeerbaum (*Arbutus Unedo*, Ngr. *Ἀγριοκουμαριά*) mit der bald hellrothen, bald hellgrünen Rinde seines schlanken Stammes hervorleuchtet. Aus dieser Schlucht gelangt man wieder in ein breiteres, von prächtigen Platanen beschattetes Thal, in welchem das Dorf Achmet-Agá liegt: man geht in diesem Thale, immer dem Flusse folgend, fort bis zu dem 2 Stunden von Achmet-Agá entfernten *Μαντούτι*, einem kleinen Dorfe, welches gerade am Ausgange des Thales, wo es sich in eine breite und fruchtbare Küstenebene öffnet, liegt. Von hier durch-schnitt ich die Ebene in nordöstlicher Richtung und gelangte

schwarz werden: dieselbe Geschichte berichtet Antigon. Caryst. hist. mir. c. 78 ed. Westermann, bei dem die beiden Flüsse nach der handschriftlichen Ueberlieferung *Κέρων* u. *Νηλεύς* heissen: was er über die Lage derselben angiebt, ist leider offenbar corrupt überliefert und daher für uns werthlos: *καὶ ἐν τῇ Εὐβοίᾳ δὲ κατὰ τὴν Ἰταλικὴν τὴν συνορίζουσαν τῇ Χαλκίδι*: eine Gegend *Ἰταλική* in Euboia ist unerhört, das Vorhandensein einer solchen unwahrscheinlich, der Verbesserungsvorschlag des Meursius, der *Ἀττικὴν* dafür schreiben wollte, durchaus unannehmbar. Ich vermüthe, dass dafür *Ἐρετρικὴν* zu schreiben ist und möchte daher den durch die Lelantische Ebene fließenden, kurz vor Vasiliko auf der Westküste der Insel mündenden Bach für den Kereus oder Keron, den auf der Ostküste etwas südlich von Oxyliothos mündenden für den Neleus halten: den ersteren nennt man zwar gewöhnlich Lelantos, allein dieser nur von Plinius hist. nat. IV, 42, 24, 64 erwähnte Flussname könnte wohl auf einem Irrthume dieses Schriftstellers beruhen.

nach  $1\frac{1}{2}$  Stunde an die kleine, jetzt *τὸ παλιόν* genannte Bucht, in welche der Budoros mündet: gerade vor die Mündung hat sich durch Anschwemmung eine breite Sandbank gelagert, vor welcher der Fluss sehr breit wird und dann in 2 Armen um sie herum ins Meer eintritt. Am rechten Ufer des Flusses liegt unmittelbar am Meere ein niedriger, langgestreckter Hügel, welcher die nicht unbedeutenden Ruinen des alten *Κέρυνθος* trägt<sup>26</sup>). Am nördlichen Abhange des Hügels bemerkt man bedeutende Reste der äussern Ringmauer, die auf Felsen in geringer Höhe über dem Meere sich hinzog: sie besteht grossentheils aus viereckten Werkstücken von blau-grauem Kalkstein, zwischen denen nur hier und da eins von polygoner Form mit unterläuft. Etwas höher oben bemerkt man einen zweiten Mauerzug, der mit dem unteren durch eine in schiefer Richtung gehende Quermauer verbunden ist, so:


 Weiter nach Osten finden sich die Reste eines Gebäudes von bedeutender Länge, welches, an den oberen Abhang des Hügels gelehnt, sich von Norden nach Süden hinzog: die Steine, aus denen es errichtet ist, haben meist polygone Form und sind nicht mit ihren Seitenflächen genau aneinander gefügt, sondern die Zwischenräume zwischen den einzelnen durch kleine gleichfalls polygone Steine ausgefüllt. Weiter gegen Osten, wo die Felsen steiler nach dem Meere zu abfallen, zieht sich die Linie der Ringmauer, die hier 7 F. breit ist, in ganz gerader Richtung am oberen Abhange hin: sie endet in einem, nach Innen sowohl als nach Aussen vorspringenden viereckten Thurme, von welchem aus eine Mauer von Norden nach Süden läuft, die den östlichsten Theil des Hügels von den übrigen abschliesst: derselbe scheint die Akropolis im engsten Sinne gebildet zu haben, denn einzelne Mauerspuren zeigen, dass er in die Befestigung eingeschlossen war, und auf der östlichsten Spitze gerade über dem Meere finden sich die Fundamente zweier nebeneinander stehender vier-

<sup>26</sup>) Die Beziehung dieser Ruinen auf Kerinthos wird Ulrichs (Rhein. Mus. S. 492 f.) verdankt; wenn derselbe dabei bemerkt: »nach Skymnos Aufzählung möchte man die Stadt eher in Mitteleubolia suchen.« so ist zu erwiedern, dass in der Stelle des sog. Skymnos v. 574 ff. Chalkis, Eretria und Kerinthos nicht aus topographischen Gründen, sondern wegen des gemeinsamen athenischen Ursprungs, welchen die Tradition ihnen beilegt, zusammengestellt sind.

oekter Gebäude. An der Südseite des Hügels finden sich nur sehr geringe Spuren von der Ringmauer, nach denen sie ziemlich in der Mitte des Abhangs sich hingezogen zu haben scheint. Innerhalb der Ringmauern sind Fundamente von grössern und kleinern Gebäuden in grosser Zahl über den Hügelrücken zerstreut; das bedeutendste darunter ist das eines am obern Abhange der Südseite gelegenen, von dessen Umfassungswauern noch zwei Steinlagen erhalten sind, die untere aus länglich-viereckten, zum Theil nicht ganz regelmässig behauenen Steinen, die obere aus sehr schönen, streng regelmässigen Quadern. Dagegen konnte ich nirgends eine Spur von Säulen oder sonstigen architektonischen Ornamenten, nirgends auch nur einen Marmorsplitter entdecken, eine Erscheinung, die vielleicht durch die Annahme zu erklären ist, dass die Stadt nach der von Theognis v. 894 erwähnten Zerstörung von sehr untergeordneter Bedeutung gewesen ist, wie denn auch Strabon (X, p. 446) sie als ein *πολίδιον* bezeichnet und bei Plinius (hist. nat. IV, 12, 24, 64) Corinthus unter den Städten aufgezählt wird, durch welche die Insel »quondam clara« war. Was nun jene, von Theognis erwähnte Zerstörung betrifft, so haben manche (wie O. Müller Dorier I, S. 474 Anm. 4 d. 2. Aug.) dieselbe in die Zeit des Persischen Krieges gesetzt, eine Annahme, mit welcher v. 893 u. 894 durchaus unvereinbar sind, da v. 893 die Zerstörung von Kerinthos und die Verwüstung des Lelantischen Gefildes als eine Niederlage der Aristokraten und ein Sieg der Demokraten bezeichnet, v. 894 aber die Schuld davon auf die damals in Korinth herrschende Partei (denn diese ist mit *Κυψελίδων*, wie jedenfalls mit Hermann zu lesen ist, gemeint) geschoben wird. Dies ist vollkommen gerechtfertigt, wenn wir den vom Dichter beklagten Fall von Kerinthos Ol. 68, 3 (506 v. Chr.) setzen, wo die Athener, nachdem das bei Eleusis stehende Peloponnesische Heer unter König Kleomenes von Sparta durch den Abzug der Korinthischen Truppen sich aufgelöst hatte, nach Besiegung der Boioter nach Euboia übersetzten, die Chalkidier zur Unterwerfung nöthigten und das Lelantische Gefilde unter attische Kleruchen vertheilten (Herod. V, 77; Diod. X, frg. 55 Bekker): jedenfalls haben sie damals auch das entweder mit Chalkis verbündete oder von diesem abhängige Kerinthos erobert<sup>37)</sup>.

37) Dies ist richtig dargestellt v. Dunker Geschichte des Ael. th. IV, S. 463 f.

Nachdem ich den Budoros überschritten, wendete ich mich nordwestlich, zunächst nach dem 2 1/2 Stunde von den Ruinen von Kerinthos entfernten Dorfe Hagia Anna, wo ich einige alte Werkstücke fand: von da stieg ich das *Ἠρών ὄρος*, das ganz mit Kiefern und Tannen bewaldet ist, hinauf: auf der Höhe fand ich etwa 3 Stunden über Hagia Anna am Wege Steine von alten Gebäuden und die Spuren eines antiken Mauerzugs, so dass hier eine alte Ortschaft gelegen zu haben scheint: vielleicht war dies Ellopia, das nach Strabon (X, p. 445) am Telethrongebirge in der Oreia lag und nach der Leuktrischen Schlacht verlassen wurde, indem der Tyrann Philistides von Histiaia die Bewohner nöthigte, nach dieser Stadt überzusiedeln<sup>38)</sup>. Nachdem man in die westlich vom Gebirge gelegene Ebene hinabgestiegen ist, folgt man anfangs dem Laufe eines nicht unbedeutenden Baches, dessen im Sommer ziemlich seichtes Wasser von dem Thonboden, über den er fließt, ganz trübe aussieht. Wahrscheinlich ist dies der *Κάλλας* der Alten, welcher nach Strabon (X, p. 446) in der Nähe von Oreos floss: die Ruinen dieser Stadt liegen zwar etwa 1 Stunde westlich von dem Flusse, allein einerseits ist gerade die Schilderung die Strabon a. a. O. von dieser Stadt giebt, durchaus nicht genau — er sagt, sie liege *ἐπὶ πύργῳ ὑψηλῆς*, während die Hügel, auf denen sich die Reste der alten Stadt finden, durchaus nicht hoch und nicht felsig sind und der bedeutendere, auf welchem die eine der beiden Akropolen, die auch im Mittelalter noch als Castell diente, stand, sogar offenbar künstlich aufgeschüttet ist — andererseits sind die Wasserrinnen, die in der Nähe des Dorfes sich finden (Ulrichs Rhein. Mus. S. 497) so unbedeutend, dass sie im Sommer gar nicht zu erkennen sind: wenigstens habe ich vergeblich nach einem Bache gesucht und kann daher nicht glauben, dass man eins dieser unbedeutenden Gewässer als *Κάλλας ποταμός* bezeichnet hätte<sup>39)</sup>. Wenige Minuten von dem linken Ufer des Baches, den ich für den Kallas halte, entfernt liegt das Städtchen *Ἠρώ-*

38) Auch Steph. Byz. u. *Ἐλλοπία* nennt dies ein *χωριον Ἐβόλας*, während bei Herod. VIII, 23 die *Ἐλλοπία μοῖρα* ein Theil des Gebietes von Hestiaia, nicht eine einzelne Ortschaft ist.

39) Auch Kiepert, der in seinem topograph.-hist. Atlas von Hellas Bl. XIV den Kallas bei Oreos angesetzt hatte, giebt jetzt in den »8 Karten zur alten Geschichte« Bl. 4 diesen Namen dem östlich von Xerochori fließenden Flusse.

*χώρι*, welches seinen Namen ohnstreitig von dem Mangel an gutem Trinkwasser, unter welchem es leidet, erhalten hat: es findet sich im ganzen Orte kein Quell, sondern nur gegrabene Brunnen, von denen die meisten im Sommer versiegen. Spuren von antiker Bewohnung suchte ich hier vergeblich. Eine klimatische Eigenthümlichkeit des Ortes ist, dass gegen Abend und des Morgens früh regelmässig eine scharfe frische Luft weht, welche die Bewohner, weil sie von den landeinwärts gelegenen Bergen herkommt, mit einem antiken Namen (vgl. Theophrast. de ventis 20) τὸ ἀπόγαιον nennen, während der milde, im Sommer angenehm kühlende Seewind hier wie in ganz Griechenland den gewiss ebenfalls antiken Namen ὁ ἐμβάτης führt. Das Hauptproduct der Ortschaft und ihrer nächsten Umgebung ist ein vortrefflicher rother Wein, wie denn schon im Alterthume, nach dem Zeugnisse des Homerischen Schiffcatalogs (Il. B. 537 πολυστάφυλον δ' Ἰστίαϊαν) und der Münzen von Histiaia die Weinkultur in dieser Gegend blühte und man hat daher das so vielfach im Gefolge des Dionysoscultus wandernde Νῦσα, welches die Sage auch auf Euhoia nachzuweisen wusste (Steph. Byz. u. Νῦσα), gewöhnlich in der Gegend von Xerochori gesucht. Allein der wunderbare Weinstock, von dem die Sage erzählte dass seine Trauben in einem Tage von der Blüte zur Reife gelangten, als dessen Standort Soph. Thyest. ap. schol. Eurip. Phoiniss. 227 ganz allgemein die Küste von Euhoia, Steph. Byz. a. a. O. das Euboische Nysa nennt, wird von schol. Il. N, 24 ausdrücklich nach dem Euboischen Aigai versetzt: bei diesem haben wir also Νῦσα zu suchen und die »Νυσαίων ὀρέων κισσηρεὶς ὄχθαι« (Soph. Antig. 4430 f.) sind also die Abhänge des Kandilgebirges. Drei Viertelstunden westlich von Xerochori liegt nahe der Küste das Dörfchen Orei (Ὠρεοί, εἰς τοὺς Ὠρεοὺς), welches, wie der Name und die mannigfachen Reste des Alterthums (über welche ich den genauen Angaben von Ulrichs Rhein. Mus. S. 496 f. nichts hinzuzufügen habe) zeigen, die Stelle des alten Oreos einnimmt. Zweifelhaft ist nur das ursprüngliche Verhältniss, in welchem die beiden Namen Ἰστίαια und Ὠρεός, die später unzweifelhaft zur Bezeichnung einer und derselben Stadt dienten, zu einander standen, worüber die Alten selbst nichts Bestimmtes wussten; denn während Strabon (X, p. 445) als seine Ansicht ausspricht, dass beide Namen von Anfang an ein und dieselbe Stadt bezeichnen, die ursprünglich Ἰστίαια geheissen, später aber den Namen

'*Ῥεός* erhalten habe, führt er zugleich die Angabe des Theopompos an, nach welcher Oreos ursprünglich ein *ἄγμος* der Histiaier war, welcher nach der Unterwerfung Euboiias durch Perikles, in Folge deren die Histiaier nach Makedonien auswanderten, von 2000 athenischen Kleruchen in Besitz genommen wurde. Wir haben nun nicht nur keinen Grund, die Richtigkeit dieser bestimmten Angabe eines älteren Schriftstellers zu bezweifeln, sondern es wird dieselbe, wie mir scheint, auch noch durch einige andere Umstände unterstützt. Ich meine zunächst, dass das Vorhandensein von 2 Akropolen in dem alten Oreos (s. Liv. XXXI, 46; vgl. Ulrichs Rhein. Mus. S. 497) sich kaum anders erklären lässt, als durch die Annahme einer Vereinigung zweier, ursprünglich getrennter Gemeinden; und dafür scheint mir auch eine bisher ganz unbeachtet gelassene Stelle des Athenaios (I, p. 19<sup>b</sup>) zu zeugen, wo wir lesen: *Ἔστιαιεῖς τῶν καὶ Ῥεῖται Θεοδώρου τοῦ ψηφοκλέπτου ἐν θεάτρῳ χαλκῆν εἰκόνα ἀνέστησαν ψῆφον κρατοῦσαν*. Darnach waren in der Urkunde, aus welcher die Quelle des Athenaios diese Notiz entnahm, die *Ἔστιαιεῖς* und die *Ῥεῖται* zusammen als die Stifter der Bildsäule des Jongleurs Theodoros genannt, woraus zu schliessen ist, dass beide ursprünglich verschiedene Gemeinden waren und auch nach ihrer lokalen Zusammensiedelung officiell als solche fortbestanden, indem die Gemeindebeschlüsse im Namen der Histiaier und Oreiten gefasst wurden: dass die Histiaier dabei officiell überwogen, zeigt ausser der Voranstellung ihres Namens im Psephisma auch der Umstand, dass wir nur Münzen mit der Aufschrift *ΙΣΤΙΑΙΕΩΝ*, keine einzige mit dem Namen der Oreiten kennen, was natürlich daher rührt, dass die Histiaier schon vor ihrer Vereinigung mit den Oreiten Münzen geprägt hatten, die im Verkehre bekannt waren, nicht aber die Oreiten: nach der Vereinigung behielt man nun das alte Gepräge bei, um keine Störungen im Geschäftsverkehre zu verursachen. Wir haben also das ältere Histiaia, die Hauptstadt des nördlichsten Theiles der Insel, nicht an der Stelle von Oreos, sondern wahrscheinlich etwas weiter westlich, etwas oberhalb der Ebene am Abhange des Telethrion zu suchen: Oreos, welches ebenfalls schon vor der Uebersiedelung der attischen Kleruchen bestand, war eine der von Herodot (VIII, 23) erwähnten *κώμαι παραθαλασσίαι* der Ellopie, eines Theiles des Gebietes von Histiaia. Nach der Unterwerfung der Landschaft durch Perikles, wobei die Bewohner von



Histiaia zur Auswanderung genöthigt wurden (Thuk. I, 114), nahmen die Athener das ganze Gebiet der Stadt in Besitz und sandten Colonisten hin, die sich theils in Histiaia, theils in Oreos niederliessen; der letztere Ort überfügte durch seine für den Verkehr günstigere Lage den ersteren bald soweit, dass die Histiaier es für gerathener hielten, ihre Stadt ganz zu verlassen und nach Oreos überzusiedeln, dessen Umfang dadurch bedeutend erweitert wurde und die Anlage einer zweiten Akropolis zum Schutze des neu angebauten Theiles nöthig machte: die beiden Gemeinden führten officiell ihre besonderen Namen fort, im Volksmunde aber überwog der Name Oreos, weil ja in der That die Histiaier nach Oreos übergesiedelt waren; aber noch im zweiten Jahrhunderte n. Chr. gab es Leute, welche die Stadt mit gelehrter Affectation Hestiaia nannten (Paus. VII, 26, 4). Von Oreos gelangte ich über die westlichen Vorberge des jetzt *Γαλτζάδες* genannten Bergzuges, der in seinem östlichen Theile mit dem *Ξηρόν ὄρος* zusammenhängt und daher wohl mit zu dem *Τελέθριον* der Alten zu rechnen ist, in 2½ Stunden nach dem Dorfe Lipsso, dessen Name (*ἡ Ἀηψός* oder *τὸ Ἀηψό*) eine Abkürzung ist aus *Γαληψός*, was schon in manchen Handschriften als Nebenform für *Ἀϊθψος* erscheint. Das Dorf liegt nicht weit vom Meere in einem schmalen, von einem kleinen Bache durchflossenen Thale, welches sich nach der Küste zu etwas erweitert: einige alte Werkstücke sind hie und da in die Häuser eingefügt; bei der unteren innerhalb des Dorfes gelegenen Kirche bemerkte ich 2 kleine ionische Säulencapitäle und einige andere fragmentirte Marmorstücke; in der zweiten oberhalb des Dorfes am nördlichen Abhange gelegenen Kirche sah ich einen antiken Marmorbalken mit Palmetten von guter Arbeit und ein Grabrelief der späteren Zeit, welches einen Reiter darstellt, der mit flatternder Chlamys nach rechts hin auf eine Stele zu reitet, wie wir auch sonst auf griechischen Grabreliefs entweder das Grabmonument in natura dargestellt oder durch eine Schlange, die sich um einen Baum windet, angedeutet sehen (vgl. Friedländer de operibus anaglyphis in monumentis sepulcralibus Græcis p. 36 ff. u. p. 39 ff.). Einen fortlaufenden Mauerzug oder Fundamente alter Gebäude konnte ich nirgends weder im Dorfe noch in der nächsten Umgebung desselben entdecken; doch kann man nicht füglich zweifeln, dass das alte *Ἀϊθψος* hier lag, da das Terrain in der Nähe der warmen Quellen für die Anlage einer Ortschaft durchaus ungeeignet ist: der Mangel an Ruinen erklärt

sich leicht durch die ununterbrochene Bewohnung des Ortes, durch welche ein Jahrhundert immer die Ueberbleibsel des früheren aufgebraucht hat, wie denn aus diesem Grunde nicht wenige sehr bedeutende Städte des Alterthums, wie Larissa, Thaumakoi (Domokó) und Oloosson (Alassóna) in Thessalien, Chalkis auf Euboia u. a. wenige oder gar keine antiken Mauerreste bewahrt haben.

Die warmen Quellen selbst (über deren physische Beschaffenheit ich auf Fiedler Reise I, S. 487 ff. verweise), welche Aidepsos im Alterthume zu einem berühmten, viel besuchten Badeorte machten und auch jetzt noch vielen Leidenden Linderung — freilich ohne den Comfort den Sulla einstmals hier fand — gewähren, liegen  $\frac{3}{4}$  Stunden südlich von Lipso an der Küste. Die beiden Hauptquellen, welche jetzt allein zum Baden benutzt werden, indem man ihr Wasser durch schmale Canäle in die Bassins leitet, entspringen etwas oberhalb des Ufers am Bergesabhänge: eine 3te sehr reichliche Quelle sprudelt unmittelbar am Meeresufer hervor und ergießt sich, ohne dass man ihr stark nach Schwefel riechendes Wasser benutzte, zischend ins Meer. Was von Resten des Alterthums sich noch über den mit einer dichten Kruste von Kalksinter überzogenen Boden erhebt, gehört durchaus der spätesten Römerzeit oder der Byzantinischen Zeit an: so 2 aneinander stossende überwölbte Gemächer am Abhänge zwischen den oberen Quellen und dem Meere, die jetzt ganz wie eine natürliche Höhle erscheinen: die Gewölbe sind aus kleinen Steinen und Ziegeln, die durch Kalk verbunden sind, errichtet; in dem hinteren Gemache findet man ein jetzt mit Wasser angefülltes Bassin von geringer Tiefe: ferner weiter abwärts die Reste einer, gleichfalls aus kleinen Steinen, Ziegeln und Kalk erbauten Wasserleitung, die, einen rechten Winkel bildend, von einer am Abhänge entspringenden Quelle aus bis nahe ans Meer herabging, wo sie in einer Art Bassin geendet zu haben scheint.

Nachdem ich von den Quellen nach Lipso zurückgekehrt war, stieg ich die im Osten das Thal begränzende Bergkette hinan und immer aufwärts bis ich nach  $4\frac{1}{2}$  Stunde zu dem auf dem Rücken des Gebirges liegenden Dörfchen Gurgovitz gelangte. Das Gebirge ist durchaus mit weisslichem erdigem Boden bedeckt, der zum Theil ganz nackte dürre Rippen bildet, zum Theil mit niedrigem Gesträuch bewachsen ist: nur die beiden höchsten Kuppen, von denen die westlichere von den Umwoh-

uern *Πλοκός*, die östlichere *Βαλάντι* genannt wird, sind felsig. Von Gurgovitza aus ging es wieder beinahe 4 Stunde lang abwärts nach dem in einer reich mit Laub und Nadelholz bewachsenen Schlucht gelegenen Kloster *Ilia*, welches ein Viereck von Gebäuden, in dessen Mitte die dem heiligen Elias geweihte Kirche liegt, bildet<sup>40</sup>). Vom Kloster aus musste ich ungefähr 3 Stunden lang meist durch Eichenwaldungen aufwärts steigen, bis ich den höchsten Rücken des Galzadesgebirges erreichte: auf sehr steilem und schlüpfrigem Pfade ging es dann rasch abwärts nach einer ganz mit Oelbäumen bewachsenen Ebene, an deren südlichem Ende eine Mühle liegt, bei welcher ich einige grosse antike Marmorstücke und Fragmente von 2 dünnen uncannelirten Säulen fand. Ein schmaler, einige hundert Schritt langer Küstensaum, über welchen hie und da alte Bausteine zerstreut sind, verbindet diese Ebene mit einer zweiten, in welcher zwischen Feldern und Fruchtbäumen das Dorf *Roviäs* (*αἱ Ροβιαῖς*) liegt, welches, wie schon der Name zeigt, die Stelle des alten *Ἵροβιαί*, dessen Hauptruhm ein *μαντεῖον ἀψευδέστατον* des *Ἀπόλλων Σελινούντιος* ausmachte (Strab. X, p. 445), einnimmt; auch hier freilich ist der Name der bedeutendste Rest des Alterthums, indem fast alles Uebrige durch die ununterbrochene Bewohnung der Gegend vertilgt worden ist: denn ausser einem zerstörten Thurme aus der Zeit der fränkischen Herrschaft bemerkte ich nur hie und da in den Häusern einige alte Werkstücke und bei der Kirche zwei dünne uncannelirte Säulen. Die alte Stadt lag unmittelbar am Strande, so dass Ol. 88, 2 ein Theil derselben

40) Im Volksmunde heisst das Kloster allgemein τὰ Ἴλια, was offenbar eine Abkürzung ist für *μονή* (Kloster) τοῦ ἁγίου Ἰλίου. Vischer, der den Weg von Lipso nach dem Kloster ebenfalls gemacht hat (Erinnerungen und Eindrücke aus Griechenland S. 662 f.), hörte von einem Mönche, dass in der Nähe des Klosters ein Paläokastron sei. Welcher alten Ortschaft freilich dies zuzuweisen sei, dürfte kaum zu bestimmen sein: denn *Περιάς*, was Kiepert (hist. topogr. Atlas Bl. XII) am Ausgange der Schlucht, in welcher das Kloster liegt, ansetzt, ist wahrscheinlich gar keine Ortschaft, sondern nur ein Schreibfehler der Codd. des Strabon (X, p. 445), der von Meineke (Vindiciae Strabonianæ p. 464) wohl mit Recht in *πεδιάδα* verbessert worden ist: *Ἀθήναι Διάδες* aber, dem Kiepert auf Bl. XIV diese Stelle angewiesen hat, ist vielmehr auf der Halbinsel Lithada zu suchen, da es nach Steph. Byz. (u. *Νιον*) in der Nähe von *Διον*, dieses selbst aber in der Nähe des Vorgebirges Kenalon lag. Eher könnte man *Ἵροέστη* hier suchen, welches Hesych. u. Steph. Byz. u. d. W. nach Hekataios als ein *χωρίον Εὐβοίας* bezeichnen: doch liegt die Vermuthung nahe, dass dies nur eine Nebenform für *Ἵροές*, das ja in der Zeit des Hekataios nur ein *χωρίον*, keine πόλις war, sein dürfte.

in Folge heftiger Erdbeben vom Meere verschlungen wurde (Thuk. III, 89). Von hier aus führt der Weg immer am Fusse der nahe an das Meer vorstehenden Berge hin durch einen schmalen Küstensaum in 2 Stunden nach Limni, einem netten Orte, der dadurch, dass die Häuser nicht vereinzelt in Gärten liegen, sondern nahe bei einander stehen, ein städtisches Aussehen erhält: er liegt nach der gewöhnlichen Annahme an der Stelle des durch sein altes Heiligthum des Poseidon bekannten *Aigai* (Strab. VIII, p. 386; IX, p. 405), hat aber nur sehr wenige Trümmer des Alterthums aufzuweisen: ich bemerkte nur eine am Strande liegende antike Säulenbasis. Jedoch abgesehen davon scheint mir die Annahme, dass Limni an die Stelle des alten Aigai getreten sei, keineswegs ausreichend begründet, denn die von Strabon (IX, 405) angegebene Entfernung von 420 Stadien zwischen Anhedon und Aigai passt dazu durchaus nicht, vielmehr ist die Entfernung von den Ruinen von Anhedon (bei Lukisi) bis Limni bedeutend grösser. Ich glaube daher, dass Aigai vielmehr etwas weiter südöstlich lag, in einem schmalen von einem Bächlein durchflossenen Thale unmittelbar am Fusse des Hauptzuges des Kandilgebirges, wo auf einem Vorsprunge des Gebirges jetzt ein Kloster des heiligen Nikolaos steht. Der Tempel lag oberhalb der Stadt, also jedenfalls an der Stelle des jetzigen Klosters und stand noch zur Zeit des Strabon, während die Stadt damals bereits verlassen war, daher sie auch weder von Plinius noch von Ptolemaios erwähnt wird, die freilich beide auch von Orobai, das doch, wie die Erhaltung des alten Namens zeigt, nie ganz untergegangen ist, keine Kunde haben.

Da ich, um zu Lande von Limni nach Chalkis zu gelangen, wieder nach Achmet-Aga hätte gehen und also eine ganze Tagesreise hindurch einen schon früher von mir zurückgelegten Weg verfolgen müssen, zog ich es vor, mich in Limni einzuschiffen, von wo aus fast täglich eine offene Barke, eine Art Marktschiff, nach Chalkis abgeht. Wir segelten in den späten Nachmittagstunden ab und zogen, als die Nacht hereinbrach, nach Homerischer Weise unser Schiffelein an den Strand in einer kleinen Bucht unterhalb des wie oben erwähnt wahrscheinlich die Stelle des Poseidontempels von Aigai bezeichnenden Klosters des heiligen Nikolaos: nachdem wir hier einige Stunden auf den Kieseln des Meeresufers gelagert ausgeruht hatten, stiess unser Schiff wieder ab und langte dann den folgenden Mittag glücklich in Chalkis an.

12. DECEMBER.

OEFFENTLICHE GESAMMTSITZUNG ZUR FEIER DES  
GEBURTSTAGES SEINER MAJESTÄT DES KOENIGS.

Herr *Fleischer* las einen zweiten Bericht über die *Cultur-*  
*bestrebungen in Beirut.*

Der am 1. Juli d. J. von mir gegebene Bericht über die  
Culturbestrebungen in Beirut erwähnt (S. 6) die englischen,  
französischen und arabischen Gratisvorlesungen über literarische  
und wissenschaftliche Gegenstände, welche ein aus Amerikanern,  
Europäern und Landesingebornen bestehendes Comité für das  
gebildete und bildungsuchende Beirut Publicum angekündigt  
hat; darunter auch einen Vortrag von Butros Bistāni über  
den gegenwärtigen Zustand der Literatur oder vielmehr der  
wissenschaftlichen Bildung unter den Arabern. Dieser Vortrag  
war damals, als ich jene Mittheilung machte, bereits gehalten  
worden, nämlich am 15. Febr. d. J., und vielleicht auch schon  
gedruckt; ein Exemplar davon erhielt ich aber erst vor einigen  
Tagen durch die Güte des Herausgebers der Beirut arabischen  
Zeitung, Herrn Chall el-Chürī. Es ist eine Octav-Broschüre von  
40 Seiten aus der amerikanischen Missionspresse in Beirut, mit dem

Titel: *خطبة في آداب العرب للمعلم بطرس البستاني عفي عنه.*

Für uns enthält sie, materiell genommen, grösstentheils nichts  
Neues; aber unser Interesse an jenen Culturbestrebungen beruht  
ja nicht auf irgend welchem wissenschaftlichen Baargewinn, den  
wir daraus zögen, sondern auf dem dadurch bethätigten Einflusse  
westländischer Gesittung und Bildung auf das Morgenland, dem  
scharfen Gegensatze der hier zu Tage tretenden Ansichten, Be-  
dürfnisse und Wünsche gegen altasiatische Abgeschlossenheit,  
den offenen Geständnissen einer wahrhaftig nicht auf halbem  
Wege stehenden Selbsterkenntniss, die auch den Lan-

des- und Sprachgenossen einen keineswegs schmeichlerischen Spiegel vorhält, endlich, da die Selbsterkenntniss die Bedingung der Besserung ist, auf der dadurch genährten Hoffnung weiteren Fortschreitens in der eingeschlagenen Richtung. Es ist, mit einem Worte, eine rein humane Theilnahme, die wir jenen Bestrebungen widmen, und von diesem Standpunkte aus glaube ich genügende Veranlassung zu haben, der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften, mit Anknüpfung an meinen Bericht vom 4. Juli d. J., den Inhalt und Gedankengang jenes Vortrags — in seiner Art gewiss des ersten vor morgenländischen Ohren gehaltenen — auszugsweise darzulegen, mit Einflechtung einer Uebersetzung besonders hervortretender Stellen.

Der Redner beginnt mit einigen als Einleitung vorausgeschickten allgemeinen Sätzen :

1) Im Wesen der Wissenschaften begründet ist ein allmähliches stufenweise fortschreitendes Wachsthum, das gewöhnlich von einzelnen ausgezeichneten Geistern ausgeht, aber durch Anschluss und Theilnahme Anderer weiter geführt und zuletzt zum Gemeingute der Menschheit erhoben wird. Diess aber kann nicht geschehen ohne Verbindung und Verkehr der Culturvölker unter und mit einander. Auch lässt sich die wissenschaftliche Bildung nicht wie Geld und Gut ererben, sondern muss durch eigene Anstrengung erworben und erhalten werden.

2) Der menschliche Geist eignet sich die Wissenschaften vermittelt der Sinne durch Lernen, Beobachtung und Erfahrung an. Die dazu nöthige Anstrengung schliesst die gleichzeitige Beschäftigung mit heterogenen, frivolen und verwerflichen Gegenständen aus. Da ferner der menschliche Geist in der Regel nicht geneigt ist, sich jener Anstrengung ohne Aussicht auf ein belohnendes Ziel zu unterziehen, so ist es nur selten der Fall, dass die Wissenschaften rein um ihrer selbst willen betrieben werden. Uebrigens haben Klima, Herkommen und Gewohnheit auf die grössere oder geringere Neigung der Geister zur Beschäftigung mit den Wissenschaften entschiedenen Einfluss, und hinsichtlich der Befähigung dazu herrscht zwischen den Völkern, wie zwischen den Individuen, grosse Verschiedenheit.

3) Zur erfolgreichen Betreibung der Wissenschaften bedarf der menschliche Geist äusserer Hilfs- und Förderungsmittel. Zu den wichtigsten derselben gehören Bücher, Werkzeuge, Vermögen, Reisen, Anregungen aller Art, besonders auch anspornende

**Beispiele und Muster.** Das wahre Lebenselement der Wissenschaft aber ist die Gedankenfreiheit; ein geknechteter oder sich selbst zur Knechtschaft verdammender Geist ist seinem Wesen nach unwissenschaftlich.

An diesen letzten Satz knüpft der Redner bedeutungsvoll die Veranlassung zu den Vorträgen, die er, wie es scheint, mit dem gegenwärtigen eröffnet hat. » Da wissenschaftliche Vorträge, « sagt er, » sich in den civilisirten Ländern als eins der kräftigsten und besten Mittel zur allgemeinen Verbreitung wissenschaftlicher Kenntnisse bewähren, so haben sich einige angesehenen Bewohner dieser Stadt, Franken und Araber, zur Haltung solcher Vorträge vereinigt, um den Lernbegierigen die Benutzung jenes Bildungsmittels möglich zu machen. In Folge einer Aufforderung dieses Comité's bin ich, meine Herrn, jetzt vor Sie getreten, um der Untersuchung des angekündigten Gegenstandes, der literarischen und wissenschaftlichen Bildung der Araber, einige Zeit zu widmen. «

» Wir hören die Araber « — so geht der Redner zu seinem Thema über — » sich oft damit rühmen, dass ihre Vorfahren es gewesen seien, denen die Welt den Segen der Wissenschaften verdanke; wiewohl die meisten von denen, die so sprechen, es nie dahin gebracht haben, Einsicht in den wahren Sachverhalt zu erlangen. Wir unsers Theils sind fest überzeugt von der Wahrheit des Ausspruchs eines unserer trefflichsten Dichter:

» Sage nie: mein Adel und mein Vorrang; — der Adel des Mannes ist das, was er durch sich selbst geworden ist; folglich auch davon, dass die Kraft, womit unsere Vorfahren die höchste Stufe wissenschaftlicher Bildung erstiegen haben, nicht uns zu Männern der Wissenschaft macht, und dass es uns nicht zukommt, mit ihrer Grösse zu prahlen, wenn wir es ihnen nicht gleichzuthun vermögen. Wir halten es demnach für zweckdienlich, einige geschichtliche Data anzuführen, aus denen erhellen wird, wie eifrig unsere Alvordern nach wissenschaftlicher Bildung gestrebt haben und wie weit sie darin vorgeschritten sind; die dann aber auch unsere Zeitgenossen anspornen mögen, in die Fusstapfen ihrer Vorfahren zu treten. «

Die drei Theile des Vortrags handeln:

- 1) über den Zustand der Wissenschaften unter den vorislamischen Arabern,

- 2) über den Zustand der Wissenschaften unter den ältern islamischen Arabern,
- 3) über den wissenschaftlichen Bildungsstand der heutigen Araber.

## 1.

Der erste Theil, noch nicht zwei volle Seiten lang, enthält bloss das wenige allgemein Bekannte. Die heidnischen Araber waren nach dem Ausdrücke des Korans ein »Laienvolk«, unter dem nur Wenige lesen und schreiben konnten; ihr höheres Wissen beschränkte sich auf die Kenntniss ihrer Sprache und deren richtigen Gebrauch, auf Dicht- und Redekunst, auf Himmel- Stern- und Wetterkunde, namentlich zu praktischen Zwecken. Ohne methodische Bildung, besaßen sie doch ebenso schnellkräftige Fassungs- und Denkkraft, als ausserordentliche Gewandtheit in der Handhabung ihrer Sprache, so dass sie Dinge improvisirten, zu denen Andere langer Ueberlegung und Vorbereitung bedurft hätten. Gefördert wurde diese Naturgabe durch ihre grosse Liebe zu Raub- und Kriegszügen, und durch die Gewohnheit, die Thaten und Tugenden ihres Stammes wetteifernd in Prosa und Versen zu verherrlichen; bei den Beduinen — wohl zu unterscheiden von den sesshaften, Ackerbau, Handel und Gewerbe treibenden Stadt- und Dorfbewohnern — noch besonders durch ein unstätes, abenteuerliches und wildromantisches Leben. — Es fehlt dann auch nicht die Erwähnung der jährlichen Dichterwettkämpfe bei den grossen jährlichen Messen in Mekka und 'Okáz, und der daraus hervorgegangenen Preisgedichte, von denen wir in den sieben Mo'allakát noch die berühmtesten, gleichsam den ältesten arabischen Dichterkanon, besitzen.

## 2.

Der zweite Theil entwirft ein Gesamtbild der arabischen und durch die Araber auch zu andern Völkern gebrachten islamischen Cultur. In den ersten Zeiten nach der Gründung des Islams befassten sich die Araber, ausser den früher genannten Gegenständen und der Heilkunde, nur noch mit der Bearbeitung ihrer neuen Religion, während die zur Erweiterung und Befestigung des Chalifenreichs geführten Kriege und der durch dieselben genährte wilde Religionseifer dem Aufblühen einer weitern



und freiern Wissenschaftlichkeit hindernd entgegenzutreten. Hier wird auch die bekannte Geschichte von der Verbrennung der Bibliothek des Serapeums in Alexandrien durch 'Amr ben el-'Ās auf Befehl des Chalifen 'Omar im J. 644 erzählt. Aber diese Verachtung aller und jeder Wissenschaft ausser der auf dem Koran beruhenden und durch ihn begünstigten wich bei den Arabern allmählich, in eben dem Masse als sich ihre Religion verbreitete und ihr Reich ausdehnte, einer liberalern Denkungsart, und ohne Zweifel legte die Eroberung alter Cultursitze in Syrien, Aegypten und Persien den Grund zu der raschen Civilisation der Eroberer selbst, durch welche sie das in Barbarei versinkende Europa bald überholten. Schon hundert Jahre nachdem 'Omar die Bäder Alexandriens wochenlang mit den 400,000 Bänden des Serapeums hatte heizen lassen, war wissenschaftliche Bildung in den moslemischen Ländern allgemein verbreitet, und die kurz darauf zur Herrschaft gelangten Abbasiden vollendeten das begonnene Werk und machten ihre Hauptstadt Bagdad für mehrere Jahrhunderte zum Mittelpunkte alles höhern geistigen Lebens im Morgenlande.

Der Redner zählt nun einige abbasidische Chalifen auf, welche sich hierin vorzüglich auszeichneten: Mansūr, den Erbauer von Bagdad, der zuerst syrische Aerzte an seinen Hof zog; Hārūn el-Rašīd, den besondern Freund der Dichtkunst und Musik, der sich aber auch sowohl daheim als auf Reisen mit einem Hofstaate von Gelehrten aller Fächer ohne Unterschied der Religion umgab und verordnete, dass neben jeder neuen Moschee in seinen Reichen eine Gelehrtschule erbaut würde; Māmūn, den Augustus der Araber, der die literarischen Schätze aller gebildeten Nationen, besonders auch der Griechen, in seiner Hauptstadt vereinigte und sie durch Uebersetzungen seinen Arabern zugänglich machte; Wāṭīk, der wie Hārūn el-Rašīd besonders Dicht- und Tonkunst begünstigte und selbst übte; Mostansīr, den Gründer der Hochschule Mostansīrta in Bagdad. Diesen Beispielen eiferten Sultane, Vezire und Statthalter nach, so dass auch die vom Chalifate abhängigen, aber unter besonderer Verwaltung oder auch selbstständiger Regierung stehenden Länder und alle grössern Städte, wie Damaskus, Haleb, Ispahan, Balch, Samarkand, Kairo, Kairovan, Fes und Marokko, hinsichtlich der Zahl und Tüchtigkeit ihrer Gelehrten, Schulen, Bibliotheken und literarischen Erzeugnisse mit der Hauptstadt wetteiferten. Den-

selben Aufschwung nahm die wissenschaftliche Bildung in dem arabischen Spanien, besonders in ihren Hauptsitzen, Cordova, Sevilla und Granada, und erhielt sich da in ihrem Höbestande sogar noch länger als in den östlichen Ländern.

Obgleich die Araber durch Uebersetzungen und anderweitige Aneignung Vieles von den Griechen, Persern, Chaldäern und Indern lernten, so war ihre gelehrte Thätigkeit doch keineswegs eine bloss empfangende und wiederholende: sie bildeten auch mehrere Wissenschaften selbstständig weiter, wie die Heilkunde, die Chemie und alle Theile der Mathematik. Zu dem wundervollen System der Grammatik ihrer eigenen Sprache erhielten sie von den Griechen höchstens einige allgemeine Elementarbegriffe; ganz auf sich selbst angewiesen waren sie in der lexikalischen Verarbeitung des fast unübersehbaren, in viele Dialekte zerspaltenen materiellen Theiles derselben. Ebenso schufen sie ihre eigene Rhetorik und Metrik. Ihre Poesie bildeten sie, ohne allen Einfluss von griechischer Seite, auf altnationaler Grundlage immer mannichfacher und feiner aus. Philosophie, Theologie, Rechtskunde, Geschichte, Geographie, Physik, Arithmetik, Algebra, Geometrie, Ackerbaukunde und Musik entwickelten eine reiche Literatur; daneben wurden freilich auch die Wissenschaften des Wahns, Alchymie, Astrologie, und alle Arten von Wahrsager- und Zauberkünsten eifrig betrieben.

Der Redner führt nun einige der ausgezeichnetsten arabischen Fachgelehrten auf, ermangelt dann aber auch nicht der Perser ehrenvoll zu gedenken, von welchen die arabische Sprache mit trefflichen Schriften bereichert worden sei. »Wiewohl nun«, fährt er fort, »die Europäer uns ganze Berge von Handschriften entführt haben, so dass unter den Arabern von vielen ihrer eigenen Literaturwerke keine Spur mehr zu finden ist, so reicht doch schon das uns vom Schicksal Gelassene hin, zu beweisen:

1) »Die Tüchtigkeit des arabischen Geistes zur Betreibung der Wissenschaften überhaupt, insbesondere der physischen, mathematischen und Sprach-Wissenschaften«.

2) »Die Standhaftigkeit und Ausdauer der Araber in Ueberwindung der mit den wissenschaftlichen Studien verbundenen Schwierigkeiten, besonders wenn man erwägt, wie gering an Zahl und Bedeutung in jenen Zeiten, im Verhältniss zur Gegenwart, die Mittel zur Bekämpfung jener Schwierigkeiten waren, — damals, wo die Kraft des Dampfes und des elektromagnetischen

Fluidums dem Menschen noch nicht dienstbar war, wo es noch keinen Bücherdruck, noch kein Fern- und Vergrößerungsglas gab. «

Hier komme ich auf eine Stelle des Vortrags, die, so deutlich sie dem Wortlaute nach ist, doch dem Sinne und der Beziehung nach zum Theil räthselhaft bleibt, selbst wenn ich, wie ich fast muss, annehme, Herr Bistān habe damit den Damen unter seinen Zuhörern ein im Morgenlande allerdings ungewöhnliches Compliment machen und sie zu Mitarbeiterinnen an dem Werke der neuarabischen Cultur werben wollen. Er sagt nämlich: »Und ebenso lag die Kraft des Weibes (قوة الانثى), eine der stärksten Kräfte der Welt, in jenen Jahrhunderten unter dem Drucke tiefer Unwissenheit und völliger Geistesstumpfheit begraben, ja oft wurde diese Kraft sogar dazu angewendet, die Wissenschaft in ihrer Kindheit auf den Kopf zu schlagen (d. h. sie zu unterdrücken und ihr Schaden zu thun). Dass diese Kraft sich nicht mit der Wissenschaft und den Gelehrten verbündete, war eine der Hauptursachen davon, dass die Araber die Wissenschaften so bald wieder verloren.«

3) »Die hohe Stelle, welche die Araber in der Culturgeschichte des Menschengeschlechts als Bewahrer des Schatzes der Wissenschaften und des wissenschaftlichen Geistes während der dunkeln Jahrhunderte des Mittelalters einnehmen.« — Hier vergisst der Redner nicht, den Antheil zu erwähnen, den die Araber, namentlich die spanischen, durch ihre auch von Jünglingen aus den christlichen Ländern besuchten Hochschulen und durch ihre Uebersetzungen griechischer Schriftwerke an der Erhaltung jenes Geistes in Europa selbst gehabt haben. »Was die Moslemen«, bemerkt er, »den Christen seit etwa fünf Jahrhunderten mit der rechten Hand durch blutige Eroberungen abgenommen hatten, das gaben sie ihnen doppelt und dreifach mit der linken durch Lehre und Beispiel zurück.«

4) »Die ausgezeichnete Fähigkeit des Arabischen zum wissenschaftlichen Gebrauche ohne andere als nur geringe Entlehnungen aus fremden Sprachen.« Hieran schliesst sich eine weitere Auslassung über diesen Gegenstand, die ich, zum Theil als Ueberrest nationaler und traditioneller Befähigung, weit mehr aber als Zeugnis für des Redners persönlichen hellen Blick und praktischen Geist in Folgendem übersetze:

»Man kann nicht zweifeln, dass das Arabische eine der

ältesten, vollkommensten und edelsten Sprachen der Welt ist, und fürchtete ich nicht, dass mir eine strenge Beweisführung für meine Behauptung abverlangt würde, so möchte ich für sie den Anspruch erheben, dass sie die Sprache ist, welche unser Vater Adam im irdischen Paradiese durch himmlische Offenbarung mitgetheilt bekommen hat. Wenigstens das glaube ich festhalten zu müssen, dass sie und ihre beiden Schwestern, die syrische und hebräische Sprache, verschiedene Zweige und Ueberreste jener geoffenbarten adamitischen Sprache sind. Was ferner aus der Geschichte dieser Sprache mit Sicherheit erhellt, ist, dass Gott sie auf wunderbare Weise eine unberechenbare Reihe wechselfoller Jahrhunderte hindurch erhalten hat. Und obgleich die, welche sie sprechen, zu der tiefsten Stufe von Unwissenheit und Barbarei herabgesunken sind, so ist doch bei ihnen die Sprache selbst, im Gegensatze zu den europäischen Ursprachen, durch Nachahmung und Fortpflanzung vor wirklicher Auflösung und Zersetzung in verschiedene Idiome bewahrt geblieben. Nach ihrer Unterwerfung unter die Herrschaft des Islams arbeitete man mit Anstrengung und Eifer daran, sie unversehrt und rein zu erhalten. Ihr Wort- und Begriffsreichthum weist ihr unter den Sprachen, gleichviel ob lebenden oder todt, die erste Stelle an. Die grosse Anzahl derer, welche sie sprechen, und der Umstand, dass die Länder und Gegenden, über welche sie verbreitet ist, zu den ausgedehntesten und schönsten gehören, welche irgend eine Sprache inne hat, verheissen ihr eine Zukunft, grösser und herrlicher als die einer andern Sprache der Welt. Die Verehrung der Araber für ihre Muttersprache giebt derselben die Unveränderlichkeit, welche morgenländische Sitten und Gebräuche haben. Ungeachtet der gegenwärtigen starken Neigung der Araber zur Erlernung fremder Sprachen und ihrer Unbekümmertheit um ihre eigne edle Sprache fürchten wir doch nichts für diese; denn so etwas ist temporär und geht aus besonders, dem Wechsel unterworfenen Ursachen hervor, mit deren Verschwinden auch die Wirkung wegfallen wird. So lange von der einen Seite der Koran und von der andern Seite die Hauptwerke über verschiedene Wissenschaften diese Sprache schützen, wird sie sich wahrscheinlich nicht nur innerhalb ihrer gegenwärtigen, von Ostindien bis zu dem äussersten Nordwesten von Afrika reichenden Gränzen behaupten, sondern sich auch nach Osten, Westen, Süden und Norden unter andere Völ-

ker verbreiten, die sie zwar jetzt noch nicht sprechen, aber doch ihre Vortrefflichkeit anerkennen. Und ob wir gleich sehen, wie von der einen Seite Perser, Türken und Franken das Gebiet ihrer Sprachen ausdehnen und sie unter den Arabern einführen, und wie von der andern Seite die sich europäisirenden Araber ihre Muttersprache durch Vertauschung einheimischer Wörter mit wildfremden ausländischen verderben, die eben so schlecht zum Arabischen passen, wie die Kleidung derer, von denen sie entlehnt sind, für die Araber, so werden doch gewiss für ihre Sprache eifernde Männer dem »Commission«, dem »Sicurtà«, dem »Scusi«, dem »Esendim« und ähnlichen Barbarismen eine gehörige Portion Opium hebringen und sie dermassen betäuben, dass sie so leicht nicht wieder zu sich kommen, während sie andererseits dem »عماله«, dem »ضمانه«, dem »لا تَوَاخِذِي«, dem »ياسيدي«, und andern gleichbedeutenden Ausdrücken eine Flasche Ammoniak-Geist vor die Nase halten und sie aus ihrem Todtenschlafe erwecken werden. So wird sich die der arabischen Sprache und dem arabischen Geschmack von dieser Seite drohende Verderbniss abwehren lassen. Wie freilich die Menschen, so haben auch die Sprachen einander nöthig; nur muss man sich bei Entlehnungen letzterer Art auf das beschränken, was in dem Bestande der einen Sprache durchaus nicht aufzufinden und dabei ihrem Genius nicht nur nicht zuwider ist, sondern ihr auch grössere Kraft und Schönheit verleiht. — Dabei dürfen wir auch jenes todten, in den alten arabischen Wörterbüchern aufbewahrten Sprachgutes nicht vergessen, das für die heutigen Araber keinen andern Nutzen hat, als ihren Geist zu belasten und den morgenländischen Styl schwerfällig zu machen. Diese Wörter müssen wir entweder eben so behandeln wie die eben erwähnten Fremdwörter, oder sie zum Ausdrucke neuer Ideen und Gegenstände anwenden, die den Arabern früher noch unbekannt waren, oder endlich sie mit Worten der gangbaren Sprache vertauschen, die durch den Gebrauch eine durch nichts anderes ersetzbare Kraft und Bedeutung gewonnen haben.

»Es ist unzweifelhaft, dass die Quelle der vielen in der arabischen Schriftsprache vorkommenden Synonymen die Verschiedenheit der arabischen Stämme war, und man darf nicht glauben, dass die Koreischiten, welche den reinsten und zierlichsten Dialekt sprachen, wirklich 500 eigene Benennungen für

den Löwen gehabt hätten. Offenbar waren diejenigen, welche den Wortvorrath dieser Sprache zusammenstellten, so eifrig bemüht, sie in ihrer Vollständigkeit zu erhalten und nichts davon verloren gehen zu lassen, dass sie unter den Arabern, von denen jeder Stamm einen besondern Dialekt und eigenthümliche Ausdrücke hatte, alle auffindbaren Bestandtheile der Sprache sammelten. Manche Leute glauben nun, die Mengengleichbedeutender Wörter im Arabischen sei ein Reichthum der Sprache; dem ist aber nicht so, denn eine solche Wortmenge enthält ja keine Vermehrung der Begriffe, die doch die Hauptsache in den Sprachen sind; und die Sprache, welche viele Wörter für einen Begriff, dagegen aber für viele Begriffe kein Wort hat, ist in der That nicht reich, sondern arm zu nennen.

»Abû 'Alkama bekam einst, — so erzählt man, — als er über eine der Strassen von Basra ging, das böse Wesen. Einige Leute eilten herbei, um ihm den Daumen zu drücken und in's Ohr zu schreien (was man thut, um solche Anfälle zu vertreiben). Er aber entsprang ihnen und rief: ما بالكم تكأتم عليّ.

د. h. in gewöhnlichem Arabisch:

ما بالكم اجتمعتم عليّ اجتماعكم عليّ مجنون اعزلوا عتي,  
 »warum drängt ihr euch um mich zusammen wie um einen Wahnsinnigen? Hebt euch weg von mir!« — Da sagten Einige:  
 »Lasst ihn gehen! Der böse Geist in ihm spricht indisch«.

»Ein anderer Araher fing einst eine Katze, ohne zu wissen, was es für ein Thier wäre. Da begegnete ihm ein Mann, der sagte: »Was ist das für ein سنور?« Dann ein anderer, der sagte:

»Was ist das für ein قنط?« Dann ein dritter, der sagte: »Was ist das für ein هور?« ein vierter, der sagte: »Was ist das für ein خيدع?« ein fünfter, der sagte: »Was ist das für ein ضيبين?« ein sechster, der sagte: »Was ist das für ein خيطل?« endlich

ein siebenter, der sagte: »Was ist das für ein دم?« Wäre noch ein achter gekommen, so hätte er vielleicht gesagt: »Was ist das für ein بسين?« Da dachte der Araher: »Ich will das seltene Thier doch auf den Markt tragen und es verkaufen; Gott wird mich dadurch gewiss viel Geld gewinnen lassen«. Als er auf

den Markt kam, sagte man zu ihm: »Wie theuer?« — »Zweihundert Denare« war die Antwort. Man lachte ihn aus und sagte: »Das Ding ist ja nur eine halbe Drachme werth«. Da wurde der Araber böse, warf die Katze weg und schrie: »Fort, du elendes Thier mit den vielen Namen und dem schlechten Preise!«

»Da die Araber ihre Kameele besonders hoch in Ehren hielten, als diejenigen Thiere, von deren Haaren sie sich kleideten, von deren Milch sie sich nährten und die ihnen auf ihren Wanderzügen dieselben Dienste leisteten, wie uns Wagen und Schiffe, so strotzt ihre Sprache von Wörtern, die sich auf dieses ungeschlachte, aber werthvolle Thier beziehen. Namentlich an dem weiblichen Kameel ist kein Theil zu finden, der nicht seine besondere Benennung hätte, und für jede Eigenschaft, für jede Affection des Thieres giebt es ein eignes Wort. Daher finden wir, wenn wir ein altarabisches Wörterbuch aufschlagen, Tausende von Wörtern, aus denen uns der eigenthümliche Duft weiblicher und männlicher Kameele anweht, und wir können, wenn auch vielleicht etwas hyperbolisch, sagen, dass die altarabische Sprache so viel auf das Kameelweibchen bezügliche Ausdrücke besitzt, als das Thier Haare auf dem Leibe hat. Aber was nützen diese Ausdrücke dem Städter? Er hat ja Wagen statt der Kameele; statt ihres widerlichen Geschreis hört er lieber das Klappern der Räder des Dampfschiffes, statt ihrer unangenehmen Ausdünstungen riecht er lieber den Dampf der Steinkohlen. Hier giebt es also Bedürfniss und Stoff in Menge zur Fortbildung der Sprache und zur Uebertragung der dazu geeigneten Wörter jener Beduinensprache auf städtische Gegenstände, für welche Jedem, den das Schicksal in die Mitte einer civilisirten Gesellschaft versetzt hat, eigne Benennungen unentbehrlich sind.«

»Die auf die arabische Sprache bezüglichen Wissenschaften, wie die Formenlehre und Syntax, bedürfen nicht weniger, als die Sprache selbst, einer verbessernden Umgestaltung; denn in ihrem gegenwärtigen Zustande passen sie nicht für Leute, welche die Wissenschaften nicht um ihrer selbst willen, sondern zu praktischen Zwecken studiren. Ihr ganzes Leben reicht ja kaum hin, um nur jene Sprachwissenschaften gründlich zu erlernen. Das ist auch eine der Ursachen, derentwegen die Araber ihre Sprache gänzlich vernachlässigen, oder sich eine oder mehrere fremde Sprachen gleichsam als Keksweiber zulegen. Ist es denn recht, dass der Mensch, für den die Sprache gleichsam nur die

Pforte zu den Wissenschaften sein soll, sie zum Selbstzweck macht und sein ganzes Leben darauf verwendet, vor jener Pforte stehend die Bildwerke und Verzierungen daran zu betrachten, während er weiss, dass hinter ihr herrliche, alte und neue Schätze verborgen liegen? Ein Mann von gesundem Urtheil kann sich der Einsicht nicht verschliessen, dass die Art und Weise, wie die Alten die Regeln der Sprache zu einem System ausgesponnen und dieses mit Lehrsätzen aus andern Wissenschaften und mit weitläufigen Erörterungen über Ursachen und Gründe durchwebt haben, unsere Zeitgenossen von der Beschäftigung mit wesentlichen Dingen abhält und ihre Zeit so in Anspruch nimmt, dass sie zu wirklich fruchtbaren Wissensgegenständen gar nicht kommen. Das ist ohne Zweifel eine der Ursachen des Unterganges der Wissenschaften bei den Arabern. — Das Wörterbuch und die Grammatik des Arabischen müssen in eine Form gebracht werden, welche das gründliche Studium beider im Laufe eines Jahres für diejenigen möglich macht, die, da sie innerhalb dieses Zeitraumes eine fremde Sprache sich mit Leichtigkeit aneignen, verlangen können, auf die Erlernung der Grundregeln einer Sprache, deren Kenntniss sie mit der Muttermilch eingelesen haben, wenigstens nicht längere Zeit verwenden zu müssen. Gibt es aber reiche und unabhängige Leute, denen es Vergnügen macht, alterthümlichen Dingen nachzuforschen, und die dieses Studium um seiner selbst willen betreiben können und wollen, nun so lassen wir ihnen hierin volle Freiheit, bestellen sie zu Hütern und Pflegern des Urarabischen, und unterbreiten die ogygischen Wörter der Beduinen, die gereimte Prosa des Hariri und die Lucubrationen des Firuzabadi als würdigen Stoff ihren unablässigen Betrachtungen und ihrem ewigen Studium. — Aber allem Anschein nach ist dieser Fortschritt der Sprachwissenschaft erst künftigen Geschlechtern vorbehalten.

»Es bedarf keines Beweises, dass eine Sprache mit dem Anwachsen der Kenntnisse, der Wissenschaften, der Erfindungen, des Handels und Gewerbfleisses unter denen, die sie sprechen, sich selbst erweitern muss. Daher darf man der Vermehrung der Ideen und Wörter in der Sprache irgend eines Volkes eben so wenig ein Ziel setzen wollen, als man eine solche Beschränkung durchsetzen kann. Denn wenn die Zahl der Wörter einer Sprache unveränderlich festgestellt wird, wie diess mit der arabischen Sprache der Fall ist, die sich in Folge davon nun



schon seit vielen Jahrhunderten in stagnirendem Zustande befindet, so sind die, welche sie sprechen, bei Erweiterung des geistigen Gesichtskreises zum Ausdrucke ihrer neugewonnenen Ideen, ja sogar für ihre gewöhnlichen Geschäfte genöthigt, ihre Zuflucht zu einer fremden Sprache zu nehmen oder neue Worte zu erfinden. So ist auch bei den Arabern eine von der Büchersprache sehr verschiedene Vulgärsprache entstanden, welche den Fortbestand der alten Sprache immer mehr bedroht. Dauert dieses Verhältniss noch lange fort, so wird das gesprochene Arabisch noch weit mehr Wörter der alten Sprache absterben lassen als diess schon geschehen ist; die Araber werden zuletzt genöthigt sein, es mit ihrer classischen Sprache so zu machen, wie die Griechen und Armenier mit der ihrigen, und der neuen gangbaren Sprache geradezu den Platz der alten unverständlich gewordenen einzuräumen, so dass die letztere nur noch die Sprache der Gelehrten und Alterthumsforscher sein wird, wie die lateinische Sprache bei den Europäern. Für die Araber aber liesse sich kein grösserer Verlust denken, als dieser. Jedoch die Vermehrung der Gelehrtschulen, der Bibliotheken und Druckereien in unserer Zeit und die Aussicht auf noch weitere Vermehrung solcher Bildungsmittel gewähren uns in dieser Hinsicht Beruhigung«.

Nach diesem kühnen Ausfall eines praktischen Realismus gegen den alten scholastisch verknöcherten Humanismus kommt der Redner auf sein Thema zurück und stellt in dem uns schon aus Gregorius Abulfarag bekannten Berichte Avicenna's über den Gang seiner eigenen Studien ein Musterbild gelehrten Fleisses aus der alten Zeit auf. Unmittelbar nachher aber folgt das Gegenstück: der Verfall höherer Bildung im Morgenlande, herbeigeführt durch die Abnahme ihrer Begünstigung von oben, durch verheerende Kriege und allgemeine Noth; andernteils das Wiedererwachen des wissenschaftlichen Geistes in Europa, wobei bemerkt wird, dass die Europäer sich durch die Erhaltung eines bedeutenden Theils der arabischen Literatur in ihren Bibliotheken ein grosses Verdienst um die Araber selbst erworben haben und fortwährend erwerben. Der Redner bricht dann in Klagen aus über den jetzigen Verfall der Wissenschaft im Morgenlande: »Wo standen die Araber sonst, und wo stehen sie jetzt? Das goldene Zeitalter ihrer Bildung ist dahin. Die Finsterniss, die sie jetzt umgiebt, begann mit dem Ende des 14. Jahrhunderts ein-

zubrechen und hat seitdem fortwährend zugenommen, so dass sie jetzt alle arabisch sprechenden Länder bedeckt. Wo sind die Dichter, die Aerzte, die Redner, die Philosophen, die Geometer, die Historiker, wo ihre Werke, wo die Gelehrtschulen und Bibliotheken der alten Zeit? Allerdings hat jedes Volk und jede Religionsgenossenschaft mit Mühe und Noth noch so viel gelehrte Kenntnisse erbringt, als eben hinreichen, um sich überhaupt als Gesammtheit zu behaupten und nöthigenfalls ihre Rechte zu vertheidigen; aber was ist das im Verhältnisse zu wahrer wissenschaftlicher Durchbildung? Wo ist der Ruhm von Bagdad, von Haleb, von Damaskus, von Alexandrien, von Spanien? Wo sind die MAmûn's, die Mostansir's, die Mutanabbî's, die Abulfeda's? — Aber sollten denn die von uns gewichenen Wissenschaften sich nie mehr des alten Freundschaftsbundes mit dem Morgenlande erinnern, nie wieder zu uns kommen, um das Elend der Araber zu erleichtern und sie einer bessern Zukunft entgegen zu führen? — Wenn wir auf das 19. Jahrhundert schauen, so öffnet sich uns eine Hoffnungspforte. Mögen die Söhne Sem's sich freuen! Ihre alten Blutsverwandten, die Söhne Japhet's, haben schon angefangen, ihnen das, was sie ihnen geschrieben entführt, gedruckt zurückzubringen, und als Zugabe ihre spätern Erfindungen und Entdeckungen, gleich vierhundertjährigen Wuchersinsen eines geliehenen Capitals. Würde diese Gabe nur nicht so oft verkümmert und vergällt durch Stolz, Uebermuth und Verachtung, die unsere alten Blutsverwandten den morgenländischen Bruderstamm empfinden lassen!

»In die erste Classe unserer wirklichen Wohlthäter müssen wir die nordamerikanischen Missionäre, die lateinischen Mönche und Nonnen, und unter ihnen besonders die Jesuiten und Lazaristen setzen; denn ihr gutes Beispiel und ihre Bemühungen um die Bildung unserer Brüder durch Schulen und Druckereien stehen vor Aller Augen und können nur von Undankbaren oder parteiischen Gegnern verkannt werden.«

Hierauf preist der Redner Mohammedi 'Alî Paşa wegen der von ihm veranstalteten und in der ägyptischen Regierungspresse zu Bulak bei Kairo gedruckten arabischen Uebersetzungen europäischer Werke, und hofft, dass seine Nachkommen und Nachfolger diesem Vorbilde treu bleiben werden. »Und so sieht man«, fährt er fort, »die auf wahre Principien gegründeten europäischen Wissenschaften von allen Seiten und auf allen Wegen zu uns

kommen, und was die Europäer lange Jahre hindurch erarbeitet haben, das können nun die Araber in kürzester Zeit sich aneignen. So hat die Wissenschaft ihren Kreislauf vollendet, indem sie über Alexandrien, Constantjnopel, Beirut, und von der andern Seite über Indien zu ihren alten Sitzen zurückkehrt; und wie die Europäer in ihren dunkeln Jahrhunderten es nicht verschmähten, wissenschaftliche Bildung von den Fremden, den Arabern, anzunehmen, so sollen auch die Araber die europäische Bildung nicht zurückweisen, bloss deswegen weil sie eine fremde ist. Wir müssen Belehrung an- und aufnehmen, gleichviel wer sie uns zuführt, komme sie aus China, Indien, Persien oder Europa. Die Behauptung einiger Leute aber, die Araber hätten in dieser Beziehung Alles, was sie brauchen, ist gerade der stärkste Beweis für die tiefe Unwissenheit derer, die solche Reden führen. Stehen doch die Araber nicht an, sich technische und industrielle Vortheile der Europäer, ja auch deren Sitten und Gewohnheiten, gute wie schlechte, anzueignen; und gegen ihre allgemeine wissenschaftliche Bildung sollten sie sich abschliessen? — Die Europäer geben den Arabern das Zeugniß des Scharfsinns und einer leichten Auffassung; sie rühmen auch die ältern Araber als Leuchten der Wissenschaft. Aber wie gross und handgreiflich ist dennoch der Unterschied zwischen der altarabischen und der neuuropäischen Bildung! Nehmen wir z. B. die Rechenkunst: wozu wir zwei bis drei Stunden brauchen, das rechnen die Europäer vermittelt ihrer Logarithmen in einer Minute aus. Wir kennen immer nur noch sieben Planeten und vier Elemente; sie haben bereits mehr als vierzig Planeten und ungefähr fünfundsechzig Elemente. Die Luft und das Wasser, die wir für einfach halten, sind für sie aus je zwei Grundstoffen zusammengesetzt, die sie mit dazu erfundenen Instrumenten auch wirklich zu scheiden wissen. Sie haben eine Menge früher unbekannte Metalle entdeckt, und von ihnen, in diesem Jahrhundert gemachten chemischen, physischen, geometrischen, mechanischen und optischen Entdeckungen und Erfindungen hat man weder bei den alten Griechen noch bei andern Völkern das Geringste gewusst oder geahnt. So die Dampfmaschinen und Dampfschiffe, die Eisenbahnen, das leuchtende Kohlengas, der elektromagnetische Leitdraht, der in einem Augenblicke Nachrichten über weite Länder und Meere befördert, und unzählige andere bewunderungswürdige und nützliche Erfindungen, durch welche die

Grundsätze der alten Physik völlig umgewandelt oder umgestürzt worden sind. Diess kommt aber daher, dass die Wissenschaften, die ehemals in der Kindheit standen, jetzt das Mannesalter erreicht haben. Und so werden auch wieder die künftigen Jahrhunderte mit vielen Sätzen der heutigen Wissenschaft eben so verfahren, wie die Jetztzeit mit denen der Alten; denn die Späterlebenden werden von dem Punkte, welchen die Früheren nach langer Anstrengung erreicht haben, ausgehen und so natürlich über sie hinauskommen.

»Es ist auch nicht zu verkennen, dass die Wissenschaft der Alten viel Unächtes und geradezu Phantastisches enthält, dass ihr synthetisches Verfahren noch unvollkommen war, dass in allen ihren Werken ein verwickelter Styl herrscht, und dass sie Vieles auf unhaltbare Grundsätze der griechischen Philosophie bauten, wobei sie aber doch Alles nach seinen Gründen zu erkennen vermeinten. Daher so viele Sophistereien und Irrthümer in ihren Werken. Vergleichen wir ihre Medicin, ihre Physik und ihre übrigen Wissenschaften mit denselben wie sie sich in der Gegenwart ausgebildet haben, so springt uns der ungeheure Unterschied zwischen Sonst und Jetzt sonnenklar in die Augen. Diejenigen unserer Landsleute, welche die Wissenschaften der Europäer nicht kennen, gestehen ihnen wenigstens zu, dass sie die Götter der Künste sind, und meinen, ihr Verstand wohne in ihren Händen; wer aber den wahren Sachverhalt kennt, kann nicht leugnen, dass sie auch die Götter der Wissenschaften sind und dass ihr Verstand ebenda sitzt, wo bei uns: in den Köpfen.

## 3.

Der dritte Theil, über den wissenschaftlichen Bildungsstand der heutigen Araber, kann in seiner ersten Hälfte nur das traurige Thema weiter ausführen, welches schon der zweite Theil vorgreifend sehr bestimmt angegeben hat. »Wenn mir«, beginnt der Redner, »vor etwa dreissig Jahren die Aufgabe gestellt worden wäre, in dieser Versammlung über den gegenwärtigen Bildungsstand der Araber zu sprechen, so würde ich mich geschämt haben, einen Gegenstand zu erörtern, dessen freimüthige Behandlung einem Landeseingebornen, Fremden gegenüber, die Röthe in das Gesicht jagen muss. Denn ich hätte damals

in den Strassen dieser Stadt — um nicht zu sagen im ganzen Lande — herumsuchen müssen, um nur Einen zu finden; der Geschriebenes lesen könnte, wäre es auch nur sein eigener Name gewesen. Jetzt liegt nun doch schon eine ansehnliche Reihe von Thatsachen vor, die uns in der Hoffnung bestärkt, es werde künftig noch besser werden. Und wenn wir auch die meisten dieser Ergebnisse den Fremden verdanken, so mag es uns doch vergönnt sein, schon wegen ihres blossen Daseins, abgesehen von ihrem Ursprunge, freudig das Haupt zu erheben, nicht um uns von der Dankesschuld dafür loszusagen, sondern um uns selbst Zuversicht und Muth einzuflössen. Und so halten wir uns in der folgenden Darstellung streng an die Thatsachen, indem wir dabei nach dem Ganzen, nicht nach dem Einzelnen urtheilen, alle Weitschweifigkeit vermeiden und, ohne zu weit in das Detail einzugehen, uns mit einer Zusammenstellung des Wesentlichen begnügen.

»Der vorliegende Gegenstand bietet vier Seiten dar: 1) das geistige Verhältniss der Araber zur Bildung, 2) den Zustand ihrer Bildung selbst, 3) ihre Bildungsmittel, 4) die Aussichten in die Zukunft.«

»Was den ersten Punkt betrifft, so sind die heutigen Araber hinsichtlich wissenschaftlicher Bildung höchst genügsam, meinen aber doch, wenn sie kaum an die Pforte der Wissenschaft angeklopft haben, schon auf ihrer höchsten Zinne zu stehen. Wer als Christ den Psalter, als Moslem den Koran inne hat, der ist mit seinen Studien fertig; kommt hierzu noch etwas Formenlehre und Syntax, so heisst er der gelehrteste Mann seiner Zeit, und macht er gar Verse, so giebt es keinen Ehrentitel, der ihm nicht beigelegt würde. Denn der Wissende braucht vor dem Unwissenden ja nur ein kleines Licht leuchten zu lassen, um dessen Augen zu blenden, und die Leute stehen jetzt noch nicht einmal an dem Ufer des Oceans der Wissenschaften, geschweige dass sie seine Tiefe und Breite ermessen hätten. Wiewohl ferner die heutigen Araber nach unserer Ueberzeugung wirklich alt-arabischen Stammes sind, so finden wir doch bei ihnen keineswegs den Eifer und die Ausdauer jener frühern Kernmänner im Studium der Wissenschaften, können aber dessenungeachtet nicht zugeben, dass die Race selbst sich verschlechtert hätte, da die noch heutzutage hervortretende wissenschaftliche Befähigung des arabischen Geistes das Gegentheil beweist, sondern es

kommt diess von vielen Umständen her, die wir näher darlegen zu können wünschten, um unser Fleisch und Blut wenigstens von einigen der Vorwürfe zu befreien, die von Seiten der Fremden auf uns fallen. Offen gestanden: wir zweifeln nicht, dass, hätte das Schicksal die Fremden in Verhältnisse wie die unsrigen versetzt, es mit ihnen noch übler stehen würde als mit uns. Doh, was auch immer die Ursachen sein mögen, leugnen lässt es sich nicht, dass die Wissenschaft bei den meisten Arabern und besonders bei den Vornehmen allen Werth verloren hat.

»Die Wissenschaften selbst, um zu dem zweiten Punkte überzugehen, sind bei den Arabern in gänzlichem Verfall. Was die Sprachwissenschaften betrifft, so findet man selten einen Araber, den man als einen tüchtigen Kenner seiner Sprache und ihrer Regeln bezeichnen könnte; denn meistentheils begnügen sie sich, was den materiellen Theil der Sprache anlangt, mit dem Auswendiglernen einiger seltenen veralteten Wörter, die sie dann in ihren schriftlichen Aufsätzen und Gedichten anbringen, um ihre Gelehrsamkeit zu zeigen und der grossen Menge damit blauen Dunst vorzumachen. Und wenn Einer statt *ثلاثة*,

*الذى*, *فيهِ* und *منهُ*, هذا, ausdrückt

*سلسلة*, *الزى*, *هنا*, *منه*, *فيهِ* und was dergleichen Sprachverdreungen mehr sind, so heisst er ein Nählt (Grammatiker). Das Studium der Rhetorik und der alten herrlichen Werke darüber, so viel als ihrer in Folge allgemeiner Vernachlässigung noch übrig sind, bleibt dem guten Willen künftiger Geschlechter überlassen. Zur Bezeichnung des Ansehns, in dem die Logik bei den Meisten steht, genügt eine sprüchwörtliche Maxime, die sie im Munde führen: *من تمنطق فقد ترندى*. »Wer Logik treibt, wird unfehlbar ein Freigeist«. Von der Mathematik begnügt man sich mit der Addition und Subtraction; wer sich zur Multiplication und Division versteigt und seinem Gedächtnisse einige von den Alten aufgestellte Rechnungs-Probleme mit ihren Lösungen einprägt, wird weithin als ein grundgelehrter Mann gepriesen. Statt der Messkünstler hat man gewöhnliche handwerksmässige Empiriker, statt der Baumeister Maurer und Zimmerleute. Die Astronomie hat weder Schützer noch Pflager und scheint den Arabern eine völlig unnütze Wissenschaft; sie wissen ja, ohne dazu Studium und Anstrengung nöthig zu haben,

dass die Sonne im Meere untergeht und dass die Sterne über ihrem Kopfe stehen. Die Pforten der Heilwissenschaft sind einem Jeden geöffnet, der sich für einen Arzt ausgeben will, wenn er auch nicht lesen und schreiben kann; nur muss er ein scharfes Messerchen zum Abschneiden menschlicher Körpertheile bei sich führen. Es ist diess die einzige Wissenschaft, die man ausüben kann, ohne sie gelernt zu haben. Mit der Chemie steht es nicht besser; sie ist bei den Arabern auf die Stufe zurückgegangen, auf der sie stand, bevor sie sich überhaupt damit beschäftigten. Das Studium der Stylistik beschränkt sich auf das Copiren einiger von den Alten überkommenen Schriften. Die Redekunst hat zwei Uebungsplätze, — einen geistlichen: die Kanzel, und einen weltlichen: das Kaffeehaus. Zum Auftreten in letzterem gehört ein Mann mit starker Stimme und gutem Gedächtniss, der einige Stücke aus »Sindbad der Seefahrer«, den »Bent Hilal«<sup>1)</sup> und andern dergleichen Erzählungen auswendig weiss, wie sie in der Tausend und Einen Nacht und ähnlichen Büchern stehen, um sie den Kaffee Gästen zur Erhöhung ihres Behagens vorzutragen. Die Pflanzenkunde überlässt man den Hirten und Bauern. Der Ackerbau, der bei unsern Vorfahren die höchste Stufe der Vollkommenheit erreicht hatte, schleppt sich im Gleise des Schlendrians hin. Die Geschichte ist ganz abhanden gekommen; Niemand bekümmert sich um sie. Was die Erdkunde betrifft, so hält man es für hinreichend, den Namen seines Wohnortes und den Weg nach seinem Hause zu wissen; man fürchtet den Schwindel zu bekommen, wenn man sich vorstellen müsste, dass die Erde sich dreht, während die Sonne still steht. Die Dichtkunst muss ihr Heiligthum Jedem öffnen, der einzutreten Lust hat; wer einen regelrechten Reim machen und alten Gedanken ein abgetragenes, angeblich neues Kleid überwerfen kann, der ist ein Dichter; versteht er aber gar einige unverständliche Wörter einzustreuen und ein paar rhetorische Figuren anzubringen, — um nicht zu sagen, die alten Dichter zu bestehen —, so ist er ein Wundermann. Ebenso verhält es sich mit allen übrigen Wissenschaften und schönen Künsten. So lange die Araber sich mit der blossen Nachahmung und Wiederholung des Ueberlieferten begnügen und sich nicht selbst mit Untersuchen und Nachforschen bemühen, ist von ihnen kein Fortschritt zu erwarten.

1) S. Seetzen's Reisen, 4. Bd., S. 498, Z. 47 ff.

»Walle nicht auf, arabisches Blut, und zürne nicht der Wahrheit, wenn sie dir von Einem, der dir selbst angehört, gesagt wird, nicht um dir Vorwürfe zu machen und dich zu schmähen, sondern um dich, wo möglich, aus deiner Erstarrung zu wecken und dich zu neuem Wettlauf auf der Rennbahn der Wissenschaften anzuspornen. In Folgendem sollst du auch wieder sanfte und milde Worte von mir hören, die zum Theil einen Schleier über das Frühere werfen werden. Dein gegenwärtiger Zustand aber beraubt dich des Rechtes, dich der Trefflichkeit deiner Ahnen zu rühmen.«

In der nun folgenden dritten Unterabtheilung zählt der Redner folgende Mittel zur Hebung der gesunkenen Bildung auf:

1) Die Druckereien, deren Zahl und Thätigkeit in diesem Jahrhundert bedeutend zugenommen hat. Nur sind viele von ihnen bloss für eine Nation und Confession bestimmt und lediglich mit dem Drucke religiöser Bücher beschäftigt, andere haben noch gar kein öffentliches Lebenszeichen von sich gegeben. In Beirut selbst bestehen fünf oder sechs Druckereien, aus denen verschiedene Bücher, Broschüren und einzelne Blätter hervorgehen. Ohne Zweifel könnten diese Druckereien, wenn sie gehörig und in gemeinnütziger Weise arbeiteten, die Araber in kurzer Zeit mit guten Büchern genügend versorgen. Der Redner gedenkt hier lobend der grossen, durch eine Dampfpresse unterstützten typographischen Thätigkeit der amerikanischen Mission, die, abgesehen von vielem Religiösen und Kirchlichen, schon manche mathematische, geschichtliche und andere nützliche Bücher geliefert habe und hinsichtlich deren man nur wünschen müsse, dass sie sich in völliger Freiheit ausschliesslich der Literatur und Wissenschaft zuwenden könnte; ferner der syrischen Druckerei, der ersten arabischen Presse, die besonders der Journalistik gewidmet sei. Ihren Begründer und Besitzer, Chalt el-Chürt, preist er als den Mann, der seinen Landsleuten in der Hadikat el-achbâr zuerst dieses, wenn auf die rechte Weise angewendet, höchst wirksame Bildungsmittel dargeboten habe, und verheisst ihm dafür ein ehrenvolles Andenken bei der Nachwelt. Hierbei erwähnt er gelegentlich auch eine zum Drucke vorbereitete neue Gedichtsammlung Herrn Chalt's, العصر الجديد, »das neue Zeitalter« betitelt, worin die arabische Poesie in neue Formen gegossen sei. — Ueber die arabischen Druckereien in den Klöstern Kazheijâ und El-Suweir, in Haleb und Jerusalem,



streift er flüchtig hin, um dann bei der ausgedehnten und erfolgreichen Wirksamkeit der ägyptischen Regierungspresse in Bulak zu verweilen, von welcher er besonders rühmt, dass die dabei angestellten Uebersetzer den frühern zu häufigen Gebrauch fremder Wörter jetzt vermeiden und an deren Stelle entsprechende arabische setzen. Endlich zollt er auch den europäischen Pressen für ihre arabischen Erzeugnisse das verdiente Lob; »viele der uns entführten handschriftlichen Werke«, sagt er, »kehren auf diesem Wege nach langer Abwesenheit mit schönen Lettern gedruckt in die Heimath zurück«; aber als Notabene für ihre europäischen Herausgeber fügt er hinzu: »könnten wir doch auch sagen, mit durchgängiger Genauigkeit und der nöthigen Correctheit!«

2) Die Bibliotheken. Es giebt viele Privatbibliotheken in Syrien, nur ist zu bedauern, dass einerseits der Geiz ihrer Besitzer oder Verwalter, andererseits die Furcht vor der Unredlichkeit oder Nachlässigkeit der Entleiher sie wie mit eisernen Thüren verschliesst und den Würmern und dem Staube zur Beute werden lässt.

3) Die Schulen. Beirut selbst besitzt deren eine bedeutende Anzahl für jede Confession, theils zum Unterricht in Sprachen, theils bloss zum Lesenlernen. Aber durch Vernachlässigung von Seiten der Gemeinden und durch Untüchtigkeit der Lehrer sind sie für die wahre Bildung des heranwachsenden Geschlechtes unnütz und sogar schädlich. In den meisten Städten und Dörfern giebt es Elementarschulen, von denen man viele der Fürsorge der Fremden verdankt und wo kein Schulgeld bezahlt wird; aber gerade dieser Umstand setzt den dort ertheilten Unterricht in den Augen der Eltern und der Kinder selbst herab. Höhere Schulen hat das Land nur wenige, meistentheils auf den Unterricht in religiösen und kirchlichen Dingen beschränkte, so dass man in Wahrheit sagen kann, eine rein wissenschaftliche Hochschule fehle noch. Die erste höhere christliche Landesschule ist die am Ende des vorigen Jahrhunderts vom Metropolitén Júsuf Stephan gestiftete Schule im ehemaligen Kloster 'Ain Warķa, die von ihrem jetzigen Vorstande, dem Metropolitén Júsuf Riak, durch neue Stiftungen, Bauten und zahlreiche innere Verbesserungen zur vorzüglichsten Bildungsanstalt des ganzen Landes erhoben worden ist, an der auch der Redner selbst zehn Jahre gelernt und gelehrt hat. Wie Júsuf Stephan die Nonnen von 'Ain Warķa

an andere Klöster vertheilt, so haben dann auch die maronitischen Familien Beit Sufeir und Beit Âsaf die unter ihnen stehenden Klöster El-Rûmta und Mâr 'Abdâ Harbaria von den in ihnen hausenden Nonnen räumen lassen und an deren Stelle Kinder gesetzt, die dort unterrichtet werden. Ausserdem besitzen die Maroniten noch mehrere andere höhere Gemeindeschulen. Ebenso haben die römischen Katholiken in diesem Jahrhundert zwei höhere Schulen in Deir el-Muchallis (dem Kloster des Erlösers) zur Bildung von Redemptoristen-Mönchen und in 'Ain Tuzâr zum Unterrichte der Laien angelegt. Die letztere, deren Stifter der Patriarch Maximus war, hat jedoch nur wenige Jahre bestanden. Die orthodoxen Griechen haben in den letzten Jahren das von ihren Vorfahren in dieser Beziehung Versäumte durch verdoppelten Eifer nachgeholt; besonders zeichnete sich hierin der ehemalige Vorsteher ihrer Schulen, der verstorbene Nîmet Allâh Tarrâd aus. Jetzt haben sie die Leitung ihrer Schulen einem aus ihren reichsten, angesehensten und einsichtsvollsten Männern bestehenden Comité übergeben. Die katholischen Syrer haben eine höhere Schule im Kloster El-Şurfa, die Armenier mehrere an verschiedenen Orten, die Lazaristen eine in 'Anţûra, die Amerikaner eine in 'Abla, die Jesuiten eine in Gazlr. »Man kann«, heisst es schliesslich, »den Nutzen dieser Schulen nicht verkennen; aber sie sind doch alle noch sehr verbesserungsfähig und verbesserungsbedürftig.«

An die Spitze der moslemischen höhern Schulen stellt der Redner die von Mohammed 'Alî Paşa in Bulak gestiftete, aus der eine Reihe von Männern hervorgegangen sei, ausgezeichnet durch eigene Schriften wie durch Uebersetzungen. Andere moslemische Schulen aufzuführen erlaube die Zeit nicht. Ob wirklich »die meisten Moslemen jetzt im Streben nach wissenschaftlicher Bildung sich den Avicenna zum Muster nehmen«, lassen wir dahingestellt; aber jedenfalls allzu sanguinisch fährt der Redner also fort: »Vielleicht werden bald viele Heiligen-Kapellen und Klöster sich in Schulen verwandeln; denn die Geschichte dieses Jahrhunderts legt es klar vor Augen, dass die Feder den Vortritt vor dem Schwerte gewonnen hat. Dadurch ist aber auch zugleich den Männern der Wissenschaft der Vorrang vor den Männern des Krieges gesichert; denn die Schwingungen des Weltrades folgen den Bewegungen der Federspitze. Und schön sagt in dieser Beziehung der Imâm 'All:

»Die Trefflichkeit kommt nur den Männern der Wissenschaft zu; sie leiten auf den rechten Weg die, welche ihn suchen. Darum erwirb dir Wissen und strebe nach nichts Anderem; der gewöhnliche Mensch ist todt, nur der Wissende lebt wahrhaft.«

Nach einem begeisterten Aufruf an seine Landsleute, den Anforderungen des 19. Jahrhunderts in dieser Hinsicht zu entsprechen, eröffnet er im Schlussschnitt eine heitere Aussicht in die Zukunft:

»Die beständigen Fortschritte, welche dieses Land in den letzten Jahren gemacht hat, müssen ohne Zweifel Alle ermutigen, die Lust und Kraft in sich fühlen, zur Erhebung des arabischen Volkes aus seiner Gesunkenheit beizutragen. Die Bemühungen der Eingebornen und Fremden, welche so viele Jahre an der Einbürgerung von Bildung und Civilisation unter den Arabern gearbeitet haben, werden gewiss mit endlichem Erfolg gekrönt werden. Das gnädige Bestreben Sr. Majestät unsers Sultans 'Abd-ul-Megid Chán, allen Classen seiner Unterthanen Sicherheit, Ruhe, Glück und Wohlstand und volle bürgerliche Freiheit zu gewähren, Unterrichtsanstalten zu gründen und deren Wirkungskreis zu erweitern, kann nicht anders als die Herzen aller seiner Unterthanen mit Liebe gegen ihn erfüllen und sie antreiben, Gott den Allerhöchsten zu bitten, dass er ihn uns noch lange erhalten und die Strebepfeiler seines Reichs befestigen möge. Dazu die wachsende Ausdehnung des Handels unter den Arabern, ihr Verkehr mit civilisirten Völkern, die Zunahme der Druckereien und Schulen, die gute Organisation der Regierungsbehörden, die Fortschritte der Staatsbeamten in wissenschaftlichen Kenntnissen, die Anfänge eines neuen Schriftenthums, die Eröffnung literarischer, religiöser und politischer Vorträge und Unterredungen, die auf den Unterricht des weiblichen Geschlechts abzielenden Bestrebungen, besonders in dieser Stadt, einst der Pflegerin islamischer Rechtsgelehrsamkeit, künftig, so Gott will, der Pflegerin allgemeiner Wissenschaftlichkeit, — diess alles belebt unsern Muth und stärkt unsere Hoffnung, dass der in der Mitte des 19. Jahrhunderts über diesem Lande aufgegangene Halbmond wissenschaftlicher Bildung noch zum Vollmonde werden wird.«

*Herr Drobisch sprach über die Stellung Schiller's zur Kantischen Ethik.*

Schon längst hat man es als eins der hervorragendsten Verdienste Schiller's um die Fortbildung der Philosophie gepriesen, dass er, einer der ersten, sich gegen den Rigorismus der Kantischen Moral erklärte, bei den harten Gegensätzen von Vernunft und Sinnlichkeit, Freiheit und Natur, Pflicht und Neigung nicht stehen bleiben mochte, vielmehr in der »ästhetischen Stimmung« einen Gemüthszustand nachzuweisen suchte, in welchem die sonst in Streit begriffenen Geisteskräfte des Menschen sich in Harmonie und Gleichgewicht befinden, und alle jene Gegensätze vermittelt und versöhnt werden. Mit vorzüglicher Klarheit und Eleganz hat neuerdings Professor Kuno Fischer in Jena, in seiner Schrift »Schiller als Philosoph«, diese Ansicht von der Stellung Schiller's zu Kant entwickelt. Seinen philosophischen Bildungsgang Schritt vor Schritt verfolgend, findet er, dass Schiller zuerst in der Abhandlung über Anmuth und Würde (Neue Thalia 1793), durch Einführung des Begriffs der sittlichen Grazie, sich von Kant entfernte und zwischen diesen, »der nur moralisch, und Goethe, der nur ästhetisch dachte«, stellte, sich jedoch schon mehr der Goethe'schen Denkweise zuneigte, das moralische Ideal schon gegen das ästhetische zurückschob, und nicht weit davon entfernt war, jenes diesem unterzuordnen, dass er aber in den Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen (Horen 1795) noch einen Schritt weiter ging, dass für ihn jetzt die Schönheit nicht mehr, wie früher, nur die Vorstufe und das unvollkommene Sinnbild des Guten war, sondern als dessen Vollendung erschien, der ästhetische Gesichtspunkt, der sich in jener ersten Abhandlung nur behutsam und schüchtern neben den moralischen gestellt hatte, von nun an mit dem vollen Bewusstsein seiner Berechtigung den höchsten Rang

behauptete, und die menschliche Vollkommenheit durch die Schönheit begriffen wurde. So entwickelte sich, nach Fischer, bei Schiller im Fortgange seiner ästhetischen Begriffe mit jedem Schritte mehr das ästhetische Vermögen, es bemächtigte sich immer mehr des ganzen Menschen, der ästhetische Mensch erscheint zuletzt als der Inbegriff alles Menschlichen, als die wirkliche Einheit des Moralischen und Sinnlichen, und demgemäss die Schönheit als die wirkliche und objective Einheit des Geistigen und Natürlichen. Damit aber hob Schiller die Grenzen auf, die nach Kant den Geschmack von der theoretischen und praktischen Vernunft, von dem Vermögen der Erkenntniss und des sittlich freien Handelns abhalten sollten, und trat zu Goethe über.

So wenig man nun diesen Bericht hinsichtlich dessen, was er giebt, der Untreue beschuldigen kann, so kommt man doch zu einem wesentlich andern Resultat, wenn man Schiller's philosophische Schriften ohne jede vorgefasste Meinung liest. Denn dann tritt gerade das, was in jener Darstellung zurückgeschoben oder völlig mit Stillschweigen übergangen wird, bedeutsam in den Vordergrund, und Schiller's Stellung zu Kant erscheint in einem ganz andern Lichte. Was nämlich den Jenaer Philosophen, wie Andre vor ihm, geblendet zu haben scheint, ist die Ueberschätzung des Einflusses, den Goethe auf die ästhetischen Grundansichten seines Freundes ausgeübt hat. So gewiss es auch ist, dass Schiller seine höchste poetische Meisterschaft errang, als er sich von Goethe's Art und Kunst soviel aneignete, als mit seinem anders angelegten dichterischen Naturell vereinbar war, indess Goethe's Poetik durch Schiller keine wesentliche Veränderung erfuhr; so willig man zugeben mag, dass Goethe durch den Freundschaftsbund mit Schiller zwar zu neuer dichterischer Productivität angeregt wurde, und ihm, wie er selbst bekennt, jetzt ein zweiter Frühling aufblühte, er aber dabei sich selbst gleich blieb und in seinem Freund nur den »Deuter seiner Träume« fand, der ihm die Gesetze seines Schaffens, die er unbewusst befolgt hatte, enthüllte und philosophisch begründete; — so lag doch andererseits sowohl in Schiller's willensstarkem, scharf ausgeprägten sittlichen Charakter und seiner entschlossenen rüstigen Sinnesart, als in seiner überwiegenden Begabung zum tragischen Dichter etwas, was mit dem stoischen Heroismus der Kantischen Sittenlehre viel zu stark sympathisirte, als dass er das

Sittlicher haben e, das allerdings in Goethe's Dichtungen keine so energische Darstellung wie in den seinigen gefunden hat, dem Sittlichschönen hätte aufopfern sollen. Er that dies aber in der Theorie ebensowenig wie in der poetischen Praxis. Das Folgende wird nämlich, wie ich hoffe, zeigen, dass er in seinen philosophischen Schriften nirgends mehr beabsichtigte, als dem Sittlichschönen neben dem Sittlicherhabenen eine Stelle in der Ethik zu begründen und jenem wie diesem die Sphäre seiner Geltung anzuweisen, dass es ihm aber nicht in den Sinn kam, das moralische Ideal durch das ästhetische verdrängen oder überhaupt den ästhetischen Gesichtspunkt über den moralischen setzen zu wollen.

Dass Schiller in seiner ersten Schrift, mit der er sich der Kantischen Philosophie anschloss, der Abhandlung über Anmuth und Würde, das ästhetische Ideal nicht über das moralische stellte, wird zwar zugegeben, doch aber behauptet, dass er schon auf dem Wege war, dies zu thun. Ich kann dieser Ansicht nicht beitreten. Nicht weiter greift der erste Theil dieser Schrift als bis zu der Behauptung, dass Pflicht und Neigung nicht, wie es bei Kant scheint, einen unversöhnlichen Gegensatz bilden, sondern dass zugleich mit dem moralischen Gefühl auch das ästhetische Befriedigung verlange. »Wo das moralische Gefühl Befriedigung findet«, so heisst es hier<sup>1)</sup>, »da will das ästhetische nicht verkürzt sein, und die Uebereinstimmung mit einer Idee darf in der Erscheinung kein Opfer kosten. So streng also auch immer die Vernunft einen Ausdruck der Sittlichkeit fordert, so unnachlässlich fordert das Auge Schönheit. Da diese beiden Forderungen an dasselbe Object, obgleich von verschiedenen Instanzen der Beurtheilung, ergehen, so muss auch durch eine und dieselbe Ursache für beider Befriedigung gesorgt sein. Diejenige Gemüthsverfassung des Menschen, wodurch er am fähigsten wird, seine Bestimmung als moralische Person zu erfüllen, muss einen solchen Ausdruck gestatten, der ihm auch, als blosser Erscheinung, am vortheilhaftesten ist. Mit andern Worten: »seine sittliche Fertigkeit muss sich durch Grazie offenbaren.« Diese Gemüthsverfassung wird nun auf folgende Weise näher bestimmt (a. a. O. S. 348): »Es lassen sich in Allem dreierlei Verhältnisse denken, in welchen der

1) Werke, Taschenausgabe in zwölf Bänden, XI, 344.

Mensch zu sich selbst, d. i. sein sinnlicher Theil zu seinem vernünftigen, stehen kann. Unter diesen haben wir dasjenige aufzusuchen, welches ihn in der Erscheinung am besten kleidet, und dessen Darstellung Schönheit ist. — Der Mensch unterdrückt entweder die Forderungen seiner sinnlichen Natur, um sich den höheren Forderungen seiner vernünftigen gemäss zu verhalten; oder er kehrt es um und ordnet den vernünftigen Theil seines Wesens dem sinnlichen unter, und folgt also bloß dem Stosse, womit ihn die Naturnothwendigkeit, gleich den andern Erscheinungen, fortreibt; oder die Triebe des letztern setzen sich mit den Gesetzen des erstern in Harmonie, und der Mensch ist einig mit sich selbst. « Und weiter heisst es (S. 350): »So wie die Freiheit zwischen dem gesetzlichen Druck und der Anarchie in der Mitte liegt, so werden wir auch jetzt die Schönheit zwischen der Würde, als dem Ausdruck des herrschenden Geistes, und der Wollust, als dem Ausdruck des herrschenden Triebes, in der Mitte finden. — Wenn nämlich weder die über die Sinnlichkeit herrschende Vernunft, noch die über die Vernunft herrschende Sinnlichkeit sich mit Schönheit des Ausdrucks vertragen, so wird (denn es giebt keinen vierten Fall) derjenige Zustand des Gemüths, wo Vernunft und Sinnlichkeit — Pflicht und Neigung zusammenstimmen, die Bedingung sein, unter der die Schönheit des Spiels erfolgt. — Um ein Object der Neigung werden zu können, muss der Gehorsam gegen die Vernunft einen Grund des Vergnügens abgeben, denn nur durch Lust und Schmerz wird der Trieb in Bewegung gesetzt. In der gewöhnlichen Erfahrung ist es zwar umgekehrt, und das Vergnügen ist der Grund, warum man vernünftig handelt. Dass die Moral selbst endlich aufgehört hat, diese Sprache zu reden, hat man dem unsterblichen Verfasser der Kritik zu verdanken, dem der Ruhm gebührt, die gesunde Vernunft aus der philosophirenden wieder hergestellt zu haben. « Trotz dieser Huldigung erklärt sich jedoch Schiller in dem Folgenden auf die bekannte Weise gegen den Rigorismus der Kantischen Moral, zeigt sich jedoch mit grosser Bescheidenheit geneigt, denselben mehr der, von Zeitverhältnissen bedingten Darstellung der Grundsätze, als diesen selbst schuldzugeben. Ueberdies giebt er auch zu, dass der Beifall der Sinnlichkeit, wenn er die Pflichtmässigkeit des Willens auch nicht verdächtig mache, doch wenigstens nicht im Stande sei, sie zu verbürgen. »Der sinnliche Ausdruck

dieses Beifalls in der Grazie wird für die Sittlichkeit der Handlung, bei der er angetroffen wird, nie ein hinreichendes und giltiges Zeugniß ablegen, und aus dem schönen Vortrag einer Gesinnung oder Handlung wird man nie ihren moralischen Werth erfahren« (S. 352). Aber Schiller hofft die Ansprüche der Sinnlichkeit, die im Felde der reinen Vernunft völlig zurückgewiesen seien, im Felde der Erscheinung und bei der wirklichen Ausübung der Sittenpflicht noch behaupten zu können. Denn Tugend sei nichts anders als eine Neigung zur Pflicht. Der Mensch dürfe nicht nur, sondern solle Lust und Pflicht in Verbindung bringen, seiner Vernunft mit Freuden gehorchen. Denn »erst alsdann, wenn sie aus seiner gesammten Menschheit, als die vereinigte Wirkung beider Principien« (Vernunft und Sinnlichkeit), »hervorquillt, wenn sie ihm zur Natur geworden ist, ist seine sittliche Denkart geborgen, denn so lange der sittliche Geist noch Gewalt anwendet, so muss der Naturtrieb ihm noch Macht entgegen zu setzen haben. Der bloß niedergeworfene Feind kann wieder aufstehen, aber der versöhnte ist wahrhaft überwunden« (S. 353). Hieraus ergiebt sich ihm nun der Begriff einer schönen Seele, in der Sinnlichkeit und Vernunft, Pflicht und Neigung harmoniren und Grazie der Ausdruck der Erscheinung ist.

Aber hierbei bleibt er nicht stehen. Der zweite Theil seiner Abhandlung beginnt gleich mit den Worten: »So wie die Anmuth der Ausdruck einer schönen Seele ist, so ist Würde der Ausdruck einer erhabenen Gesinnung. — Es ist dem Menschen zwar aufgegeben, eine innige Uebereinstimmung zwischen seinen beiden Naturen zu stiften, immer ein harmonirendes Ganze zu sein, und mit seiner vollstimmigen ganzen Menschheit zu handeln. Aber diese Charakterschönheit, die reifste Frucht seiner Humanität, ist bloß eine Idee, welcher gemäss zu werden, er mit anhaltender Wachsamkeit streben, aber die er bei aller Anstrengung nie ganz erreichen kann« (S. 359). Es ist nämlich der Zustand des Affects, wo die Sittlichkeit des Charakters sich nicht anders als durch Widerstand offenbaren und, dass der Trieb die Freiheit des Willens nicht einschränke, nur durch Einschränkung des Triebes verhindern kann. Uebereinstimmung mit dem Vernunftgesetz ist im Affect nicht anders möglich, als durch einen Widerspruch mit der Natur. Hier ist keine Zusammenstimmung zwischen Neigung und Pflicht möglich,



der Mensch kann hier nicht mit seiner ganzen harmonirenden Natur, sondern ausschliesslich nur mit seiner vernünftigen handeln. »Er handelt also in diesen Fällen nicht moralisch schön, weil an der Schönheit der Handlung auch nothwendig die Neigung Theil nehmen muss, die hier vielmehr widerstreitet. Er handelt aber moralisch gross, weil alles das, und das allein gross ist, was von einer Ueberlegenheit des höhern Vermögens über das sinnliche Zeugniß giebt. — Die schöne Seele muss sich also im Affect in eine erhabene verwandeln. — Beherrschung der Triebe durch die moralische Kraft heisst Geistesfreiheit, und Würde heisst ihr Ausdruck in der Erscheinung« (S. 365). Hier stellt sich also das moralisch Schöne nur neben das moralisch Grosse, und jedes von beiden hat sein eigenthümliches Gebiet, wo es zur Anwendung kommt, dieses nämlich im Affect, jenes im affectlosen Gemüthszustand des Menschen.

Hatte nun Schiller seine Ansichten geändert, als er zwei Jahre später seine Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen herausgab? Allerdings machten diese auf Goethe einen günstigen Eindruck, indess jene frühere Schrift ihn abgestossen hatte<sup>2)</sup>. Auch hat es in der That an manchen Stellen den Anschein, als wollte Schiller alles, was noch an den kategorischen Imperativ erinnern könnte, abwerfen, als sei er wenigstens auf dem Wege, der rauhen Moral Kant's den Rücken zu kehren und an ihre Stelle einzig und allein schöne Sittlichkeit zu setzen. Aber wenn er auch einigemal zu schwanken scheint, er kommt doch zuletzt in der Hauptsache auf dasselbe Resultat zurück, wie früher.

Nach einer viel strengeren und abstracteren Methode, die vielfach daran erinnert, dass Schiller jetzt mit Fichte persönlich und wissenschaftlich befreundet war, sucht er hier den Ursprung

2) Goethe sagt (Nachgelassene Werke XX, 254): »Sein (Schiller's) Aufsatz über Anmuth und Würde war ebenso wenig ein Mittel, mich zu versöhnen. Die Kantische Philosophie, welche das Subject so hoch erhebt, indem sie es einzuengen scheint, hatte er mit Freuden in sich aufgenommen; sie entwickelte das Ausserordentliche, was die Natur in sein Wesen gelegt, und er, im höchsten Gefühl der Freiheit und Selbstbestimmung, war undankbar gegen die grosse Mutter, die ihn gewiss nicht stiefmütterlich behandelte. Anstatt sie als selbstständig, lebendig vom Tiefsten bis zum Höchsten gesetzlich hervorbringend zu betrachten, nahm er sie von der Seite einiger empirischen menschlichen Naturlichkeiten.«

der Schönheit im menschlichen Geiste nachzuweisen. Für meinen Zweck wird es genügen, den Gang, den er nimmt, grösstentheils mit seinen eignen Worten, nur kurz anzudeuten. Schiller lehnt sich jetzt nicht mehr an Kant's Zerlegung des geistigen Menschen in Vernunft und Sinnlichkeit an, sondern sucht diese Vermögen, als zwei entgegengesetzte Grundtriebe, die Vernunft als den Formtrieb, die Sinnlichkeit als den Stofftrieb<sup>3)</sup> zu deduciren, und zwar aus dem Begriff des Menschen, als »der Einheit, die in den Fluthen der Veränderung ewig dieselbe bleibt,« und aus seiner doppelten Bestimmung, nämlich der, alles Innere zu veräussern und alles Aeussere zu formen, das Nothwendige in ihm zur Wirklichkeit zu bringen und das Wirkliche ausser ihm dem Gesetz der Nothwendigkeit zu unterwerfen. Es ist, nach ihm, die Aufgabe der Cultur, die beiden Trieben eine gleiche Gerechtigkeit schuldig ist, jedem von beiden seine Grenzen zu sichern, die Sinnlichkeit gegen die Eingriffe der Freiheit zu verwahren und die Persönlichkeit gegen die Macht der Empfindung sicher zu stellen. Der Stofftrieb soll die Persönlichkeit, der Formtrieb die Empfänglichkeit oder die Natur in gehörigen Schranken halten. So kommen beide Triebe in eine Wechselwirkung, wo die Wirksamkeit des einen die des andern zugleich begründet und begrenzt. Dieses Wechselverhältniss ist die Aufgabe der Vernunft, die Idee der Menschheit, ein Unendliches, dem sich der Mensch im Laufe der Zeit immer mehr nähern kann, aber ohne es jemals zu erreichen. Wenn es aber Fälle giebt, in denen die Lösung dieser Aufgabe gelingt, wo sich der Mensch zugleich seiner Freiheit bewusst wird und sein Dasein empfindet, sich zugleich als Materie fühlt und als Geist kennen lernt, so hat er dann eine vollständige Anschauung seiner Menschheit, und der Gegenstand, der ihm diese Anschauung verschafft, wird ihm zum Symbol seiner ausgeführten Bestimmung. Dann wird in ihm ein neuer Trieb erweckt, den Schiller den Spieltrieb nennt, in welchem die beiden Grundtriebe vereinigt wirken, und der daher das Gemüth zugleich moralisch und physisch nöthigt, damit aber, die einseitige Herrschaft jedes von beiden aufhebend, den Menschen sowohl physisch als moralisch in Freiheit setzt. Heisst nun der Gegenstand des Stofftriebes Leben,

3) In der ersten Ausgabe der Briefe (Horen 1795) heisst er der Sachtrieb.

der des Formtriebes Gestalt, so wird der Gegenstand des Spieltriebes lebende Gestalt sein, nach Schiller die Bezeichnung des Schönen in der weitesten Bedeutung. Das höchste Ideal des Schönen ist in dem möglichst vollkommenen Bund und Gleichgewicht der Realität und der Form zu suchen. Durch die Schönheit wird der sinnliche Mensch zur Form und zum Denken geleitet, der geistige Mensch zur Materie zurückgeführt und der Sinnenwelt wiedergegeben. »Das Gemüth geht also« — damit schliesst Schiller — »von der Empfindung zum Gedanken durch eine mittlere Stimmung über, in welcher Sinnlichkeit und Vernunft zugleich thätig sind, ebendeswegen aber ihre bestimmende Gewalt gegenseitig aufheben. Diese mittlere Stimmung, in welcher das Gemüth weder physisch noch moralisch genöthigt und doch auf beide Art thätig ist, verdient vorzugsweise eine freie Stimmung zu heissen, und wenn man den Zustand sinnlicher Bestimmung den physischen, den Zustand vernünftiger Bestimmung aber den logischen und moralischen nennt, so muss man diesen Zustand der realen und activen Bestimmbarkeit den ästhetischen heissen«<sup>4)</sup>.

Ist nun also dieser Zustand das Ideal menschlicher Vollkommenheit, so ist er doch für Schiller keineswegs das Höchste, was der Mensch als Geist, als vernünftiges Wesen zu leisten vermag. »In dem ästhetischen Zustand,« sagt er (a. a. O. S. 84), »ist der Mensch Null, insofern man auf ein einzelnes Resultat, nicht auf das ganze Vermögen achtet. — — Daher muss man denjenigen vollkommen Recht geben, welche das Schöne und die Stimmung, in die es das Gemüth versetzt, in Rücksicht auf Erkenntniss und Gesinnung für völlig indifferent und unfruchtbar erklären. Sie haben vollkommen Recht; denn die Schönheit giebt schlechterdings kein einzelnes Resultat weder für den Verstand noch für den Willen; sie führt keinen einzelnen weder intellectuellen noch moralischen Zweck aus; sie findet keine einzige Wahrheit, hilft uns keine einzige Pflicht erfüllen und ist mit einem Worte gleich ungeschickt, den Charakter zu gründen und den Kopf aufzuklären. Durch die ästhetische Cultur bleibt also der persönliche Werth eines Menschen oder seine Würde, insofern diese nur von ihm selbst abhängen kann, noch völlig unbestimmt, und es ist

<sup>4)</sup> Zwanzigster Brief a. E. Werke XII, 84.

weiter nichts erreicht, als dass es ihm nunmehr von Natur wegen möglich gemacht ist, aus sich selbst zu machen, was er will, — dass ihm Freiheit zu sein, was er sein soll, vollkommen zurückgegeben ist.« Der ästhetische Zustand ist demnach nur »die nothwendige Bedingung, unter welcher wir allein zu einer Einsicht und zu einer Gesinnung gelangen können. Mit einem Wort: es giebt keinen andern Weg, den sinnlichen Menschen vernünftig zu machen, als dass man ihn zuvor ästhetisch macht« (S. 94); womit denn deutlich ausgesprochen ist, dass der ästhetischen Stimmung, gegenüber der Moralität, keine andre Stellung als die des Mittels zum Zwecke beigelegt wird. Und noch einmal heisst es bald nachher (S. 93): »Durch die ästhetische Gemüthsstimmung wird — — der physische Mensch so weit veredelt, dass nunmehr der geistige sich nach Gesetzen der Freiheit« (also moralischen Gesetzen) »aus demselben bloß zu entwickeln braucht.« Allerdings entwischt Schiller auch am Ende des 23sten Briefs im Strome der Rede der Satz: der Mensch »muss lernen edler begehren, damit er nicht nöthig habe, erhaben zu wollen,« auf den Fischer so grosses Gewicht legt. Allein gleich der Anfang des folgenden Briefs zeigt, wie wenig ernst dieses »nicht nöthig haben« gemeint ist. Denn hier heisst es: »Es lassen sich also drei verschiedene Momente oder Stufen der Entwicklung unterscheiden, die sowohl der einzelne Mensch als die ganze Gattung nothwendig und in bestimmter Ordnung durchlaufen müssen, wenn sie den ganzen Kreis ihrer Bestimmung erfüllen sollen. — — Der Mensch in seinem physischen Zustand erleidet bloß die Macht der Natur; er entledigt sich dieser Macht in dem ästhetischen Zustand, und er beherrscht sie in dem moralischen.«

Wie konnte nun aber Goethe über diese Briefe, in denen doch Schiller ebenso wenig als in der Abhandlung über Anmuth und Würde seine Einstimmung mit den Grundsätzen der Kantischen Moral verleugnete, so viel günstiger urtheilen als über jene? Hatte er durch den neuen Freund so schnell eine bessere Meinung über die Kantische Philosophie gewonnen?<sup>5)</sup> Es ist dies

5) Später hatte er sie allerdings (vergl. seinen Aufsatz: Einwirkung der neuern Philosophie, in den nachgelassenen Schriften X, 49). Gegen Eckermann erklärte er Kant für den vorzüglichsten aller neueren Philoso-

nicht eben wahrscheinlich, aber auch gar nicht nöthig anzunehmen, denn die Sache lässt sich sehr einfach aufklären. Wie aus dem Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe hervorgeht (2te Ausgabe I, S. 22), sendete jener diesem unter dem 20. October 1794 von den Briefen über ästhetische Erziehung soviel, als für das erste Stück der Horen bestimmt war. Entsprech dieser Bestimmung die Ausführung, so waren dies nur die neun ersten Briefe. Damit stimmt auch überein, was Schiller über ihren Inhalt an Goethe schreibt. Es heisst da: »So verschieden die Werkzeuge auch sind, mit denen Sie und ich die Welt anfassen, und so verschieden die offensiven und defensiven Waffen, die wir führen, so glaube ich doch, dass wir auf einen Hauptpunkt zielen. Sie werden in diesen Briefen Ihr Portrait finden, worunter ich gern Ihren Namen geschrieben hätte, wenn ich es nicht hasste, dem Gefühl denkender Leser vorzugreifen. Keiner, dessen Urtheil für Sie Werth haben kann, wird es verkennen, denn ich weiss, dass ich es gut gefasst und treffend genug gezeichnet habe.« Dieses Portrait Goethe's kann sich wol nur auf folgende Stelle im neunten Briefe beziehen: »Der Künstler ist zwar der Sohn seiner Zeit, aber schlimm für ihn, wenn er zugleich ihr Zögling oder gar noch ihr Günstling ist. Eine wohlthätige Gottheit reisse den Säugling bei Zeiten von seiner Mutter Brust, nähre ihn mit der Milch eines bessern Alters, und lasse ihn unter fernem griechischen Himmel zur Mündigkeit reifen. Wenn er dann Mann geworden ist, so kehre er, eine fremde Gestalt, in sein Jahrhundert zurück; aber nicht, um es mit seiner Erscheinung zu erfreuen, sondern furchtbar wie Agamemnon's Sohn, um es zu reinigen. Den Stoff wird er zwar von der Gegenwart nehmen, aber die Form von einer edleren Zeit, ja, jenseits aller Zeit, von der absoluten unwandelbaren Einheit seines Wesens entlehnen. Hier aus dem reinen Aether seiner dämonischen Natur rinnt die Quelle der Schönheit herab, unangesteckt von der Verderbniss der Geschlechter und Zeiten, welche tief unter ihr in trüben Strudeln sich wälzen. Seinen Stoff kann die Laune entehren, wie sie ihn geadelt hat, aber die keusche Form ist ihrem Wechsel entzogen« (Werke XII, 34). Dass es

phen, dessen Lehre sich fortwirkend erwiesen habe und in unsre deutsche Cultur am tiefsten eingedrungen sei; er empfahl ihm besonders die Kritik der Urtheilskraft und bekannte, dass auch er Kant nicht ohne Gewinn studirt habe (Eckermann's Gespräche I, S. 352).

mit der Fortsetzung der ästhetischen Briefe bisher sehr langsam gegangen sei, beklagt Schiller unter d. 29. November (Briefw. I, S. 31). Gesetzt aber, was nicht wahrscheinlich, es sei in jener ersten Sendung auch schon das Manuscript der sieben folgenden Briefe, die im zweiten Stück der Horen erschienen, enthalten gewesen, so nimmt doch Schiller erst vom 21sten Briefe an die eben bezeichnete Wendung, welche darthut, dass er keineswegs mit Kant zu brechen gedachte. Also entweder auf die neun ersten Briefe, oder auf diese und die sieben folgenden bezieht sich die Antwort Goethe's vom 26. October, in der er sagt (Briefwechsel S. 23): »Das mir übersandte Manuscript habe sogleich mit grossem Vergnügen gelesen; ich schlürfte es auf einen Zug hinunter. Wie uns ein köstlicher, unsrer Natur analoger Trank willig hinunter schleicht und auf der Zunge schon durch gute Stimmung des Nervensystems seine heilsame Wirkung zeigt, so waren mir diese Briefe angenehm und wohlthätig, und wie sollte es anders sein, da ich das, was ich für Recht seit langer Zeit erkannte, was ich theils lobte, theils zu loben wünschte, auf eine zusammenhängende und edle Weise vorgetragen fand?« Und noch einmal, bei der Rücksendung d. 28. October: »Hierbei folgen Ihre Briefe mit Dank zurück. Hatte ich das erstemal sie bloß als betrachtender Mensch gelesen und dabei viel, ich darf fast sagen völlige Uebereinstimmung mit meiner Denkweise gefunden, so las ich sie das zweitemal im praktischen Sinne und beobachtete genau: ob ich etwas fände, das mich als handelnden Menschen von seinem Wege abbringen könnte; aber auch da fand ich mich nur gestärkt und gefördert, und wir wollen uns also mit freiem Zutrauen dieser Harmonie erfreuen.« Wie weit entfernt aber jetzt Schiller war, seinen Kantianismus aufzugeben, zeigt sein Brief an Goethe vom 28. October, in dem er äussert, Herder könne ihm seinen Kantischen Glauben nicht verzeihen; aber er erwarte auch von den Gegnern der neuen Philosophie keine Duldung, denn diese trage einen viel zu rigoristischen Charakter, als dass eine Accommodation mit ihr möglich wäre. Aber dies mache ihr in seinen Augen Ehre, denn es beweise, wie wenig sie die Willkür vertragen könne. Eine solche Philosophie wolle nicht mit blossem Kopfschütteln abgefertigt sein. Es erschrecke ihn gar nicht, zu denken, dass das Gesetz der Veränderung, vor welchem kein menschliches und kein göttliches Werk Gnade finde, auch die Form dieser Philosophie, wie

jede andre, zerstören werde; aber die Fundamente derselben würden dieses Schicksal nicht zu fürchten haben, denn so alt das Menschengeschlecht sei, und so lange es eine Vernunft gebe, habe man diese Fundamente anerkannt, und im Ganzen darnach gehandelt. — Und Schiller blieb Kantianer auch in seinen nachfolgenden philosophischen Schriften, wie es sich sogleich zeigen wird.

Der Schluss der ästhetischen Briefe erschien im sechsten Stücke der Horen von 1795. Sei es nun, dass Schiller Missverständnisse über seine wahre Meinung hinsichtlich des Verhältnisses des Schönen zum Sittlichen nur befürchtete, oder bereits in Erfahrung gebracht hatte, schon im neunten Stück desselben Jahrgangs steht von ihm ein Aufsatz »von den nothwendigen Grenzen des Schönen, besonders im Vortrag philosophischer Wahrheiten,« und im elften Stück ein zweiter »über die Gefahr ästhetischer Sitten.« Beide vereinigte er zuerst in der Sammlung seiner kleineren prosaischen Schriften (1804) unter dem Titel: »über die nothwendigen Grenzen beim Gebrauch schöner Formen,« unter welchem sie auch in die Werke übergegangen sind. Hierzu kam noch im dritten Stück der Horen von 1796 der Aufsatz »über den moralischen Nutzen ästhetischer Sitten.« Alle drei sind als erläuternde Nachträge zu den ästhetischen Briefen zu betrachten und beweisen unwiderleglich, dass Schiller auch nicht entfernt daran dachte, die Ethik in der Aesthetik aufgeben lassen zu wollen. Denn in dem ersten dieser Aufsätze finden wir die Bemerkung, dass der Geschmack zwar die Begierden veredele, und dadurch diese mit den Forderungen der Vernunft übereinstimmender werden, aber selbst daraus für die Moralität zuletzt grosse Gefahr entstehen könne. »Dafür nämlich, dass bei dem ästhetisch verfeinerten Menschen die Einbildungskraft auch in ihrem freien Spiele sich nach Gesetzen richtet, und dass der Sinn sich gefallen lässt, nicht ohne Beistimmung der Vernunft zu geniessen, wird von der Vernunft gar leicht der Gegendienst verlangt, in dem Ernst ihrer Gesetzgebung sich nach dem Interesse der Einbildungskraft zu richten und nicht ohne Beistimmung der sinnlichen Triebe dem Willen zu gebieten. Die sittliche Verbindlichkeit des Willens, die doch ganz ohne alle Bedingung gilt, wird unvermerkt als ein Contract angesehen, der den einen Theil nur so lange bindet, als der andre ihn erfüllt« (Werke XII, 154). — Im zweiten Aufsatz

lesen wir die eng an Kant sich anschliessende Erklärung: »Für die Vernunft, als sittliche Gesetzgeberin, wird desto mehr gewagt, wenn sie sich von der Neigung schenken lässt, was sie ihr abfordern könnte; denn unter dem Scheine der Freiwilligkeit kann sich leicht das Gefühl der Verbindlichkeit verlieren, und ein Geschenk lässt sich verweigern, wenn der Sinnlichkeit einmal die Leistung beschwerlich fallen sollte. Ungleich sichrer ist es also für die Moralität des Charakters, wenn die Repräsentation des Sittengefühls durch das Schönheitsgefühl wenigstens momentweise aufgehoben wird, wenn die Vernunft öfter *unmittelbar* gebietet und dem Willen seinen wahren Beherrscher zeigt« (a. a. O. S. 457). — Und ebenso bestimmte und unzweideutige Erklärungen enthält der dritte Aufsatz. Der Geschmack könne zwar die Moralität des Betragens begünstigen, er selbst aber könne durch seinen Einfluss nie etwas Moralisches erzeugen. »Der Sieg des Geschmacks über den rohen Affect ist ganz und gar keine sittliche Handlung, und die Freiheit, welche der Wille hier durch den Geschmack gewinnt, noch ganz und gar keine moralische Freiheit. Der Geschmack befreit das Gemüth bloß insofern von dem Joche des Instincts, als er es in seinen Fesseln führt; und indem er den ersten und offenbaren Feind der sittlichen Freiheit entwaffnet, bleibt er selbst nicht selten als der zweite noch übrig, der unter der Hülle des Freundes nur desto gefährlicher sein kann. Den Geschmack regiert das Gemüth auch bloß durch den Reiz des Vergnügens — eines edleren Vergnügens freilich, weil die Vernunft seine Quelle ist —, aber wo das Vergnügen den Willen bestimmt, da ist noch keine Moralität vorhanden« (Werke XII, 274).

Endlich findet das Vorgetragene auch noch seine volle Bestätigung durch mehrere Stellen in Schiller's Abhandlung »über das Erhabene« aus dem Jahr 1796. Es mag genügen, zwei anzuführen und damit die, allerdings etwas zahlreichen, aber, wie es mir schien, als Belege nothwendigen wörtlichen Anführungen zu schliessen. »Bei dem Schönen,« sagt er an dem einen Orte (Werke XII, 288), »stimmen Vernunft und Sinnlichkeit zusammen, und nur um dieser Zusammenstimmung willen hat es Reiz für uns. Durch die Schönheit allein würden wir also ewig nie erfahren, dass wir bestimmt und fähig sind, uns als reine



Intelligenzen zu beweisen. Beim Erhabenen hingegen stimmen Vernunft und Sinnlichkeit nicht zusammen, und eben in diesem Widerspruch zwischen beiden liegt der Zauber, womit es unser Gemüth ergreift. Der physische und der moralische Mensch werden hier aufs schärfste von einander geschieden, denn gerade bei solchen Gegenständen, wo der erste nur seine Schranken empfindet, macht der andre die Erfahrung seiner Kraft und wird durch eben das unendlich erhoben, was den andern zu Boden drückt. « Welche Bedeutung aber Schiller seinen Briefen über die ästhetische Erziehung des Menschen beigelegt wissen wollte, das geht wol am schlagendsten aus folgender Stelle hervor (a. a. O. S. 299): »Das Schöne macht sich bloß verdient um den Menschen, das Erhabene um den reinen Dämon in ihm; und weil es einmal unsre Bestimmung ist, auch bei allen sinnlichen Schranken uns nach dem Gesetzbuch reiner Geister zu richten, so muss das Erhabene zu dem Schönen hinzukommen, um die ästhetische Erziehung zu einem vollständigen Ganzen zu machen, und die Empfindungsfähigkeit des menschlichen Herzens nach dem ganzen Umfang unsrer Bestimmung und also auch über die Sinnenwelt hinaus zu erweitern. Ohne das Schöne würde zwischen unsrer Naturbestimmung und unsrer Vernunftbestimmung ein immerwährender Streit sein. Ueber dem Bestreben, unserm Geisterberuf Genüge zu leisten, würden wir unsre Menschheit versäumen und, alle Augenblicke zum Aufbruch aus der Sinnenwelt gefasst, in dieser uns einmal angewiesenen Sphäre des Handelns beständig Fremdlinge bleiben. Ohne das Erhabene würde uns die Schönheit unsrer Würde vergessen machen. In der Erschlaffung eines ununterbrochenen Genusses würden wir die Rüstigkeit des Charakters einbüßen und, an diese zufällige Form des Daseins unauflösbar gefesselt, unsre unveränderliche Bestimmung und unser wahres Vaterland aus den Augen verlieren. Nur wenn das Erhabene mit dem Schönen sich gattet, und unsre Empfänglichkeit für beides in gleichem Maasse ausgebildet worden ist, sind wir vollendete Bürger der Natur, ohne deswegen ihre Sklaven zu sein, und ohne unser Bürgerrecht in der intelligiblen Welt zu verscherzen. «

Der Gedanke, der Schiller's Briefen über ästhetische Erziehung zu Grunde liegt, gehört eigentlich schon Kant an. Denn

dieser sagt<sup>6)</sup>: »Der Geschmack macht gleichsam den Uebergang vom Sinnenreiz zum habituellem moralischen Interesse ohne einen zu gewaltsamen Sprung möglich.« Aber freilich war für Schiller der Geschmack nicht bloß »gleichsam,« sondern wirklich dieser Uebergang; und hier tritt die Differenz zwischen den Theorien beider Denker über den Ursprung des Schönen hervor. Für Kant war der Grund seiner Behauptung der, dass erstens der Geschmack »die Einbildungskraft auch in ihrer Freiheit als zweckmässig für den Verstand bestimmbar vorstellt, und sogar an Gegenständen der Sinne, auch ohne Sinnenreiz, ein freies Wohlgefallen finden lehrt,« und zweitens, dass, wie er a. a. O. ausführt, ihm das Schöne ein Symbol des Sittlichguten ist, d. h. das Schöne, bei wesentlicher Verschiedenheit vom Sittlichen, doch auch mehrere Analogien zu diesem hat. Ein wirklicher Uebergang zum Sittlichen kann bei Kant das Schöne deshalb nicht sein, weil er das Gefühl des Schönen für diejenige Lust erklärt, die eine Folge des freien Spiels der Einbildungskraft und des Verstandes, also von zwei Erkenntnisvermögen, und die Harmonie derselben der Grund jener Lust ist<sup>7)</sup>. Da nun aber das Sittliche auf Verhältnissen von Begehrungsvermögen (der Vernunft zur Begierde) beruht, so kann zwischen ihr und dem Schönen keine nähere Beziehung als blosser Analogie bestehen. Schiller dagegen, der, wie aus seinem Briefwechsel mit Körner zu ersehen ist<sup>8)</sup>, anfangs das Schöne im Begehrungsvermögen, »unter der Rubrik der praktischen Vernunft« suchte, will es in den Briefen aus dem freien Spiel erklären, das entsteht, wenn Stofftrieb und Formtrieb, d. i. Sinnlichkeit und Vernunft, aber beide sowohl in der theoretischen als in der praktischen Bedeutung genommen, sich das Gleichgewicht halten und insofern harmoniren, wo dann also in der »ästhetischen Stimmung« allerdings der ganze Mensch sich bethätigt. Und dann ist diese Stimmung der wirkliche Uebergang, nicht nur vom

6) Kritik der Urtheilskraft § 59 a. E. (Werke, herausgegeben von Hartenstein, VII, 228).

7) Kritik der Urtheilskraft § 9 (Werke VII, 60 f.).

8) Man vergleiche die in Koberstein's Geschichte der deutschen Nationallitteratur, II, 4809, angeführten Stellen.

sinnlichen Begehren zum sittlichen Wollen, sondern auch zugleich vom sinnlichen Erkennen zum denkenden.

Es kann wol nicht Schiller's Meinung gewesen sein, dass in jeder Gattung des Schönen alle Gemüthskräfte, die theoretischen und die praktischen zugleich, sich bethätigen, sondern nur, dass die Bedingungen, unter denen uns das Sinnlichschöne und das Sittlichschöne zur Erscheinung kommt, dies mit einander gemein haben, dass Stoff und Form sich im harmonischen Gleichgewicht befinden, dass aber bei dem Sinnlichschönen die Sinnlichkeit oder Empfindungsfähigkeit den Stoff, der Verstand die Form giebt, indess beim Sittlichschönen der sinnliche Trieb stoffgebend, und die gesetzgebende Vernunft formend sich verhält. Er brachte also eigentlich zur Kantischen Theorie, als eine neue, von Kant nicht zugestandene Gattung des Schönen, das Sittlichschöne und erklärte dasselbe auf ganz analoge Weise aus dem freien Spiel der praktischen Vermögen, wie das Sinnlichschöne von Kant aus dem Spiel der theoretischen erklärt worden war. Für Kant gab es nur ein Sittlicherhabenes. Neben diesem auch dem Sittlichschönen Anerkennung zu verschaffen, dies war es, was vor Allem Schiller am Herzen lag. Welch ein strenger Kantianer er war, das wird am besten durch die Bescheidenheit der Ansprüche bewiesen, die er dabei machte. Nicht das Bürgerrecht in der Ethik forderte er für seinen Schützling, sondern nur die Stelle des treuen Pförtners am Eingang zum Heiligthum. Er durfte in der That mehr für ihn verlangen; denn die zartesten und edelsten Blüten der sittlichen Gesinnung erscheinen nicht in der Form erhabener Willensstärke, sondern in der harmonischen Gestalt der Schönheit. Wenn Kant ihm wenigstens dies zugab, dass die Tugend wegen ihrer wohlthätigen Folgen gar wohl die Begleitung der Grazien verstatte und hierdurch anmuthig werde<sup>9)</sup>, so konnte dies Schiller schwerlich befriedigen, da er die Anmuth der Tugend in die Einstimmung zwischen Pflicht und Neigung setzte, die Schönheit überhaupt in einem harmonischen Verhältniss suchte. In Schiller's Streben, das Gute mit dem

9) In der bekannten Anmerkung der zweiten Ausgabe seiner »Religion innerhalb der Grenzen der blossen Vernunft« (Werke, VI, 483).

Schönen zu verschmelzen, verräth sich seine, schon von Wilhelm von Humboldt gerühmte, griechische Sinnesart. Aber er vereinigte mit ihr römische Kraft und deutsche Innigkeit.

Dass Goethe selbst nicht die Meinung hegte, Schiller von Kant zu sich herübergezogen zu haben, erhellt aus dem zuvor angeführten Aufsatz im zehnten Band der nachgelassenen Schriften. In ihrem Gespräche, — so erzählt er dort — habe Schiller das Evangelium der Freiheit gepredigt, er dagegen die Rechte der Natur nicht verkürzt wissen wollen. Mehr vielleicht aus freundschaftlicher Neigung gegen ihn als aus Ueberzeugung, habe Schiller in den ästhetischen Briefen die gute Mutter Natur nicht mit jenen harten Ausdrücken behandelt, die ihm den Aufsatz über Anmuth und Würde so verhasst gemacht hätten. Weil er selbst aber hartneckig und eigensinnig die Vorzüge der griechischen Dichtungsart nicht allein hervorgehoben, sondern sogar ausschliesslich für die einzig rechte und wünschenswerthe gelten gelassen habe, so sei Schiller zu schärferem Nachdenken genöthigt worden, und diesem Conflict verdanke man die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung, nach der beide Dichtungsarten sich bequemen sollten, einander gegenüberstehend, sich wechselsweise gleichen Rang zu vergönnen. Hierdurch habe Schiller den ersten Grund zur ganzen neueren Aesthetik gelegt, er selbst aber, Goethe, sich an eine Sprache gewöhnt, die ihm zuvor völlig fremd gewesen sei, und in die er sich um so leichter habe finden können, als er durch die höheren Vorstellungen von Kunst und Wissenschaft, die sie begünstigte, sich selbst vornehmer und reicher habe dünken mögen. — Hiermit ward nun zwischen beiden grossen Dichtern ein Frieden abgeschlossen, nach dem sie aufhörten, Natur und Freiheit, Objectivität und Subjectivität, Realismus und Idealismus für unvereinbare Gegensätze zu halten, vielmehr in der Verschmelzung derselben das höchste Ziel der Kunst erkennen, zugleich aber auch das Uebergewicht jedes von diesen beiden Elementen über das entgegengesetzte in ihrer Verbindung für vollkommen berechtigt erklärten, und so den scheinbaren Gegensatz ihrer Dichtungsweisen auf eine blosse Verschiedenheit der Mischungsverhältnisse derselben beiden gemeinsamen Elemente zurückführten. Schiller trat weder zu Goethe, noch Goethe zu Schiller über, sondern jeder behauptete sich in seiner ursprünglichen Eigenthümlichkeit, unter aufrichtiger

**Beistimmung des Freundes.** Und da Schiller den wissenschaftlichen Ausdruck seines subjectiven Idealismus in der kritischen Philosophie gefunden hatte, so blieb er auch nach wie vor Kantianer.

Fragt man endlich noch, was denn eigentlich Goethe'n in der Abhandlung über Anmuth und Würde auf so entschiedene Weise abstiess, dass er selbst noch in viel späteren Jahren nicht ohne einen gewissen Groll ihrer zu gedenken vermochte, so dürfte dies wol hauptsächlich in der Gegend zu suchen sein, wo Schiller in einer Anmerkung von dem Genie als einem blossen Naturerzeugniss spricht (Werke XI, 342), das, nach der verkehrten Denkart der Menschen, die, was nach keiner Vorschrift nachzuahmen und durch kein Verdienst zu erringen sei, gerade am höchsten schätzten, mehr bewundert werde als erworbene Kraft des Geistes. Der schroffen Entgegensetzung von Natur und Geist konnte Goethe nicht seine Beistimmung geben, da er stets gewohnt war, Geist in der Natur und Natur im Geiste zu suchen und zu finden, und der Kraft des Wollens nur eine mässige und sehr bedingte Gewalt zuerkannte. Wenn ferner Schiller dort äussert, die allgemeinen Naturkräfte führten mit den besondern einen ewigen Krieg, und die kunstreichste Technik der Natur werde endlich von der Cohäsion und Schwerkraft bezwungen, so konnte dies Goethe'n nur widerwärtig berühren, der nicht einmal von geologischen Revolutionen etwas hören wollte, sondern dem die Natur eine friedlich und freundlich waltende Macht war, lebendig bis ins Kleinste, still und sinnig schaffend, und neubildend selbst da, wo sie nur zu zerstören scheint. Dass sie dem Menschen, wie Schiller sagt, nicht wohl andre als sinnliche Vorzüge ertheilen könne, die ganze Ausstattung selbst des Genie's nur eine lebhafte und blühende Einbildungskraft sei, der Geist erst dem rohen Naturstoff Form geben müsse — das waren Ansichten, die denen Goethe's diametral entgegenliefen. Wenn es aber gar am Ende jener Anmerkung heisst, die poetisirende Einbildungskraft sinke zuweilen ganz zu dem Stoffe zurück, aus dem sie sich losgewickelt habe, und verschmähe es nicht, der Natur bei einem andern solidern Bildungswerk zu dienen, wenn es ihr mit der poetischen Zeugung nicht recht mehr gelingen wollte, so durfte Goethe darin wohl einen herben Ausfall auf seine damals allerdings etwas

erschaffte dichterische Produktionskraft und seine naturwissenschaftlichen Studien finden, der ihn verstimmt und gegen Schiller einnahm, bis die persönliche Bekanntschaft die Missverständnisse ausglich und Schiller's freudig und öffentlich ausgesprochene Anerkennung der Grösse von Goethe's Genius den Verletzten völlig versöhnen musste.

**BERICHTE**  
ÜBER DIE  
**VERHANDLUNGEN**  
DER KÖNIGLICH SÄCHSISCHEN  
**GESELLSCHAFT DER WISSENSCHAFTEN**  
ZU LEIPZIG.

**PHILOLOGISCH-HISTORISCHE CLASSE.**

**ZWÖLFTER BAND.**

**1860.**

**MIT 10 TAFELN.**

**LEIPZIG**  
**BEI S. HIRZEL.**

**Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.**

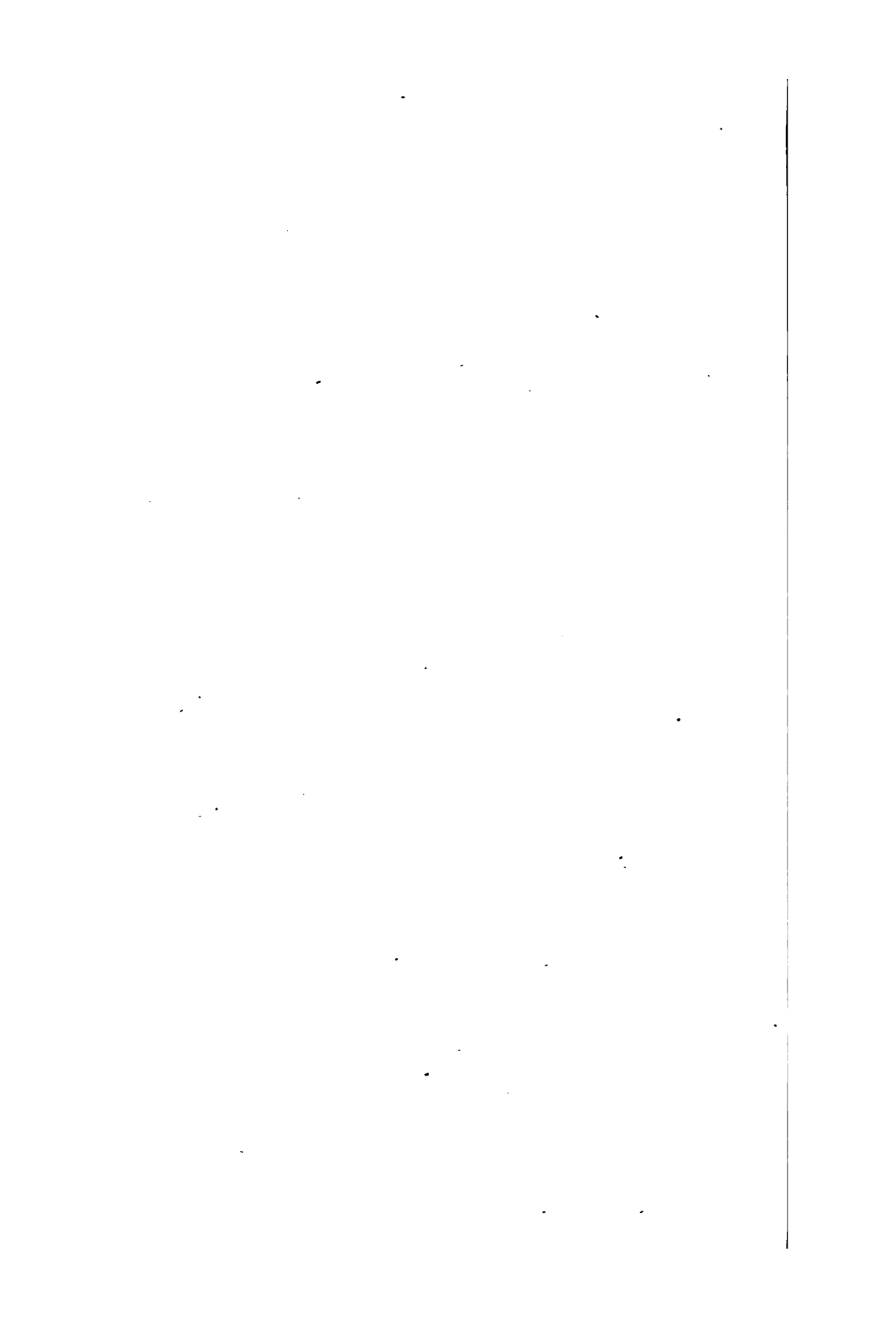


## I N H A L T.

---

<b>Stark, über Antiken in dem Museum Meermanno-Westreenianum im Haag. (Hierzu Taf. I—V) . . . . .</b>	<b>S. 4</b>
<b>Derselbe, über unedirte Venusstatuen und das Venusideal seit Praxiteles. (Hierzu Taf. VI—IX) . . . . .</b>	<b>46</b>
<b>Brockhaus, Analyse des 6. Buches von Somadeva's Märchen- sammlung . . . . .</b>	<b>101</b>
<b>Overbeck, über ein in Eleusis gefundenes Relief, welches des Triptolemos Aussendung darstellt. (Hierzu Taf. X). . . . .</b>	<b>168</b>
<b>Bursian, Archaeologisch-Epigraphische Nachlese aus Griechen- land . . . . .</b>	<b>195</b>

---



Protector der Königlich Sächsischen Gesellschaft  
der Wissenschaften

SEINE MAJESTÄT DER KÖNIG.

---

Ehrenmitglieder.

Seine Excellenz der Herr Staatsminister a. D. *Karl August Wilhelm Eduard von Wietersheim.*

Seine Excellenz der Herr Staatsminister des Cultus und öffentlichen Unterrichts *Johann Paul von Falkenstein.*

---

Ordentliche einheimische Mitglieder der philologisch-  
historischen Classe.

Herr Professor *Heinrich Leberecht Fleischer* in Leipzig, Secretär der philol.-histor. Classe.

- Professor *Hermann Brockhaus* in Leipzig, stellvertretender Secretär der phil.-histor. Classe.
- Hofrath *Eduard Albrecht* in Leipzig.
- Professor *Conrad Bursian* in Leipzig.
- ——— *Gustav Flügel* in Dresden.
- Rector *Friedrich Franke* in Meissen.
- Geheimer Regierungsrath und Geheimer Kammerrath *Hans Conon von der Gabelentz* in Altenburg.
- Geheimer Hofrath *Karl Gütting* in Jena.
- Hofrath *Gustav Hänel* in Leipzig.

Herr Professor *Gustav Hartenstein* in Jena.

- Geheimer Justiz- und Oberappellationsgerichtsrath *Andreas Ludwig Jacob Michelsen* in Jena.
- Hofrath *Karl Nipperdey* in Jena.
- Professor *Johannes Adolph Overbeck* in Leipzig.
- Hofrath *Ludwig Preller* in Weimar.
- ——— *Wilhelm Roscher* in Leipzig.
- Dombherr *Friedrich Tuch* in Leipzig.
- Professor *Wilhelm Wachsmuth* in Leipzig.
- Geheimer Rath *Karl Georg von Wächter* in Leipzig.
- Professor *Anton Westermann* in Leipzig.
- ——— *Friedrich Zarncke* in Leipzig.

Ordentliche auswärtige Mitglieder der philologisch-  
historischen Classe.

Herr Professor *Johann Gustav Droysen* in Berlin.

- ——— *Moritz Haupt* in Berlin.
- ——— *Otto Jahn* in Bonn.
- ——— *Theodor Mommsen* in Berlin.
- Hofrath *Hermann Sauppe* in Göttingen.
- Professor *Karl Bernhard Stark* in Heidelberg.

Ordentliche einheimische Mitglieder der mathematisch-  
physischen Classe.

Herr Professor *Ernst Heinrich Weber* in Leipzig, Secretär der  
mathem.-phys. Classe.

- Professor *Wilhelm Gottlieb Hankel* in Leipzig, stellvertreten-  
der Secretär der mathem.-phys. Classe.
- Geheimer Medicinalrath *Karl Gustav Carus* in Dresden.
- Professor *Moritz Wilhelm Drobisch* in Leipzig.
- ——— *Otto Linné Erdmann* in Leipzig.
- ——— *Gustav Theodor Fechner* in Leipzig.
- Geheimer Regierungsrath *Peter Andreas Hansen* in Gotha.
- Doctor *Wilhelm Hofmeister* in Leipzig.
- Hofrath *Karl Gotthold Lehmann* in Jena.

- Herr Professor *Georg Mettenius* in Leipzig.
- ——— *August Ferdinand Möbius* in Leipzig.
  - ——— *Karl Friedrich Naumann* in Leipzig.
  - ——— *Eduard Pöppig* in Leipzig.
  - *Bergrath Ferdinand Reich* in Freiberg.
  - Professor *Theodor Scheerer* in Freiberg.
  - ——— *Wilhelm Scheibner* in Leipzig.
  - Hofrath *Matthias Jacob Schleiden* in Jena.
  - Professor *Oskar Schlömilch* in Dresden.
  - ——— *Eduard Friedrich Weber* in Leipzig.

Ordentliche auswärtige Mitglieder der mathematisch-  
physischen Classe.

- Herr Professor *Heinrich d'Arrest* in Kopenhagen.
- ——— *Otto Funke* in Freiburg.
  - ——— *Samuel Friedrich Nathanael Stein* in Prag.
  - ——— *Alfred Wilhelm Volkmann* in Halle.
  - ——— *Wilhelm Weber* in Göttingen.

## Verzeichniss

der bei der Königl. Sächsischen Gesellschaft der Wissen-  
schaften im Jahre 1860 eingegangenen Schriften.

### Schriften von gelehrten Gesellschaften, Universitäten und öffentlichen Behörden.

- Abhandlungen der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin aus dem  
Jahre 1854. 2. Supplementband. (*Buschmann*, die Spuren der  
Aztekischen Sprache.) — aus dem Jahre 1858. Berlin 1859.
- Monatsberichte der Königl. Akademie der Wissenschaften zu Berlin. 1859,  
Nov. Dec. 1860, Jan.—Juli.
- Denkschriften der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor.  
Classe, Bd. X. Wien 1860. Mathem.-naturwiss. Classe, Bd. XVII.  
XVIII. Wien 1859. 1860.

- Sitzungsberichte der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Philos.-histor. Classe, Bd. XXX, 2. 3. XXXI, 4—8. XXXII, 1—4. XXXIII, 1. 2. XXXIV, 1—8. Register III. Wien 1858—60. Mathem.-naturwiss. Classe, Bd. XXXV—XL. Register zu Bd. XXI—XXX.
- Fontes rerum Austriacarum. Bd. XVI. XVIII. Wien.
- Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Bd. XXI, 2. XXII, 1. 2. XXIII, 1. 2. XXIV, 1. Wien 1858—1860.
- Notizenblatt. Beilage zum Archiv für Kunde österreichischer Geschichtsquellen. Jahrg. IX. 1859. Wien 1860.
- Almanach der Kaiserl. Akademie der Wissenschaften. Jahrg. 9. 10. Wien 1859. 1860.
- Jahrbuch der K. K. geologischen Reichsanstalt. Jahrg. X, 1—4. XI, 1. Wien 1859. 1860.
- Jahrbuch der K. K. geognostischen Reichsanstalt. Jahrg. X, Jan.—Juni. Wien 1859.
- Verhandlungen der K. K. zoologisch-botanischen Gesellschaft in Wien. Bd. IX. Jahrg. 1859. Wien 1859.
- Mittheilungen der K. K. geographischen Gesellschaft, redig. von Franz Fötterle. Jahrg. III, 3. Wien 1859.
- Abhandlungen der Kön. Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften. 5. Folge. Bd. X. 1857—9. Prag 1859.
- Sitzungsberichte der Königl. Böhmisches Gesellschaft der Wissenschaften. Jahrg. 1859, Jan.—Dec. 1860, Jan.—Juni. Prag 1859. 1860.
- Sitzungsberichte der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften zu München. 1860. Heft 1—3. München 1860.
- Gelehrte Anzeigen, herausg. von Mitgliedern der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften. Bd. 48. Jan.—Juni. München 1859.
- Erinnerungen an Joh. Georg v. Lori. Eine Rede u. s. w. von G. Th. v. Rudhart. München 1859.
- Rede zur Feier des einhundert und ersten Stiftungstages der Königl. Bayerischen Akademie der Wissenschaften, von Liebig. München 1860.
- Von der Bedeutung der Sanskritstudien für die griechische Philologie. Festrede von W. Christ. München 1860.
- Abhandlungen der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Bd. VIII. von den J. 1858 u. 1859. Göttingen 1860.
- Nachrichten von der Georgs-August-Universität und der Königl. Gesellschaft der Wissenschaften zu Göttingen. Vom J. 1859, No. 1—20. Göttingen 1859.
- Neues Lausitzisches Magazin. Im Auftrage der Oberlausitzischen Gesellschaft der Wissenschaften herausg. von G. T. L. Hirche. Bd. 36, 1—4. 37, 1. 2. Görlitz 1859. 1860.
- Zeitschrift für die gesammten Naturwissenschaften. Herausg. von dem naturwiss. Verein für Sachsen und Thüringen von Giebel u. Heintz. Jahrg. 1859. Aug.—Dec. 1860, Jan.—Juni. Berlin 1859. 1860.
- Die Fortschritte der Physik. Dargestellt von der physikal. Gesellschaft zu Berlin. Redig. von A. Krönig. Jahrg. XIV (1858), Abth. 1. 2. Berlin 1860.
- Abhandlungen der naturforschenden Gesellschaft zu Halle. Bd. V, Heft 2—4. Halle 1860.

- Verhandlungen der physikal.-medizinischen Gesellschaft in Würzburg.**  
Redigirt von J. Kölliker u. s. w. Bd. X, 2. 3. Würzburg 1860.
- Würzburger naturwissenschaftliche Zeitschrift, herausg. von der physikal.-  
medizinischen Gesellschaft, redig. von H. Müller, A. Schenk,  
R. Wagner. Bd. I, 1. 2. Würzburg 1860.**
- Würzburger medicinische Zeitschrift, herausg. von der physikal.-medi-  
cischen Gesellschaft, redig. von H. Bamberger, J. Förster,  
v. Scanzoni. Bd. I, 1—4. Würzburg 1860.**
- Amtlicher Bericht der deutschen Naturforscher und Aerzte in Carlsruhe,  
Sept. 1858. Carlsruhe 1859.**
- Verhandlungen des naturhistor.-medicin. Vereins in Heidelberg. Bd. II.,  
1. 2. 1859.**
- Jahrbücher des Vereins für Naturkunde im Herzogthum Nassau. Herausg.  
von C. T. Kirschbaum. Heft 13. Wiesbaden 1859.**
- Jahresbericht (36. 37.) der Schlesischen Gesellschaft für vaterländische  
Cultur. Breslau 1858. 1859.**
- Wissenschaftliche Mittheilungen der physikal.-medicin. Societät zu Erlan-  
gen. Bd. I, Heft 2. Erlangen 1859.**
- Jahresbericht des physikal. Vereins in Frankfurt a. M. für das Rechnungs-  
jahr 1858—1859. Frankfurt 1860.**
- Der zoologische Garten. Organ der zoologischen Gesellschaft in Frankfurt a. M.  
Herausg. von D. F. Weiland. Jahrg. I, Heft 1—6. 10—19. Frank-  
furt a. M. 1860.**
- Bericht (8.) der Oberhessischen Gesellschaft für Natur- und Heilkunde  
Giessen 1860.**
- Bericht (1.) des Offenbacher Vereins für Naturkunde. Offenbach 1860.**
- Schriften der Universität zu Kiel aus dem Jahre 1858. Bd. 5. Kiel 1859.**  
— aus dem Jahre 1859. Bd. 6. Kiel 1860.
- Statuten der Pollichia, eines naturwiss. Vereins für die Pfalz. Neustadt a.  
d. Haardt. 1855. 2. Ausg.**
- Jahresbericht der Pollichia. III, 1845. IV, 1846. VI, 1848. IX—XVII,  
1851—1859. Neustadt a. d. Haardt.**
- Zoologische Notizen von H. C. Geubel im Auftrage der Pollichia. Landau  
1852.**
- Verhandlungen der naturforschenden Gesellschaft in Basel. Th. II. 2—4.  
Basel 1860.**
- Jahresbericht der naturforschenden Gesellschaft Graubündens. Neue Folge.  
Jahrg. V. Chur 1860.**
- Correspondenzblatt des naturforschenden Vereins zu Riga, redig. von E. L.  
Seezen. Jahrg. XI. Riga 1859.**
- Mémoires la société de physique et d'histoire naturelle de Genève. T. XV,  
P. 2. Genève 1860.**
- Mémoires couronnés et autres mémoires publiés par l'académie royale  
des sciences, lettres . . . en Belgique. Collection in-8°. T. IX et X.  
Bruxelles 1859.**
- Bulletin de l'académie royale . . . de Belgique. 25<sup>ème</sup> année. Sér. II. T. VII  
et VIII. Bruxelles 1859.**
- Annuaire de l'académie royale . . . de Belgique 1860. 26<sup>ème</sup> année.  
Bruxelles 1860.**

- Verhandelingen d. Kon. Akademie van Wetenschappen . . . te Amsterdam. Letterkunde, Deel I. Natuurkunde, Deel VII. Amsterdam 1858. 1859.
- Verslagen en Mededeelingen d. Kon. Akademie van Wetenschappen . . . te Amsterdam. Letterkunde, Deel IV. V. Natuurkunde, Deel VIII. Amsterdam 1858—1860.
- Catalogus van de Boekerij d. Kon. Akademie van Wetenschappen . . . te Amsterdam. Deel I, 2. Amsterdam.
- Jaarboek van de Kon. Akademie van Wetenschappen . . . te Amsterdam voor 1858. 1859.
- Verslag over den Paalworm, uitgegeven door de natuurkundige Afdeeling d. Kon. Akad. van Wetenschappen. Amsterdam 1860.
- Archiv für die Holländischen Beiträge zur Natur- und Heilkunde von F. C. Donders u. W. Berlin. Bd. II, 3. Utrecht 1860.
- Preisaufgaben der Utrechter Gesellschaft für Kunst und Wissenschaft. 1860.
- Atti dell' I. R. Istituto Veneto di scienze, lettere ed arti. T. V, Serie 2, Disp. 3—9. Venezia 1859. 1860.
- Philosophical transactions of the royal society of London for the year 1859. Vol. 449, P. 1. 2. London 1859.
- Proceedings of the royal society of London. Vol. X, No. 85—88. London 1859.
- The royal society (List of members) 30<sup>th</sup> Nov. 1859.
- Notices of the proceedings at the meetings of the members of the royal institution of Great-Britain. Part IX, Nov. 1858—July 1859. London 1859.
- Memoirs of the royal astronomical society of London. Vol. XXVII. XXVIII. London 1859. 1860.
- Monthly notices of the astronomical society of London. Vol. XVIII. Nov. 1857—Jul. 1858. London 1858.
- Ray society instituted MDCCCXLIV. London 1858. — The oceanic hydrozoa . . . by Th. Henry Huxley. London 1859.
- Transactions of the royal society of Edinburgh. Vol. XXII, 4—4.
- Proceedings of the royal society of Edinburgh. Session 1858—1859.
- The Journal of the royal Dublin society. No. 45. Oct. 1859. No. 46. et 47. Jan. 1860. Dublin 1859. 1860.
- Journal of the geological society of Dublin. Vol. I, P. 3. 4. II, 4. 3. III. IV. V. VI. 4. 2. VII, 4. 4. 5. VIII, 4. 2. Dublin 1837—1859.
- Memoirs of the literary and philosophical society of Manchester. Ser. II, Vol. XV, P. 2. London 1860.
- Proceedings of the literary and philosophical society of Manchester. 1858—1859, p. 60—143. 1859—1860, p. 144—252.
- Comptes rendus des séances et mémoires de la société de biologie. T. V, sér. 2. Année 1858. Paris 1859.
- Mémoires de la société impér. des sciences naturelles de Cherbourg. T. VI. Paris 1858.
- Oversigt over det Kon. Danske Videnskabernes Selskabs Forhandlinger i Aar. 1859. Kjøbenhavn 1860.
- Forhandlinger af det Videnskabs-Selskabet i Christiania, Aar. 1858. Christiania 1859.
- Beretning om Bodsfaengslets Virksomhed Aar. 1858. Christiania 1859.



- Al-Mufassal, opus de re grammatica arabicum, auct. Abu'l-Kásim Mahmúdd Bin 'Omar Zamachsario. Ed. J. P. Broch. (Universitatis Programma a. MDCCCLIX semestri posteriori editum.) Christiania 1859.
- Kon. Svenska Vetenskaps-Akademiens Handlingar. Ny Följd. Bd. II, 1. 2. Stockholm 1857. 1858.
- Öfversigt af Kon. Vetenskaps-Akademiens Förhandlingar. 44. 45. Årg. 1858. 1859. Stockholm 1859. 1860.
- Kon. Svenska Fregatten Eugeniens Resa omkring jorden 1854—1855. Zoologi III. IV. Stockholm 1859. 1860.
- Nova acta reg. soc. scient. Upsaliensis. Ser. III. Vol. II. Upsaliae 1856—1858.
- Års-skrift utgifven af Kon. Vetenskaps-Societeten i Upsala. 4. Årg. Upsala 1860.
- Mémoires de l'académie impér. des sciences de St. Pétersbourg. Sér. VII, T. I, 4—15. II, 4—7. III, 1. St. Pétersbourg 1859. 1860.
- Bulletin de l'académie impér. des sciences de St. Pétersbourg. T. I. 1—9, II, 1—3. St. Pétersbourg 1859.
- Nouveaux mémoires de la société impér. des naturalistes de Moscou. T. XI. XII. XIII, 1. Moscou 1860.
- Bulletin de la société impér. des naturalistes de Moscou. Année 1859, 2—4. 1860, 1. Moscou 1859. 1860.
- Transactions of the American philosophical society held at Philadelphia. Vol. XI. New Series. P. 3. Vol. XII. New Series. P. 2. Philadelphia 1859. 1860.
- Proceedings of the American philosophical society held at Philadelphia. Vol. VI, No. 59. 60. Vol. VII, No. 61—63. Philadelphia 1858. 1859. Dazu: List of Members und Laws.
- Proceedings of the academy of natural sciences of Philadelphia. 1859, pag. 4—355. Nebst Anhang und Index. — 1860, pag. 4—96.
- Proceedings of the American association for the advancement of science. 42<sup>th</sup> meeting held at Baltimore Maryland, May 1858. 43<sup>th</sup> meeting held at Springfield Massachusetts, Aug. 1859. Cambridge 1859. 1860.
- Annals of the Lyceum of natural history of New York. Vol. VIII. Dec. 1858—March 1859. No. 4—3, p. 1—103.
- Memoires of the American academy of arts and sciences. New Series. Vol. VII. A Glossary of later and byzantine Greek, by E. A. Sophocles. Cambridge and Boston 1860.
- Smithsonian contributions to knowledge. Vol. XI. Washington 1860.
- Annual report of the board of regents of the Smithsonian institution for the year 1858. Washington 1859.
- Transactions of the academy of St. Louis. St. Louis 1859.
- Zwölfter Jahresbericht des Ohio-Staats-Ackerbaurathes mit einem Auszug der Verhandlungen der County-Ackerbaugesellschaften u. s. w. für das Jahr 1857. Columbus Ohio 1858.
- Jahresbericht der Ohio-Staats-Landbaubehörde für das Jahr 1858. Columbus Ohio 1859.
- Report of the commissioner of patents for the year 1857. Arts and manufactures. Vol. I—III. — for the year 1858. Arts and manufactures. Vol. I—III. Washington 1858. 1859. — for the year 1858. Agriculture. — for the year 1859. Agriculture. Washington 1859. 1860.

- Report of the superintendent of the coast survey during the year 1857. — during the year 1858. — Washington 1858. 1859.
- Report on the geological survey of the state of Iowa . . . by J. Hall and J. D. Whitney. Vol. I, P. I, Geology. P. 2, Palaeontology. Published by authority of the legislature of Iowa. 1858.
- Boletín de la sociedad de naturalistas Neo-Granadinos. Bogota 1860. (Bogen 1 u. 2.)

### Schriften für das magnetische Observatorium.

- Nautical monographs. No. 4. Observatory Washington, Oct. 1859.
- Dr. J. Lamont, Untersuchungen über die Richtung und Stärke des Erdmagnetismus. München 1858.
- Dr. J. Lamont, Magnetische Untersuchungen. München 1859.
- Jahrbücher der K. K. Centralanstalt für Meteorologie und Erdmagnetismus. Bd. VI. Jahrg. 1854. Wien 1859.
- Observations made at the magnetical and meteorological observatory at St. Helena etc. printed under the superintendence of Major-General Edw. Sabine of the Royal Artillery. Vol. II. 1841—1849. London 1860.
- Repertorium für Meteorologie von der Kaiserl. geograph. Gesellschaft zu St. Petersburg, redig. von Dr. L. F. Kämtz. Bd. I, 3. 4. Dorpat 1860.
- Meteorologiska Jacttagelser i Sverige utgifna af Kongl. Svenska Vetenskaps-Akademien, bearbetade af Er. Edlund. Bd. I. 1859. Stockholm 1860.
- A. T. Kupffer, Annales de l'observatoire physique central de Russie. Année 1857, No. 1. 2. St. Pétersbourg 1860.
- Compte-rendu annuel 1858. St. Pétersbourg 1860.
- Recherches expérimentales sur l'élasticité des métaux. T. I. St. Pétersbourg 1860.

### Einzelne Werke.

- Moritz Börner, Die fossilen Mollusken des Tertiärbeckens von Wien. Bd. II. Bivalven.
- C. L. Kirschbaum, Die Athysanus-Arten der Gegend von Wiesbaden. Wiesbaden 1858.
- Von der Mark, Chemische Untersuchung der Hermannsborner Stahl- und Sauerquellen. Dortmund 1860.
- Er. Edlund, Berättelse om framstegen i Fysik &c. Stockholm 1859.
- C. H. Boheman, Berättelse om framstegen i Insekternas, Myriapodernas och Arachnidernas Naturhistoria. Stockholm 1859.
- B. W. Feddersen, Beiträge zur Kenntniss des elektrischen Funkens. (Inauguraldissertation.) Kiel 1857.
- Karlmagnus Saga ok Kappa Hans &c. udgivet af C. R. Unger. I. Christiania 1859.
- C. A. Bjerknes, Ueber die geometrische Repräsentation der Gleichungen zwischen zwei veränderlichen, reellen oder complexen Grössen. Christiania 1859.

- D. C. Danielssen, Beretning om en zoologisk Reise. Christiania 1859.
- Eilert Sundt, Fortsat Beretning om Fantefolket. Christiania 1859.
- Eilert Sundt, Om Ædruelighedens Tilstanden i Norge. Christiania 1859.
- Kaiser, Den norske Kirkehistorie under Katholicismen. I. Bd. II. Bd. Christiania 1856—58.
- P. A. Munch, Norges Historie i kortfattet Udtog. 4. Udgave. Christiania 1858.
- R. Martin d'Angers, Mémoire sur le calendrier musulman et sur le calendrier hébraïque (2 Expl.). Paris 1857.
- Programm zu den mit den Schülern der Königl. polytechnischen Schule und der Königl. Baugewerkschule in Dresden zu haltenden Prüfungen 1859/60.
- A. Mühlry, Allgemeine geographische Meteorologie u. s. w. Leipzig und Heidelberg 1860.
- Dr. E. Harles, Neurophysiologische Forschungen. Zürich 1860.
- Hippocratis et aliorum medicorum veterum reliquiae. Mandatu academiae regiae disciplinarum quae Amstelodami est ed. Fr. Zach. Ermersins. Vol. I. Trajecti ad Rhenum 1859.
- Swod Zakonov Rossijskoi Imperii (russisch). Fortsetzung III. St. Petersburg 1859.
- Jac. van Maerlant, Rymbybel . . . voor de eerstemaal uitgeg. door J. David. Deel III. Brüssel 1859.
- Maury, Lettre à Quetelet, de la nécessité d'un système général d'observations nautiques et météorologiques.
- Lamont, Lettre à Quetelet, sur le magnétisme terrestre.
- Secchi, Lettre à Quetelet, sur la variation des éléments magnétiques.
- Quetelet, Table de mortalité. — Observations de phénomènes périodiques. — Sur la différence de longitude des observatoires de Bruxelles et de Berlin déterminée 1857 par des signaux galvaniques. — De la statistique sous le rapport du physique, du moral et de l'intelligence. (Sonderabzüge).
- M. E. A. Naumann, Ergebnisse und Studien aus der medicinischen Klinik. Bd. II. Leipzig 1860.
- W. Ferrel, The motions of fluids and solids relative to the earths surface etc. (Aus the Mathematical Monthly, Vol. I. und II.) New York 1860.
- J. Dalton, On the phosphates and arseniates, microcosmic salt etc. Manchester 1840.
- A. C. G. Jobert, The philosophy of geology. 2. edit. London 1847.
- A. C. G. Jobert, Ideas or outlines of a new system of philosophy. London 1848.
- A. C. G. Jobert, Ideas &c. Essay the second and last. London 1849.
- Lud. Stephani, Apollon Boëdromios, Bronze-Statue im Besitz Sr. Erlaucht des Grafen Sergei Stroganoff. Mit 4 Kupfertafeln. St. Petersburg 1860.
- R. F. Köttig, Geschichtliche, technische und statistische Notizen über den Steinkohlenbergbau Sachsens. Leipzig 1860.
- Die Landtafel des Markgrafenthums Mähren. Liefg. XV—XVIII. Brünn 1860.

- Bericht über die Thätigkeit des kaufmännischen Vereins zu Leipzig 1859/1860. Leipzig 1860.
- G. Forchhammer, Om Søvandets bestanddele og deres fordeeling i havet. Kjöbenhavn 1859.
- H. Lebert, Klinik des acuten Gelenkrheumatismus. Erlangen 1860.
- Fenicis, Monografia scientifica sulle cause delle comparse de' bruchi e sui metodi praticandi per la di lor distruzione. Napoli 1860.
- Accessions-Verzeichniss der Friedensteinischen Sammlungen im Jahre 1859 (5 Expl.).
- C. E. v. Malortie, Beiträge zur Geschichte des Braunschweig-Lüneburgischen Hauses und Hofes. 1. u. 2. Heft. Hannover 1860.
- Monatliche und jährliche Resultate der an der Königl. Sternwarte bei München angestellten meteorologischen Beobachtungen. Supplementband III von Dr. Lamont. München 1859.
- Commentationes botanicae auct. fratribus Schultz Bipontinis. Neapoli Nemetum 1859.
- C. H. Schultz, de entero-mesenteritide contagiosa. Monachii 1834.
- Sam. Houghton, Notes on geology and mineralogy from the Journal of the geological society of Dublin, Jan. 10, 1855, Vol. VI, p. 409—Vol. VI, p. 2; from the Quart. Journal Geol. Soc. Vol. XII, p. 475, Aug. 1858; from the Philosophical Magazine, Oct. 1855—Jan. 1859—Apr. 1859. (Acht Hefte.)
- J. S. Welhaven, Tale ved det norske Universitets mindefest for Kong Oscar den 22. Sept. 1859. Christiania 1859.
- Personalier oplæste ved Hans Maj. Kong Oscar den I. begravelse. Christiania 1859.
- F. V. Hayden, Geological sketch of the estuary and fresh water deposit forming the bad lands of the Judith river. — Jos. Leidy. Extinct vertebrata of the Judith river. (Sonderabzüge aus Transactions of the American philosophical society held at Philadelphia. Vol. XII, P. 2. Philadelphia 1859.)
- D. D. Owen, First report of a geological reconnoissance of the northern countries of Arkansas, made 1857 and 1858. Little Rock 1858.
- G. O. Swallow, Geological report of the country along the line of the south-western branch of the Pacific railroad state of Missouri. St. Louis 1859.
- Humboldt-Institut. Programm der deutschen naturwissenschaftlich-medizinischen Schule in St. Louis. St. Louis 1859.

## 14. FEBRUAR.

Vorgelegt wurde ein von Herrn *Stark* eingesandter Aufsatz über *Antiken in dem Museum Meermanno-Westreenianum im Haag*.

Bei einem Besuche der Kunstsammlungen und gelehrten Anstalten Hollands Ende August 1858 fand ich im Haag leider die in der königlichen Bibliothek befindliche ausgezeichnete Münz- und Gemmensammlung durch einen bedeutenden Umbau, der in dem Gebäude vorgenommen wurde, ganz unzugänglich, aber die überaus grosse Freundlichkeit und Gefälligkeit des Vorstandes der königl. Bibliothek, des Herrn *Holtrop*, dessen Verdienste um die Geschichte des Drucks und Holzschnittes wie dessen umfassende literarhistorischen Kenntnisse allgemein bekannt sind, verschaffte mir den Eintritt in eine, soviel ich weiss, dem archäologischen Publikum<sup>4)</sup> bisher gänzlich unbekannt gebliebene Sammlung, die von einem reichen Privatmann, dem Baron *Westreenen*, in langen Jahren auf vielfachen Reisen gesammelt, aber ebenso sehr auch den Augen seiner nächsten Freunde entzogen, nach dem Tode des Besitzers mit einem grossen Palaste und bedeutenden Geldmitteln als Vermächtniss in den Besitz des Staates übergegangen ist. Auch jetzt noch fehlt es nicht an wunderlichen Bestimmungen, wie z. B. dass die Sammlung nur zwei Donnerstage in jedem Monat dem Publikum zugänglich ist, dass sie trotz der bedeutenden Geldmittel nicht vermehrt werden soll u. dergl. Was innerhalb der einmal gezogenen Grenzen aber zur würdigen Anordnung und Nutzbarmachung der Sammlung im Interesse der Wissenschaft gethan werden kann, geschieht gewiss unter der jetzigen Verwaltung, an deren Spitze Herr *Holtrop*

4) Für das grössere Kunstpublikum in Deutschland ist eine kurze Besprechung der Sammlung im deutschen Kunstblatt 1854, n. 42 von V. in Amsterdam erschienen. Ueber die darin befindlichen Manuscripte mit Miniaturen, die Holzschnitte und Kupferstiche hat G. F. Waagen einen eingehenden Bericht gegeben in derselben Zeitschrift Jahrgang 1852 No. 28. 29. 30. 31.

steht. Ein wissenschaftlicher Katalog und Publikationen der wichtigsten Gegenstände möchten dabei zunächst ins Auge zu fassen sein. Bedauern muss man freilich, dass in Holland ausser dem würdigen und thätigen Vorsteher des Leydener Reichsmuseums keine einzige wissenschaftliche Kraft den antiken Kunststudien zugewandt ist, dass auf keiner der in streng philologischer Beziehung so tüchtig ausgestatteten Universitäten auch nur eine Vorlesung über Archäologie gehalten, geschweige eine methodische Anleitung zum Studium der antiken Denkmäler gegeben wird.

Einstweilen erlaube ich mir die archäologischen Notizen, die ich mir bei einem einmaligen Besuche gemacht habe, kurz mitzuthemen und dann vier anziehende Denkmäler, deren Zeichnung auf meine Bitte Herr Holtrop von einem sehr geschickten Künstler ausführen liess, zu veröffentlichen und eingehend zu besprechen. Die treffliche Ausführung derselben verpflichtet uns gegen dem Künstler, Herrn Nyhoff, wie die Liberalität und rasche Fürsorge dabei gegen Herrn Holtrop zum lebhaftesten Danke.

#### Kapitel I. Archäologischer Gesamtbestand der Sammlung.

Es giebt kaum einen Zweig künstlerischer Technik und eine kunstgeschichtliche Periode, die in den mannigfaltigen Räumen des Palais Westreenen nicht vertreten wäre: von kleinen ägyptischen Anticaglien zu griechisch-römischen Marmorwerken, Bronzen, antiken Thongefässen, Münzen, zu byzantinischen Gemälden, Gemälden der altitalienischen wie der nordischen Schulen, zu Siegeln, Münzen und Medaillen, zu kleinen Werken in Bronze und Marmor der ersten Renaissance, des Rococo, wie der Neuzeit, dann vor allem zu dem kostbaren Schatze im Bibliotheksaal an Miniaturen der Flandrischen Schule, besonders jenem ganz bewundernswerthen für Karl V. von Frankreich von Jan von Brügge 1374 gemalten Miniaturcodex einer französischen Bibel, an ersten Drucken, an Prachtdrucken, an ältesten Holzschnitten und Kupferstichen, wandert man mit immer neuer Ueberraschung. Verweilen wir etwas länger im Zimmer der Antiken, so fallen uns zunächst einige freistehende Köpfe, Statuetten, Aschenbehälter auf. Ein kleiner Herkules in Marmor, ruhig stehend, mit dem Löwenfell über den linken Arm geschlagen, in der Rechten die Keule nach unten angelehnt, ein männ-

licher Kopf von rosso antico, fälschlich als ein römischer Portraitkopf bezeichnet, während er vielmehr ein jugendlicher Idealkopf ist, ein Liviakopf, zwei spätrömische Kaiserköpfe begegnen uns hier. An einer Aschenkiste zieht sich rechts und links von der Inschrift und an beiden Seiten ein Blumen- und Fruchtkranz hin; vorn zeigen sich dabei zwei pickende Vögel. Die Inschrift lautet:

D. M.  
 ATERIAE SABINAE  
 VXORIP/ETATEETCASTITATE  
 INCOMPARABILI  
 VIX. ANNOSXLV  
 CLODIVSMOERENS  
 POS.

Zwei Schränke sind mit Anticaglien der verschiedensten Art angefüllt, besonders kleinen Bronzen, unter denen manche Fälschung sich befindet, Mercur wie meist in derartigen Sammlungen am Rhein eine grosse Rolle spielt, Terracotten, kleinen Gefässen aus rother Erde, wie sie so massenhaft in Holland selbst, so im Forum Hadriani gefunden werden, kleinen Gläsern, einzelnen Marmorfragmenten, Mosaiktheilchen. Als das Bedeutendste und wahrhaft Anziehende zeigten sich mir bei näherer Musterung sofort das Fragment einer Marmorstatuette und die zwei Reliefs, deren Beschreibung und Erklärung uns unten näher beschäftigen soll. Alle jenen kleinen Bronzen werden weit übertroffen an Kunstwerth durch einen grossen Bronzegriff, wie es scheint eines Spiegels, oder Halter überhaupt, den Herr Holtrop mit Recht in einer brieflichen Mittheilung »d'un modèle parfait, un chef d'oeuvre« nennt. Auch diesen können wir in einer Zeichnung vorlegen und einer genauern archäologischen Untersuchung unterwerfen.

Wie ist man erstaunt, in einem eigenen Schranke dieses Zimmers endlich einer ganzen Reihe von Gegenständen zu begegnen, die uns nach der vorherrschenden Menge von Werken römischer Technik mittleren Werthes nun in eine ganz griechische Kunstwelt einführt und worunter Stücke erlesenster Art sich befinden! Ich meine die Reihe Vasen aus der Sammlung

Canino, von der der grösste Theil nach München, einiges auch nach Leyden, gekommen ist. Auch in der vollständigsten Uebersicht der Schicksale der Vasen und ihrer gegenwärtigen Besitzer bei Jahn (Beschreibung d. Vasensammlung d. König Ludwig. München 1854. Einleitung p. XVIII. XIX.) finden wir von der Existenz solcher hier nichts erwähnt<sup>2)</sup>. Wir begegnen Beispielen aller Stilgattungen von der ältesten Gattung von Gefässen mit hellem, gelbem, auch weissem Grunde und braunen sowie violetten Figuren (A), zu dem strengen Stile schwarzer Figuren auf hellem, ja auch weissem Grunde (B), dann zu der Mehrzahl edelsten Stiles mit hellrothen Figuren auf schwarzem Grunde und glänzendstem Firniss (C), endlich zu Beispielen der flüchtigen jüngeren Zeichnung (D). Folgende sind die Gefässe, über die ich mir bei immerhin rascher Durchsicht Notizen gemacht habe.

A. Die älteste Gattung ist durch eine grosse zweihenklige Amphora glänzend vertreten. Drei Reihen von Thieren umgeben den unteren Theil des Gefässbauches: Leoparden, Sirenen und Stiere, darüber Leoparden und Böcke, Esel und Schwäne. Der obere Theil des Gefässkörpers zeigt eine Hauptdarstellung und eine unbedeutendere der Rückseite. Herakles mit Löwenfell angethan und mit Schwert bewaffnet greift nach Deianira, die auf dem Rücken des auf die Vorderfüsse niedergesunkenen Kentauren Nessos sitzt; davor befinden sich drei weibliche und eine männliche Gestalt, hinter Herakles eine weibliche und zwei männliche Gestalten. Auf der Rückseite ist eine erotische Scene gebildet: 7 nackte Gestalten in begehrliehen Stellungen. Dabei finden sich auf der Vorderseite folgende wie es scheint bedeutungslose Inschriften:

NOEZOA NOIM NOAOI ZOΓVT ΓOC ΓEOALCH  
ΓVOFCOL und auf der Rückseite TOTVOL TOTOI  
TVODIO EIOF HOOI.

2) Durch O. Jahns Güte erhielt ich folgende katalogische Arbeiten über die Vasenfunde und Sammlung des Prinzen von Canino: *Museum étrusque de Luc. Bonap. prince de Canino. Viterbe 1829; Descript. d'une collect. de vases peints etc. par J. de Witte. Paris 1837; Réserve étrusque, Londres 1838; Notice d'une collection de vases peints tirés des fouilles faites etc. par feu le prince de Canino, Paris 1843 und 1845.* Es ist mir jedoch nicht gelungen, in denselben die hier beschriebenen Stücke mit Evidenz nachzuweisen, sowie es bei dieser vorläufigen Beschreibung durchaus nicht gerathen schien, sie mit den vielfach sich darbietenden Parallelen zu beschweren.



Der Hals des Gefässes ist mit einer doppelten Palmettenstellung in der an das assyrische Ornament erinnernden Form verziert.

**B.** Zur Gattung mit schwarzen Figuren auf hellem Grunde gehört 2. eine grosse zweihenklige Amphora mit zwei grossen Darstellungen, Verzierung am Hals und am Fusse. Herakles, mit Löwenfell und Schwert bewaffnet, weit ausschreitend, hält in der Rechten die Keule gehoben, mit der Linken fasst er den Helmbusch einer auf ein Knie gesunkenen Amazone, die Speer, Schild und Schwert hat. Hinter ihr schreiten eilig zwei Amazonen mit gezogenen Schwertern herbei, hinter Herakles eilt eine Amazone mit Bogen und Köcher und hoher asiatischer Kopfbedeckung herzu. Die Hinterseite weist eine der bekannten Abschiedsscenen junger Helden: zwei stehen sich einander gegenüber, sich die Hand reichend; der junge Mann mit Helm, Schild und Beinschienen ausgerüstet; das Zeichen des Schildes sind drei Kugeln. Daneben zwei Greise, deren einem ein Knabe etwas darreicht.

3. Ein grosses tassenförmiges Gefäss (*σκύφος*) ebenfalls mit Heraklesdarstellung: Herakles, gegenüber einer Amazone, zu den Seiten Iolaos und eine andere Amazone.

4. Grosser Lekythos: Herakles würgt ein in Schlängengestalt ausgehendes Ungeheuer mit bärtigem Kopf (Triton).

5. Eine zweihenklige Amphora mit schwarzen und violetten Figuren auf weissem Grunde (vgl. über diese Gattung Jahn Einleitung p. LXXIII). Ein bärtiger Dionysos sitzt auf dem Pfuhl eines Bettes mit darüber sich rankendem Weinstock; vor ihm kniet ein bärtiger Satyr, die rechte Hand erhebend, wie erschreckt. Hinter ihm eilt ein Viergespann mit Wagenlenker fort. Weinstöcke schliessen das Ganze.

6. Zweihenklige Amphora: bärtiger Dionysos mit Fullhorn, zwei scherzende Satyrn zur Seite, der eine fort- der andere herbeieilend. Die Rückseite zeigt drei Krieger, zwei mit Schilden bewaffnet, ruhig stehend; Schildzeichen drei Kugeln und Hintertheil eines Thieres.

7. Kleine zweihenklige Amphora, hellgelb mit bräunlich schwarzen Figuren flüchtiger Zeichnung: sitzender bärtiger Dionysos mit Epheubekränzung, ein Panther und ein zweiter hinter ihm, daneben ein nackter bärtiger Satyr, vor dem eine bekleidete weibliche Gestalt fortheilt.

8. Kleines schlankes zweihenkliges Gefäß mit flüchtiger Zeichnung: eine Frau weist einen Satyr ab, während ein anderer begehrllicher ihr sich naht, Weinranken darüber; zu beiden Seiten ein Schwan. Rückseite: eine jugendliche Gestalt mit Köcher, phrygischer Mütze, Speer, zwischen zwei beschildeten Kriegerern, deren Zeichen ein schwarzes Kreuz und drei Kugeln sind.

C. Gefässe mit rothen Figuren auf schwarzem Grunde edelsten Stiles.

9. Zweihenklige Amphora: einem jugendlichen Krieger reicht eine weibliche Gestalt eine Schale, eine andere weibliche Gestalt die Hand.

10. Dreihenklige Hydria trefflichen Stiles. Um den Hals eine Verzierung von Ranken und Palmetten, unten ein Mäanderband. Von oben schwebt ein Eros herab, rechtshin eilt ein Mädchen in ärmellosem Chiton fort.

11. Grosse dreihenklige Hydria mit Astragalenband oben, Blätterverzierung unten. Ein grosses fein ausgeführtes Schiff mit ausgespanntem Segel, Augen am hohen Hinterbord, schwimmt auf Meereswellen von springenden Delphinen umgeben; ein Steuermann, zwei Paare sich gegenüberstehender Ruderer und eine sechste Gestalt (Schiffsherr oder *κελευστής*) befinden sich darin. Folgende Buchstaben befinden sich dabei: **ICONIV**.

12. Zweihenkliger hauchiger Krater mit Palmetten und Olivenkranz oben, unten Wellen als Verzierung. Zwei Paare von je einem Mädchen und nacktem Jüngling sind in der Mitte dargestellt: bei dem einen Paar reicht die weibliche Gestalt eine Taube, der Jüngling einen Apfel, bei dem anderen reicht jene einen Ball, dieser, der in der anderen Hand einen Stab hält, eine Schale. Eine reizende Darstellung von gegenseitiger Liebeswerbung.

13. Grosser Krater in der vaso a campana genannten Form mit prachtvollen Doppelhenkeln. Ein Epheukranz umgiebt den oberen äusseren Rand. Die Vorderseite zeigt einen Eros, geflügelt, mit Bekrönung und Bindenkopfschmuck, der Epheu- und Olivenzweig haltend an eine Frau herantritt, welche mit Schmuckkästchen und Spiegel davon eilt. Den Revers bilden zwei stehende Mantelfiguren mit runden und kastenartigen Gegenständen in den Händen.

44. Zweihenklige Schale mit Fuss (Kylix). Innendarstellung von einem Epheukranz umgeben: ein nackter geflügelter Eros mit weiblichem Kopfschmuck, einen Kranz haltend, sitzt auf einem Felsen; zwei Tánien hängen zur Seite. An der Aussen-seite zeigen sich zwei sitzende Frauen Kästchen und Binde haltend.

45. Zweihenklige Kylix mit trefflichem Firniss. Innen erscheint ein nackter Jüngling im Begriff sich zu rüsten, ein Band umgiebt sein Haar, er ist mit beiden Händen beschäftigt sich eine Beinschiene anzulegen, die andere liegt daneben, daneben lehnt Schild, Speer, Schwert und Schwertgehänge. An der Aussenseite rüsten sich sechs Krieger, der eine mit Schwert, der andere mit Helm, der dritte mit Schild (Schlange als Zeichen), der vierte mit Speer und Schild (Ochsenkopf als Zeichen), der fünfte mit Beinschienen, der sechste mit Schild (Seepolyp als Zeichen).

46. Grosser Lekythos: zwischen Ranken und grossen Palmetten vorn eine weibliche Gestalt mit Schwan auf dem Schoos sitzend, über der ein runder flacher Gegenstand aufgehängt ist; ihr in dem Rücken ein nackter Jüngling, die rechte Hand zurück an einen Stab angelegt; hinten eine weibliche Gestalt mit Spiegel und Gefäss.

47. Lekythos mit Darstellung eines Adlers.

D. Gefässe mit hellgelben Figuren in flüchtigem Stile und Gefässe mit Reliefverzierung.

48. Einhenkliges offenes Gefäss (*κύαθος* oder *κοτύλη*): zwischen sehr reichen Palmetten und Ranken sind zwei jugendliche Köpfe flüchtig gezeichnet.

49. 20. Zwei grosse schwarze Kannen (*πρόχους*) mit Relief von Epheuranken, Reihen von Bären, Hirschen, wieder Bären und dazwischen gestellte spitze Blätterreihen.

21. Stierköpfiges Rhyton.

## Kap. II. Plastische Denkmäler aus dem Museum Meermann- Westreenianum.

### § 1.

Hermes Kriophoros, ein Spiegelhalter von Bronze. Tafel I.

Fassen wir zuerst die tektonische Anordnung dieser im Ganzen 26 Centim. hohen, wohl erhaltenen Bronze auf, so zerfällt

das Ganze in vier Haupttheile: zunächst in einen nach unten als freitend charakterisirten knopfartigen Körper, bestehend in einem nach unten gerichteten Widderkopf mit hervorstehenden gewundenen Hörnern, zweitens in einer schlanken, nach oben in zwei Arme sich theilenden, als zum Umfassen und zugleich Halten nach oben bestimmt charakterisirten Haupttheil, künstlerisch durchgebildet als nackte hochgezogene, die beiden Arme stützend zu den Seiten des Kopfes erhebende männliche Gestalt. Drittens schliesst das Ganze ein breiter, durchbrochener getragener Gegenstand, bestehend zunächst in einem horizontal auf dem Kopfe des Trägers vermittelt eines durch den Eierstab charakterisirten Polsters aufliegenden Tragbalken, der an beiden Enden in eine leichte Volute ausgeht. Auf diesem liegen sich den Rücken zukehrend zwei Widder mit gewundenen Hörnern, die Vorderbeine eingeschlagen, die Hinterbeine rittlings an den Seiten angelegt. Diese Widder sind selbst mit ihren Hauptern wieder Träger eines schmäleren Kastens, der an beiden Seiten aufwärts und auswärts wenig sich biegt und als einfache dorische bekrönende Kranzleiste gebildet ist; auch er hängt mit den unteren Tragbalken durch ein schmales Mitteltheil zusammen, das durch ein aufrechtstehendes herzförmiges Blatt verdeckt wird. Wer erkennt hier nicht die tektonisch freie Behandlung des architektonischen in Hauptbalken, Fries, Kranzgesims zerfallenden Gebälkes? Ueber der Mitte der oberen Leiste erhebt sich endlich viertens eine breite nicht tief gegliederte Palmette. Die ganze Anordnung des oberen Theiles weist darauf hin, dass er selbst bestimmt ist einen grösseren runden, eingebogenen, aber selbständigen Körper aufzunehmen, der durch Nägel oder Löthen hinter jener Palmette befestigt war.

Mit dieser tektonischen strengen und wohl durchdachten, aber ebenso mannigfaltigen Anordnung stimmt der plastische strenge Charakter der Thier- und vor allem der Menschenbildung. Wir sehen, wie bereits erwähnt, eine nackte, gestreckte männliche Gestalt im jugendlichen, aber ganz entwickelten Alter, dem des griechischen Epheben, vor uns, die Füsse neben einander auf die Vorderballen gestellt, Unter- und Oberschenkel stark, sehnig, nicht fleischig, kräftig gestreckt; die Weichen scharf markirt, sowie die Linien zu den Schamtheilen, die in zierliche Locken gelegte Haare umgeben; der Unterleib ist eingezogen und schwächig, darüber erhebt sich eine breite.

kräftige, gewölbte Brust mit scharfer Umzeichnung der beiden Brusttheile. Die zu dem Oberarm führenden Muskeln sind durch die nach beiden Seiten in gleicher Fläche gehobenen Arme stark angespannt. Die Ellenbogen bilden einen rechten Winkel, indem die Unterarme zu beiden Seiten des Kopfes sich etwas schräg der zu tragenden Last zurichten; nur die innern Ballen der tragenden Hände sind sichtbar. Ein starker Hals trägt den ganz streng nach vorn geradeaus gerichteten Kopf. Das Gesicht zeigt unten ein langes Oval, die obere Stirnrundung ist mehr breit und gedrückt. Die scharfen, fast eckigen Linien, die Stirn und Augenhöhlung begrenzen, die etwas schräg einwärts gestellten, langgezogenen Augen, der geschlossene Mund, das markirte Kinn sind ebenso sehr Beweise des strengen altgriechischen Stiles, als uns in der edeln langen Nase, der Kleinheit des Mundes, dem Lebensvollen der Lippen, der feinen Rundung von Wangen und Unterkinn die Idealität griechischer Kunst überhaupt entgegentritt. Um den Kopf ist einer flachen Perrücke ähnlich das Haar in zierliche parallele, senkrecht auf die Stirne gerichtete Locken gelegt, zu beiden Seiten des Untergesichts und des Halses fällt auf die Schulter das Hinterhaar als einheitliche Masse mit parallelen Lagen herab.

Fragen wir zuerst nach der unmittelbaren Bestimmung dieses tektonischen Gegenstandes, so ist zunächst, wie wir bei der Beschreibung im Einzelnen sahen, das Ganze als Halter oder Träger eines grösseren, rundlichen Gegenstandes sicher. Es fragt sich nun zunächst: gehört es zu einem Gegenstande, der auf dem Boden seinen Stützpunkt hat, diene dieser als Fuss, als Stütze desselben, als einer allein oder einer unter mehreren? also, haben wir den Träger zu einem Dreifuss etwa oder einem Candelaber oder Thronstulpe oder dem Fussgestell eines dieser Gegenstände oder eines Beckens, wie menschliche Gestalten so vielfach und gerade so mannigfaltig in der Zeit des strengen Stiles gebildet wurden, wofür es uns an Beispielen aus etruskischen Gräbern wie Pompeji und Herculaneum nicht fehlt? Zunächst müssen wir sagen, die ganze Bildung ist der Art, dass wir uns nicht, wie so vielfach bei Candelabern, mehrere Stücke der Art übereinander angebracht denken können, und doch wieder ist die Höhe so beschränkt, dass immerhin ein derartiger Träger für einen vom Boden sich erhebenden Gegenstand zu klein wäre, und andererseits ist der Gegenstand so rund und voll ausgearbeitet,

so reich ausgeführt, dass er nicht als an einem blossen Fussgestell angebracht gedacht werden kann. Es bliebe also nur ein Gegenstand übrig, der bestimmt war, auf einer Tischplatte erst aufgestellt zu werden. Dem aber widerspricht das untere Ende, der Widderkopf, weil er das Aufsetzen auf dem Boden oder einer Basis unmöglich macht. Wer irgend mit griechischer Tektonik bekannt ist, weiss, dass zu der Gliederung des zum Aufsetzen bestimmten Theiles ein alter Techniker nie den Kopf eines Thieres, sondern nur die Füsse desselben, also Klauen aller Art, auch wohl Menschenbeine, etwa auch ein ganzes, an der Erde kriechendes Thier, wie Schildkröte, Schnecke anwendet, dass der Kopf durchaus als ein nach oben Endendes oder frei Herausragendes, Hängendes und mit vollem Recht gebildet wird.

Wir können also hier nur an einen Träger eines Gegenstandes denken, der Halter ist oder Griff, bestimmt in der menschlichen Hand frei gehoben zu werden.

Es könnte also ein Halter sein zu einer Waffe, einem sonstigen Instrument, zu einer Schale, endlich einem Toilettegeräth. Zu einem Schwert- oder Messergriff eignet es sich wegen seiner Grösse, Gestrecktheit und den oberen sehr breiten, zur Aufnahme eines noch breiteren und rundlichen Gegenstandes eingerichteten Theiles nicht. Was Schalen mit Griffen, Schöpflöffel, siebartige Löffel betrifft, so sind die Halter der letzteren dem leichten, beweglichen Gebrauche gemäss durchaus schlanker und einfacher gehalten; die Zahl der ersteren ist unter den Monumenten gegenüber der einfach runden Form der Opferschale (*patera*) ausserordentlich klein und dabei der Stiel immer gleichmässig kurz, dick mit Thierkopfen: so auf einem späteren Basrelief zu Pisa bei Inghirami *Monum. etruschi* Ser. VI. No. 3, so ein thönernes von Caylus publicirtes Gefäss (Inghirami a. a. O. Ser. VI. N. 5), so ein bronzenes Gefäss aus Pompeji (Roux und Barré *Hercul. und Pompeji* VI. Taf. 69); es ist die Form unsers Tiegels. Was aber die von Gerhard (*Etrusk. Spiegel* S. 82. Anm. 86. S. 91. 92. 95) für Schalen oder Schüsseln erklärten Denkmäler mit den kunstreichen unserem Denkmale entsprechenden Griffen betrifft, so werden wir sie weiter unten durchaus als Spiegel erwiesen finden, eine Bezeichnung, von der Gerhard für diese Specialfälle nicht hätte abgehen sollen. Ich will hier schon auf eines aufmerksam machen: schwerlich würde ein Grieche eine mensch-

liche langgestreckte tragende Gestalt benutzt haben für ein Instrument, das gerade horizontal getragen wird, wie ein derartiger Napf mit Stiel; für einen Thierkörper ist das natürlich nicht unpassend.

Alles vereinigt sich zur Annahme des Griffes eines Spiegels oder Spiegelbehälters, indem wir dabei die antiken runden Metallspiegel im Auge haben. Dass jene Spiegelbehälter oder Spiegelhalter als *στρογγύλα λοφεῖα* bereits durch Aristophanes (Nub. 746) wohlbekannt sind, dass Exemplare mit Bändern (Gerhard Etr. Spiegel, Taf. XX), ausgezeichnet mit Zeichnungen im Innern, mit Reliefs auf den convexen Seiten, erhalten sind, brauche ich wohl kaum zu erwähnen. Sind an den gewöhnlichen kleinen Exemplaren von Spiegeln die Stiele einfach und in unmittelbarem Zusammenhang mit der Scheibe gearbeitet (Gerhard a. a. O. Taf. XXII—XXX), so können wir eine ganze Scala reicherer Ausschmückung verfolgen: zunächst endet der Stiel in Thierköpfe von Rehen, Stieren, Widdern (Gerhard Taf. XXIV, 1—4. 6—10. 13—15. XXIV, 10. 12. 13—19), der Uebergang in die Mündung des Spiegels oder des Anheftungspunktes wird mit Blumen, Palmetten, Köpfen in Relief, ganzen kleinen Gruppen in Relief oder Zeichnung geschmückt, ein Querstock tritt ein in Voluten endend (Gerhard a. a. O. Taf. XXV—XXIX). Einen merkwürdigen Uebergang bildet endlich ein Silberspiegel mit Griff, an dem eine stehende nackte männliche Gestalt mit Stab in Relief sich befindet (Inghirami Mon. etruschi VI. tav. C. 2. N. 3).

Wenden wir uns nun zu ganzen Statuetten, deren Verbindung mit einem Spiegel oder Spiegelbehälter unzweifelhaft ist, so begegnen uns hier weibliche, männliche und mannweibliche Gestalten; die zweiten bieten für uns das grösste Interesse, da sie die schlagendsten Analogien zu unserem Denkmal an die Hand geben. Ist die bekannte und publicirte Zahl nicht gross, so ist daraus auf die Seltenheit solcher Bildungen auch im Alterthum kein Schluss zu machen, da unter der grossen Zahl von kleinen Bronzestatuen, die irgendwie als tragend mit gehobenem Arm, oder mit Aufsatz, oben schliessender Palmette, oder Blumen bezeichnet sind, auch Spiegelhalter sich befinden werden; so wird dies von einer nackten Venusstatuette mit Blatt oben in der Dresdener Sammlung (Hettner Bildw. d. kön. Antikens. in Dresden 1856. S. 93) schon angenommen. Von weiblichen

Statuetten haben wir bei Gerhard etrusk. Spiegel Taf. CXVII und CXXXVIII (Micali Mon. p. serv. alla stor. etc. t. L. 3) zwei interessante Beispiele, dort eine weibliche nackte Gestalt mit Schmuck um Hals und Arm, den rechten Arm gehoben im rechten Winkel zu dem breiten Kopfaufsatz oder Polster, welches die Spiegelrundung trägt, in der Venus und Amor als Einzeichnung sich finden, in mässiger, fast plumper Arbeit, hier eine bekleidete weibliche Gestalt in streng derber, nicht idealer Tracht, den linken Arm eingestemmt, den rechten nach oben zur Haltung des Polsters gehoben, sichtlich eine Dienerin darstellend; über ihr befindet sich dann ein concaver Spiegelbehälter mit Relief im Innern; der Stil ist besser, sorgfältiger, als bei der ersten Gestalt.

Mit dem Spiegel noch verbunden ist in Pompeji als Griff ein *Hermaphrodit* gefunden, in Stellung und unterer Bildung der von uns publicirten Gestalt entsprechend, auf einem Widderkopf stehend, die gehobenen beiden Arme tragen aber nicht unmittelbar; vom Kopf fällt nach hinten ein Schleier herab (Roux und Barré, Herculaneum und Pompeji VI. Ser. 3 t. 94).

Von noch grösserem Interesse sind für uns die ganz männlichen, hier in Betracht kommenden Gestalten, welche sich auch durch den mehr oder weniger festgehaltenen archaischen Stil unserem Denkmale nähern. Es kommen hier in Betracht zwei bei Gerhard (Etr. Spiegel Taf. XXX und Taf. LX) abgebildete Gegenstände, ferner ein Denkmal aus Pompeji (Roux und Barré VI. Serv. 3. Taf. 94; Overbeck, Pompeji S. 323), ferner ein bereits bei la Chausse (Mus. Roman. II, 22), dann bei Kreuzer (Symbolik und Mythologie III. Heft 3. n. 9, Aufl. 3) publicirter Spiegel mit Griff, endlich die borgianische Erzfigur mit der Inschrift **ANIOVM** (Sutina), ebenfalls von Gerhard S. 89. Note 434 erwähnt, wie es scheint, noch nicht edirt. Die Bildung der jugendlichen nackten Gestalt, die Stellung der Füsse, die Hebung der Arme scheint bei allen dieselbe zu sein. Nur bei dem vorletzten Denkmal ist der rechte Arm gehoben zum Tragen, der linke dagegen ruhig an der Seite hängend und einen Zipfel der auf der Schulter und hier sichtbar werdenden Chlamys fassend. Ueber die Details kann ich nur bei den drei ersten Denkmälern genau berichten und sie bieten gerade für uns das höchste Interesse. Der auf Tafel LX bei Gerhard, vorher von Inghirami Mon. Etr. Serv. VI. tav. O. publicirte, aus Etrurien nahe bei



Canino stammende Spiegelbehälter mit Griff zeigt wesentlich unsere Gestalt mit Widderkopf tragender Gestalt, einen Aufsatz mit zwei ruhenden Widdern und einem Blatt in der Mitte, darüber erheben sich zwei löffelartige Flügel zur bessern Unterstützung des runden, ausgehöhlten oberen Theiles; wie die ganze Gestalt roher, ungeschickter gebildet ist, z. B. auch die Hände, die hinter das zu Tragende gelegt sind, so tritt dies an dem oberen Aufsatz besonders hervor; keine Voluten, kein zierliches Blatt, kein zierlich geschweifeter Oberbalken mit hoher Palmette. Das Rund oder der gehölte schalenartige Diskus ist im Innern ciselirt und zeigt den Hermesstab und am Rande wechselnde Widder und Pfauen; die convexe Rückseite ist ganz glatt; gut erhalten ist die schnabelartige Ausbiegung des Diskus, fälschlich auch von Gerhard als ein Ausguss gefasst, vielmehr zur Aufnahme des kurzen Stiles des hineinzulegenden Spiegels bestimmt.

Weitaus reicher als das eben betrachtete Denkmal und unseres ist der Spiegelhalter mit Griff auf Taf. XXX bei Gerhard, campanischen Ursprunges, gebildet, aber durchaus nicht geschmackvoller, vielmehr überreich. Die männliche nackte Gestalt steht hier nicht auf einem Thierkopf oder Thier, sondern einer Mischgestalt, weiblich, unbekleidet, mit ausgebreiteten Flügeln und nach unten in einen zur umgekehrten Palmette stilisirten Schweif ausgehend. Das obere Stück über dem Kopf zeigt in seiner Mitte nicht allein zwei Widder, sondern diese mit einer unter und an ihnen sich haltenden, schwebenden Gestalt, wobei man sofort des Schafbockes mit Odysseus bei Polyphem sich erinnern wird. Der untere Tragbalken ist zu zwei Blütenfüßhörnern geworden, der obere schliesst mit härtigen Köpfen. Der obere Diskus hat für uns hier durch die Doppelseitigkeit seines Relief- und Ciselirungschmuckes, durch das doppelt Convexe, endlich durch die an der Hauptseite hervortretenden kleinen Halter, in Palmetten umgekehrte Blütenstengel, drei Rosetten Interesse, Dinge, die für eine Patera vollständig sinnlos sind, aber deutlich den Zweck zeigen, einen gewölbten Spiegel auf der Hauptseite hinter die Halter aufzulegen.

Andere Eigenthümlichkeiten bietet das Bronzedenkmal aus Pompeji. Offenbar ist hier die tragende Gestalt freier, anmuthiger, beweglicher gebildet als unsere Bronze, so in dem gebogenen linken Bein, in den auf den Fingerspitzen tragenden Händen;

auch der den noch ganz erhaltenen, glatten Rundspiegel tragende Querbalken ist nun zum schönen einfachen Volutencapitelle geworden. Während aber der weitere Aufsatz mit Widdern und oberer Kranzleiste fehlt, ist hier dagegen das untere Ende reicher durchgebildet und zwar zu dem bestimmten Zwecke des Aufstellens. Es steht daher jene Gestalt auf einer Schildkröte mit hohen Füßen, diese selbst wieder auf einem kleinen von drei Thierklauen getragenen Diskus. Also hier finden sich gerade jene Elemente für feste Basis, die wir bei unserem Denkmale und den sonst beschriebenen vermissen. Die bei Creuzer a. a. O. publicirte Bronze mit Spiegel trägt ebenfalls einen leichten anmuthigen Charakter. Das linke Bein ist zurückgestellt, die Biegung der Arme ist graciös, ebenso das reich herabfallende Haupthaar frei gebildet. Der Kopf trägt mit schmalstem Polster den Spiegelrand, die Füße stehen auf einer Platte, unter der wohl auch ein eigentlicher Fuss sich befand.

Nach alledem kann an der Einreihung unseres Monumentes in Bezug auf Bestimmung, auf tektonische Anlage kein Zweifel mehr sein und wir haben dabei bereits interessante Variationen derselben Grundidee gefunden. Die Betrachtung dieser parallelen Denkmäler führt uns aber unmittelbar weiter zu der letzten, bisher noch nicht aufgeworfenen Frage, der nach der idealen, mythologischen Deutung des Gegenstandes. Ist man auch oft in der Aufsuchung mythologischer, besonders tiefsinniger und dunkler Bedeutungen bei Gegenständen, die rein der künstlerischen Technik und dann der Sitte des äusseren Lebens angehören, viel zu weit, ja bis zum Absurden gegangen, so tritt doch in jeder griechischen künstlerischen Darstellung älterer und guter Zeit, die eine menschliche Handlung zum Mittelpunkt hat, uns eine ideale Typik entgegen, die auf einer mythologischen, allgemein bekannten und weltläufigen Vorstellung beruht. Auch hier haben wir nach ihr zu fragen und sie lässt sich nicht lange suchen. Der Gedanke an einen Atlas, der am nächsten liegt, muss bei näherer Vergleichung der bekannten Atlasbildungen, wie sie z. B. bei Wieseler Denkmäler alter Kunst II Taf. 64 zusammengestellt sind, wie sie bei Basen von Candelabern z. B. Musée Napol. T. IV. pl. 47 sich zeigen, dem ganz entsprechend an dem Postament im kleinen Theater zu Pompeji (Overb. Pompeji S. 132. Note 410), ganz abgewiesen werden; er erscheint alt, bürdig, in der heftigsten Anstrengung, mit gebogenen Knien,

gebeugtem Nacken, mit dem Ausdruck des Duldens: von alledem ist in unserer schlanken, elastischen, jugendlichen Gestalt nichts zu finden. Auch die jugendlicheren Beispiele von Atlanten oder Telamonen (Vitr. VI. 40) an der inneren Attika des Tempels des Zeus zu Agrigent (Müller Denkm. alt. K. I., Taf. 20. N. 402) sowie in dem Tepidarium der älteren Bäder zu Pompeji (Overbeck Pomp. S. 166. Fig. 132) mit ihren tief nach hinten mühsam gebogenen Armen und vorstehenden Ellenbogen, mit der gewaltigen Anstrengung der ganzen Figur, mit ihren gigantischen, dabei in Pompeji mit einem Schurze bekleideten Gliedern können uns zur Vergleichung und Erklärung nicht genügen. Dazu kommt die so markirte Verbindung hier mit dem Widder, als getragenen Gegenstand und auch als stützendem; bei einem anderen Denkmal mit der Schildkröte als Unterlage.

Die ganze Körperbildung der Figur ist durchaus die des Hermes, des eben gereiften Jünglings, des Epheben, in der jüngeren, in den homerischen Stellen (Od. X, 279. II. XXIV, 347. 348) bereits sich zeigenden Auffassung; ebenso entspricht ihm durchaus die ovale, volle und reife Rundung des Gesichtes, die Bildung des Mundes, wie der geöffneten Augen. Nur muss uns Eins auffallen: die Haarbildung mit der lang auf die Schulter herabfallenden Haarmasse, während die jüngere plastische Kunst ihn streng als Epheben mit rund abgeschnittenen Haaren zeigt. Dagegen ist es bekannt, dass die ältere Hermesbildung, die ihn vor allem als Keryken fasst, wie einen Keilbart, so auch oben um den Kopf zierlich gelegtes Haar und lange auf die Schultern herabfallende einzelne Haarflechten hat. Ist damit die allgemeine Begründung auch gegeben, so ist unsre Haarbehandlung von jener in Köpfen und Statuen vielfach nachweisbaren doch wesentlich verschieden; sie entspricht dagegen genau der Haarbehandlung archaischer Apollostatuen, am allerstrengsten der des Apollo von Tenea (Overbeck Gesch. d. gr. Plast. I, Taf. 7). Wir müssen also sagen, dass unsere Hermesgestalt im Haar mit den ältesten apollinischen übereinstimme. Was weiter die Stellung des Körpers betrifft, so stimmt sie in auffallendster und erfreulichster Weise mit älteren Hermesgestalten überein; ganz dieselbe, ganz en face dem Beschauer gegenüber gerichtete, gleichsam militärisch fertige Stellung findet sich an dem Hermes der Ara Borghese (Denkm. alt. K. I, Tafel X, 2), ganz dieselbe an der Marmorstatue der Sammlung

Pembroke des Hermes Kriophoros (D. A. K. II, T. 29. n. 324, Overbeck Gesch. d. gr. Plast. I, S. 164), wie auf der Münze von Tanagra, die die Statue des Kalamis daselbst (Paus. IX, 22. 2) ohne Zweifel uns vorführt (Gerh. Denkm. u. Forsch. 1849, Taf. IX, n. 12). Wichtig ist dabei noch, was z. B. Overbeck ganz übersehen, dass jene Münze den Hermes uns ganz nackt und jugendlich darstellt, nicht mit dem hinten herabhängenden Mantel und Flügelschuhen, was auch schon aus der Stelle des Pausanias und der dort geschilderten Sitte in Bezug auf den *ἐφήβων τὸ εἶδος κάλλιτος* zu vermuthen war. Jugendlich auch als *ἔφηβος* mit *κυνῆ*, mit dem Bock unter dem Arm, in Chlamys, der Strigilis in der Rechten ist Hermes in einer Tanagräischen Terracotte gebildet, worin Conze den dort ausser dem Kriophoros verehrten *πρόμαχος* erkennt (Annal. Inst. archeol. 1858. p. 347. tav. d'agg. O.); eine Strigilis, nicht bloß einen Zipfel der Chlamys zu erkennen, dazu giebt wenigstens die Zeichnung nicht hinreichenden Anlass.

Wir sind hier bereits aber auch an dem Punkt angelangt, wo die thierischen Symbole und das Motiv des Tragens uns an unserer Bronze unmittelbar klar werden, ebenso wie die Schildkröte an dem pompejanischen Spiegelgriffe. Wie der Widder als Symbol der Heerde überhaupt und des Weidelebens, der Zeugung, des Reichthums, des strömenden Regens und Segens, des Stühnopfers alle Seiten fast in der Natur des Hermes berührt, nur nicht die musikalische und die Seite der Klugheit, die in der Schildkröte sich offenbart, so hat die bildende Kunst ihn in verschiedenster Motivirung zum Hermes gestellt, ruhig liegend neben, auch unter dem auf ihm dann sitzenden, ja reitenden Hermes, an seine Hand springend, neben ihm stehend, endlich unter dem Arm und vor allem auf der Schulter dieses guten Hirten getragen; auch der blosse Widderkopf erscheint bei Hermes als Opferanrichter. Hier erscheint er doppelt, die Unterlage bietend als Opferthierkopf, aber vor allem getragen von dem Gott. Und so ist die Gestalt des Hermes als die des Kriophoros wohl zu bezeichnen. Es darf uns dabei das, was das tektonische Gesetz forderte, der Tragbalken, wie die Verdoppelung nicht stören, ebensowenig haben wir darin eine besondere Bedeutung zu suchen. Aber, was jene apollinische Haarbildung betrifft, so dürfen wir auf die innere Zusammengehörigkeit und brüderliche Stellung beider Gottheiten, speciell des Hermes Kriophoros als

Heerden- und Stübgottes zu dem Apollo Karneios hinweisen, die statuarisch im Hain Karnasion bei Stenyklaros ausgesprochen war (Paus. IV, 33, 5). Mit Recht nennt Creuzer (Symbol. und Mythol. III, S. 844) die von uns oben näher bezeichnete, bei ihm publicirte Gestalt geradezu Apolloähnlich, obgleich auch da an einen Hermes mit Chlamys über der Schulter zu denken ist.

Ist es nun, ganz allgemein betrachtet, ein sehr erfreulicher und sinniger Gedanke, eine kräftige svelte Jünglingsgestalt, die den Widder seiner Heerde mit gewandten Armen gefasst hoch trägt, zu einem Träger und Halter eines Gegenstandes in schöner Frauenhand zu machen, so giebt die mythologische Bedeutung uns noch einen ganzen Reichthum feiner Beziehungen; wissen wir doch, wie der Spiegel besonders der Aphrodite zueignet, um ihre Reize zu entfalten und zu gewinnen, wie er als ein sehr beliebter Gegenstand des Geschenks und Erwerbs in Handel und Wandel galt und wie nahe der Führer der Chariten, der in blühendster Anmuth (*χαρισιστάτη ἡβη*) stehende, Anmuth gebende, überall vermittelnde, selbst neckisch lüsterne Götterjüngling zur Aphrodite steht und wie er anderseits im Widder Reichthum gewährend (*πολυρρήμιος*), Handel und Wandel in beweglicher Habe vorstehend auch wohl die Schmucksachen der Damen mit sich führt.

Somit ist der Kreis der Betrachtungen dieser schönen Bronze wesentlich erschöpft und sie aber auch in die treffendsten Beziehungen gebracht. Fragen wir schliesslich noch nach der Entstehungszeit oder richtiger nach der Stilgattung, in der sie gearbeitet ist, so dürfen wir wohl sagen, es ist vielleicht absichtlich die streng archaische Stilgrundlage festgehalten, aber darüber bereits die Anmuth und Schönheit des eben freiwerdenden Stiles gegossen und wir haben, was die ganze Körperbildung betrifft, vielleicht mehr Recht an jene Ephebengestalt des Hermes von Kalamis zu Tanagra zu erinnern, als es in dieser Beziehung Overbeck für jene Statue der Sammlung Pembroke in Anspruch nahm. Und so können wir sagen, wie sie an Grösse alle andern zum Vergleich von uns hervorgezogenen Statuetten, die als Griff von Spiegeln oder Spiegelbehältern dienen, übertrifft, so nimmt sie in diesem Kreise durch ihren Stil eine ebenso hervorragende Stellung ein zwischen den Werken roh alterthümlicher, ungeschickter Technik und den andern Werken

einer auf das Anmuthige oder Schmuckreiche gerichteten Kunst.

§ 2. Verlassene Ariadne, wachend und schlafend.

Taf. II. Torso einer weiblichen Statue von Marmor im Haag.

Taf. III. Marmorstatue des grossherz. Antiquarium in Mannheim.

Der auf Taf. II. in der Grösse des Originals abgebildete kleine Marmortorso übt auf den aufmerksamen Beschauer einen eigenthümlichen Reiz aus. Der Eindruck, den er mir an Ort und Stelle versteckt unter einer Masse mittelmässiger Anticaglien machte, hat sich dann bei vielfacher Beschäftigung mit der trefflichen Zeichnung nur noch gesteigert und individualisirt.

Wir sehen vor uns einen jugendlichen weiblichen Oberkörper, von dem Beginn des Unterleibes nur erhalten; ebenso ist der rechte Arm unmittelbar unter dem Ellenbogen abgebrochen; die Nasenspitze ist verletzt, abgestumpft, sonst Kopf, Körper und linker Arm wohl erhalten. Die Rückseite ist weniger ausgearbeitet, zwischen Arm und Körper sind noch Theile von einem dazwischen befindlichen Körper, Stein oder Gewand sichtbar, daher das Ganze auch in der Aufstellung für die Vorderansicht berechnet war. Die Haltung des Körpers ist eine steilschräge, nach der linken Seite gesenkt, so dass man unmittelbar erkennt, die ganze Gestalt ist an einen festen Körper hinten gelehnt oder steil sitzend und hat zugleich in ihrem oberen Theil einen zweiten Stützpunkt ausserhalb der Körperlinie selbst. Der letztere ist gegeben in dem Ellenbogen des linken Armes, der unter einem weniger als halbrechten Winkel gesenkt ist und auf einem festen Gegenstand aufruhet. Der Unterarm ist senkrecht, ja etwas rückwärts gebeugt, gehoben, um in der hohlen Hand das Haupt zu stützen, so dass seine innere Seite uns entgegentritt. Der rechte Arm ist eng anliegend, ruhend gesenkt, scheint mit der Hand etwas nach vorn gewendet gewesen zu sein. Ist schon der schlanke Hals etwas mehr als der Oberkörper nach links gesenkt, so ist dieses noch bedeutend mehr der Fall mit dem Kopf, der zugleich mehr rückwärts geneigt ist, so dass die Kinnpartien auch in ihrer Unteransicht hervortreten; er ruht mit dem vollen Haar seiner linken Seite in der stützenden Hand.

Haben wir uns die einfachen Grundverhältnisse der ganzen Körperlage vergegenwärtigt, so können wir nun um so schärfer

die Formen selbst und den in ihnen liegenden Ausdruck fassen. Die Formen des Oberleibes sind durchaus jugendlich zart und doch voll behandelt; die Brüste treten wohlgerundet und doch jungfräulich spitz hervor, trefflich sind die Falten des Fleisches nahe der Achsel, mit ausserordentlicher Feinheit Halsgrube und die Partien über den Schlüsselbeinen zu der auf der rechten Seite wegen der Biegung nach links weit geschwungenen Linie, die vom Hals über die Schulter führt, behandelt. Die Schultern schliessen sich eng, leicht gerundet an den Rumpf an, die Arme entsprechen durchaus dem Jugendlichen und doch Fleischigen des Körpers. Am schlanken Hals treten durch die Senkung leichte Falten auf der linken Seite hervor, während an der rechten eine straffere Linie die gespannte Muskellage, die hinter das Ohr führt, zeigt. Wenden wir uns zu dem Kopf, so wird die ovale Gesichtsform durch das reiche rund angelegte, wellige Haupthaar erweitert. Das Haar einfach in der Mitte gescheitelt liegt am Hinterhaupt verhältnissmässig glatt an, ein starkes Band hat die vordere Masse gefesselt, aber doch treten sie in Fülle über Stirn und an den Wangen bis hinab an den Nacken als welliger Bausch hervor.

Die die Stirn umzeichnende Linie ist in leichten Biegungen von den Haarwurzeln überwuchert. Die Stirn ist mässig hoch und wohl gewölbt. Besonders charakteristisch ist die scharf gezeichnete Augenlinie und das Auge mit seiner Umgebung. Hier spricht sich die innere Stimmung auf das Lebendigste aus. Jene, leicht geschwungen, erscheint in den Winkeln an der Nasenwurzel in merklicher Biegung aufgezogen und giebt uns den Eindruck tiefer Bekümmerniss. Die Augen, dadurch tiefer beschattet, sind selbst etwas lang gezogen und unter den Augenlidern wie an der unteren Seite sind die Thränendrüsen gefüllt, die Augen bekommen dadurch einen schwimmenden Ausdruck und doch sind sie noch trocken, noch fast gewaltsam geöffnet. Die Nasenlinie ist scharf und edel, der Steg schmal, die Nasenlöcher sind breiter geöffnet, wie dies bei starker innerer Bewegung sich findet. Der feine kleine Mund ist etwas geöffnet, in der mehr hervortretenden Unterlippe, wie den zuckenden Mundwinkeln ist sinnliches Verlangen und Schmerz eigenthümlich gepaart. Das kleine zierliche Kinn tritt hervor in der vollen gerundeten Linie des Untergesichtes, dessen Anblick, wie wir oben sahen, uns durch die Lage des Kopfes vollständiger gegeben ist. Die

Wangenpartieen sind jugendlich voll, von der edelsten Linie umschlossen. Das feingebildete kleine Ohr ist vor dem hintergestrichenen welligen Haar wohl sichtbar.

Fassen wir das Ganze also zusammen, so haben wir eine an höheren, wahrscheinlich felsigen Hintergrund halbsitzend gelehnte jugendliche weibliche Gestalt vor uns, den Kopf in den linken Arm gestützt, mit dem Ausdrücke sinnender Bekümmerniss, aber zugleich lässt die gänzliche, sichtlich momentane, nicht habituelle Entblössung des jugendlich reizenden Oberkörpers — für den Unterkörper ist eine Gewandung, die von oben herabgesunken ist auf das Unterlager, zu vermuthen und das Haar ist geordnet und zusammengehalten — uns auf eine für das sinnliche Leben, für Liebesschnen oder schwärmerische, alle Fesseln der Convention lösende Erregung empfängliche und davon gerade jetzt mit ergriffene, aber durchaus edle Natur schliessen.

Sehen wir uns zunächst in den mythologischen Idealkreisen um, in die wir unsere Statue versetzen könnten, so werden wir in dem Statuenbereich an Nymphen des Ortes oder der Quellen, bei denen derartige Entblössung des Oberkörpers sowie Ruhen am Fels vielfältigst bezeugt ist, verwiesen werden: an eine rein dem Meerleben angehörige Gestalt zu denken, daran hindert uns doch die Ordnung des Haares und die nicht eigentlich flüssige Behandlung der ganzen Gestalt. Aber dabei können wir nicht stehen bleiben; das ethisch-pathetische Element übt gerade in der Gestalt seine Anziehungskraft aus: hier ist es aber wieder nicht der specifisch aphrodisische Kreis, in die wir sie versetzen könnten, wenn wir sie als Begleiterin der Aphrodite etwa fassen wollten, es kommt jenes Schwärmerische, einer Stimmung mit ganzer Seele sich Hingebende hinzu, das der Griechen im bakchischen Kreise so wunderbar reich durchgebildet hat. Es ist eine edle bakchische Gestalt, in Liebesschmerz und Sehnsucht durch ein besonderes Ereigniss verstärkt, zugleich an eine felsige Lokalität geknüpft. Wir werden somit unmittelbar zum Mythos der *Ariadne* hingeführt.

Ehe wir uns zur allseitigen Vergleichung unseres Marmors mit den Darstellungen der *Ariadne* wenden, freut es mich, zuvor noch eine zweite ebenso anziehende Antike zum ersten Male publiciren zu können, die uns bei ganz entgegengesetzter Motivirung doch die interessantesten Parallelen bietet und zu der-



selben mythologischen Gestalt augenscheinlich führt. In dem Grossherz. Antiquarium zu Mannheim und zwar in dem grossen sehr verödeten Bibliotheksaale befindet sich neben der interessanten Reihe etruskischer Aschenkisten ein kleines Marmorwerk von 2 Fuss Länge und entsprechender Breite, mit ungleicher, geschwungener Grundfläche und einer zwischen Hautrelief und freier Bildung schwankenden Darstellung. Obgleich in dem Katalog der Sammlung von Gräff (II, 39, S. 16) unter den Sculpturen von meist geringem Kunstwerth mit wenig Worten abgefertigt erregt es durch das dargestellte Objekt wie den eigenthümlichen Fluss der Behandlung, durch den Hauch griechischer Kunst, der darüber ausgegossen, bei jedem aufmerksamen Beobachter das lebhafteste Interesse und jeder neue Besuch in der Sammlung steigert den Zauber, der immer wieder zu diesem Marmor hinführt. Die auf Taf. III. veröffentlichte Zeichnung, von Fratrel in Mannheim gefertigt, giebt den Charakter des Monumentes treu wieder. Ueber die Herkunft desselben scheint nichts Näheres bekannt; entweder gehört es bereits dem alten seit Smetius gesammelten Vorrath an oder, was mir wahrscheinlicher, es ist vom Kurfürst Karl Theodor in Rom 1774 nebst jenen Aschenkisten erworben.

Eine weibliche Gestalt auf den Boden gestreckt ist in tiefen Schlummer gesunken. Die Unterlage ist Fels, über den aber ein Theil des Obergewandes schützend gebreitet ist. An der Seite sind Wellen des Meeres angedeutet, aus denen Delphinköpfe hervorschauen. Die Grundlage des Kopfes wie der Füsse ist etwas erhöht, der Marmor in der Mitte eingesenkt, wodurch der Eindruck des in sich ruhig Abgeschlossenen noch gesteigert wird. Eine jugendliche volle, wesentlich bekleidete Gestalt sehen wir vor uns ruhen, den rechten Fuss über den eingebogenen linken Fuss gelegt, mit dem rechten Knie einen stumpfen Winkel bildend. Der rechte Arm ist zur Seite gehoben und rückwärts in den Nacken gelegt mit scharf herausstehendem Ellenbogen, der linke Arm liegt leicht gebogen ruhend an der Seite, mit der Hand auf einem Stück Gewand. Der Kopf ist nach hinten etwas gesenkt, ein wenig nach links gewendet. Reiches feingewelltes Haar umgiebt das Haupt und fällt auf die Schulter; ein Kranz von Epheublättern und Epheublüthenbüscheln zieht sich durch dasselbe hin. Das volle, mehr rundliche Gesicht mit breiter, feingewölbter Stirne, die geschlossenen Augen, der eigen geschlossene Mund,

das zierliche, durch die Lage mehr hervortretende Kinn, hat mannigfache Verletzungen an der Oberfläche, besonders Abstumpfung erfahren. Der rechte Oberarm ist mit einer Spange geziert. Die linke Schulter und der Obertheil der linken Brust ist durch das herabgesunkene Untergewand entblösst. Der linke Unterarm wie die Hand zeigt sich als aus mehreren gebrochenen Theilen ergänzt. Das ärmellose Untergewand oder Chiton, über der rechten Schulter befestigt und wie gesagt, von der linken Schulter herabgeglitten, auf der rechten Brust in schönen Falten aufgehallen, lässt die edeln Körperformen der vollen und doch ganz jugendlichen Brust, der Weichen und des Unterleibes mit eingesenktem Nabel, durch die zarten Faltenhebungen durchleuchten. Das Obergewand, um den Oberkörper und Kopf schützend als Unterlage sich ziehend, ist in starken Faltenmassen über den Unterkörper gebauscht und deckt dann mehr gestreckt die unteren Glieder. Die Füße selbst treten nackt ohne Beschuhung aus dem Gewande heraus; an dem rechten Fuss ist die grosse Zehe abgebrochen, an dem linken sind alle verstümmelt.

In der Gesamtmotivirung tritt jenes feine von Griechen so streng getübte Gleichgewicht der schräg gegenüberliegenden Theile sehr wohl heraus. Aber vor allen ist der Grundgedanke tief und glücklich gefasst: ein Schlaf am Meeresstrande unter der Musik der Wellen, ein Heben und Sinken im Traumleben einer weiblichen, Liebe erfüllten, schwärmerischen Natur mitten in der Gefahr, in der grössten Vereinsamung. Auch hier können wir nicht einfach bei einer Nymphe, bei einer schon äusserlich durch den Epheu bezeichneten bakchantischen Nymphe stehen bleiben, nein wir werden weiter zu einer individuelleren Auffassung geführt, zu Ariadne. Sollen wir schliesslich über die ursprüngliche Aufstellung dieses anziehenden Marmors etwas sagen, so erscheint uns durchaus wahrscheinlich ihn sich auf einer Basis über einem Quell, in einer Grotte, jedenfalls an einsamer schattiger Stelle an fliessendem Wasser zu denken.

Unter den so ausserordentlich zahlreichen Modifikationen des im Alterthum in aller Mund seienden, von Homer bis Nonnos besungenen und erzählten Mythos von Ariadne auf Naxos<sup>3)</sup> tre-

3) Hom. Odys. XI, 321—325; Hes. Theog. 94 f.; Pherekyd. in Schol. Hom. Od. I. 1.; Eur. Hippol. 389; Apoll. Rhod. Arg. III, 997—1007 mit Scholien; 1097—1104; 1107; Arat. Phaenom. 74; Anal. Brunck. ed. Jacobs

ten für die künstlerische, zunächst plastische Durchbildung wenige sehr bestimmte, herrschende Hauptmotive in den Vordergrund<sup>4</sup>). Lassen wir das älteste bezeugte Bild der Ariadne neben Theseus auf dem Kasten des Kypselos (Paus. V, 49, 4), wo uns der Kranz als ihr Symbol gegenüber seiner Leier allerdings interessant ist, ferner die Vasenbilder und Spiegelzeichnungen und zwar in grosser Seltenheit bei Seite, von denen jene uns Ariadne neben Dionysos gegenüber Theseus und Athene zeigen (Gerhard *etr. u. kamp. Vasenb.* Taf. 56, dazu *Jahn arch. Beitr.* S. 277 und jetzt Gerhard über die Anthesterien S. 200, Note 75), diese Ariadne von Artemis, also nach homerischem Bericht, fortgeführt (Gerhard *etr. Spiegel* Taf. 87, dazu *ders. in den Monatsber. Berl. Akad. d. W.* 1859 Juli, S. 510) aufweisen, auch mit Dionysos und Semele gruppieren (Gerhard *Semele und Ariadne* 1859, Taf. I, II). Sehen wir andererseits ab von dem hochzeitlichen Zug von Dionysos und Ariadne und ihrem *ἑρπὸς γάμος* in der Epheugrotte zu Naxos, die einzeln treffliche Vasenbilder in bestimmtester Weise auch mit Inschriften uns vorführen (Millingen *Anc. uned. monum.* II. pl. 26, Müller-Wieseler *D. A. K.* II. Taf. 36. n. 424), die auf den Sarkophagreliefs jedoch

III, p. 245. n. 304; *Satyr.* bei Theoph. ad Autol. II, p. 94; Diod. V, 54; Plut. *Thes.* c. 20; Paus. I. 20. 8, 22. 5, II. 23. 8, V. 49. 4, IX. 40. 2, X. 29. 2; Philostr. *Imagg.* I. 45; Luc. *deor. conc.* 3; Athen. VII. 296, XIII. 557, XV. 689; Long. *Pastor.* IV. 3; *Charit.* I. 6, III. 5, VIII. 4; Nonn. *Dionys.* XXV. 440, XLVII. 265–470, XLVIII. 530 ff. 970 ff.; Steph. Byz. s. v. *Λοκονάτα*; Hesych. s. v. *Ἀριδήλαν*; Suid. s. v. *Ἀριάδην*; Ptolem. *Heph. in Mythogr.* gr. p. 494 ed. Westerm.; Catull. LXIV. 50–268; Ovid. *Heroid.* 40; *Metam.* VIII. 475 ff.; *Fast.* III. 459–546; Prop. *El.* I. 3. 4 ff.; Hygin. f. 48; P. A. II, 5.

4) Für archäologische Uebersicht und Behandlung der auf Ariadne bezüglichen Monumente war zuerst Böttiger *archäol. Mus.* Heft I. 1804 S. 36 ff. thätig, wichtig dann der Aufsatz von Jacobs zuletzt in *verm. Schr.* V. S. 405–444, vergl. dazu Welcker *alte Denkm.* I. S. 448 ff. Der Versuch von Raoul Rochette *Monum. ined. d'antiqu. figurée* 2. p. 4 ff. die meisten der hierher gehörigen Monumente auf Peleus und Thetis zu beziehen war zum grössern Theil ein verunglückter, ist auch von ihm selbst beschränkt worden in *Choix de peintures etc.* Paris 1846 p. 34, 49, in welchem Werk zugleich Texte p. 27–58. 304 ff. eine Classification der Denkmäler gegeben ist. Die vollständigste Behandlung der Denkmäler ist gegeben von O. Jahn *archäol. Beitr.* S. 254–300, speciell für die Situation der Ariadne auf Naxos S. 280 ff. Daneben vgl. die Ergänzungen von Welcker zu Müller *Archäol.* § 384. 4. 5. Ueber neuhinzugekommene Denkmäler wird im Text die Rede sein.

den allgemeineren Charakter eines bakchischen Festzuges annehmen. Also diesen immerhin interessanten und mannigfaltigen, aber für die plastische Kunst wie die grössere Malerei ganz zurücktretenden Motiven der Darstellung gegenüber handelt es sich vor allen um die zwei Situationen der auf der Felseninsel am Meeresstrand schlafenden oder der erwachten, voll Bekümmerniss vom Felsensitz aus in die Ferne schauenden Ariadne. Dort gilt es entweder den Moment, wo Theseus Ariadne verlässt, oder den, wo Bakchos mit seinem Gefolge an die zur Gottesbraut Erkorene herantritt, oder beide Vorgänge werden als gleichzeitig gedacht; so zeigte es das berühmte Gemälde im Dionysosheiligthume zu Athen (Paus. I. 20. 2) und das angeblich in der Halle von Neapolis befindliche (Philostr. I, 15). Dass drittens auch der Uebergang aus dem Schlaf in das Erwachen, das Entdecken des Verlassenseins zur Darstellung kam, ist zu erwarten und wird durch Denkmäler bestätigt; jedoch gehören diese Darstellungen streng genommen zur zweiten Hauptsituation. Wir können diese Doppelheit auf die religiöse Grundanschauung von Ariadne auf Naxos zurückführen; wir wissen, dass ihr daselbst als Göttin, als von Dionysos Entführten und ihm dann Vermählten ein fröhliches Fest gefeiert ward, dass dagegen der Aphrodite als der von Gram über des Theseus Verlassung Gepeinigten und in diesem Gram gestorbenen Opfer mit düsterer Trauer (*Θυσίαι πένθει τινὶ καὶ συγγνώμῃ μαιμυμέναι*) dargebracht wurden (Plut. V. Thes. c. 20). Dass die Liebe zu Theseus als ein Vergehen gegen die bereits mit dem Gotte bestehende Verbindung betrachtet wurde nach kretischer Sage, hat Preller kürzlich nachgewiesen (Archäol. Zeit. 1855. S. 13 ff.).

Für unsern Zweck, die bestimmte und allseitig begründete Einreihung unserer zwei Statuen in die Reihe der Ariadnebildungen und zwar nach eben diesem Gegensatze der schlafenden und wachenden Ariadne, haben wir daher die Denkmäler dieser zwei Hauptgattungen und zwar zunächst die Auffassung der Ariadne selbst darin näher zu mustern. Die Situation der schlafenden Ariadne liegt uns in einer reichen Anzahl zum Theil auch ausgezeichneten Werke von Statuen, Reliefs, Münzen, geschnittenen Steinen, Wandgemälden und zwar mit interessanten Variationen des Grundthemas vor und ist auch für andere analoge Mythen, wie Mars und Ilia in römischer Zeit, verwandt

worden (vergl. z. B. Gerhard A. Bildw. CXVIII. 1—3) als ein sehr beliebtes mythologisches Motiv für die Darstellung des Todes geliebter Frauen. Ich suche hier die mir bekannten sichern Denkmäler mit Hinweis auf die ganz verwandten auf, mit Dank darin den oben angeführten Arbeiten von Raoul Rochette und Jahn mich anschliessend und auf ihnen weiter fortbauend.

A. Von Statuen in Marmor steht oben an:

- 1) Die berühmte sog. Cleopatra im Vatikan Mus. Pio Clem. II. 44. Mus. Napol. II. 8. Clarac IV. pl. 689. n. 1622. Müller-Wieseler D. A. K. II. n. 448, dazu vergl. O. Jahn Archäol. Beitr. S. 296.
- 2) Wiederholung derselben in villa Medici nur gekannt aus Winkelmann W. VI. 1. p. 222.
- 3) Wiederholung derselben, früher in Palast Odescalchi in Rom, dann in Aranjuez bei Madrid Winkelmann W. VII. p. 217 f.; Mus. Odesc. I. p. 23, II. p. 46 nach Raoul Roch. Choix de peint. p. 34. 2.
- 4) Wiederholung im Collegio Romano nach Raoul Roch. p. 34. 2.
- 5) Statue im Vatikan, als schlafende Bakchantin bezeichnet, mit derselben Motivirung der Arme, der Füsse, des Gewandes, der entblössten Brust, des Felslagers, ein Wassergefäss dabei ergänzt vergl. Mus. Pio Clem. III. pl. 104; Clarac IV. pl. 703. n. 1669.
- 6) Statue in Galerie Pembroke mit der vollkommen gleichen Motivirung; das Gesicht scheint portraitartig; interessant die Muscheln, Eidechsen, Seevögel am Felslager. S. Clarac IV. pl. 750. n. 1829. C.
- 7) Statue, als schlafende Nymphe bezeichnet, im Louvre, der rechte Arm über den Kopf gelegt, der linke ruht ruhig zur Seite; Füsse übergelegt; Untergewand langfaltig, bedeckt beide Brüste; Arme nackt, Obergewand fast ganz herabgesunken. S. Clarac III. pl. 324. n. 1666.
- 8) Statue in Galerie Lansdowne mit gleicher Motivirung der Arme, bekränztem Kopf, von dem breite Bänder herabhängen, aber fast ganz entblösstem Körper. S. Clarac IV. pl. 750. n. 1829. A.

Weiter können wir hier in der Besprechung verwandter Darstellungen schlafender Nymphen nicht gehen; die beiden Armmotive, die in der Vatikanischen Statue sich vereinigt zeigen, schwinden nun; der eine Arm liegt meist an, der rechte ist zur

Seite auf den Fels gelegt oder schrägüber auf die linke Schulter. Die Lage selbst meist flach oder mit Wassergefäß. Man vergl. die Vatikanischen Statuen bei Clarac IV. pl. 703. n. 4668. Mus. Pio Clem. III. pl. 43 und Clarac IV. pl. 752. n. 4826, ferner in Gal. Giustiniani Clarac IV. pl. 703. n. 4667, ferner in Sammlung Landsdowne Clarac IV. pl. 750. n. 4829. A und D.

**B. Reliefs:**

α) die nicht zu Sarkophagen gehören:

- 1) Relief am Fussgestell einer in Megara gefundenen Statue des Bakchos, nach England gebracht: die schlafende Ariadne allein dargestellt S. Hughes *Travels in Sicily Greece and Alban.* I. p. 224.
  - 2) Fragment eines Terracottareliefs aus Athen; von Ariadne nur die Füße mit Gewand erhalten. S. Brøndsted *Voyage* II. p. 276. pl. 60. Müller-Wieseler *D. A. K. II. T. 36.* n. 424.
  - 3) Marmorrelief aus Villa Hadriani bei Tivoli, j. im Vatikan: Ariadne schlafend, Theseus verlassend, Dionysos herantretend, dabei Ortsgottheit. S. de Fabris *intorno ad uno bassiril. ant. rappres. Arianne etc.* Roma 1845. 4.
- β) Sarkophagreliefs, zunächst Vorderseiten:
- 4) Sarkophag aus Villa Borghese im Louvre Clarac II. pl. 432. n. 450.
  - 5) Sarkophag aus Bordeaux im Louvre Millin *Voyage Atl.* pl. 77; Clarac II. pl. 427. n. 448.
  - 6) Sarkophag aus Villa Orta im Vatikan Mus. Pio-Clem. V. 8; Millin *Gal. myth.* 244; Creuzer-Guignaut t. CXX. n. 452.
  - 7) Sarkophag im Vatikan s. Gerhard *Ant. Bildw. Taf.* 110. 2.
  - 8) Sarkophag in Bolsena s. Gerhard *Ant. Bildw. Taf.* 112. 3.
  - 9) 10) Zwei Sarkophage, früher im Pal. Mattei, ungenau gezeichnet in *Mon. Matteiana* III. 7. 1 und 2.
  - 11) Sarkophag in Pal. Giustiniani s. Gal. *Giustin.* II. 84.
- Nebenseiten mit einfacherer Darstellung von wenig Personen:
- 12) Relief an Villa Medici (V. di Francia): Ariadne wendet dem Beschauer den Rücken zu. S. *Mon. ined. d. inst. archeol.* III. 48. 4. Daher auch Zoega *Bassir.* II. 78. mit Raoul Rochette vielleicht hierher zu ziehen ist.
  - 13) Relief im Vatikan s. Mus. Pio-Clem. II. t. 43. 5.
  - 14) Relief im Campo santo zu Pisa s. *Lasinio sculture di Campo santo* 118.

45) Relief an einem Sarkophag im Hofe der Sophienkirche zu Constantinopel: Ariadne schlafend und Theseus sie verlassend mit drei Gefährten. Das angebliche grosse Rudér am Schiff ist Schiffstreppe. S. Archäol. Zeit. 1857. Taf. C. 2. S. 34 ff.

46—49) Ueber die Sarkophagreliefs in Palaste Altemps (Mus. Pio-Clem. t. IV. p. 58<sup>1</sup>), im Casino Rospigliosi, im Palast Colonna (Zoega Bassiril. II. p. 206), in Neapel (Raoul Rochette Choix de peint. p. 54.) sind wir nicht näher unterrichtet.

Als ganz verwandte Situationen haben wir die vom Satyr belauschte schlafende Gestalt auf dem bakchischen Relief in Neapel (Gerhard Ant. Bildw. Taf. 111. 2; Müller-Wieseler D. A. K. II. n. 548) wie einzelne Szenen der Art auf Aschenkisten (Raoul Rochette Mon. ined. Xa. n. 1. 2. 3.) zu betrachten.

C. Von Münzen kommt die von Jacobs zuerst mit Glück verglichene Bronzemünze der Perinthier unter Alexander Severus in Betracht, s. jetzt die beste Abbildung in Müller-Wieseler D. A. K. II. Taf. 35. n. 417.

D. Von geschnittenen Steinen kenne ich nur zwei Florentiner, s. Mus. Florent. II. 91. 4; 93. 3 und den Cameo aus Mantua, der nach England gekommen ist, s. Mus. Worslej. 6. 4. Auf die dieser Darstellung durchaus verwandte Behandlung belauschter Hermaphroditen auf geschnittenen Steinen werden wir weiter unten noch zu reden kommen.

E. Für die malerische Darstellung des Ariadnemythus sind Herculaneum und Pompeji ausserordentlich ergiebig gewesen, ein Beweis für die grosse Beliebtheit dieses Stoffes in griechisch-römischer Zeit und speciell dieser Motive der schlafenden wie der erwachten Ariadne. Das erstere ist dargestellt in folgenden Denkmälern:

- 1) Pompejanisches Wandgemälde bei Zahn neuentdeckte Wandgem. 24; Gell Pompejana II. 49: Theseus verlässt zögernd die schlafende Ariadne.
- 2) Ein 1842 in Pompeji entdecktes Bild: Bacchus allein gegenüber der schlafenden Ariadne; diese halb entblösst. S. Bullet. Napol. XI. p. 67.
- 3) Länger bekannt ein Gemälde aus Herculaneum Pitt. d'Ercol. II. 46 (damit identisch Mus. Borb. XIII. 7). Dionysos in reicher Begleitung vor Ariadne, die unter einem zwischen

Bäumen ausgespannten Tuch auf einem Teppich auf der Erde ruht.

- 4) Gemälde in Pompeji im Jahre 1833 aufgedeckt. Eigenthümlich, dass Ariadne mit dem Haupte im Schoose einer reich bekleideten Flügelgestalt ruht. Ueber diese als Hypnos vgl. O. Jahn a. a. O. S. 294 f. S. Zahn Ornam. II. 60 und 54, Raoul Rochette Choix de peint. 3; Müller-Wieseler D. A. K. II. Taf. 36. n. 420.
- 5) Zu vergleichen ist jedenfalls die ganz gleiche Hauptgruppe eines viel besprochenen, jetzt meist als Zephyros und Chloris erklärten Wandgemäldes: Ariadne ruht auch hier gelehnt an den Schoos einer sitzenden Flügelgestalt; in der Arm-bewegung unterscheidet sie sich nur von N. 3 (Raoul Rochette Mon. ined. 9. Zahn Ornam. I. 43. Müller-Wieseler D. A. K. I. Taf. 73. n. 424). Wieseler erklärt es für Ariadne und Oneiros; dagegen ist doch wohl zu erinnern, dass in dem herabschwebenden Jüngling nicht blos der Vorbote des göttlichen Bräutigams, sondern dieser selbst zu erkennen ist.
- 6) 7) Von Mosaiken kenne ich nur aus Jahns (a. a. O. S. 293) Anführung das Mosaik in der Schweiz bei Schmidt Recueil d'antiquités de la Suisse I. 4, sowie die Erwähnung eines andern bei Caylus Rec. d'antiquit. II. p. 399.

Diesem Reichthum von Darstellungen der schlafenden Ariadne gegenüber tritt die wachende, bekümmert sitzende Ariadne allerdings in viel sparsameren Beispielen auf. Aber doch weisen diese Beispiele auf ausgezeichnete Originalcompositionen hin, eine für die Plastik und eine wesentlich für die Malerei. Statuarische Werke kennen wir bis jetzt drei:

- 1) Die Dresdner als sog. Agrippina berühmte Statue aus der Sammlung Chigi bei Becker August. Taf. 17, Hettner, Bildw. d. Antikens. zu Dresden S. 87—89. n. 380; über die sie betreffende Literatur O. Jahn a. a. O. S. 282 ff., dazu noch E. Braun Bullet. instit. archeol. 1853. p. 34.
- 2) Statue auf der Treppe des Palastes Giustiniani in Rom s. Gal. Giustin. Taf. 442, dazu E. Wolff in Bullet. 1834. p. 65 ff. und E. Braun a. a. O.
- 3) Statue in Venedig im Palast Pisani bei General Nugent, noch nicht gezeichnet, besprochen von E. Wolff a. a. O.



Als interessante Bestätigung der Bezeichnung dieser Statuen als Ariadne dient

- 4) Das Bild der sitzenden Ariadne auf dem Salzburger Mosaikfußboden bei Creuzer Abbild. z. Symbol. Taf. LV, dazu Böttiger kl. Schr. II. S. 284 ff. und Raoul Roch. Choix de peint. p. 33. 7a.

Ein wesentlich verschiedenes Motiv ergeben die Pompejanischen Wandgemälde, ein Motiv der eben erwachten, ihrer Verlassung erst bewusst werdenden Ariadne; es bildet den Uebergang von dem ersten zu dem eben betrachteten zweiten. Wir finden sie daher noch auf ihrem Lager, aber aus dem Liegen zum Sitzen sich erhebend mit dem aufgestemmt einen Arm. In fünf Denkmälern (Pitt. d' Ercol. II. 44. 45; V. 26; Mus. Borb. VIII. 4. 5; Roux und Barré Hercul. u. Pompeji. Ser. II. Taf. 32. 34. 35. 406. 409, vergl. dazu Jahb a. a. O. S. 284–86) ist ihre Beziehung zu dem abgeseelten Theseus allein sichtbar; in einem sechsten (Raoul Roch. Choix de peint. 6) ist bereits Dionysos mit Gefolge ihr genahet.

Fassen wir nun in den Schriftstellen der Alten, besonders der römischen Dichter, die dabei wohl auf alexandrinische Vorbilder gestützt uns ausgezeichnete Schilderungen der Ariadne in ihren Situationen und Gemüthsstimmungen auf Naxos gegeben haben, und in den Denkmälern die gemeinsamen und bezeichnenden Züge auf und vergleichen damit unsere Statue. Es handelt sich dabei vor allem um Liegen und Sitzen, um Entblössung und Bekleidung, um Motivirung der Arme, des Kopfes, um Haarbehandlung und Schmuck, um Ausdruck des Gesichtes. Als *καθεύδουσα* war Ariadne im Dionysosheiligthum zu Athen gemalt (Paus. I. 20. 2); ebenso unter einer Reihe bakchischer Mythen in einem Dionysosheiligthum auf Lesbos (Long. IV. 3). Philostratos (Jm. I. 15) weist hin *ἐς τὴν ἐπὶ τῶν πετρῶν ὡς ἐν μαλακῷ κεῖται τῷ ὕπνῳ*. Der Dichter der Anthologie schildert eine berühmte Statue der Ariadne: *οὐ βρότος ὁ γλύπτας οἶαν δέ σε Βάκχος ἐράσσας εἶδεν ὑπὲρ πέτρας ἔξασε κεκλιμένην*. Eine solche hat im Sinne Prop. (El. I. 3. 4), wenn er beginnt: *qualis Thesea jacuit cedente carina languida desertis Cnosia litoribus* und fortfährt: *talis visa mihi mollem spirare quietem Cynthia non certis nixa caput manibus*. Die im Brautgewand, auf goldenem Paradebette ausgestellte Kallirrhoe wird von allen verglichen einer schlafenden Ariadne

(*Αριάδνη καθυδρούση*) bei Chariton (II. 3 vergl. auch VIII. 4). Nach Ovid (Heroid. X. 40) bewegt sie auf dem *torus semi-supina* die Hände und springt dann vom Lager auf; nach Nonnos (Dionys. XLVII. 269. 283. 295. 511) ist sie *ὑπνώουσα ἐπ' αἰγιαλοῖσιν*, ist *ὑπναλέη*, *παρὰ πόντῳ κέκλιται*, ἀπὸ ψαμαθοῖο wacht sie auf. Also schlafend wird sie durchaus gedacht am Strande des Meeres, rückwärts gelehnt an den Felsen auf einem durch Decken, Kissen, auch Fell, oder blos das herabgesunkene Gewand gebildeten Lager. Dem entsprechen wesentlich die Denkmäler aller Art, so dass das Motiv des Liegens und das des gelehnt Sitzens beim Schlafe sich merkwürdig verschmilzt, ein Felsstück, ja ein Felsensitz mit Lehne (Cameo des Herz. von Mantua, j. im Mus. Worslej. II. 4), endlich das Bein des Schlafgottes oder der Nacht dabei ausser dem Fels als Stützpunkt dient (Wandgemälde aus Pomp. bei Zahn Schönst. Ornam. I. Taf. 43. bei Müller-Wieseler D. A. K. I. n. 424. II. n. 420). Für das gänzliche Liegen im Schlaf auf Felsboden am Meeresufer haben wir in plastischen Denkmälern eine Bezeichnung in Wellen und Seethieren, so an unserer Mannheimer Statue, wie an der Statue der Galerie Pembroke (Clarac pl. 750. n. 4829. c.), die überhaupt sich am allernächsten stehen. Das Motiv des Schlafens ist dabei durchgängig in den übereinander gelegten Füßen gegeben.

Fragen wir weiter nach der Motivirung der Arme und des Kopfes der Schlafenden, so haben wir nur eine ausführliche literarische Andeutung darüber bei Philostratos (Im. I. 15): da wird die Biegung des Nackens, die zarte Halsgrube, die allen sichtbare Achselhölzung des rechten Armes, dagegen das Aufruhen der linken Hand auf dem Gewand, um es vor dem Wind zu sichern, uns geschildert; wir sehen also, der rechte Arm war über den Kopf zurückgewendet, der linke Arm lag an. Bei Properz (a. a. O.) haben wir den kurzen aber treffenden Ausdruck *non certis nixa caput manibus*, das Haupt gestützt an die nicht sicheren Hände, den die Denkmäler genau erklären. Jahn weist treffend a. a. O. S. 288 auf den Ausdruck eines Epigrammes hin (Anthol. Pal. V. 275. 1): *καίτο περὶ κρόταφον πῆχυν ἐλιξαμένη*. Jenes Motiv des über den Kopf zurückgebogenen Armes, wie er aus der Naturbeobachtung eines von Träumen beunruhigten Schlafes entnommen ist, findet sich bei allen Darstellungen der schlafenden Ariadne, sehr prägnant auch

bei der Mannheimer Statue, auf dem Relief in Constantinopel bei dem linken Arme. Eine Ausnahme macht gerade jenes Wandgemälde (D. A. K. I. n. 424), das man meist Chloris und Zephyr benannt hat. In jenem Wandgemälde hängt der rechte Arm in einer Biegung leicht über dem Knie der stützenden Gestalt herab. Was den linken Arm betrifft, so ist das von Philostratos angegebene Motiv nicht das gewöhnliche, aber für unseren Torso wichtige; jenes eben erwähnte Wandgemälde zeigt genau dasselbe, dagegen ein anderes (Raoul Roch. Choix de peint. 3. D. A. K. II. n. 420) den linken Arm leicht über dem Knie hängen lässt, wie im andern der rechte Arm. Dasselbe weist unsere Statue in der Mannheimer Sammlung, wie die erwähnte der Galerie Pembroke; bei der schlafenden Ariadne des sinnlich wilden Bacchanalreliefs in Neapel (Gerh. A. Bildw. Taf. CXI. Müller-Wieseler D. A. K. II. n. 548) ist der linke Arm mehr senkrecht vom Lager herabgesunken. Sonst ist eine andere Bewegung die herrschende, die ebenfalls uns hier speciell interessirt; nämlich der linke mit dem Ellenbogen aufruhende Arm stützt den Kopf durch die hinaufreichende Hand. Hierbei ergeben sich mannigfache kleine Modificationen, je nach der steileren oder flacheren Lage, je nachdem wirklich der Kopf darauf sich stützt oder leise nur berührt wird, je nachdem die Hand mehr vor- oder zurückgelegt ist, die hohle Fläche geöffnet ist oder die Hand geschlossen ist. Unserer Statue entspricht hierin die Ariadne auf der Münze der Perinthier am meisten. Auch der Kopf ist verschieden geneigt, nach rechts und links, mehr zu dem übergeschlagenen Arm oder zu dem stützenden. Es ist keine Frage, dass diese Motivirung des linken Armes auch geistig ein neues Moment in die Darstellung bringt; sie ist ja nicht Ausdruck des Schlafes, wie das Herabhängen des Armes, das ruhige Aufliegen, wie das über den Kopf Zurückwenden, nein sie gehört dem ernstesten, sorgenvollen Nachdenken, dem in sich und seinen Gedanken Versunkensein an. Und so erhalten wir den bestimmten Eindruck, als ob diesem Schlafe der Ariadne bereits solche Zustände vorausgegangen sind, als ob sie über diesen Sorgen und Denken eingeschlafen ist oder im Traume sie durchlebt. Und so kann wenigstens in einzelnen Darstellungen diese Auffassung der schlafenden Ariadne, vor der Dionysos erscheint, von der schlafend vom Theus verlassen als durch den wachen Zustand des Suchens und tiefer Bekümmerniss getrennt gedacht werden. Wir haben

aber dabei für die vergleichende Erkenntniss unserer beiden Bildwerke in der Motivirung der Arme schlagende Analogien gewonnen und zwar vollständig für die Mannheimer Statue, für die Haager, insofern tiefe Bekümmerniss, nicht zugleich Schlaf in ihr ausgeprägt werden sollte.

Auch die Betrachtung der Gewandung oder ihres Mangels wird uns bei der Vergleichung jener Denkmälergruppe nicht unfruchtbar bleiben. Die literarischen Zeugnisse geben uns hier auch nur wenige, aber nicht unwichtige Andeutungen. Philostratos (Im. I. 15) schildert uns in den Worten *γυμνά μὲν ἐς ὀμφαλὸν στέφρα ταῦτα, δέξη δὲ ὑπὲρ καὶ ἀπαλὴ φάρονξ, μασχαλὶς δὲ ἢ δεξιὰ φανερά πᾶσι· ἢ δὲ ἑτέρα χεὶρ ἐπίκειται τῇ χλαίνῃ μὴ αἰσχύνῃ τι ὁ ἄνεμος* anschaulich die Situation; der Oberkörper ist also ganz entblösst, sodass Brust, Nacken, Achsel, Halsgrube, Arme in ihrer ganzen Schönheit hervortreten, dagegen der Unterkörper von dem wollenen Obergewande, der *χλαίνα*, bedeckt und durch die darauf liegende Hand noch geschützt war, eines Untergewandes, *χιτῶν*, wird gar nicht gedacht. Nonnos (Dionys. XI. VII. 281. 286) weist auf die Bekleidung der schlafenden Ariadne entschieden hin; der Gott fragt nach dem Namen der schönen Schläferin: ist sie Charis etwa? doch wer bekleidete in Naxos die unbekleidete Charis? (*τίς Χάριν ἐχλαίνωσεν ἀνείμονα*, also auch hier eine *χλαίνα*) ist sie Thetis am Meeresufer? aber die rosige Gestalt ist nicht entblösst (*ἀλλ' οὐ γυμνὸν ἔχει ῥοδόεν δέμας*). Er kann an Artemis und Athene denken. Es scheint daraus hervorzugehen, dass das Gewand die Gestalt wesentlich bedeckte. Wir finden hier bereits die doppelte Auffassung angedeutet, die in den Denkmälern neben einander zu Tage tritt: volle Bekleidung und Zurückschieben des Gewandes bis zu den unteren Theilen. Die Denkmäler selbst weisen verschiedene Stufen bei beiden auf und bringen zugleich in die theilweise oder fast gänzliche Entblössung ein dramatisches Moment hinein, indem durch einen Eros oder einen Pan oder beide das Gewand gehoben und weggezogen wird. Die volle Bekleidung mit Chiton und dem grossen, als Schlafdecke herumgezogenen Himation weist doch schon in dem von der linken Schulter herabgesunkenen Theil des Chiton, wie auf dem Relief (D. A. K. II. p. 548), der Statue der Galerie Pembroke (Clarac pl. 750. n. 1829. c.) und an unserer Mannheimer Statue, und noch mehr in dem Freilassen

und sich Hervordrängen beider Brüste, sodass nur auf einer Schulter der Chiton noch befestigt ist, wie bei der berühmten Statue des Vatikan und ihrem Vorbild auf der Münze der Perinthier und in dem von Fabris bekannt gemachten Relief des Vatikan auf die aphrodisische und bakchische Natur der Schlafenden hin. Dem gegenüber steht jene bereits erwähnte wesentliche Entblössung des Körpers oft über das von Philostratos erwähnte Mass weit hinaus durch Wegziehen des ringsum herabfallenden Himation, wobei ein Chiton überhaupt nicht vorausgesetzt wird; sie ist in den Sarkophagreliefs und Wandgemälden die gewöhnliche Auffassung. In dem Relief zu Constantinopel ist die Entblössung eine bis über die Scham herabgehende; interessant ist hier die gespannte Umhüllung des stützenden linken Armes. Wichtig für uns ist es aber, dass auf der Salzburger Mosaik (Creuzer Taf. LV. 4; Guigniaut IV. tav. 499<sup>b</sup>. vgl. dazu Böttiger kl. Schrift. II. S. 284—291) Ariadne auch in den zwei Momenten, wo sie Theseus den Faden übergibt und dann wo sie zur Flucht in das Schiff geführt wird, mit ganz entblöstem Oberkörper dargestellt wird, indem die Flügel des Chiton von den Schultern herabgefallen und über einen Gürtel sichtlich umgeschlagen sind; auch das Himation, welches bei einer Darstellung allein erscheint, hängt nur über einer Schulter und nach hinten herab. Hier sehen wir also nicht in Folge eines besonderen Aktes neckischen lüsternen Humors, sondern gleichsam zur Natur der Ariadne gehörig die Entblössung des Oberleibes. Auch auf die Beschuhung müssen wir unser Augenmerk richten; auf Sarkophagreliefs und in der berühmten Vatikanischen Statue erscheint sie regelmässig, dagegen fehlt sie meist auf den Wandgemälden und auch unsere Mannheimer Statue prägt in der Entblössung der Füße den Charakter einer Nymphe am Wasser schärfer aus.

Was endlich die Behandlung des Haares und etwaigen Schmuck betrifft, so herrscht hierin allerdings bedeutende Mannigfaltigkeit, indem jenes bald ringsum wohlgeordnet ist, bald einzelne Locken nach hinten oder zur Seite herabfallen, auch in ein Netz eingebunden, aber vor allem mit einer Bekrönung durchzogen ist, dieses besonders als Armbänder an Oberarm oder Handwurzel, als Knöchelumfassung der Füße, als Halschmuck sich zeigt, aber auch gänzlich fehlen kann, wie auf dem geschnittenen Stein (D. A. K. II. Taf. 35. n. 449). Nur das

ist entschieden zu sagen: das Haar ist ein durchaus welliges, mehr rund um den Kopf aufgefasst und meist von breitem Band, wo diese Details wie an der vatikanischen Statue genau hervortreten, gebunden; alles entschiedene Vergleichungspunkte mit unseren zwei Denkmälern. An der Mannheimer Statue ist die Armspange am Oberarm wie der bacchische Schmuck des Epheukranzes besonders bezeichnend.

Ueber die Behandlung des Körpers selbst, dann speciell die Bildung des Gesichtes bei den Darstellungen der schlafenden Ariadne im Vergleich zu unseren beiden Statuen, bedarf es, insoweit bei den vielen hierher gehörigen Denkmälern von einer künstlerischen Durchbildung die Rede sein kann, hier keiner besonderen Auseinandersetzung. Da springt das Gemeinsame, volle Jugendlichkeit, nicht schon Fülle selbst, aber Anlage dazu, Adel der Gesichtsformen, besonders der Stirn, und sinnliche Empfänglichkeit, endlich der Zauber einer schwärmerisch angelegten Natur, einer allerdings in Schlummer gewiegten Schwermuth sofort heraus.

So können wir uns von der für uns hier speciell in dem Mannheimer Marmor repräsentirten, überhaupt am meisten ausgebildeten Classe der schlafenden Ariadnen zu der zweiten, der erwachenden und vor allem der wachenden, verlassen sich fühlenden Ariadne wenden. Hier kommt uns für deren künstlerische Auffassung eine sehr bedeutsame und hochpoetische Schilderung des Catull im *epithalamium Pelei et Thetidis* zu Hilfe (c. LXV. 50—265), an die sich dann entschieden bewusst Ovid (*Heroid. ep. X*; *Metam. VIII. 175 ff.*; *Fast. III. 459—516*) anschliesst. Catull beschreibt uns eine kostbare Decke von Purpur, die das *pulvinar geniale*, das Hochzeitlager von Peleus und Thetis in Mitte des von Gold und Elfenbein strahlenden Palastes bedeckte; in diese sind alterthümliche Gestalten gestickt und darin mit wunderbarer Kunst Heroengeschichten dargestellt. Dargestellt war die verlassene Ariadne am felsigen Ufer ausschauend, das fliehende Schiff des Theseus und weiter die Scene des vom Fels sich stürzenden Aegeus und von der anderen Seite bereits der blühende *Jacchos* mit dem ganzen *Thiasos* von Satyrn, Silenen, Mänaden. Wir sehen hier V. 52—70 Ariadne vom Schlafe aufgeschreckt allein am Meeresstrande blickend auf das Meer mit dem eilenden Schiff; sie blickt hinaus mit düstertraurigen Augen (*moestis ocellis*), wie das Steinbild einer

**Bacchantin** (*saxea ut effigies bacchantis*), im Herzen voll auf- und niederwogender Sorgen: nicht hält sie zurück am blonden Haarscheitel die feingewebte Mitra, das Kopftuch, nicht hat sie die Brust umhüllt vom leichten Gewand (*levi amictu*), nicht umhunden die milchgebenden Brüste mit zartem Brustband (*strophio*), all dieses ist vom Körper herabgesunken, zerstreut, vor den Füßen und es spielen daran die Salzfluthen. Der Dichter fasst das Bild noch einmal zusammen in die Worte:

sed neque tum mitrae neque tum fluitantis amictus  
illa vicem curans toto ex te pectore Theseu  
toto animo tota pendeat perdita mente.

Ariadne ist bereits (V. 124—131) auf steile Höhen gestiegen, ist an die entgegenlaufenden Wogen des Meeres geeilt, das Gewand hebend von der entblößten Wade, sie hat ihre letzten Klagen ausgestossen, mit thränennassem Antlitz in Schluchzen ausbrechend; nun blickt sie nur hin auf das Meer (250), tief in das Herz verwundet, tausend Sorgen innerlich bewegend. Wahrlich eine Schilderung, die uns ganz und gar an die uns vorliegende *saxea effigies bacchantis* mahnt in der einzelsten körperlichen Motivierung, die uns tief einführt in den Seelenausdruck des Antlitzes!

Sehen wir noch weiter zu, was sonst aus den Schriftstellern für diese Situation der Ariadne zu gewinnen ist. Ovid, wie ich schon erwähnt, unter entschiedenem Einfluss des Catull, schildert uns Ep. X, wie Ariadne unter Mondenschein aufgeschreckt vom Lager zuerst rathlos hin und her eilt am Ufer, Theseus rufend, wie sie dann auf einen Berg mit wenig Gebüsch und hängendem, vom Wasser angefressenen Felsstück auf die Spitze hinaufsteigt, das weite Meer mit ihren Augen ermisst und nachdem alle Worte, alle Zeichen vergeblich gewesen, weint.

Der Dichter fährt dann fort:

aut ego diffusis erravi sola capillis  
qualis ab Ogygio concita Baccha deo  
aut mare prospiciens in saxo frigida sedi  
quamque lapis sedes, tam lapis ipsa fui.

Auch hier wird sie als Bakche charakterisirt, hier sie sitzend auf Steinsitz, selbst fast zum unbeweglichen Stein geworden, frostig, weil entblößt in kalter Nacht geschildert. Noch einmal später nennt sie V. 436 der Dichter *haerentem scopulo*. Die ganze Scene wiederholt sich ähnlich bei dem Dichter in den Fasten (III, 459—546), als Ariadne von Bakchos sich verlassen

und über der irdischen pellex vergessen glaubt, infolge dessen sie als Libera mit ihm zum Himmel emporsteigt.

Der späteste Dichter des Ariadnemythus Nonnos (XLVII. 295 ff.) lässt Ariadne erwachen als eine *δυαίμερος*, lässt sie am Ufer suchen, klagen wie die Halkyonen, sie scheint eine *ὄδυρομένη Ἀφροδίτη*, sie ist im Leiden nur noch schöner (*φαινοτέρη καὶ ἐν ἄλγεσι καὶ μιν ἀνίη ἀχνυμένην κόσμησε* 313. 314), sie ist eine klagende Ariadne (*κινυρομένη* 419, *κινυρὴν δυσέρωτα* 426).

Für die auf dem Felsen sitzende Ariadne haben wir in Polygnot den ersten malerischen Darsteller, den wir kennen; in seiner Nekyia in der Lesche zu Delphi (Paus. X, 29. 2) war unmittelbar neben der den Strick vergeblich drehenden Gestalt des Oknos mit dem Esel dargestellt Ariadne: *κάθηται μὲν ἐπὶ πέτρας, ὄρα δὲ ἐς τὴν ἀδελφὴν Φαίδραν — αἰωρουμένην σῶμα ἐν σειρῶν* —. Die Nähe des Oknos wie dann der hinaus auf die Schwester, die Nachfolgerin in der Liebe des Theseus und selbst so unglücklich darin, gerichtete Blick weist uns darauf hin, wie hier in der Unterwelt Ariadne als die in getäuschter, hoffnungsloser Liebe ganz umfangene, versunkene dargestellt war. Die Schilderung des Catull, sahen wir, bezog sich auf einen Prachtteppich mit der Darstellung der auf dem Felsen sitzenden Ariadne und wies zugleich aber hin auf eine bekannte dem Leser vor Augen schwebende Statue einer in gleicher Motivierung dargestellten Bakchantin. Somit haben wir also aus den literarischen Quellen nicht allein für die Situationen der schlafenden, sondern auch der verlassen sitzenden, kummervoll ausschauenden Ariadne Zeugnisse ihrer malerischen wie plastischen Bildung aus guter alter Zeit.

Unter den Denkmälern beginnen wir mit jenen 5 Gemälden aus Pompeji, die uns den Uebergangsmoment aus Schlaf in Erwachen, aus Ruhe in die tiefste Bekümmerniss der Vereinigung darstellen. Die Motivierung der Ariadne selbst ist bei aller Verschiedenheit in den übrigen Theilen des Gemäldes, bei gänzlicher Einsamkeit, bei Anwesenheit des Eros allein oder mit der als Hypnos meist gefassten weiblichen Flügelgestalt eine wesentlich gleiche. Der aufgerichtete Oberkörper durchaus entblüsst, der linke Arm mit der flachen Hand auf die Erde gestemmt, der rechte Arm meist halb gehoben und den Gewandzipfel ergreifend, doch auch die rechte Hand bis an den Mund gehoben; der Kopf gehoben und etwas gewendet, das Auge in die Ferne ge-



richtet, der Ausdruck des Gesichtes in einem Bild (Roux u. Barré Ser. II. t. 409) bis zur äussersten Trauer gesteigert, das Haar wellig, ja lockig, aber verschiedenartig behandelt, so in ein Netz gefasst, in kurzen Locken herabfallend, aber auch vollständig gelöst, herabrollend. In Bezug auf Schmuck, sieht man, hat mannigfache Freiheit geherrscht; wenn auch ein oder mehrere Armbänder gewöhnlich sind, so wechseln auch diese, noch weniger constant ist der Halsschmuck oder über die Brust gekreuzte Bänder.

Haben wir in diesen Darstellungen die auf dem Lager ehen sich erhebende, aufsitzende Ariadne mit dem Ausdruck des schmerzvollen Staunens kennen gelernt, so giebt uns das Salzburger Mosaik ein sicheres allerdings spätrömisches Beispiel der verlassen sitzenden Heroine. Sie sitzt auf einem Felsitz, das linke Bein über das rechte geschlagen; der linke Arm ruht auf dem linken Oberschenkel, der rechte Ellenbogen ist gehoben und die Hand stützt das Kinn des etwas nach links gewendeten Gesichtes, also eine sehr den Körper zusammendrängende Motivirung. Das Gewand deckt nur einen Theil der Beine noch, fällt aber hinten über eine nicht sichtbare Steinlehne noch von oben mit einem Zipfel herab. An Ober- und Unterarmen, wie an den Fussknöcheln fehlt ein Schmuck der Spangen nicht, das Haar ist bekränzt.

Die bisher bekannten Statuen z. B. die Dresdener Statue (Hettner n. 386. August. Taf. 17, wahrscheinlich schon abgebildet bei Cavalleri ant. stat. urb. Rom t. 50), die in Palazzo Pisani im Besitz von General Nugent zu Venedig (beschrieben bei E. Wolff im Bull. 1834. p. 65), die auf der Treppe des Palastes Giustiniani in Rom (Gal. Giust. t. 142; vgl. dazu Braun in Bull. instit. archeol. 1853. p. 34) zeigen sich durch ihre Colossalität, durch die ganz gleiche Motivirung, ja endlich auch durch ganz ähnliche Verstümmelung als nahe verwandt, sie führen jedenfalls auf ein Originalwerk zurück. Die Trefflichkeit der Dresdener Statue ist bekannt und wird durch die völlige Ungunst, mit der Overbeck (die archäol. Samml. d. Univ. Leipzig S. 99) über sie urtheilt, der sie unter Hadrian hinabschieben will, nicht geschmälert; die der Venetianer, wie den griechischen Marmor rühmt der Bildhauer Wolff sehr. Wir sehen in allen eine sitzende weibliche Gestalt grossartigster Körperbildung vor uns, das Gewand auf den Schoos herabgesunken und die unteren Theile

umhüllend, den einen Zipfel noch um den linken Unterarm geschlagen. Das rechte höher und zugleich zurückgesetzte Bein giebt der ganzen Gestalt etwas in sich Zurückgezogenes, fast Stolztes; es bietet den Stützpunkt für den freilich bei zwei Statuen ganz neu aber richtig ergänzten rechten Arm, der mit dem Ellenbogen aufruhet und mit der Hand an die Wange reicht. Der ganze Oberkörper ist nach rechts ein- und etwas vorgebogen; der linke Arm hängt leicht gebogen herab, unten ein Stück Gewand tragend, vielleicht auch einen Gegenstand in der Hand, und berührt so die gehäufte Masse des herabgesunkenen Gewandes am Oberschenkel. E. Braun (a. a. O.) will dem linken Arm una viva azione geben, die entsteht bei dem Anblick eines tragischen Vorganges, er behauptet, an der Statue Giustiniani liessen die über den Rücken hingehenden Falten keinen Zweifel daran. Aus der Ferne sind wir nicht im Stande, die Richtigkeit der Bemerkung zu beurtheilen; aber diese viva azione passt zur Motivirung des rechten Armes nicht recht. Wenn er dabei die ganze Benennung als Ariadne in Frage stellt, so kann gegenüber den innern und äussern Gründen für solche Bezeichnung solcher allgemein ausgesprochene Zweifel keine Kraft haben. Die antike Wendung des Hauptes ist nur an der Venetianer Statue noch unmittelbar erhalten, an den zwei andern Exemplaren ist sie durch einen modernen Halseinsatz wesentlich modificirt, und wie jeder Beschauer vor der Dresdener Statue empfinden wird, über die antike Intention wie die anatomische Anlage hinaus die Seitenbiegung übertrieben (Hettner a. a. O. S. 89). Mehr einfach nach vorn gewendet und etwas mehr gesenkt erhält das Haupt seine richtige Stellung. Die Gesichtsbildung selbst mit dem rund enganliegenden welligen Haar ist von reifer aphrodisischer Schönheit, nur mit der die Augen tiefer beschattenden Linie des Stirnhaares, mit energischerem Kinn; der Ausdruck im Mund und Augen ein gemässigter trüber Wehmuth aber edeln Selbstgefühls.

Indem wir nun hier schliesslich die Stelle unserer kleinen Statue im Haag anweisen, können wir uns freuen im Rückblick auf die ganze Stufenreihe von Ariadnebildungen ihre specifischen Züge im Einzelnen in allen früheren nachweisen zu können, aber die Verbindung und Gesamtbehandlung in einem plastischen Werke als eine bisher noch unbekannte neu hinzugewonnen zu haben. Sie ruht sichtlich nicht auf einem Original

mit den eben betrachteten Statuen, aber sie stimmt in ihrem pathetischeren und mehr bakchischen Charakter viel mehr zu jener von Catull uns gegebenen Schilderung, bei der wir bereits auf sie direkt hinzuweisen getrieben waren. Sie steht zugleich der anderen Classe der schlafenden Ariadne näher in dem mehr Anlehnen auf einen Felsensitz, in der Senkung des Hauptes in die stützende linke Hand; auch der rechte gestreckte Arm hat schwerlich noch ein Stück Gewand getragen, sondern hat wohl wie willenlos auf dem Schooss oder Schenkel gelegen. Eine Gewandung hat natürlich den Unterkörper umgeben, ja ich glaube, dass der Bruch der Statue gerade an dieser Stelle durch die beginnende Erhöhung des Gewandes mit gegeben war. Welche Liebe und welcher Jammer ist aber über diesem Antlitz noch ausgegossen! In all dieser Beziehung können wir ihr einen individuelleren Ariadnecharakter noch zuweisen, als jenen grossartigeren Statuen.

Ich will zum Schluss noch auf eine Bestätigung dieser Ariadneauffassung aufmerksam machen. Es ist eine von Raoul Roch (Choix de peint. p. 52) richtig zuerst erkannte Thatsache, dass ein Hauptmotiv in der Hermaphroditenauffassung, das des schlafenden, von lüsternen Satyrn belauschten und entblössten, ganz und gar der Darstellung der schlafenden Ariadne nachgebildet ist. Dass die ganz vereinzelt Darstellung der den Rücken kehrenden, liegenden Ariadne auf dem Relief der Villa di Francia an diese erinnert, darauf legen wir kein Gewicht, aber man vergleiche nur den geschnittenen Stein bei Müller-Wieseler D. A. K. II. Taf. 56. n. 745 mit den gewöhnlichen Ariadnebildungen z. B. Taf. XXXVI. n. 420 oder mit dem Relief in Villa Albani bei Zoega Bassiril. II. tav. 72. Gleich daneben ist eine antike Paste der Berliner Sammlung abgebildet n. 744 (Tölken Erklär. Verz. Kl. III. Abth. 2. n. 461), die einem florentiner Onyx bei Inghirami (Ser. VI. t. 3. n. 4) ganz zu entsprechen scheint. Hier sehen wir eine weibliche Gestalt gelehnt auf einem Lager sitzend vor uns, den Kopf zur Linken etwas gewendet und auf den linken Arm gestützt, dessen Ellenbogen auf einem Pfühl ruht, der rechte ist zur Seite gesenkt und die Hand berührt gerade das linke Knie; das Gewand ist ringsum herabgesunken und deckt nur das rechte Bein und den unteren Theil des linken, um so gerade die männliche Natur des Unterkörpers nicht zu verhüllen. Ein Amor mit Blattfächer, ein anderer mit Syrinx, ein dritter mit Kithara

umgeben ihn. Ueber das Gesicht ist Schwermuth ausgegossen, ein Versunkensein in Liebe und Unbehagen. Der Oberkörper und die ganze Motivirung des Kopfes und der Arme entsprechen durchaus unserem Werke, aber wir erkennen dort sogleich das Raffinirte der ganzen Position und im Gesichtsausdruck den gewaltigen Unterschied, dort eine tiefe Erregung einer edeln durchaus weiblichen Natur, hier das träumerische Unbehagen eines Androgynen. Die Nachbildung dieser Ariadnedarstellung auch in den Hermaphroditen ist aber für uns eine interessante Bestätigung.

Endlich müssen wir hier des merkwürdigen Thonreliefs aus einem Bosporanischen Grab gedenken, das Aschik (Bospor. Alterth. 3 Thl. 1848. Odessa) herausgegeben und Preller in Kiel. Monatschr. 1850. S. 276 und Gerhard im Arch. Anz. 1850. S. 198 besprochen; die auf Felsensitz mit dem Ausdruck der Müdigkeit sitzende nackte Gestalt, umschlossen von dem Mantel einer das Haupt auf ihre Schulter legenden Gestalt in bakchischer Umgebung, ist mit Wahrscheinlichkeit auf Ariadne mit Nyx gedeutet, obgleich die Fackel in ihrer Hand für sie nicht Analogien hat, wenn sie auch ihrem bakchischen Wesen nahe liegt.

### §. 3. Lehrende Muse.

#### Taf. IV. Ein Relieffragment.

Das vorliegende Relieffragment griechischen Marmors, 20 Centim. hoch, 47 C. breit, in Villa Hadriani bei Tivoli gefunden und 1834 in Tivoli erworben, trägt in der zarten und doch so bestimmten Hebung des Basrelief, in dem einfachen Schwung der Linien, in der Reinheit und dem Adel der Auffassung des Körpers das volle Gepräge griechischer, ja attischer Kunst an sich. Eine jugendliche weibliche Gestalt sitzt für den Beschauer von links nach rechts gewandt ruhig auf einem für uns nicht mehr näher zu bezeichnenden Sitze mit Lehne, beide Oberarme ähnlich anliegend, die blossen Unterarme schräg nach vorn in Thätigkeit gehoben. Ein enganschliessendes Gewand zeichnet faltenlos die Linien der Brust und schliesst sich oben um den Hals; über den rechten allein sichtbaren Oberarm fällt ein reich gefaltetes Hemd herab, am unteren Ende wenig umgeschlagen, wie es scheint, gehört es zu dem unter jenem wamsartigen Gewand erst befindlichen linnenen Chiton. Das Himation fällt hinten an der Lehne, wie es scheint, herab, und ist reich vorn über den

Schoos geschlagen. Von den beiden Beinen ist nur ein Theil der horizontalen Oberschenkel sichtbar. Auf einem zarten, schlanken Halse sitzt ein sehr fein profilirter Kopf, wesentlich horizontal gerichtet, ruhig einen gegenüber sich befindlichen Gegenstand anschauend. Die Nasenspitze ist verletzt, seitlich abgestossen. In der Stirn- und Nasenlinie, dem Augenwinkel, Mund und Kinn ist der ganze Reiz einer ächt griechischen weiblichen, jugendlichen Gesichtsbildung ausgeprägt. Das leicht gewellte Haar ist einfach geordnet; Stirn- und Seitenhaare sind in einen breiten Streifen zurückgenommen, das Hinterhaar als Wulst hinten zusammengefasst, sodass der mittlere Theil des Kopfes glatt und rund sich daraus erhebt. Besonderes Interesse erwecken die beiden Hände in ihrer Motivirung. Die linke Hand ist steil gehoben mit gehobenem Daumen und Zeigefinger, die sich aber nicht berühren, eingebogenen drei anderen Fingern, das Innere dem Beschauer zukehrend. Die rechte Hand dagegen, leider in ihren Fingern bereits verstümmelt und auch sonst abgeschabt, mehr schräg nach vorn gehoben, hat offenbar einen länglichen Gegenstand umfasst und um den die Finger eingesenkt.

Wird man auf den ersten Anblick auch versucht sein, ein Grabrelief hierin zu sehen, mit der sitzenden Gestalt der Sterbenden, der gegenüber der oder die Abschiednehmenden zu denken seien (vgl. z. B. D. A. K. I. Taf. 29. n. 125. 126), so muss diese Auffassung doch bei irgend näherem Eingehen vorerst zurücktreten. Zunächst ist es schon das ganz herabgesunkene Himation, das Bedenken erregt, da die Verstorbene sonst wesentlich mit dem über das Haupt als Schleier gezogenen und von der Hand züchtig gefassten oder doch den Oberkörper umhüllenden Obergewand gebildet wird. Dann aber sind es die Handbewegungen, die von den auf Grabreliefs gewöhnlichen ganz abweichen (man vergl. nur die Zusammenstellung solcher bei *Clarae Mus. de sculpt. II. pl. 152—164*) und uns zu anderer Auffassung führen. Der Gestus der linken Hand ist der der ruhigen, belehrenden, überzeugenden Rede, wie er wesentlich wieder bei Statuen des Hermes Logios sich findet (z. B. D. A. K. II. Taf. 29. n. 348 und der sogenannte Germanicus a. a. O. I. T. 50. n. 225), auch bei den in feierlicher Anrufung Gottheiten sich nahenden Personen (Welcker alte Denkm. Taf. XIII. 25). Mehrfach kommt er z. B. auf der Atlas- und Hesperidenvase vor (D. A. K. II. Taf. LXIV. 828), bei Atlas, Hermes, einer stehenden Hesperide mit Kithara, der

Eros mit Kranz und Binde zueilt. In der rechten Hand wird man am ersten eine Rolle, einen runden Stab suchen; an den Griff eines Spiegels zu denken, verbietet die ganze sonstige Erscheinung der weiblichen Gestalt. So wird man unwillkürlich zu dem Gedanken einer lehrenden Muse oder einer weiblichen, im Sinne einer Muse gedachten Gestalt geführt, der gegenüber ein horchender, von ihr empfangender Dichter, überhaupt eine männliche Person sich befand, wie Alkaios gegenüber der sitzenden, in die Magadis greifenden Sappho auf dem Terracottarelief aus Smyrna (Welcker alte Denkm. II. Taf. XII. 20); auch ohne Kithara erscheint, nur mit der Rolle, Sappho auf einem von de Witte (Cabin. Durand p. 460) beschriebenen Vasenbild der Sammlung Middleton. Die neuste hierher gehörige Publikation eines Terracottareliefs in den *Annali* 1858. tav. d'agg. O mit Text von Welcker p. 42. 43 zeigt uns die Dichterin *κατ' ἄξωχῆν*, d. i. Sappho sitzend auf Fels mit herabgesunkenem Gewand, zurückgebeugtem Haupt. Ihre Linke hält die *μάγαδις* ganz im Motiv der Linken unseres Reliefs, die Rechte ist zur Seite herabgesunken. Unter den Museen wird es sich etwa um *Μνήμη* oder Kleio oder Kalliope handeln. Wichtig ist die volle Entblössung der Unterarme ja über den Ellenbogen hinaus, die mit Ausnahme der Melpomene allen Museen eigen ist, bei einzelnen auch zur Aermellosigkeit sich steigert. Ganz unserem Denkmal ähnlich ist eine als Mnemosyne bezeichnete Statue aus dem Palast Giustiniani bei Clarac Mus. de sculpt. III. pl. 497. n. 974. Die gleiche redende Bewegung der Finger der einen Hand finden wir bei anderen Museenstatuen, so bei Clarac III. pl. 534. n. 4422, aber wir legen wegen der Unsicherheit in der Ergänzung der Hände darauf kein Gewicht. Jedoch ziehen wir es entschieden vor, hier eine nur im Charakter der lehrenden Muse bestimmte Persönlichkeit zu sehen, die mit einer andern ihr gegenübergestellten, etwa auf einem Stab gestützten Persönlichkeit in lebendiger, zunächst von ihr ausgehender Rede begriffen ist. Und dies würde schliesslich die Möglichkeit, das Ganze als Grabrelief zu betrachten, nicht ausschliessen, wenn auch die Motivierung von den gewöhnlichen durchaus abweicht. Wir besitzen hierzu ein schlagendes Beispiel in dem Grabrelief der Claudia Italia, das ihr Gemahl Hermias ihr geweiht, aus Villa Albani nach Paris gekommen (Winkelman Mon. ined. n. 487, Clarac Mus. de sculpt. II. pl. 447. n. 330): hier sitzt eine weibliche Gestalt auf dem Thron mit einer Rolle in der gehobenen

Rechten und die Inschrift nennt sie: *πάσης μετέχουσα μουσικής*.

§ 4. Eros mit Vogel.

Taf. V. Relieffragment. Br. 49 Centim., Höhe 44 Centim.

Während uns das eben betrachtete Relief in Stil und Gegenstand ganz in eine ächt griechische Zeit, ja in attische Kunst zurückversetzt, weht uns aus dem hier publicirten Relieffragment desselben Fundortes ein ganz anderer Geist an, der Geist alexandrinisch-römischer Periode, gegenüber dem Ernst und der feinen Beseelung edler ruhiger Formen ein geistvolles, lebendiges Spiel mit mythologischen Gedanken, dabei eine gewandte, in kräftigen Bewegungen, flüssigen, allgemein bekannten Formen, frei sich ergehende Technik.

Wir sehen den Oberkörper eines geflügelten Knaben vor uns, der in grosser Breitenentwicklung sehr geschickt in jener zum Hautrelief bereits überführenden Gattung des Basreliefs behandelt ist, wie sie in den Werken der jüngeren attischen Kunst zuerst zur Geltung kommt. In lebendiger Bewegung strebt der ganz en face sich zeigende Körper schräg von der rechten zur linken Seite; der rechte Oberarm ist gesenkt, der linke schräg gehoben und daher auch die linke Brustseite in vollster Muskelanspannung. Der Kopf, an dessen hinteren Theil die linke Hand gelegt ist, sodass durch den linken Arm ein spitzer Winkel gebildet ist, wendet sich rückwärts nach einem Gegenstand, der auf der rechten Hand ruht, die bis zur Höhe der Schulter etwa gehoben ist, sodass ein ähnlicher nur entgegengesetzt liegender Winkel durch den Ellenbogen hier, wie am linken Arm gebildet wird. Dieser ziemlich grosse Gegenstand mag für den ersten flüchtigen Anblick als eine Schale erscheinen, wie der Besitzer selbst in einer schriftlichen Notiz sich geäussert hat, jedoch dies ergibt sich bei irgend näherer Betrachtung als durchaus falsch. Der flache Theil der scheinbaren Schale ist eine durch Abschlagen eines oberen Theiles entstandene Fläche, dagegen nur erhalten der untere geschütztere Theil, um den die Finger sich legen. Dieser ist nichts weniger als gleichmässig und glatt als Aussen-seite einer Schale gebildet, im Gegentheil absichtlich mehr schuppig und giebt in seiner Gestalt sehr bestimmte Anhaltspunkte für eine richtigere Auffassung; ich mache auf den halsartigen selbständigen Ansatz, dem Knaben zugekehrt, auf die

breiteren volleren Theile der Mitte, dann wieder auf die entschiedenere, ein Hintertheil einleitende Einbiegung aufmerksam. Kurz, wir haben hier den unteren Theil eines grossen, hühnerartigen, oder Wasservogels, der in der Hand des Knaben gehalten wird. Wer eine monumentale Bestätigung wünscht für dies in hohler Hand Tragen eines Vogels, den verweise ich auf das Relief bei Clarac Mus. de sculpt. XII. pl. 199. n. 4, wo ein Mann genau mit derselben Handbewegung einen Vogel vor einem Altar einer Gottheit darbringt. Nun wird die ganze Situation scharf und klar: der auf der Hand des idealen Kindes sitzende, verhältnissmässig grosse Vogel ist, wahrscheinlich genceckt, dem Kleinen so zu sagen auf den Leib gerückt; in grösster Eile wendet sich der Körper von der gefährdeten Seite ab, wie der Körper des Laokoon dem drohenden Schlangenstich zu entgehen sucht; der linke Arm ist unwillkürlich an den Kopf gefahren, ein bei den Griechen sehr treffend und sicher angewendetes Motiv der Heftigkeit, wie der Schlaueit, die rasch sich fasst, so bei Kronos (Millin G. M. I. 4., Müller-Wieseler D. A. K. II. Taf. LXII. 804, Tölken Erkl. III. 4. n. 6. 7), so bei den in die Muschel stossenden Tritonen, heftig blasenden Windgöttern (Mon. ann. bull. inst. archeol. 1855. t. VIII. IX.), endlich bei forteilenden Gestalten, so der vor Tityos flüchtenden Leto (D. A. K. II. Taf. XIII. 244 b.). Und wie ist in dem zurückgewendeten Kindergesicht in trefflichster Weise die Mischung von Besorgniss und Neckerei, die weiss, dass es nicht so gefährlich ist, gemischt! So ist von dem Künstler ein reizendes Wechselspiel in der ganzen Situation ausgedrückt; der Moment der Angst, des Fliehens wird rasch genug der erneuten liebkosenden Neckerei folgen.

Dass wir den geflügelten Knaben Eros zu nennen haben, liegt im allgemeinen Habitus hinlänglich begründet. Der Kopf, mit seinem das Gesicht umgebenden Lockenbausch, den über der Stirn aufsteigenden Locken, wie dem Haarknoten im Nacken, dem Kindesprofil, wie dem keck und heiter geöffneten Auge, dem Zug um Wange und Mundwinkel, der nackte Körper, die wohl ausgeführten, gehobenen Flügel zeichnen ihn uns sehr individuell. Und doch haben wir in dem ganzen Hergang zunächst nur ein einfaches, dem Kinderleben entnommenes Spiel, dass aber schliesslich der tieferen Bedeutung des Eros nicht fremd ist. Durch K. F. Hermann in der Abhandlung: der Knabe mit dem Vogel. Göttingen 1847 und durch O. Jahn in den Berichten der



K. S. Ges. d. W. hist.-philol. Cl. 1848. S. 41—52 ist die reiche Zahl hierher gehöriger Denkmäler wissenschaftlich zusammengestellt und besprochen worden (man vergl. auch die grosse Reihe bei Clarac Mus. de sculpt. pl. 894. C. 876. 877. A. 898), ebenso die erotische Beziehung der dabei beliebten Vogelgattungen, besonders der Wasservogel, Gans oder Ente, dass ich einfach auf sie hier verweisen kann. In dem Text zu Raoul Roch. Choix de peint. p. 134 ist neuerdings die Gruppe von einem Knaben und Mädchen, als Eros und Psyche wohl zu bezeichnen, publicirt. Das Mädchen im langen Aermelchiton hält vor sich mit beiden Händen einen langhalsigen Wasservogel, nach dessen Schnabel spielend und neckend die linke Hand des Knaben greift, während die Rechte vertraulich auf der Schulter des Mädchens ruht. Wie gern dieses Motiv zu Grabreliefs für geliebte Knaben verwendet ward, zeigt auch ein aus Lilaea neuerdings nach Athen gekommenes Denkmal (Bull. inst. archeol. 1858. p. 109). Unser Relief bietet aber eine mir wenigstens durch sonstige Denkmäler noch nicht bekannte glückliche Steigerung des Spieles mit dem Vogel, wie es in dem Reizen des Thieres durch Entgegenhalten des Fingers zum Picken und Anbeissen in Bronze und Marmor mehrfach bekannt ist (Jahn a. a. O. S. 49 f. dazu die Tafeln). Der neckische, lebendige, vor Schmerz heftig zurtückschauernde Charakter des Eros wandelt gleichsam die idyllische Situation in eine dramatische Scene um.

## 10. MÄRZ.

Von Herrn Stark wurde folgender Aufsatz über *unedirte Venusstatuen und das Venusideal seit Praxiteles* vorgelegt<sup>1)</sup>.

Während die oberflächliche Betrachtungsweise unserer modernen Gesellschaft wesentlich nur insoweit an einem Kunstwerke Interesse findet, als dieses durch Neuheit oder die zeitgemässen Bezüge des Gegenstandes sich bemerklich macht und man zu einer ruhigen, eingehenden Würdigung der eigentlich künstlerischen Behandlung gar nicht gelangt, so besitzt die antike Kunstwelt darin gerade für den ernsten geübten Beobachter einen so unvergänglichen Reiz, dass der Ideenkreis derselben sehr umschränkt und verhältnissmässig leicht überschaubar sich zeigt, aber in demselben alle Richtungen künstlerischer Motivierung durchgebildet sind und hier der Betrachtung eine immer neue Welt, immer neue und eigenthümliche Variationen eines Grundthemas geboten werden. Wir sehen an der Darstellung derselben Grundideen, wie sie die griechische Götter- und Heroenwelt enthält, Jahrhunderte hindurch die bedeutendsten Künstler der verschiedensten Kunstschulen arbeiten. Ist es nun auch wesentlich Eine künstlerische Persönlichkeit, durch die endlich das Bild der Idee, das Ideal mustergültig festgestellt wird, deren Name mit diesem Ideal daher unauflöslich verbunden erscheint, so lähmt dieses die Lust und Kraft folgender

---

1) Die vorliegende Abhandlung war zunächst veranlasst von Seiten des archäologischen Instituts in Rom, dem drei Zeichnungen von den fünf hierbei publicirten verdankt werden. Sie war als einfache Erklärung derselben vor 2 Jahren vollendet, aber die römische Censur machte die Publikation von entblösten Venusstatuen in den Schriften des Instituts unmöglich. Aus jener schon länger ruhenden Grundlage ist diese nun weit umfassendere Abhandlung erwachsen, die wenigstens den Gewinn ganz erneuerter Betrachtung eines schon einmal in engeren Gränzen durchgearbeiteten Gegenstandes hat:

Künstler noch nicht im Mindesten sich auf diesem Gebiete zu versuchen; nein, freudig wird nun das einmal Gelungene übernommen, aber mit freiem Sinne in dem engeren Bereiche die so vorgebildete Kunstidee immer von neuen Gesichtspunkten beschaut und verkörpert.

Bei der Lückenhaftigkeit und vielfachen Unbestimmtheit unserer historischen Nachrichten sind wir allerdings meist nicht im Stande diese verschiedenen Auffassungen mit Sicherheit bestimmten Künstlern zuzuschreiben, aber die Denkmälerkunde kann und muss überhaupt den Stoff für die kunsthistorische Fragestellung vorbereiten, sie muss die uns erhaltenen Objekte scharf nach allen Gesichtspunkten betrachten und so Gruppen von Denkmälern herausfinden, die nähere oder entferntere Verwandtschaft und Abhängigkeit von einander bestimmen. Auf solcher Grundlage wird es dann leichter werden den kunsthistorischen Faden, der durch sie durchläuft, aufzufinden.

Wenn irgend von einem Kunstideal, so gilt dies von dem der Venus; giebt es doch keine Göttergestalt, die in der jüngeren griechischen und in der römischen Zeit — und an diese sind wir mit den erhaltenen Kunstwerken zum weitaus grössten Theile gewiesen — eine gleich grosse Verbreitung und bis in das Raffinirteste gehende Durchbildung erfahren hätte. Trotz der überaus grossen Zahl der ihr angehörigen statuarischen Werke und der grossen Berühmtheit einiger derselben eröffnet doch jeder neue Zuwachs neue Bezüge und fordert zur wiederholten Prüfung und Sichtung des vorhandenen Reichthums auf, der selbst dadurch erst recht zum wissenschaftlichen Bewusstsein gelangt. Indem ich im Folgenden eine Reihe von vergleichenden Betrachtungen an die Veröffentlichung mehrerer, noch gar nicht oder nur ungenügend bekannt gemachter Statuen anknüpfe, wird die Behandlung dem oben Ausgesprochenen gemäss vor allem darauf zu zielen haben die Stellung dieser Denkmäler in bestimmten Kreisen von Venusstatuen genau zu bezeichnen und dadurch schliesslich auch diese als Stufen der historischen Entwicklung des Venusideals schärfer nachzuweisen. Wir werden uns dabei neben den Müller-Wieslerschen Denkmälern der alten Kunst I. Taf. 35. 40. 50. II. T. 24 — 27 vor allem auf die reichste Zusammenstellung von Venusstatuen beziehen, die in *Clara c Musée de sculpture antique et moderne. T. III. pl. 39-45;*

T. IV. pl. 594—634. D. Texte p. 68—142 in buntester Reihenfolge uns vorgeführt ist. Immer noch entbehren wir einer umfassenden und künstlerisch wie literarhistorisch eingehenden Arbeit über das Venusideal; der letzte derartige Versuch ist von Heyne in seinen Antiquar. Aufsätzen I, S. 445 ff. gemacht, angegriffen von Voss mythol. Briefe I, S. 237 ff. 265 ff., aber gerade da dringend der Wunsch einer auf vergleichender Anschauung möglichst aller bekannten Venusdarstellungen begründeten Behandlung ausgesprochen worden. Die so verdienstliche Abhandlung von Gerhard über Venus-Proserpina (Hyperbor. röm. Stud. II, S. 418 ff.) und über Venusidole (Abhdlg. d. Berl. Akad. d. W. hist.-philol. Kl. 1843. S. 317 ff.) beschäftigt sich ausdrücklich nur mit den bekleideten Cultusbildern derselben. Die weitschichtigen Recherches sur le culte, les symboles, les attributs et les monumens figurés de Vénus en Orient et en Occident par Mr. Felix Lajard. 1837—1848. 248 S. in 4° und Atlas von 40 Blättern geben uns allerdings einzelne interessante neue Münztypen und kleinere Figuren, sind aber für die archäologische Behandlung im Text ganz unfruchtbar. Die bestgeordnete und reichhaltigste Uebersicht enthält der betreffende Artikel in Müllers Handb. d. Archäol. III. Aufl. S. 576 ff., neben dem man auch Prellers kurze Darstellung in der griech. Mythol. I, S. 234—36 gern vergleicht, während der in Paulys Realencyclopädie Th. VI. S. 2459 ff. archäologisch sehr ungenügend gearbeitet ist. Die in Italien vorhandenen Hauptstatuen der Venus behandelt mit feinem Sinn Burckhardt in seinem Cicerone S. 448—454. Für die Darstellungen auf Münzen ist der Artikel bei Rasche (Lexic. univ. r. numm. T. V. 2. p. 822—922) ebenso reichhaltig, als wenig übersichtlich.

### I. Venus mit dem Seeungeheuer.

Die Venusbildung von Praxiteles zu Kleomenes.

Ich beginne mit der Marmorstatue einer nackten Venus (Tafel VI), über Lebensgrösse, die früher im Besitze des Principe di Salerno sich befand. Ueber die Ergänzungen ist mir leider nichts Näheres bekannt, doch macht kein Theil der Extremitäten der Hauptmasse gegenüber einen störenden Eindruck der Incongruenz. Der Kopf des daneben befindlichen Thieres wird modern sein, aber bedingt durch die mit dem Rumpfe des

Thieres so nahe verbundenen Füsse. Wir haben eine Venusgestalt vor uns, die auf den ersten Anblick als eine der mediceischen des Kleomenes von Athen verwandte sich kundgibt. Sie ist völlig unbekleidet, auch jede Andeutung eines abgelegten Gewandes ist geschwunden. Den Stützpunkt derselben bildet wesentlich der linke völlig platt aufgesetzte Fuss, so dass das linke Bein als das straff angestemmt auch eine nur leicht wellenförmig gebogene, wesentlich gerade Linie bildet, während das rechte mit seinen geschwungenen grossen Biegungen in einem vollen Gegensatze dazu steht. Das rechte Knie ist etwas voraus an das linke Knie angeschoben, so dass der rechte Oberschenkel den Schooss gleichsam verschliesst. Der rechte Fuss berührt nur mit den Zehen und Vorderballen leicht den Boden. Die Linien, welche von den Weichen zu den Oberschenkeln führen, sind weich und wohlgeschwungen. Der leicht eingezogene Unterleib macht wie der ganze Oberkörper den Eindruck einer reifen Frauennatur. Auch die runden, verhältnissmässig vollen Brüste stimmen damit, sowie die starke Bildung des Halses. Der linke Arm, in der Kugel beweglich hängend ist frei gesenkt, um die Scham zu decken; der rechte Oberarm schliesst sich dagegen eng an den Oberkörper an, während der gehobene Unterarm die ganze linke Brust deckt. Die vom Halse über die Schultern gehenden Linien zeigen eine entschieden kräftigere und breitere Schulterbildung als die mediceische Venus. Der Kopf, der ein Aochtel der ganzen Höhe der Statue bildet, ist stark nach der linken Seite gewendet, so dass das Profil mit der linken Schulter und Arm wesentlich in einer Fläche liegt. Durch diese Biegung ist natürlich die rechte Halsseite sehr in Spannung versetzt. Das Gesicht ist ein durchaus ideales, in grösseren Formen gebildet, als das der mediceischen. Das Auge ist gesenkt, aber voll geöffnet; der leicht geöffnete Mund, das Kinn zeigt nichts von dem verführerischen Lächeln oder dem Grübchen der Mediceerin, der Gesamtausdruck ist ein ernster. Sehen wir uns die Haarbildung etwas näher an, so ist hier Viererlei zu beachten: die vorderen das Gesicht umgebenden Haare sind stark gewellt zurückgewandt und im Nacken in eine volle Masse vereinigt, welche breit auf den Rücken herabfällt; die Vorderhaare unmittelbar über der Stirn sind aber auf dem Scheitel des Hauptes zu einem Krobylos aufgebunden, während die übrigen Haupthaare fest anliegen und am Hinterkopf in ein Nest oder Haarwulst zusam-

mengfasst sind. Von einem Schmucke an irgend einem Theile des Körpers findet sich keine Spur.

Ueerblicken wir noch einmal die ganze Statue, so wird die Gesamthaltung als eine strengere einheitlichere gegenüber der mediceischen Venus sich kund geben. Welches raffinierte Spiel der Bewegung, Drehung, Biegung ist dort von dem Fuss bis zum Scheitel ausgeprägt, besonders in dem Verhältniss von Unter- und Oberkörper! Wir werden unserer Statue gegenüber ihrer Gesamthaltung und Körperbildung nach vielmehr an die capitolinische Venus erinnert.

Noch bleibt uns das an die linke Seite sich eng anschliessende Thier zu besprechen: es ist eine in einen Fischschweif endende Eidechsenatur mit einem aufwärts zur Göttin sich wendenden Kopf. Auf einer der Windungen sitzt ein kleiner Eros von der Seite, nicht rittlings, und schaut ebenfalls zur Herrin empor. Die ganze Bewegung des Thieres zeigt uns das in der unmittelbaren Nähe der allmächtigen Herrin sich schmeichelnd anschmiegende, friedlich sich biegende Wasserungeheuer.

Somit haben wir zunächst uns einfach das Angesehene klar zu machen gesucht: der Vergleich mit der mediceischen Venus als der weitaus bekanntesten in dieser Classe von Venusstatuen sollte uns nur die einzelnen Motive genauer veranschaulichen. Gehen wir nun auf eine Classificirung aus, so werden dabei folgende Gesichtspunkte in Betracht kommen: völlige Nacktheit, Motivirung der Arme und Hände, sowie der unteren Extremitäten, Haltung des Oberkörpers, Stellung des Kopfes, Form und Ausdruck des Gesichtes, Haarbehandlung, sonstiger Schmuck, das Thierattribut nach Stellung, Gattung und Art, Zuthat und Situation der Erosen und sonstige Zugaben.

Offenbar ist bei unserer Statue, sowie der ganzen Reihe, in welche sie eintritt, das Grundmotiv jener unmittelbare Ausdruck der Weiblichkeit, die in dem Moment, wo sie in voller unverhüllter Schöne (*πᾶν τὸ κάλλος ἀντῆς ἀκάλυπτον οὐδεμιᾶς ἐσθῆτος ἀμπεχούσης γηγύμνωται* Luc. Amor. 43) sich zeigt, sich beschaut fühlt, unwillkürlich sich in sich zurückzieht, leicht sich zusammenbiegt, mit dem vorgeschobenen, gebogenen einen Bein, mit der Hand das Heiligthum ihres Leibes deckt (*ipsa Venus, quoties velamina ponit, protegitur laeva semireducta manu, Ovid. Art. Am. II. 613. 14*) und so gleichsam als

eine eben geöffnete und doch bei leichtester Berührung sich wieder schliessende Blüthe erscheint. Der Moment selbst war durch die Beziehung zum Wasserleben, zu dem Element, dem die Göttin zuert entstieg, dem sie im Bade immer von Neuem sich anvertraut, gegeben. Dieses Motiv der griechischen Kunst, der Kunstwelt überhaupt geschenkt zu haben, ist das unvergängliche Verdienst des Praxiteles<sup>2)</sup>. Leider sind wir nur durch eine einzige Stelle von der Venus nuda des Skopas unterrichtet, die in Rom im Tempel des Brutus Callaecus d. h. des Mars (gestiftet 132 v. Chr. von D. Jun. Brutus) aufgestellt war und die der Praxitelischen an Zeit vorausging, jeden andern Ort berühmt gemacht haben würde, in Rom bei der Fülle der Werke und bei dem Drängen und Treiben des Geschäftslebens weniger beobachtet wurde (Plin. XXXVI. 26). Wir haben aber in der Art, wie über das Werk des Praxiteles berichtet wird, wohl einen sichern Beweis, dass sein Motiv nicht schon von Skopas vorweg genommen sein kann und dass wir bei diesem dem Gewand noch einen grössern Antheil an der Gestalt zuschreiben müssen. Dazu kommt, dass es ein Tempel des Mars ist, in dem diese Statue geweiht war. Dürfen wir daraus nicht vielleicht entnehmen, dass wir sie als *Ἀφροίτα*, als siegreiche gegenüber und in Beziehung zu dem sitzenden, von Liebe, wie der Mars Ludovici, besiegten Ares, den ja auch Skopas gefertigt und mit dem sie sichtlich zusammen nach Rom gebracht war, gebildet zu denken haben? Und wohl konnte man jene Entblössung, wie sie in der Aphrodite von Melos gegeben ist, als ein neues Motiv des Skopas betrachten, während die Aphrodite Urania eines Phidias nur vollbekleidet zu denken ist. Ueber eine dritte Venusstatue, die Plinius als ebenbürtig daneben anführt als antiquorum digna fama, die in Rom im Friedentempel vor Vespasian geweiht war, wissen wir nichts Näheres; es geht nur aus der Stelle bei Plinius hervor, dass er bei ihr zwischen Praxiteles und Skopas zunächst geschwankt hat. Doch zurtück zur Praxitelischen Bildung. Noch war mit ihr nicht zugleich die völlige Beziehungslosigkeit zu aller Gewandung gegeben, nein wir wissen vielmehr aus den Knidischen Münzen (Müller D. A. K. I. T. 35.

2) Brunn Gesch. d. gr. Künstler I. S. 346. 349 ff.; Friederichs Praxiteles u. die Niobegruppe S. 28 ff., dagegen Brunn im Rhein. Mus. f. Philol. N. F. XI. S. 467 ff., Overbeck Gesch. d. gr. Plast. II, S. 27 ff.

n. 446 ab), wie, während die rechte Hand die Scham deckt (*πλήν δσα τῆ ἐτέρῃ χειρὶ τὴν αἰδῶ λεληθῶτως ἐπικρύπτει* Luc. Am. 13), die linke das auf das Gefäss niedergefallene Gewand am Zipfel noch emporhebt. Also hier haben wir die correspondirende Bewegung beider Arme, die Deckung der Brüste, überhaupt dieses völlige sich Erschliessen und wieder Zusammenziehen noch nicht, sondern noch die unmittelbare Beziehung zu dem nicht mehr umhüllenden Schutzmittel. Auch der Bewegung der Arme gemäss und gemäss der Stellung des Gefässes mit dem Gewande ist der linke Fuss gehoben, der rechte gesenkt. Wir können jetzt auf eine nicht kleine Zahl von Copieen dieser Knidischen Aphrodite im Vatikan (Clarac n. 4366, Müller D. A. K. I. T. XXXV. 446 f.), in Villa Torlonia (Clarac pl. 646. n. 4366 c), auf die Kolossalstatue in Villa Ludovisi (Beschreib. Roms III. 42. S. 588), auf sehr beschädigte und restaurirte Statuen im Vatikan (Loggia scoperta s. Beschreib. Roms II. 2. S. 494) und im Palast Valentini zu Rom (a. a. O. III. 3. S. 456), eine treffliche in München (Clarac pl. 648. n. 4377), sowie eine ganz übereinstimmende Terracotta aus Tarsos (Barker Lares and Penates p. 493) hinweisen. Eine vielfach restaurirte Statue in Neapel (Clarac pl. 606. B. n. 4343 c) hebt mit der Linken das Gewand nicht von einem Gefäss, sondern von dem Stützpunkt eines Delphins ab, also eine Verbindung des praxitelischen Motivs mit einer jüngern Bildung.

Von dieser einzig berühmten Bildung des Praxiteles aus können wir zwei Wege der Fortbildung in einer grossen Reihe ausgezeichneter Statuen verfolgen; der eine ist der der stärkeren Betonung des Verhältnisses zum Gewand, der andere der gänzlichen Ablösung dieses Verhältnisses aus dem Grundmotiv. Wir müssen sagen, diese zweite Richtung ist wie die zahlreicher verfolgte, so auch die der mit jenen Grundgedanken gegebenen Stimmung entsprechendere. Die erstere hat aber unter der Hand trefflicher Künstler eine grosse Zahl neuer und anziehender Motive entwickelt. Bald wird nur ein Zipfel des auf einem Gefäss oder Kistchen ruhenden Gewandes von der linken die Scham deckenden Hand herübergezogen, so in der durch die im Palast Chigi befindlichen Nachbildung des Menophantos uns bekannten Aphrodite *ἐν Τρωάδι* (Müller D. A. K. II. n. 275, Handb. d. Archäol. S. 580, Welcker Alte Denkm. I, S. 447—48, Brunn Gesch. d. griech. Künstler I, S. 640), von der ein zweites



Beispiel uns noch in Paris (Mus. Napol. I. t. 57; Visconti Op. var. IV. p. 487), ein drittes im Vatikan begegnet (Clarac pl. 643. n. 4368). Unter Troas ist hier mit Plinius (H.-N. V. 33) Alexandria in Troas zu verstehen, welches durch *συνοικισμός* der Umgegend durch Antigonos gegründet ward als Antigononia, dann Alexandria umgenannt und von Lysimachos ausserordentlich gefördert wurde, später wird es eine *ἀποικία Ῥωμαίων* und gehört zu den *ἐλλόγμοι πόλεις* (Strabo XIII. 4, vgl. dazu Zumpt Comment. epigr. I. p. 378). Dass Aphrodite, die Hauptgöttin des troischen Stammes in der neuen Gründung neben dem durch die Münzreihen als Hauptgott erwiesenen Apollo Smintheus vor allem verehrt ward, ihre Statue von ausgezeichneter Künstlerhand gefertigt dort unter Antigonos oder Lysimachos aufgestellt, in Rom, das die Verwandtschaft mit Troas so lebhaft betonte, nachgebildet ward, das ist sehr natürlich wenn auch nicht im Einzelnen näher nachweisbar. Wir haben damit aber für die Zeitbestimmung dieser Bildung, welche im Anfang der Kaiserszeit eine berühmte, ausdrücklich nachgeahmte war, ungefähre Grenzen, zwischen Ol. 116—124: also jedenfalls gehört sie den ersten 50 Jahren nach der Aufstellung der Knidischen Venus.

Mustern wir weiter diese Motive, so umschliesst bald das Gewand in einem offenen, fast gebauschten Bogen die Beine und wird von der Hand über der Scham festgehalten, so in der trefflichen Syrakusaner Statue (Clarac pl. 608. n. 1844 vgl. dazu Parthey Wander. durch Sicilien I, S. 177) und mehreren ihr darin völlig entsprechenden Exemplaren z. B. in Neapel (Clarac pl. 632. G. n. 4374 A), weniger die in Villa Albani (a. a. O. n. 4374); dagegen eine treffliche kleine Wiederholung im Braccio nuovo im Vatikan (Beschreib. Roms II. 2. S. 93); auf eine vor dem Braccio nuovo macht aufmerksam Welcker Rhein. Mus. IX. S. 283, die wohl identisch mit der weniger guten im Vatikan, die berührt ist in der Beschreib. Roms II. 2. S. 252; auch der Unterkörper der Statue im Mus. Chiaramonti bei Clarac pl. 640. n. 4355 gehört hierher. Bald bleibt der eine Schenkel noch völlig entblösst, während über den anderen das Gewand herabfällt, so in einem Torso des Museums zu Leyden (Janassen griechische etc. monum. n. 94), ebenfalls einem Torso des Vatikan (Beschreib. Roms II. 2. S. 3), so in einer Statue der Villa Albani (a. a. O. III. 2. S. 477), so in einer Statue der Sammlung Torlonia (Clarac pl. 604. n. 4332 C), deren rechte Hand vor die Scham den einen Zipfel hält, während

der andere über den Unterarm gefallen ist, so in einer kleinen im Piräus gefundenen Marmorstatue, im Besitz von Rangabé, wo der andere frei herabhängende Theil des Gewandes schleierartig hochgezogen scheint (Annal. Instit. archeol. XXI. tav. d'agg. L. p. 165. 169). Das Gewand schliesst sich enger an den Körper an und umgibt ihn bis an die Oberschenkel in reichen Falten, so in einer Neapolitaner Statue (Clarac pl. 614. n. 1360), einer Oxforder (Clarac pl. 634. D. n. 1392. D), so noch in drei anderen Beispielen, aus Sammlung Giustiniani, aus Venedig und Dresden, (Clarac pl. 606. n. 1336. 1337. 1338). Auch dieses Motiv wird umgestaltet, indem der eine Zipfel des Gewandes von der einen Hand gehalten wird, so dass das Gewand sich öffnet, oder selbst in die Höhe geführt wird, so in einer Statue im Museo Chiaramonti (Clarac pl. 614. n. 1364), in einer Statue einst im Besitz von Camuccini (Clarac pl. 614. n. 1363). Ja endlich hängt das Gewand nur shawlartig mit den Zipfeln über den Armen und lässt die Vorderseite des Körpers gänzlich unbedeckt, so in zwei Florentiner Statuen (Clarac pl. 597. n. 1305 und pl. 606. n. 1335). Im vollsten Gegensatz zu den bisherigen Motiven wird endlich das Gewand oder Badetuch durch die zusammengeneigten Kniee zwischen den Beinen festgehalten und die Hände haben selbst gar keine Beziehungen mehr zu ihm, so in zwei oder drei Statuen, einer im brittischen Museum, und einer pompejanischen, der eine Zeichnung Millins, die sonst als drittes Exemplar gelten müsste, wahrscheinlich identisch ist (Clarac pl. 625. n. 1403. 1404, Overbeck Pompeji S. 370. S. 259 b).

Bei einem Ueberblick über diese überraschend mannigfaltige Reihe, deren Detail wir hier nicht weiter verfolgen wollen, werden folgende Bemerkungen sich unmittelbar aufdrängen: das Hauptmotiv der Praxitelischen Aphrodite, die Deckung der Scham durch die rechte Hand, wechselt hier zwischen der rechten und linken Hand; das andere Hauptmotiv der Mediceischen Venus, überhaupt nachpraxitelischer Bildung, die leichte Deckung der Brüste, begegnet uns grossentheils auch in diesen Statuen, vor allem schon in der von Troas; ferner die Kopfbewegung, Haarbehandlung, die Schmucksachen, Thier- und sonstigen Attribute, auch die beigefügten Eroten zeigen wesentlich dieselben Formen, als diese an den ganz entkleideten Statuen uns entgegentreten werden, ja in der Auffassung der meist absichtlich mehr öffnenden, als deckenden Gewandung zeigt sich

ein sehr freies, ja sehr raffiniertes Spiel des Künstlergeistes, der über das Gewand nach ästhetischen Gesichtspunkten frei schaltet. Niemand wird bei solchem Ueberblick daran denken können, das Grundmotiv dieser Statuen über Praxiteles hinauf einer keuscheren, strengeren Auffassung zuschreiben zu wollen.

Wenden wir uns zu der andern Entwicklung, welche von der Praxitelischen Aphrodite zur gänzlichen Entfernung aller Gewandbeziehung führt, so haben wir sichtlich die erste wichtige, auch im Alterthum in hoher Geltung stehende Weiterbildung in der Capitolinischen Venus. Allerdings könnte man noch eine nähere Zwischenstufe in einer kolossalen Statue der Sammlung Torlonia finden (Clarac pl. 646. n. 4366 A), an welcher der linke Arm, der dort bei der Knidischen den Gewandzipfel emporhebt, sich hier auf das über einer festen Unterlage niedergelegte Gewand stützt, woneben das Badegefäss steht, der rechte den Schooss deckt; jedoch sind die Beigaben hier vollständig modern und in der entschiedenen Richtung der ganzen Gestalt, die auf einen äusseren Stützpunkt hinweist, ist ein ganz anderes allerdings auch in Venusstatuen mit Glück weiterverfolgtes, aber der Praxitelischen Venus fremdes Motiv hereingebracht. Dagegen steht eine sehr anmuthige, jugendliche Statue in Florenz (Clarac pl. 624. n. 4388), die mit der Rechten den Schooss deckt, die Linke nach vorn hebt, mit einer Muschel ergänzt ist, das Haar einfach um den Kopf geordnet und nur mit einem Band befestigt hat, ihr zur Seite Salbgefäss und Gewand, entschieden der Knidischen noch näher.

Die Capitolinische Venus (Mus. Napol. I, t. 56. Visconti Opere varie IV. t. 44. p. 63—68. Bouillon Mus. I. 10. Müller-Wieseler D. A. K. II. n. 278. Braun Ruinen u. Mus. Roms S. 220—24), zu welcher wir zwölf Wiederholungen kennen, noch eine im Capitol (Clarac pl. 626 B. n. 4383 D), eine in Villa Borghese (Beschr. Roms III. 3. S. 246), vier in Neapel (Clarac pl. 647. n. 4374—4373 incl.; pl. 623. n. 4393), drei in Dresden (August. Taf. 59. 86; Clarac pl. 649. n. 4385; pl. 624. n. 4389, vgl. Hettner Katalog n. 239. 242; Leplat T. 58, Hettner Katalog n. 354), eine im brittischen Museum (Clarac pl. 649. n. 4389 A), eine treffliche in Woburn Abbey ohne Kopf und Arme (Müller-Wieseler D. A. K. II. Taf. 25. n. 277), eine in Petersburg (Clarac pl. 647. n. 4370), wozu jüngst noch ein ausgezeichnete Fund, wie ich höre, in Rom auf dem Esquilin gekommen ist, hat

in dem Adel der Erscheinung, in der Grösse und Fülle der Körperformen, in der beabsichtigten Erhöhung des Hauptes durch den Krobylos, in dem Ausdrücke des Gesichtes entschieden eine nähere Beziehung zu dem Venusideal des Praxiteles und seiner Zeit, als die Venus von Medicis. In ihr ist die Vermittelung zwischen Gewand und Badegefäss und der Person bereits aufgegeben, aber dieses beides schliesst sich für das Auge eng an die Gestalt durch Nebenstellung an und so ist für die Vorstellung diese Beziehung und Erklärung des Motivs noch ganz lebendig. Ein wichtiger Schritt war nun gethan: beide Arme sind nun völlig frei, beide gehen in jenes Praxitelische Grundmotiv der nun alles Schutzes entkleideten, die unverhüllte Schönheit nur durch ein schamhaftes sich in sich Zurückziehen deckenden Weiblichkeit ein; nun senkt sich die linke Hand zur Scham, die rechte hebt sich schützend vor die Brust. Auch der Oberkörper beugt sich jetzt stärker vor, während der Unterleib noch mehr eingezogen wird. Auch die Motivirung der Füsse muss sich nun ändern: nach dem so selten verletzten Gesetze des Chiasmus, der schrägen Wechselwirkung hebt sich der rechte Fuss leicht, schiebt sich der rechte Oberschenkel vor; im linken Bein ruht nun der Schwerpunkt der Gestalt. Keine Spur des Schmuckes zeigt sich am Körper der dem Bad eben Entstiegenen. Das Haar ist über dem Scheitel und zwar zu einem hohen Krobylos aufgebunden, ein breites Haarband befestigt die reichen Seitenhaare, die am Hinterkopf einfach in einer Schlinge zusammengefassten Haare fallen in zwei starken, sich auflösenden Haarsträngen auf den Nacken herab; sie machen entschieden den Eindruck, dass sie in dem Wasserelement sich gelöst haben, welches die Göttin so eben verlassen hat.

Man fühlt sich wohl versucht für diese herrliche und auf italischem Boden so vielfach in Copieen verbreitete Bildung einen Urheber zu suchen. Wenn es erlaubt ist bei dem spärlich fragmentarischen Zustande unserer Kunstdenkmäler, besonders dem dürftigen katalogartigen Charakter der Berichte des Plinius über die Kunstwerke in Rom Vermuthungen zu äussern, so wird man zunächst an ein Werk des Sohnes und Erbens der Kunst des Praxiteles, an das des Kephisodot denken können, welches in Rom in Asinii monumentis, d. h. dem Atrium Libertatis mit Bibliothek auf dem Aventin sich zu Plinius Zeit und natürlich seit Asinius Pollio sich befand (Plin. XXXVI. §. 24). Eine

andere Stätte berühmter Venusstatuen in Rom sind bekanntlich die Porticus oder monumenta Octaviae, eine Gründung des Qu. Caecil. Metellus Macedonicus (nach 149 v. Chr. vgl. Becker Röm. Alterth. I, S. 608 ff.) mit ihren Tempeln des Jupiter und der Juno, von Werken der jüngeren griechischen Kunst um Ol. 155, aber auch älterer geschmückt. Hier stand eine treffliche Venus des Phidias (Plin. XXXVI. 4. §. 15), hier eine des Philiskos, hier die lavans se des Daedalos und dabei eine stehende Venus des Polycharmos (Plin. l. l. §. 35). Man wird zunächst veranlasst sein, an die letztgenannte Statue zu denken, die entschieden Beziehung zum Bad gehabt haben muss, nur dass sie stehend, nicht kauern dargestellt war. Aber ich hoffe im Folgenden für diese eine bestimmte Bildung mit grösster Wahrscheinlichkeit nachzuweisen. So könnte für die capitolinische Venus unter diesen Künstlern nur Philiskos der rhodische Meister in Betracht kommen.

Sehen wir auf griechischem Boden uns um, wo eine berühmte Marmorstatue einer Aphrodite Pontia neben Knidos — und eine solche ist ja die knidische, von den Knidiern selbst Euploia genannte Aphrodite (Paus. I. 4. 3) — erwähnt wird, so werden wir nach Hermione gewiesen, deren religiöser Kreis so eng mit dem der knidischen Halbinsel zusammenhängt. Pausanias (II. 34. 10) rühmt aber gerade das dortige *ἄγαλμα λευκοῦ λίθου*, was ebenso gross als wegen der künstlerischen Ausführung schauenswerth sei. Eine Bronzemünze unter Caracalla geschlagen von Hermione zeigt, wie Mionnet (Supplém. IV. p. 262 f.) angiebt Venus-debout avec Cupidon, ob ganz unbekleidet, wird nicht bezeichnet, dagegen scheint die nackte Gestalt, die neben Hermes auf Münzen erscheint oder die thronende, mit dem Steuerruder in der Hand bezeichnete Tyche der Stadt bekränzt, nicht wie Rasche (Lex. r. numm. V. 2. p. 882) meint, eine Aphrodite zu sein, sondern eine männliche Gestalt, etwa der Heros Hermion. Auch der marmorea Venus illa, die die Bewohner von Rhégion um keinen Preis hergeben würden und die Cicero neben der knidischen Venus als ein berühmtes Werk einer griechischen Stadt nennt (Verr. IV. 60. 435), kann hier gedacht werden, da aller Grund ist auch hier eine *Ἀφροδίτη Εὐπλοία* oder *Ποντία* zu verstehen. Doch genug der Vermuthungen.

Wir bemerken übrigens, dass wir die capitolinische Venus

nicht als das Original dieser Bildung binstellen und alle anderen als Copieen, sondern als das hervorragendste, besterhaltene, bekannteste Exemplar unter vielen Copieen eines Originals. Ihr Fundort wird in der Subura angegeben (Beschreib. Roms III. 2. S. 170); wie es dabei möglich ist auch mit Nibby an einen Fundort am Fusse des Pincio in der Vigna Naro zu denken (a. a. O. III. 2. S. 567), verstehe ich nicht.

Der weitere grosse Schritt auf dieser Bahn der Darstellung der nackten Göttin war das Badegefäss und Gewand gänzlich wegzulassen und statt dessen nur das Element, dem sie einst entslagen und aus dem sie gleichsam immer von Neuem geboren wird, allgemein durch ein Geschöpf zu charakteristiren; war doch damit in den Motiven dieses Geschöpfes, in seinen auch sichtbar heraustretenden Beziehungen zu der alles Leben im Meer, im Wasserreich beherrschenden Göttin ein neuer fruchtbarer Gedanke hereingebracht — ein Gedanke so recht entsprechend der alexandrinischen Epoche, deren Drang nach allgemeineren, auf verstandesmässigem Wege zu erkennenden Beziehungen, entschieden an unmittelbarer Fasslichkeit, an individueller Charakterisirung des Momentes weit nachstehend jener einfachen, unmittelbaren Darstellung des Bades. Ja, man konnte nun noch weiter gehen und das vollendetste Werk dieser neuen Klasse von Venusstatuen, die Venus des Kleomenes von Athen zeigt diesen Schritt und die hier publicirte Statue steht ihr darin besonders nahe: das Geschöpf des Meeres zur Seite der Göttin erscheint verbunden, geleitet, im Dienst von dem scherzenden Knaben und Begleiter der Venus, von Eros oder sogar mehreren Eroten. Es ist gleichsam nun ein zierliches Epigramm der grösseren Elegie beigelegt und eine geistreiche Pointe darin ausgesprochen.

Keine Bildung der Venus ist für uns in einer solchen Fülle von Wiederholungen, von der vollendetsten his zur flachsten und handwerksmässigen Behandlung vorhanden, als diese der vollständig gewandlosen, Brust und Schoos deckenden, von einem Seethier begleiteten Göttin. Halten wir von einer jetzt wesentlich feststehenden Betrachtungsweise der medicischen Venus wie sie durch Heyne, Visconti angebahnt, durch Levezow in seiner Schrift (Ueber die Frage, ob die medic. Venus ein Bild der knidischen sei? Berlin 1808) umsichtig erweitert, durch Brunn (Gesch. d. gr. Künstl. I, S. 522 f.) und Overbeck (Gesch. d. gr.

Plastik II, S. 238 ff.) zuletzt scharf ausgesprochen ist, eine Rundschau über diese Wiederholungen! An eine Vollständigkeit dabei kann meinerseits nicht gedacht werden, doch ist es schon wichtig sich acht und zwanzig Exemplare möglichst scharf neben einander zu vergegenwärtigen.

- 1) In Rom weist der Vatikan zwei Exemplare auf; eines früher im Palast Ruspoli mit Seeross zur Seite (Clarac pl. 613. n. 4369),
- 2) ein zweites mit Delphin um einen Stamm, mit Porträtgesicht der Manilia (Clarac pl. 623. n. 4394).
- 3) 4) Zwei im Belast Torlonia, ein Exemplar mit Baumstamm zur Seite (Clarac pl. 622. n. 4383 C), ein zweites mit modernem Delphin (Clarac pl. 622. n. 4383).
- 5) 6) Zwei im Palast Giustiniani (Clarac pl. 623. n. 4392 A): eins mit Delphin, das zweite mit Delphin und Amor (Clarac pl. 632. n. 4398 A).
- 7) In Villa Massimi (Clarac pl. 634 B. n. 4386 A): die Arme unrichtig ergänzt; Delphin zur Seite.
- 8) In Villa Pamfili (Clarac pl. 626 B. n. 4404): mit porträtartigem Kopf. Wohlerhaltener Delphin.
- 9) In Villa Borghese (Beschreib. Roms III. 3. S. 255): Arme neu. Delphin mit Amor.
- 10) Im Palast Valentini aus Gabii (Beschreib. Roms III. 3. S. 456). Gute Arbeit, aber Kopf und Arme neu.
- 41) Einst bei Cavaceppi (Clarac pl. 627. n. 4442) nach England gekommen. Delphin, Stamm, Amor dabei.
- 42) 43) Zwei Exemplare in Neapel im Museo borbonico (n. 294 und 304): das eine bei Clarac pl. 606 B. n. 4379 A. mit Delphin und Amor, das andere Clarac pl. 606 A. n. 4379 B. mit Delphin.
- 44) In Florenz: Armspangen an beiden Armen, Amor mit Fackel zur Seite (Clarac pl. 620. n. 4386).
- 45) In Venedig in der Sammlung von S. Marco: Amor auf Delphin antik, gut gearbeitet (Clarac pl. 620. n. 4382).
- 46—49) Vier Statuen in Paris im Louvre: eine mit Delphin und Amor bei Clarac pl. 344. n. 4398; zweite mit Delphin, der rechte Arm bis unter den Ellenbogen erhalten (Clarac pl. 623. n. 4392); dritte aus Gabii (Mon. Gabin. pl. 30), jetzt im Magazin des Louvre (Clarac pl. 622 B. n. 4383 E) mit Delphin um einen Stamm; vierte aus Villa

- Borghese ebendasselbst (Clarac pl. 610. n. 1346) mit Delphin und Amor; der rechte Arm über den Kopf gelegt, linke deckt die Scham, gehört also im strengsten Sinne nicht hierher.
- 20) In Paris bei Brunet (Clarac pl. 620. n. 1380): mit Armspange und Diadem, Delphin mit Amor und Wellen am Grunde.
- 21) Zeichnung bei Millin, wo das Werk selbst? (Clarac pl. 608. n. 1346): Delphin und Amor zur Seite.
- 22) 23) In München in der Glyptothek n. 105 und 134 aus dem Hause Bevilacqua in Venua (Clarac pl. 648. n. 1375. 1376): die erstere mit linker gehobener Hand, Delphin zur Seite, treffliche Arbeit von parischem Marmor, bei der zweiten der Delphin modern.
- 24) In Dresden berühmte Statue aus Sammlung Albani (August. Taf. 26 — 30; Clarac pl. 612. n. 1358): Beine und Delphin ergänzt.
- 25) Ebendasselbst grosse Statue (6 F.) aber mittelmässige Arbeit (Clarac pl. 620. n. 1379; Katalog v. Hase n. 116; v. Hettner n. 408). Delphin und Amor neu.
- 26) In England in der Sammlung Grey (Clarac pl. 622 B. n. 1394): von trefflicher Arbeit und parischem Marmor; mit Armband; zur Seite Baumstamm mit Erosen.
- 27) In Oxford (Clarac pl. 634 D. n. 1392 C): jugendliche Porträtbildung; 7 F. Höhe; Delphin zur Seite.
- 28) In Madrid (Clarac pl. 634 C. n. 1392 B): von trefflicher Arbeit und guter Erhaltung; Delphin zur Seite.

Kann man in jenem oben herausgehobenen Charakter grösserer Allgemeinheit, verstandesmässiger und an das Spiel des Witzes streifenden Ausdeutung des Attributes wie auch einer freien, nur mit sich und ihrem Erscheinen gleichsam beschäftigten Situation der Göttin den Grund für die grössere Verbreitung gerade dieser Venusdarstellung in griechisch-römischer und spätrömischer Zeit erkennen, so fühlt man sich daneben immer zur Frage gedrängt, wie die spezifische römische Porträtbehandlung, die uns so häufig in der eben bezeichneten Reihe, aber auch in verwandten Darstellungen einer badenden oder dem Bade entstiegene Venus begegnet, anzusehen sei. Es ist ja sehr leicht mit allgemeinen Gründen, die natürlich existieren, besonders auch mit denen der Entsitlichung der Zeit u. dergl. heran-



zukommen; dies genügt aber nicht, um diese Auffassung römischer angesehener Frauen zu erklären. Wir müssen hier gewiss auf römischen, mit der ältesten Venusverehrung in Rom als Murcia, die dem Bereiche des latinischen Zuwachses der Bevölkerung angehört und wahrscheinlich von Lavinium aus eingeführt war, verbundenen Cultusgebrauch zurückgehen, der von den Matronen ebenso sehr als von Libertinen gehalten wurde. Ovid (*Fast.* IV. 433—457) berichtet uns bei dem ersten April, dass das Marmorbild der Göttin seines Hals schmuckes entkleidet und ganz gebadet (*tota lavanda*) wurde, dann erst der Hals schmuck neuumgelegt und sie mit Rosen und Blumen sonst beschenkt wurde. Demgemäss badeten an einem bestimmten Ort sichtlich im Bereiche des Venusheiligthums (*sub viridi myrto*) in kaltem Wasser die Frauen, junge und alte, *posito velamine* mit völliger Enthüllung unter Gebeten zur *Fortuna virilis*, gemeinere später sogar in den Badestuben der Männer. Dies Bad mit Mischtrank und Gebet zur Venus schien den Matronen Schönheit, Sitte und guten Ruf zu erhalten. So war es gerade der Begriff der *pudicitia*, der damit sich verband. Die hellenisirende Legende liess Venus am Ufer dem Bade entsteigen, ihr Haar trocknen, als sie von Satyrn belauscht durch ein Myrtengebüsch sich schützte<sup>3)</sup>. In dieser Auffassung also der Macht keuscher Schönheit in der Ehe, die nur dem Gemahl sich enthüllt, haben römische Matronen als diese Venus sich gern darstellen lassen, sind ihre Statuen im Bereiche der Columbarien aufgestellt worden.

Ich muss hier auf einen topographischen Punkt aufmerksam machen, der genauerer Aufklärung noch bedarf. Das alte Venusheiligthum, mit dem obige Cultusbräuche zusammenhängen, befand sich bekanntlich im Thal Murciae oder ad Murcim zwischen dem Palatinus und den weiten, hintern Abhängen des Aventin, am südlichen Ende des Circus Maximus; dort war später und sichtlich im Bereiche der grossen heiligen Stätte ein Tempel der Venus Verticordia und Obsequens errichtet<sup>4)</sup>. Nun gränzt diese Stätte unmittelbar an den Platz der *Piscina publica*, des ältesten Schwimmteiches der römischen Bevölkerung, in Augusts Zeit als

3) Vgl. noch Plut. Num. 49; Verr. Flaccus bei Macrob. Sat. I. 42. und Preller röm. Mythol. S. 395; Marquardt Röm. Alterth. IV. S. 320.

4) Die Stellen bei Becker röm. Alterth. I, 467 f., 472; vgl. dazu Preller röm. Mythol. S. 393.

solcher nicht mehr bestehend und in dieser Gegend zwischen den Antoninsthermen und dem Tempel der Bona Dea wird uns ein Clivus Delphini in dem Curiosum urbis Romae (Becker r. Alterth. I, S. 715, dazu S. 455) oder Signum Delphini erwähnt. Es ist gewiss nicht gesucht diesen Delphin, der hier wohl in Bronze aufgestellt war, mit dem Venusheiligthum und zwar einer dem Meer entstiegene, im Meer badende Venus in Verbindung zu setzen und ebenso die Piscina publica als die Oertlichkeit zu bezeichnen, wo das jährliche Bad der Statue der Göttin stattfand.

Wenden wir uns nun zu einer vergleichenden Betrachtung dieser Reihe von Venusstatuen, in der wir unserem Denkmal seinen Platz anzuweisen haben.

Unter den Seethieren ist der Delphin die weitaus häufigste Beigabe dieser Venusstatuen. Achtzehn Statuen im Motiv der mediceischen können wir aufführen mit diesem wirklich erhaltenen Attribut, davon eilf, bei denen der Delphin allein ohne weitere Zugabe erscheint, während die übrigen sieben den Eros hinzufügen; zwei dagegen, von denen unsere Venus die eine ist, die andere früher im Palast Ruspoli, jetzt im Vatican (Clarac pl. 613. n. 1369), weisen an seiner Stelle eines jener Seewunderthiere auf, die aus einzelnen wirklichen Anschauungen in freier, phantasievoller Weise herausgebildet sind. In der oben zuerst besprochenen Reihe von Statuen, die das Praxitelische Motiv mit Gewandung so mannigfaltig verknüpft haben, ist die Zahl jener Attribute des Meerlebens auch eine bedeutende, aber als ein rechter Beweis der grösseren Raffinirtheit eines guten Theiles derselben ist der Delphin nicht so die herrschende Form; wir haben gegenüber eilf Exemplaren mit Delphinen fünf mit anderen Seeungeheuern. Der Delphin war jedenfalls eine äusserst glückliche Beigabe der Göttin. Wie er bei heiterem Wetter, bei ruhigem Meer im übermüthigen Spiel um das Schiff in grosser Menge sich tummelt und einen Reigentanz führt<sup>5)</sup>, wie er als das fürsorglichste und seine Jungen liebendste Geschöpf, das wahren Familiensinn besitze, den Alten

5) Eur. Hel. 1486: *χοραγὲ τῶν καλλιχόρων δελφίνων ὅταν αὔραις πέλαγος νήεμον ᾗ*. Ueber Symbolik des Delphin vgl. Creuzer Symb. u. Mythol. III. S. 367 — 72. Aufl. III.

erschien<sup>6)</sup>, wie seine Menschenfreundlichkeit Lebende und auch Todte an das Land zu bringen in einer Reihe von Erzählungen gepriesen ward<sup>7)</sup>, wie er als ein Thier der Venus, ja wohl als gleicher Herkunft mit der Göttin, betrachtet ward<sup>8)</sup>, ja bei einem späteren Dichter Aphrodite nach ihrer Geburt nach Kypros trägt<sup>9)</sup>, als Liebesbote in Mythen eine Rolle spielte<sup>10)</sup>, so musste seine Springlust<sup>11)</sup>, seine grosse Beweglichkeit, die ihn selbst über Schiffe sich erheben lässt, seine Art senkrecht in das Meer hinabzuschliessen ihn ganz besonders eignen als Begleiter der dem Meere entstiegene Göttin auch auf das Land zu folgen und mit dem beweglichen nach oben gerichteten Schweife dem Auge einen angenehmen und festen Stützpunkt neben den zierlichen und fein abgerundeten unteren Extremitäten der Göttin zu geben. Meist erscheint er daher auch ohne alle sonstige Unterstützung, was für den mit der oben bezeichneten Natur des Delphin nicht vertrauten Beschauer zuerst etwas wunderlich Gezwungenes hat; jedoch in vier Statuen, der mediceischen (Clarac pl. 642. n. 4357), einer des Louvre (Clarac pl. 622 B. n. 4383 E), einer vatikanischen (Clarac pl. 623. n. 4394), einer früher bei Cavaceppi in Rom (Clarac pl. 627. n. 4412) giebt ein Baumstamm dem Delphin einen Halt oder dieser windet sich um ihn, in drei anderen, so einer Zeichnung Millins (Clarac pl. 640. n. 4346), der Statue bei Brunet in Paris (Clarac pl. 620. n. 4380), der in der Sammlung S. Marco zu Venedig (Clarac pl. 620. n. 4382), bietet ein Fels einen dem Delphin noch entsprechenden Stützpunkt. Dass auf dem Felsboden neben dem Delphin hie und da auch ein Tintenfisch oder eine Meerqualle (Aurellia)

6) Ael. H. Anim. V. 6: φιλοκτερον ζῷον δελφίς. X. 7: ὁ δελφίς ὁ θῆλυς μαζοὺς ἔχει κατὰ τὰς γυναῖκας καὶ θηλάζει τὰ βρέφη πάνυ ἀφρόνως καὶ πολλῇ τῇ γάλακτι — φιλόκτερον καὶ φιλόστοργον ὁ δελφίς ζῷον — δελφίς θῆλυς φιλοκτενωτάτος ἐς τὰ ἔσχατα ζῷων ἐστὶ.

7) Plin. H. N. IX. 8. 8 — 10, dazu Welcker Rh. Mus. N. F. I. S. 392 ff.

8) Gell. N. A. VII. 8: Delfinos venereos esse et amasios non modo historiae veteres sed recentiores quoque memoriae declarant. Delphin ist, wie der πομπίλος ein ἱερὸς ἰχθύς; der πομπίλος dabei als ζῷον ἱερωτικὸν ὡς ἂν καὶ αὐτὸς γεγωνὸς ἐκ τοῦ οὐρανοῦ αἵματος ἄμα τῇ Ἀφροδίτῃ bezeichnet von Athen. VII. p. 282.

9) Nonn. Dionys. XII. 434 fgg.

10) So bei Poseidon und Polyphem nachgewiesen von O. Jahn Arch. Beitr. S. 447. Note 29.

11) Ael. V. H. XIII. 42: ὀξύτατος καὶ ἀλτικώτατος ἰχθύων ὁ δελφίς.

erscheint, ja wohl auch eine Andeutung von Wellen, ist nicht auffallend, so bei vier Statuen, einer in Neapel (Clarac pl. 606 B. n. 4379 A), nach einer Zeichnung von Millin, unbekannt wo? (Clarac pl. 608. 4346), einer Statue aus Villa Borghese, in den Magazinen des Louvre (Clarac pl. 610. n. 4346). Eine sehr interessante weitere Umgestaltung des Baumstammes finden wir neben der trefflichen Venus der Sammlung Grey in England (Clarac pl. 622 B. n. 4394): eine geöffnete Muschel ruht oben darauf und um den Stamm rankt sich Weinrebe und Apfelzweig; zwei Eroten pflücken Früchte und reichen sie dem dritten am Boden. Hier ist die Göttin ihrer Beziehung zum Wasser als Element fast entkleidet; aber wo sie erscheint, sich enthüllt am Wasserbecken, da blüht es und reifen die Früchte des vegetativen Lebens, da spielen Eroten. Eine interessante Verbindung der Symbole des Wassers und des vegetativen Lebens zeigt uns eine aus Syrien stammende Bronze: eine nackte Aphrodite mit langen Haaren, also wohl für oder vom Wasser aufgelöst, versilberten Augen, und Diadem, die in einer Hand einen Apfel hält, während ein Delphin ihr zur Seite gestellt ist (nach Longpérier Arch. Anz. 1853. S. 45).

Jedoch wir haben neben unserer Statue gerade nicht mit dem Delphin es zu thun, sondern einem der mythischen Seeungeheuer. Offenbar liegt hier ein beabsichtigter Contrast zu Grunde: jene ungeschlachteten *κίττα*, jene Seepferde (Clarac pl. 643. n. 4369), Seestiere (Clarac pl. 645. n. 4364, womit man auch den Cameo des Glykon vergleichen kann bei Müller D. A. K. I. Taf. 46. n. 475), Seeschlangen (Clarac pl. 644. n. 4363), fischschwänzigen Eidechsen (Clarac pl. 644. n. 4360), hässlich und furchtbar zugleich, haben doch Eines, das Element mit Venus gemein und auch sie beugen sich unter die Macht der Schönheit und Liebe<sup>12)</sup>. Wie herechnet ist gerade in unserer Statue der Gegensatz dieses geschwollenen Leibes mit den kurzen-

12) Vgl. Engel Kypros II, S. 288. Auf bithynischen Städtemünzen von Apamea, Claudiopolis, Prusa wird Aphrodite auf einem Delphin, auch auf Hippokampen sitzend, oder nackt stehend mit Hippokampen zur Seite dargestellt, vgl. Mionnet t. V. 24 ff. 40. 48. Supplém. t. V. n. 40. 48. 61. 4844. 4848. 4849; ebenso auf Münzen der Brutier (Rasche lex. n. 40. t. V. 2. p. 905; Carelli numm. It. vet. t. 470. n. 4—6). Auf Hippokampen erscheint sie auch auf einem kleinen Goldmedaillon in den Antiquités du Bosphore Cimmérien. pl. XXIII. B. Als Venus können wir daher auch die neckte

gesetzten plumpen Füßen, so unmittelbar neben jenem schlanken Bau der Beine, neben jener gerade so bewunderten Schönheit der Füße der Göttin! Ob der Kopf des Thieres sich in der That so hingehend und liebesehnstchtig nach oben gewendet, können wir nicht bestimmen, da die Ergänzungen am Thiere mir nicht genauer bekannt sind.

Aber ich erwähnte früher bereits, dass wir es nicht allein mit der Beifügung eines Thierattributes zu thun hätten, sondern mit der Beziehung desselben auf ein oder zwei Eroten. Und gerade unter den fünf Beispielen von Seeungeheuern weisen vier eine solche Begleitung auf, während die Zahl der allein erscheinenden Delphine noch einmal so gross fast ist, als die mit Delphinen verbundenen. Wie der dem Meere entstiegene Aphrodite sofort Eros als Begleiter im Mythos sich gesellt (Hes. Theog. 204 f., Ael. H. A. XIV. 28), so wird die Macht des Eros über die ganze Thierwelt, wie über Götter und Menschen geschildert: speciell über das Meer hin (*ὑπερπόντιος* Soph. Ant. 785) schreitet er als Herr. Was ihm, dem gewaltigen, schönen *παῖς* ursprünglich allein zukam, das zertheilt sich nun in geistreichem Spiel auf die Fülle jener kleinen Kindereroten der alexandrinischen Zeit, war doch auch in der bildenden Kunst neben Eros Himeros und Pothos durch Skopas dargestellt worden und die Venusstatuen zeigen heide den früheren einheitlichen Eros und die Eroten auf Seegeschöpfen neben sich.

Bei weitem die grösste Zahl der hierher gehörigen Denkmäler führt uns Eros auf dem Delphin reitend vor, wie Apion bei Dikæarchia wirklich einen vom Delphin geliebten Knaben sah *ἰππηδὸν περιβεβηκότα* (Gell. N. A. VII. 8), wie auf jenem, in einem anakreontischen Gedicht (44) geschilderten Diskus um die im Meere schwimmende Venus *ὑπὲρ ἀργύρω δ' ὀχοῦνται ἐπὶ δελφίσιν χορευταῖς* — "Eros "Himeros *γελῶντες*, wie antike Marmordisken, Geräthfusse, Terracottenreliefs, geschnittene Steine, Mosaiken<sup>13)</sup> solche reitende Eroten mehrfach zeigen.

weibliche Gestalt bezeichnen, die in einer Gruppe der Villa Albani auf einem Seeferd sitzt und einen Amor hält; zu den Füßen im Marmor Angabe von Wellen mit Delphin und Seeschlangen (Beschreib. Roms III. 2. S. 527).

<sup>13)</sup> So n. 25 unter der von Welcker Alte Denkm. II. S. 428. 431 aufgezählten Reihe solcher Disken, in Berlin befindlich, so n. 84 aus dem Museo Borbonico. Marmorfuss mit dieser Darstellung eines senkrecht

Auch hierbei giebt es verschiedene Motive. Am häufigsten reitet ein Eros auf dem abwärts gerichteten Delphin ebenfalls in abwärts gehender Richtung, meist mit der linken Hand sich haltend, die rechte wie zum Antreiben gehoben, seltener beide Hände in der Freude der Bewegung gehoben, so Clarac pl. 606 B. n. 4379 A.; pl. 645. n. 4366; pl. 620. n. 4379. 4383 A.; pl. 622. n. 4383 A.; pl. 632. n. 4398 A. Unter den zwei Erosen des Delphins der mediceischen Venus, die auffallend klein, so recht in spielender Phantasie gebildet sind, erscheint der eine auf dem Vorderkörper des Delphins reitend, der andere schwingt sich kletternd zum hoch geschwungenen Schwanz hinauf. Wie der erstere nun zur höchsten Steigerung der Verbindung von Delphin und Eros in dem vorwärts auf dem Delphin liegenden, krampfhaft das Thier mit beiden Händen umfassenden Knaben führt, so in der Gruppe der Sammlung Grey (Clarac pl. 628. n. 4304 A), so leitet dieser weiter zu jenen Darstellungen, in denen der reitende Eros mit dem Oberkörper sich vom Delphin abwendet. Einmal in einer Statue von S. Marco zu Venedig (Clarac pl. 620. n. 4382) wendet er sich auch von der Venus wie jubelnd ab und dem Beschauer entgegen; die häufigere und jedenfalls dem inneren Verhältnisse mehr entsprechende Situation lässt ihn aufwärts zu seiner Mutter Kopf und Hand erheben, also dorthin sich wenden, von wo er jedes Gebot erhält, in deren Dienst er so eben das Geschöpf des Meeres zügelt.

In diese Auffassung gehört auch unsere Statue hinein, wo Eros nicht reitend, sondern ruhig sitzend auf dem Delphinsschwanz erscheint, aber den Kopf nach oben zur Venus gewendet hat. Die Beziehung zur Mutter wird aber noch viel lebendiger ausgeprägt, es wird ihr zugleich ein sichtbares, vermittelndes Objekt gegeben, indem Eros stehend auf dem Seegeschöpf gebildet ist, nach oben sich hebend und beschäftigt etwas hinauf zu

---

gestellten Delphins, der zugleich einen Polypen erfasst aus Erythra in Smyrna s. Arch. Anz. 4858. S. 230. Zu den Gemmen vgl. Müller-Wieseler D. A. K. II. T. 53. n. 462; Taf. 55. n. 643; die interessante Gemme mit Inschrift ΕΥΠΛΟΙ zuletzt C. J. G. n. 7309, eine andere mit Inschrift ΦΙΛΩ a. a. O. n. 7360 b; dazu Creuzer Symbol. u. Mythol. III, S. 271. Note. Zu den Mosaiken ein neues Beispiel aus Ostia s. Monum. ined. d. inst. archeol. 1857. Vol. V. t. 14. Zu den Terracotten vgl. Campana Op. in plast. t.

reichen, so in einer Statue aus der Sammlung Camuccini (Clarac pl. 614. n. 1360), wo die Unterlage eine Seeschlange bildet und die sehr bedeutenden antiken Theile uns den weichen Knabenkörper in voller Hebung und Spannung zeigen, um mit der gestreckten Rechten etwas nach oben zu heben, ob gerade eine Fackel, wie der Ergänzter gemeint hat, ist schwer zu bestimmen. In viel reiferer, grösserer Gestalt ist der Amor gebildet, welcher in einem Werke der Sammlung Pamfili (Clarac pl. 626. n. 1363 A) leicht und elastisch auf den Delphin tritt, mit der Rechten nach oben der Göttin einen Gegenstand (gewiss keinen Dolch, wie ergänzt ist, wahrscheinlicher eine Fackel) reicht, während der linke Arm gesenkt ist und als auf einer Fackel ruhend ergänzt ist.

Eine interessante Verbindung dieses Motivs, den Amor auf den Rücken des Seegeschöpfes zu stellen, mit dem vielfach und in so anziehender Weise gebildeten Motiv des eine Gans oder einen Schwan in seine Arme drückenden Knaben<sup>14)</sup> finden wir endlich bei einer Venusstatue des Museo Borbonico (Clarac pl. 614. n. 1360): ein neues Symbol des Wasserlebens, allerdings nicht specifisch des Seelebens und zugleich ein der Aphrodite geheiligtes Vogel<sup>15)</sup> war damit dem Eros in die Arme gegeben. Ja man möchte versucht sein, wie überhaupt die mehr als man gewöhnlich glaubt zahlreichen Darstellungen des Genrelebens der späteren Kunst, so auch dieses schöne Motiv an die Abschwächung und Verallgemeinerung eines mythologischen Motivs zu knüpfen und den Eros zur Grundlage jenes Knaben mit der Gans zu machen.

Auch die völlige materielle Lösung von Eros und Seethier ist erfolgt, so dass jener auf die eine, dieser auf die andere Seite der Göttin gestellt wird, wie ein Relieffragment im Vatikan im Museo Chiaramonti uns eine Säulenhalle mit einer solchen Gruppe in derselben zeigt (Beschreib. Roms III. 2. S. 42). Ja auch hier entwickelt sich ein neues, lebendiges Motiv in einer interessanten Darstellung der Sammlung Giustiniani (Clarac

14) Unter den von Jahn in diesen Berichten (1848. S. 41 ff.) übersichtlich geordneten Denkmälern entsprechen genau die beiden von ihm herausgegebenen Marmorstatuen von Athen unserem Beispiel.

15) Vgl. Gerhard Mythologie I, S. 408 und besonders die der Aphrodite entsprechend gesetzte *γαλῆσις* bei Aristoph. Av. 865.

pl. 645. n. 1364): zur Linken der in den Motiven der Arme der Mediceischen wesentlich entsprechenden, aber um den Unterkörper mit Gewandung bedeckten Venus bewegt sich ein See-stier an der Erde, den Kopf zur Herrin gewandt; vor ihm entsetzt sich der kleine Amor, er steht breit zur Rechten der Göttin, ängstlich fasst er ihr Gewand, den Kopf auf das Ungeheuer gerichtet und doch zugleich in einer Position, die einen kampfer-tigen Helden verrathen soll. Gewiss ein geistreiches, scherz-haftes Motiv, aber ganz aus dem Mythos in das Kindertreiben des wirklichen Lebens hinüberführend!

Kehren wir nach diesem Ueberblick der bisher nur allzu-sehr übersehenen Beigaben der zur Vergleichung herangezogenen Venusstatuen, soweit wir dabei auf antiken erhaltenen Theilen fassen konnten, ich denke nicht ohne allgemeineren Gewinn zu unserer Venusstatue zurück. Wir haben in ihr also eine Darstellung der dem Meere entstiegenen Göttin, die nicht allein in völlig unverhüllter Schöne sich zeigt mit der Motivirung beider Hände zum Schutze von Schooss und Brust, sondern deren Um-ggebung auch nicht mehr an eine umzulegende Hülle erinnert. Ihr hat sich nicht der gewöhnliche Delphin, sondern ein Seeun-geheuer als dienendes Geschöpf des Meeres angeschlossen, der zugleich durch den Eros als der alles überwältigenden Macht der Liebe unterthan bezeichnet wird. Die Motivirung der o-ber- und unteren Extremitäten ist in der ganzen Reihe der hier in Betracht kommenden Statuen eine wesentlich glei-che: der linke Arm gesenkt, der rechte zur Brust erhoben, der linke Fuss aufgesetzt, der rechte leicht gehoben. Kleine Schwan-kungen über die Lage der rechten Hand, die meist die linke Brust deckt, höher und nieder, weiter links, weiter rechts kom-men dabei vor, doch sind wir in dieser Beziehung so viel an Ergänzungen gewiesen, dass es bedenklich ist diese Schwan-kungen näher zu bezeichnen. Auch unsere Statue gehört durch-aus dieser herrschenden Motivirung an. Entschiedene Ausnah-men kennen wir dabei nur zwei und diese beiden sind Werke in kleinen Dimensionen: das ist die Statue der Sammlung Giu-stiniani (Clarac pl. 623. n. 1392, 4 Palm. 4 Z. hoch) und eine Münchner schöne Statuette (Clarac pl. 618. n. 1375, 2 F. 2 Zoll hoch), aber da weist auch entschieden der Absatz des rechten Armes darauf hin, dass er nicht zur Deckung der Brust ange-schlossen und gebogen war, sondern mehr gerade nach der Seite



ausgestreckt, um einen Gegenstand zu halten; bei dieser ist der linke hier in Betracht kommende Arm noch deutlicher in seiner Richtung erhalten; dass wir allerdings keinen Apfel in dieser rechten Hand zu denken haben, sondern ein Objekt, welches zur starken auf die linke Schulter bei beiden Gestalten herabfallenden Haarmasse, zu der Bewegung der das Haar fassenden linken Hand bei der einen derselben passt, höchst wahrscheinlich einen Spiegel, werden wir in einer der folgenden Untersuchungen erweisen. Beide Statuetten unterscheiden sich sonst wesentlich dadurch, dass die Münchner die linke Körperseite leicht gebogen hat, während sie bei der andern Statue in straffer Linie erscheint, was schon auf eine Milderung durch den zur Scham gesenkten linken Arm hinweist. Bei zwei anderen nicht eben vorzüglichen Statuen des Vatikan (Clarac pl. 613. n. 1369 und 623. n. 1391) sind beide Körperseiten ziemlich gleichmässig belastet und daher eine Hebung des einen Fusses, dieses sonst nie versäumte Motiv, kaum wahrzunehmen.

Unsere Venusstatue zeigt, wie unsere obige Beschreibung bereits hervorhebt, wesentlich kräftigere, vollere Formen, als die Mediceische; sie steht gleichsam in der Mitte zwischen ihr und der Capitolinischen. Die Haltung ihres Oberkörpers scheint wenigstens der Zeichnung nach weniger vorgebogen, nach vorn gewendet als bei beiden, also dadurch der Knidischen ähnlicher. Die Spur eines Schmuckes am Körper, zunächst einer oder zweier Armbänder (*ψέλλια*), Ohringe ist nicht vorhanden, und auch hierin folgt unsere Statue der bei weitem grösseren Zahl der die völlig nackte Göttin darstellenden Werke, und ist hiermit auch der wesentlichen Bedeutung der Situation, des Entsteigens aus dem Meere treuer geblieben, als das berühmteste Werk dieser Gattung, die Mediceische Venus, deren Erscheinen dadurch auch einen auf das Gefallen berechneteren Charakter erhält. Sechs Statuen, eine im Vatikan (Clarac pl. 613. n. 1369, wo jedoch der ganze Arm modern scheint), zwei in Neapel (Clarac pl. 606 A. n. 1379 B., pl. 617. n. 1373), eine Florentiner (Clarac pl. 620. n. 1384), die der Sammlung Grey (Clarac pl. 622 B. n. 1398), stimmen mit der Mediceischen in diesem Schmucke des Armbandes. Viel häufiger und mit vollem Recht kommt dagegen das Armband bei Venusstatuen vor, die unmittelbar mit dem Schmuck ihres Körpers oder doch mit der Gewandung beschäftigt sind.

Die Haltung des Kopfes gehört bei den Venusbildungen zu den feinst abgewogenen, das Wesen der Göttin ausprägenden Motiven. Wie ihr überhaupt in allen Darstellungsformen das feste, breit und rubig der Welt sich Gegenüberstellen, die herbe, in sich gesammelte Jungfräulichkeit fremd ist, welches wir an den Köpfen der Hera und Athene finden, so musste dies im noch besonderen Grade bei ihrer Auffassung als dem Meer entstiegene Wesen, als das völlig wehr- und schutzlose, aber durch den Zauber der Schönheit und Anmuth allmächtige Weib zur Forderung werden. Und in der That werden wir unter der Fülle hierher gehöriger Venusstatuen ein volles en face kaum finden, immer eine leichte Biegung und Senkung des Kopfes. Am meisten zeigt sich die Vorderansicht aber auch in unangenehmster Weise in jenen Venusstatuen mit römischen Porträtköpfen, sollte doch hier dem Beschauer gerade dieses römische Damengesicht in unverhobener Präntension auf einem Venuskörper sich darstellen z. B. bei der Manilia als Venus (Clarac pl. 673. n. 4394). Im Gegentheil wird die Biegung und Senkung des Kopfes bei der knidischen Venus eine Bewegung, die gleichsam dem Gewande noch folgt, was besonders auf der knidischen Münze sichtbar ist, nun bei der oben dargestellten Steigerung und Verallgemeinerung des Grundgedankens eine gesteigerte und berechnete; schon die capitolinische Venus, noch viel mehr die mediceische sind dafür Beweis, die letztere mit dem unterschiedenen Ausdruck des sich gefällig Beschauenlassens. Aber zwei Arten der Drehung des Hauptes kommen hier gleichmässig neben einander vor: eine Drehung fast völlig nach links, so dass das Profil des Kopfes dem Beschauer der Vorderseite sehr scharf sich zeigt, wie bei unserer Statue, und eine leisere Wendung des Halses nach rechts und Senkung des Hauptes nach links. Eine gesammte Wendung des Kopfes nach rechts, während die Motivierung der Hände und Füsse der der Mediceischen Statue gleich ist, kenne ich nur an einer Zeichnung Millins (Clarac pl. 608. n. 4346).

Form und Ausdruck des Gesichtes lassen uns beim ersten Anblick erkennen, dass wir es in der That mit einem Venusideal, nicht mit einer als Venus behandelten römischen Dame, etwa einer Marciana (Clarac pl. 617. n. 4374), einer Julia Soemias (Müller D. A. K. I. Taf. 74. n. 402) zu thun haben. Die fein umzeichnete, nicht hoch gewölbte Stirn, die Lage der Augen,

die Nase besonders mit den Zügen an den Nasenflügeln herab, der geöffnete Mund mit den ein wenig herabgezogenen Mundwinkeln, die Linie des Kinnes, die Wangen gehören ganz dieser Idealbildung an. Der Ausdruck des Ganzen besonders der Augenpartien ist ernster, fast an Wehmuth gränzend; von der feinen Koketterie des Kopfes, von den Grübchen im Kinn haben wir hier nichts.

Eine besondere Aufmerksamkeit in der Vergleichung der Venusstatuen nehmen die Haare und deren Schmuck in Anspruch. Bereits in der Odyssee (Hom. Od. VIII. 267 f.) und im homerischen Hymnus auf Aphrodite (V. 175. 287) kommt ihr der Beiname *ἑυστέφανος* speciell zu und andererseits erklärt ein spätrömischer Dichter (Auson. Eclogar.): *harba Jovi, crines Veneri decor*. Wie überhaupt die griechische Kunst in der Haarbehandlung der verschiedenen Götterideale ihre bewundernswerthe Auffassung der Natur- und Lebensformen für Darstellung des Geistigen, des Charakters bewährt hat, so hat sie in den verschiedenen Stadien der Venusbildung gerade im Haar einen ganzen Reichthum von feinen Unterschieden entwickelt. Im Anschluss an jenen Ausdruck *εὐστέφανος* haben wir für die älteren Venusbildungen, wie sie auch auf den Vasenzeichnungen wesentlich sich zeigen, durchaus eine *στεφάνη*, ein niederes Diadem, zuweilen auch ein mit Blüthen ausgezacktes als vorderen Kopfschmuck auf das wohlgeordnete, feingewellte Haar gefügt anzunehmen, man vergleiche nur die bei Müller Handb. d. Archäol. S. 375. Note 3 angeführten Köpfe, ebenso den der Venus von Capua, auch den in Citium neuerdings gefundenen schönen Venuskopf mit Lücke für das Diadem (Rev. archéol. V. p. 652. pl. 406), und man wird immer versucht sein auch der Venus von Melos eine solche, aus Metall bestehende Ergänzung zuzuschreiben, die Behandlung des Haares vorn weist entschieden darauf hin. Die Haare werden dabei hinten sorgfältig aufgenommen oder in eine *σφενδόνη* oder *κεκρύφαλος* eingefasst, so hat auch Aphrodite der Ara Borghese (Müller D. A. K. 1. T. 12. n. 44) neben den Ohrringen (den *λόβοι* im Hymnus) und der *στεφάνη* die Haare hinten hinauf wohl geordnet. Mehr bereits der Sitte des Frauenlebens überhaupt schliesst es sich an wenn das Haar durch ein breites Band, eine *μίτρα*, ein auch mehreremal umwickelt ist und dasselbe dann auf die Schulter etwa herabfällt, doch ist auch hier an die breiten Königsbinden, die

*διαδήματα* makedonischer und hellenistischer Herrscher zu erinnern. Sobald aber in der Venusauffassung die Beziehung zum Wasser, zum Meer und Bad die künstlerisch beliebte und fruchtbarste, ja der Mittelpunkt der Kunstdarstellungen fast wurde, so musste nothwendig die Haarbehandlung eine andere werden. Das Haar konnte nun und ist es auch, wie wir an der zweiten Statue, deren Publikation hier gegeben wird, näher sehen werden, in seiner Auflösung, seinem von Wasser triefenden Zustande zum Mittelpunkt einer ganzen Motivirung werden. Jedoch dies war nun ein und für die Plastik nicht unbedenklicher Seitenweg zum vollen Naturalismus; durchgehends musste aber nun im Haare die Beziehung zur Entkleidung oder neuen Schmückung und Anordnung nach dem Entsteigen aus dem flüssigen Element angedeutet werden. Soweit wir über die Praxitelische Statue nach den doch immerhin freieren Nachbildungen urtheilen können, war das Haar in einfach schlichter Weise behandelt: in reicher Fülle waren die Vorderhaare nach beiden Seiten in wellige Bauschen oder Scheitel zusammengefasst, ein einfaches, nicht breites Band, also ohne *στεφάνη*, aber auch keine *μίτρα*, hielt sie fest; die Haare am Hinterkopf waren einfach aufgebunden und durchgesteckt, ihre Enden fielen, wie einzelne Statuen zeigen, leicht, doch nicht tief in den Nacken herab. Hie und da ist diese schlichtere Behandlung bei der weitem Entwicklung, so bei einer Dresdener Statue im Motiv der Syrakusaner Statue (Clarac pl. 608. n. 4347) noch erhalten, dagegen die jüngere, durchaus zur Geltung gekommene Auffassung der dem Meer entstiegene Venus bedient sich viel reicherer und mehr imponirenderer Formen. Jener Wellenscheitel bleibt allerdings, wird nur noch voller, auch wohl gelockerter, spätere Mode ersetzt ihn durch künstliche Lockenreihen, es bleibt das ziemlich breite Haarband, aber dazu kommt noch eine sehr bezeichnende Form, die des Krobylos. Unmittelbar über dem Scheitel sind die obersten Haarlocken zurückgebogen, aufgebauscht und zu einer mehr oder weniger hohen Schleife geworden, also ganz entsprechend der jüngeren Apollobildung. Es ist dies nichts weniger als ein beabsichtigter Archaismus, sondern ein jüngerer, zur Steigerung des erhabenen göttlichen Charakters, des *ὄγκος* des Kopfes und zur Darstellung der Ueberfülle des Haares jugendlicher Gestalten gemachte freie Umbildung einer älteren, für jugendliches Alter noch vielfach

beibehaltenen Haarsitte. Am Hinterkopf finden wir durchgehend die Haare zunächst in einen Knoten oder eine Schleife aufgenommen, aber hier treten nun zwei wesentlich verschiedene Behandlungsweisen auf, recht scharf repräsentirt durch die Capitolinische und Mediceische Venus. Dort fallen die allerdings hinten zunächst hinaufgenommenen Haare in zwei starken, ganz gelösten Haarlocken oder Haarsträngen weit auf den Nacken herab, hier sind sorgfältig und künstlich alle Haare hinten aufgenommen und in ein Nest zusammengefasst. Also wieder der Gegensatz: dort noch entschieden die dem Wasser entstiegene Göttin, deren prachtvolle Haarfülle, entsprechend der überhaupt kräftigeren, grandioseren Gestalt, allerdings in Krobylos und hinterem Knoten dem Wesen der Göttin gemäss geordnet ist, aber doch nach Auflösung gleichsam drängt und das Element, dem sie entstieg ist, verräth, — hier mehr die zierliche, in feinsten Harmonie der Theile durchgebildete Göttin des Liebreizes, die selbst in der Situation der Entkleidung nicht den berechneten Schmuck des Hauptes, wie der Arme vergessen hat!

Das Herabfallen des Haares konnte aber noch mehrfach motivirt werden, je nachdem es in starker einheitlicher Fülle hinten auf den Nacken herabfiel, wie es bei unserer Statue der Fall ist und sonst z. B. Clarac pl. 606 B. n. 1379 A., pl. 615. n. 1364. 1365. 1366; pl. 620. n. 1382., oder in zwei Stränge zertheilt, wie bei der Capitolinischen, oder was wir bei acht Statuen im Motiv der Mediceischen finden und was stehendes Motiv jener Bildungen ist, die das über die Scham geknotete Gewand haben, in zwei Locken über die Schultern nach vorn herabwallte, oder es fiel endlich nur ein starker Haarstrang über die linke Schulter herab, so Clarac pl. 617. n. 1372; pl. 618. n. 1378; pl. 623. n. 1391.

Somit haben wir den Kreislauf der Betrachtungen und Vergleichen vollendet, durch die wir uns der bestimmten Stellung der publicirten Statue bewusst zu werden strebten. Indem wir daher an unser oben gegebenes Resultat anknüpfen, wodurch ihre Stellung nach Grundmotiv, Attribut, Beziehung zur Gewandung bezeichnet ward, so können wir jetzt im Rückblick auf das oben Besprochene sie weiter charakterisiren als eine nackte Venusbildung, die in ihrer ganzen Körpererscheinung die volleren, reiferen Formen offenbart, wie sie uns die capitolinische aufweist, als völlig schmucklos, im Gesicht idealisch, der feinen

Koketterie der Mediceerin fremd, in der Haarbehandlung auch noch die Beziehung zur Feuchtigkeit, zu dem Element, dem sie eben entstiegen, durch die in den Nacken fallende starke Haarlocke ausprägend, endlich Herrschaft ühend über das sie dienend begleitende Meeresungeheuer, welches den scherzenden Eros willig auf seinem Rücken trägt. Ich hoffe aber auch, dass unsere Wanderung durch die Venusstatuen, die mehr und weniger von dem Praxitelischen Grundmotiv ausgehen, die Musterung rechts und links nicht ohne bleibenden Gewinn für die Erkenntniss der feinen Nuancirungen dieses Ideals für die fortgesetzte Thätigkeit griechischer Künstler auf diesem scheinbar beschränkten, aber doch so überaus reichen und anziehenden Gebiet auch nach der Zeit der grossen Kunstblüthe gewesen ist.

## II. Die sich die Haare ausdrückende und das Haar ordnende Venus.

In der zweiten hier publicirten Abbildung einer Venusstatue können wir zwar kein Ineditum dem Beschauer und Leser vorführen, indem wir bereits bei Clarac (pl. 600. n. 1323) eine kleine aber nicht genügende Abbildung davon finden und diese z. B. in Overbecks Pompeji auch schon übergegangen ist und ein Gypsabguss davon existirt z. B. als ein Geschenk des Grossherzogs Karl Alexander seit fünf Jahren in der archäologischen Sammlung zu Jena (s. Götting das archäol. Mus. zu Jena. Aufl. III. 1854); aber weder war jene Zeichnung eine irgend genügende zu nennen, noch hat diese ganze Bildung bis jetzt eine eingehende Besprechung gefunden, wozu sie so sehr veranlassen muss. Wir haben eine Marmor-, keine Bronzestatue vor uns, wie man zuerst wohl meinen möchte, von etwas über zwei Fuss Höhe, aus Pompeji stammend und in dem Museo borbonico aufgestellt, mit himmelblauer Bemalung des Gewandes. Der Totaleindruck ist ein sehr befriedigender und fesselnder mitten unter dem Reichtum von Bildungen, die das Venusideal aufzuweisen hat. Ein edler, weiblicher Körper tritt aus der Verhüllung der unteren Extremitäten frei heraus und entfaltet durch die zu den gelöststen Haaren in thätige Beziehung gesetzten Arme ein reiches Spiel der Flächen und ihrer Uebergänge; dazu herrscht in dem gesenkten Haupte ein ergreifender Ausdruck wehmüthigen Ver-

sunkenseins. Immer von Neuem fühlt sich der Beschauer angezogen von der ganzen Erscheinung, wie sie selbst durch einen Zauber gebannt ist an einen uns nicht sichtbaren Gegenstand, dessen Bild allein in ihrem Innern herrscht; es gemahnt uns an jene Stimmung, die Göthe in seinem Fischerknaben so meisterhaft geschildert hat.

Jedoch treten wir nur recht nüchtern an die Gestalt heran; die wissenschaftlich treue Aufnahme wird schliesslich jenen Eindruck, wenn er ein wahrer ist, nicht zerstören, sondern nur sicherer begründen. Die Gestalt ruht wesentlich auf dem linken Bein, daher auch die linke Hüfte herausgebogen ist; das rechte Bein ist im Kniee leicht eingebogen und der Fuss etwas zurückgesetzt. Nur wenig mehr als die Zehen des linken Fusses sind sichtbar, während ein reiches, in grosse Falten fallendes Gewand alles Uebrige der unteren Extremitäten verhüllt. Dieses ist unmittelbar unter den Hüften um die Gestalt fest geschürzt, so dass man den vollen Eindruck hat: es ist dies keine dauernde, nur für einen kurzen Ruhepunkt, für die Zeit während der Ordnung der Haare berechnete und zugleich auch nur für so kurz haltbare Verhüllung; jede weitere Bewegung musste sie fallen lassen. Ein Knoten unmittelbar vor der Scham hat die Zipfel des oben umgeschlagenen Gewandes verschlungen und diese fallen nach vorn tief herab, wobei zugleich das ganze Gewand etwas hinaufgezogen ist und dadurch breite Falten bildet. In schräger Wechselwirkung mit dem Unterkörper ist die linke Seite des Oberkörpers gesenkt und etwas eingebogen, dagegen die rechte frei entwickelt. Der linke Arm mit gesenkter Schulter schliesst sich zuerst dem Körper enger an, ist dann scharf im Ellenbogen gebogen und so fasst die gehobene Hand über der Schulter das reich herabfallende Haupthaar des rechts gewendeten und zugleich gesenkten Hauptes. Dagegen erhebt sich der rechte Arm mehr als wagrecht vom Körper ab, um dann scharf zurückbiegend mit der Hand die Haare der rechten Seite über dem Hinterkopfe zu fassen. Leib, Brust, die Arme sind reif aber sehr fein und massvoll gebildet. Das schräg nach rechts gesenkte Gesicht tritt leicht in scharfem Profil hervor und zeigt eine sehr edele Stirn, höher als bei den meisten Venusstatuen, eine scharfe Augenlinie und dadurch sehr wirkungsvolle Beschattung des Auges, das tiefer liegt als wir es z. B. bei der mediceischen Venus kennen.

Nase, Mund und Kinn sind an feiner Schwung ganz einer Venus würdig; um den Mund spielt ein leiser Zug des Ernstes und der Wehmuth, wie die Augen vollständig versenkt sind in einen Anblick, nicht aber fixirt auf einen bestimmten Punkt. Es kann gar kein Zweifel sein das Wasser selbst, das mütterliche und heimatliche Element (*maternis aquis* Ov. Tr. II. 528) hat es der ihr Entstiegenen angethan, sie kann nicht ablassen hineinzuschauen. Ich erinnere daran, wie häufig Venusstatuen an dem Ufer des Meeres aufgestellt wurden (Anyte bei Brunck Anall. ed. Jacobs I, p. 498, Antipater Sidon. ebendas. II, p. 24 und noch das Epigramm III, p. 205).

Die Haare über dem Haupte gescheitelt sind ohne alle Bande nach beiden Seiten reich herabgewallt, aber sie tragen durchaus mehr den allgemeinen Charakter der Venushaare, jene feine Welligkeit, als die naturalistische Bildung eines triefenden Haares; das Letztere tritt nur in dem langen Ende der von der Linken gefassten und etwas gehobenen Haarmasse hervor. Es ist, was das Gewand auch schon bezeugt, nicht der unmittelbare Moment des dem Wasser Entsteigens gewählt, sondern ein späterer: bereits ist vorläufig das Gewand umgeknüpft, die Haare sind nur noch an den Enden voll Feuchtigkeit und während die Göttin sie erfassend drückt, versinkt sie in ein sinnendes Träumen, mit ihrem Blicke auf dem Wasserelement ruhend. Der Gedanke, dass die Göttin sich erst entkleide zum Bade, ihre Haare löse, wie diese zwei Momente uns bei Phryne, als sie an den Eleusinien und den Poseidonien als Aphrodite erschien, uns von Athenaeus (XIII. p. 590) besonders bezeichnet werden: *ἀποτιθεμένη δαϊμάτια καὶ λύσασα τὰς κόμας ἐνέβαινε τῇ θαλάττῃ*, kann wohl kommen, aber ist nicht der richtige.

Sehen wir uns um nach den analogen Bildungen, die Schriftstellen und Denkmäler uns an die Hand geben, so haben wir für jene auf ein Zeugniß für eine berühmte Statue der Art und dann auf das berühmte Bild des Apelles uns zu berufen. Ovid in der *Ars amandi* (III. 223) führt, um die Umwandlung aus rohem, oft hässlichem Stoff in eine schöne Form durch die Kunst zu beweisen, unter anderen Beispielen an:

*cum fieret, lapis asper erat, nunc nobile signum  
nuda Venus madidas exprimit imbre comas.*

Im Vorhergehenden sind die Werke des Myron als Beispiele für Bronzwerke angeführt, dann das Beispiel der Steinschnei-



derei. Es ergibt sich daraus, dass in der That die von Ovid bezeichnete Marmorstatue als ein *nobile signum*, als ein Meisterwerk der Marmorarbeit den Bronzen eines Myron ebenbürtig erschien und dass es in Rom seinen Lesern und Leserinnen gegenwärtig war. Dass das nunc nicht etwa auf die Entstehung in der Zeit des Dichters hinweist, ergibt sich einfach daraus, dass es ebenso vorher heisst: *quae nunc nomen habent operosi signa Myronis*. Wir können von vornherein nicht bestimmt entscheiden, ob der Ausdruck *nuda* auf eine gänzliche Gewandlosigkeit, oder auf eine wesentliche Entblössung, wie sie unsere Statue zeigt, zu beziehen ist. An das Erstere wird man allerdings bei der Thätigkeit des Ausdrückens der Haare immer eher denken und dies im Verlauf unserer Untersuchung sich bestätigen. Dass das *madidas imbre comas* nicht auf den vom Himmel strömenden Regen, sondern die Wassergüsse und Bespritzung des Meeres zu beziehen ist, versteht sich von selbst. Entschieden müssen wir aber sagen: das Motiv des Haarausdrückens ist original in der Plastik gebildet, nicht erst aus der Malerei auf die Plastik, wie man meist meint, übertragen worden, wie ein derartiger rückläufiger Einfluss von Gemälden auf die Plastik ein sehr später, in den Sarkophagreliefs z. B. hervortretender ist.

Dagegen können wir annehmen, dass dasselbe früher im Relief ausgeführt ist und erst später in freien Statuen gebildet wurde. So hatte ja Phidias am Bathron des Zeusthrones zu Olympia die Aphrodite hervorgehend aus dem Meere (*ἀνιούσαν ἐκ θαλάσσης* Paus. VIII. 3), also bereits als eine Anadyomene dargestellt, empfangen von Eros und bekränzt von Peitho.

Die Frage, welchem griechischen Meister dies *nobile signum*, das also in Rom Ovid und seiner Zeit gegenwärtig war, angehöre, können wir, glaube ich, bestimmter beantworten, als es zuerst möglich scheint. Wir gehen zunächst scheinbar willkürlich aus von der Stelle im Plinius über die Statuen im Bereiche der Porticus Octaviae und der zwei von ihnen umgebenen Tempel des Jupiter und der Juno (XXXVI. 35): dort werden nach einzeln aufgeführten Werken des Philiskos aus Rhodus, des Timarchides, dessen Söhnen Dionysios und Polykles, des Heliodoros als im Jupitertempel befindlich genannt: *Venerem lavantem*

sese Daedalus at stantem Polycharmus<sup>16)</sup>. Dass unter der sich waschenden Venus die im Bade kauernde Venus zu verstehen sei, im Gegensatz zu einer stehenden, darüber herrscht heutzutage völlige Uebereinstimmung. Dass die stehende Venus des Polycharmus, die unmittelbar daneben genannt wird, ein Gegenstück dazu bilde und nicht sonst eine beliebige vollbekleidete Venus darstelle, ergibt eben die enge Zusammenstellung, während andere Venusstatuen in demselben Bereich vorher genannt sind. Nun aber woher stammen diese Werke und welcher Zeit gehören ihre Künstler an? Wenn auch einiger Zweifel in Bezug auf die Glieder der Familie des Polykles besteht, so ist doch sicher, die vorher genannten Künstler gehören der Zeit gegen Ol. 455, der grossen Bauten des Metellus Macedonicus an. Wenn es auch möglich ist, dass die Statuen der Juno und des Jupiter von den Künstlern speciell für diese Tempel gearbeitet sind, obgleich nichts dazu zwingt, so können wir mit Bestimmtheit sagen, das symplegma nobile des Heliodoros, ebensowenig als die drei Venusstatuen des Philiskos, Daedalos, Polycharmos sind erst in Rom und für diese Anlagen entstanden, sondern als Siegesbeute dorthin gebracht worden. Urlichs (Chrestom. Plin. p. 386) vermuthet, dass sie aus Kleinasien oder Rhodos entführt seien. Wer ist nun Daedalus, der Meister eines in vielen und trefflichen Wiederholungen uns bekannten Werkes? Urlichs hält ihn für den sikyonischen Künstler aus der Schule des Polykleitos, der als Sohn des Patrokles jetzt erwiesen ist und dessen zeitlich bestimmte Werke Ol. 95, dann Ol. 402 fallen. Es muss dies der zeitlichen Stellung der hier genannten Künstler gegenüber schon Bedenken erregen, ebenso sehr aber wegen des Stoffes und vor allem des dargestellten Gegenstandes. Jener Daedalus ist Erzhildner (Plin. XXXIV. §. 76), dabei inter factores laudatus, also ein trefflicher Arbeiter von Thonwerken, Thonmodellen; als Marmorbildner ist er dagegen nirgends erwähnt, ganz entsprechend dem Charakter der Polykletischen Schule.

16) So liest Urlichs in der Chrestomathia Pliniana nach dem Vorgang von Stephani im Philol. V. 4. S. 178, der aber adstantem hat. Die handschriftliche Lesart des cod. Bamb.: se sed aedelsas stantem, woraus in anderen Mscr. Daedalum, ad aedem aliam geworden ist, zeigt die volle Richtigkeit des Daedalus. Wie Sillig trotzdem in seinem Text den Namen beseitigen und lesen konnte: sed et aliam, ist unbegrifflich.

Was er gebildet, sind Läufer, Ringer, Reiter, sich mit der Strigilis Abschabende, sind im Bereich eines grossen Siegesweihgeschenkes der Tegeaten Nike und Arkas (Brunn Gesch. d. gr. Künstl. S. 278 f.). Glaubt man nun, in dem Gedankenkreis dieser Schule, dieses Künstlers habe es liegen können eine nur für den Marmor gedachte, nackte, kauernde Venus im Bade darzustellen und zwar noch ehe Praxiteles den Zauber der Aphrodite erst vollständig enthüllte? Nein gewiss nicht; im Gegentheil, diese kauernde Venus kann erst nach Praxiteles und im Bereiche der jüngern ionisch-attischen oder kleinasiatischen Schule entstanden sein. Nun, kennen wir keinen jüngeren Daedalus der in dieser Beziehung in Frage käme? Bis jetzt scheint es noch nicht, aber er existirt auf das Beste bezeugt, nur hat man seine Werke mit denen des Sikyoniers zusammengeworfen, so auch Brunn (a. a. O. S. 279). Arrian bei Eustathios<sup>17)</sup> berichtet von einem Künstler bei den Bithynen, dessen Werk in Nikomedia die bewundernswerthe Prachtstatue des Zeus Stratios gewesen sei. Nikomedia ist aber erst von Nikomedes I. gegründet worden mit den Bewohnern des von Lysimachos gänzlich zerstörten Astakos, die aus Megara und Athen stammten (Strabo XII. 4), seitdem er im J. 278 n. Chr. Herr von Bithynien gegen Zibötas geworden war. Eusebios giebt die Gründung der Stadt bei 264 v. Chr. an (vgl. Clinton Fasti Hellen. III, p. 420 — 430 über die bithynische Dynastie). Erst nach dieser Zeit hat also ein einheimischer berühmter Künstler den Zeus Stratios, den göttlichen Erzeuger des Bithynos (Steph. Byz. s. v. *Βιθυνός*), für die Hauptstadt Bithyniens gebildet. Demselben wird auch ein Werk, eine Artemis Monogiasene zu Monogissa in Karien (Steph. Byz. s. v. *Μονόγισσα*) zuzuschreiben sein, wenn nicht dies als *Ἱδρυμα* bezeichnete Werk, das mit dem Namen der Stadt (*γισσα* karisch, Stein) in Zusammenhang gebracht wird, von dem mythischen Daedalos abgeleitet ward. Dieser Bithyner ist auch der Künstler der kauernenden Venus. Dies ergibt sich auf das Entschiedenste aus bithynischen Städtemunzen,

17) Commentar. in Dionys. Perieg. V. 793. p. 252 ed. Bernbardy: καὶ δημιουργὸν τινα ἱστορεῖ παρὰ Βιθυνοῖς Δαίδαλον καλούμενον, οὗ ἔργον ἐν Νικομηδείᾳ γενέσθαι θαυμαστὸν ἔγαλμα Στρατίου Διός. Die Stelle fehlt unter den Fragmenten Arrians in der Ausgabe von Dübner und Müller. Paris 1846.

die allein das Bild der kauernnden Venus aufweisen: so zeigt eine Münze von Nicaea unter Severus Alexander (Mionnet Recueil des méd. Suppl. V, p. 435) die kauernnde Venus mit der einen Hand das Haar fassend, umblickend zu dem Spiegel, den ein Eros ihr entgegenhält, während ein anderer mit Fackel zur Seite steht; dieselbe kauernnde Venus erscheint auf einer Münze von Claudiopolis oder Bithynion mit dem Bild der Julia Domna (Mionnet Supplém. V, p. 24. n. 444), dieselbe auf einer Münze von Gangra oder Germanicopolis, ebenso unter Julia Domna, wobei das Stadtzeichen, die Ziege an Stelle des zweiten Eros getreten ist (Mionnet Supplém. IV. p. 566). War also auch das Original des Daedalus in Folge der Erbschaft von Nikomedes IV. im J. 74 v. Chr. oder später nach Rom gewandert, die Bithyner haben das Werk ihres Landsmannes sichtlich vervielfältigt und es als Stolz ihrer Städte besonders zu Ehren der Julia Domna auf den Münzen angebracht. Nicaea aber, die Metropolis von Bithynien, die Gründung des Antigonos und Lysimachos, scheint die Stätte, wo das Original sich befand, gewesen zu sein.

Ist es aber nun so ganz zufällig, dass wieder eine bithynische Stadt, Prusa ad Olypium es ist, welche uns unter Julia Domna auf ihren Münzen eine nackte stehende Venus, ihr Haar haltend, zur Seite ein oder zwei Hippokampen zeigt (Mionnet II. p. 480; Suppl. V. p. 227. n. 4314. 4342); auch die nackte, mit Händen gefesselte Andromeda auf einer Münze unter Trajan ebendaher (a. a. O. n. 4348) möchte wohl eine Venus in dieser Situation sein. Derselbe Typus begegnet uns noch einmal mit einem Delphin zur Seite in einer Stadt des angränzenden Phrygiens, in Laodicea (Mionnet II. p. 354. Suppl. VII. p. 578); zugleich mit einem Spiegel in dem diesem benachbarten Philomelium (Mionn. Suppl. VII. p. 606).

Nach alledem liegt es also sehr nahe, dass die mit der erweislich aus Bithynien stammenden kauernnden Venus des Daedalus zusammengenannte, zu ihr als stehend in einem gewissen Gegensatz innerhalb eines und desselben Hauptmotivs gestellte Venus des Polycharmus gleichzeitig und aus derselben Gegend nach Rom in die Porticus Octaviae oder genauer den Jupitertempel darin versetzt sein wird. Und dann haben wir in ihr das nobile signum des Ovid, die nuda Venus, welche madidas exprimit imbre comas. Diese Werke sind natürlich nicht bereits unter Metellus nach Rom gekommen, sondern, wie wir

schon gesagt, nach der römischen Erbschaft (74 n. Chr.), zur Zeit, als man auch mit des Praxiteles Statuen die porticus schmückte.

Die Anadyomene des Apelles, dieses von Augustus aus dem Asklepiostempel zu Kos nach Rom übergeführte und in dem Tempel des Caesar auf dem Forum aufgestellte Bild<sup>18)</sup>, welches daher die Dichter der augusteischen Zeit aus eigener Anschauung preisen konnten<sup>19)</sup>, war in dem Moment des Heraustretens aus dem Meere (exeuntem e mari Plin. H.), daher in völliger Nacktheit (nuda Dione pingitur Ov. Am. I. 33), ohne alle Beziehung zu einem Gewande dargestellt; wir haben sie daher auch nicht mit dem unteren Theile des Körpers im Wasser geborgen, schwimmend zu fassen, wie dies allerdings auch Darstellungen aufweisen, oder auf einer Muschel sitzend emporgehoben uns zu denken. Welch glückliche Aufgabe für den Maler in einem solchen den ganzen Glanz und feuchten Schmelz des Wassers an sich tragenden Körper lag, sieht man leicht ein. Ueber weitere Details der Umgebung erfahren wir nichts, griechische und lateinische Dichter wetteifern immer nur darin das Motiv der die Haare haltenden, trocknenden, ausdrückenden Hände zu schildern<sup>20)</sup>.

Geben uns diese beiden berühmten Werke genau das Motiv der Handbewegung und Haarbildung unserer Statue, dagegen nicht das Motiv der Gewandung, so finden wir das letztere in einer Bronzestatue, die im Zeuxippos zu Byzanz aufgestellt war und die Christodoros in seiner Ecphrasis so schildert:

*ἀπὸ στέροιο δὲ γυμνή  
φαίνεται μὲν, φᾶρος δὲ συνήγαγεν ἀντυγι μῆρῶν,*

18) Plin. H. N. XXXV. 94; Strabo XIV. 2. p. 657 und dazu Elster Exc. Plinian. part. II. Helmst. 1852. p. 6; part. III, p. 7, sowie Brunn Gesch. d. gr. Künstler II, S. 204 f.

19) Ov. Amor. I. 33; III. 400; Trist. II. 527; ex Ponto IV. 4. 30; Prop. El. III. 9. 44.

20) Συμμάρπτειν und ἐκδύσειν ἀφρὸν ἀπὸ πλοκαμῶν, βοστρύχου ἐκπίπτειν ἄλλα Leon. Tarent. in Brunck Anst. I, p. 234. n. 44, Demokrit. I. I. II, p. 260, Antheias I. I. T. II, p. 95, Jul. Aegypt. II, p. 500. n. 32. Siccat digitis capillos Ov. Trist. II. 527; aequoreo madidas premit imbre comas Ex Ponto IV. 4. 30; humenti sustinuisse manu Amor. I. 33; complexa manu madidos salis aequore crines humidulis spumas stringit utraque comas Aus. Epigr. 406.

aber ihr Haar ist bereits geordnet und in eine goldige Haube zusammengefasst:

*χρυσείη πλοκαμίδας ὑποσφίγξασα καλύπτει.*

Wenden wir uns nun zu den erhaltenen Kunstdenkmälern, welche die Göttin mit den Händen an den Haaren beschäftigt zeigen, so theilen auch sie sich in zwei Reihen, in solche, die völlige Nacktheit damit verbinden, also jenem nobile signum wahrscheinlich streng folgen, und solche, die dabei ein über die Schenkel geknotetes Gewand zeigen, die also unserer Statue am nächsten stehen. In beiden Reihen ist wieder entweder der Ausdruck des Auspressens der Haare oder mehr des Haarschmückens gegeben; wobei denn auch auf Salben eine Beziehung sich hinzufügt, das Haar schon oft theilweis geordnet ist und daher nur die eine Hand unmittelbar mit dem Haar sich beschäftigt. Die Zahl der hierher gehörigen kleinen Bronzen ist keine geringe, aber ihre nähere Kenntniss bis jetzt zu mangelhaft, um sie genau zu classificiren. Von grösseren Bronzen und Marmorwerken kann ich folgende vergleichen.

Beginnen wir mit den Gewandstatuen, so bietet sich uns in dem Museo borbonico eine zierliche Bronze aus Herculanium von 6 Zoll 5 Linien zur interessantesten Vergleichung dar. Sie ist bereits abgebildet in den Antichità di Ercolano t. VI. Taf. 47. n. 4, zuletzt bei Roux und Barré Hercul. und Pompeji. Deutsche Ausg. Th. V. Taf. 45. Auf einem runden Postament steht die Figur; der Schwerpunkt liegt auch hier in dem linken Fuss, das rechte Bein ist leicht gebogen und zurückgesetzt, das Gewand etwas unter der Scham zusammengeknotet. An dem Oberkörper ist die linke Schulter und Arm auch gesenkt, die rechte gehoben und die Bewegung der Arme zu den Haaren eine demgemässe. Der Kopf, der von besonderer Feinheit und Zierlichkeit ist, hat durchaus nicht die starke Senkung unserer Statue, ist vielmehr nur leicht nach rechts gebogen und der Ausdruck der Trauer ihm fremd. Die Haare haben gar keine Beziehung mehr zu dem Wasser, sondern sollen nur geordnet oder geschmückt werden; eine *στεφάνη* zierte bereits als bester Beweis dafür die Stirne.

Von Marmorstatuen kann ich zunächst zwei zur Vergleichung heranziehen: einen sehr verstümmelten Venustorso von griechischem Marmor und guter Arbeit, von Albacini ergänzt, im Vatican (Mus. Chiaram. I, pl. 26; Clarac pl. 610. n. 4356) und

eine früher Cavaceppi gehörige auf der Ueberfahrt nach England untergegangene Statue (Clarac pl. 599. n. 1314). Welcker zu Müllers Archäol. § 377, 1. erwähnt eine Wiederholung im Hinterhofe des Palastes Borghese.

Die erste Statue entspricht in der Motivirung ihrer antiken Theile sehr genau unserer Figur: Schwerpunkt im linken Fuss, linke Hüfte etwas ausgehogen, rechtes Bein etwas zurückgesetzt und leicht eingebogen; die Linien der rechten Seite des Rumpfes sehr entwickelt, der Oberkörper nach links eingebogen und gesenkt. Aber der ganze rechte Arm vom Deltoides an und die Hälfte der linken Brust, sowie linke Schulter, mit Hals und Arm ist neu, der Kopf ist antik, aber ob er dabei gefunden ward, mir nicht bekannt. In der Ergänzung ist der rechte Arm bedeutend höher gehoben, als derselbe unserer Statue und das Haarmotiv auch ein etwas anderes. Jedenfalls ist dieser Torso ein sehr schlagendes Gegenstück zu unserem Denkmal und interessant, da er in seiner Ergänzung eine Grösse von 6 Palmen 3 Zoll hat, also etwas über Lebensgrösse ist. Ich nannte noch eine zweite Statue, die man zur Vergleichung heranziehen könnte, aus der Sammlung Cavaceppi, jedoch fehlen mir über sie alle Details über die wahrscheinlichen Ergänzungen. Auch hier ist das Gewand unmittelbar unter den Hüften umgeknüpft und mit dem Knoten vor der Scham befestigt, auch hier dasselbe Motiv der vorn herabfallenden Zipfel, auch hier die linke Seite des Oberkörpers eingebogen, die rechte sehr entwickelt und der Arm gehoben. Aber wie der linke Fuss, welcher ganz aus dem Gewand heraustritt, vielmehr auf die Zehen gehoben ist, so ist auch der ganze Oberkörper mehr nach vorn übergebogen, auch der Kopf links und vorgewendet; die Arme sind jetzt so motivirt, dass aus der gehobenen rechten Hand Flüssigkeit in die vorgestreckte linke Hand geträufelt zu werden scheint, also ein Toilettenmotiv; aber ohne direkte Beziehung zum Haar. Inwieweit dies richtige Ergänzung genannt werden darf, ist mir unbekannt.

Gehen wir nun auf die andere Reihe von Venusstatuen ein, welche jenes Motiv der von den Händen gefassten, ausgedrückten Haare mit gänzlicher Nacktheit verbinden, also darin dem nobile signum sich enger anschliessen, so nehmen zwei Bronzen unter der grösseren Zahl der hier und da erwähnten kleinen Bronzefiguren der Art unser Interesse näher

in Anspruch<sup>21)</sup>: eine florentiner (Gal. reale di Fir. S. IV. t. 2. pl. 89. Clarac pl. 626. n. 1408) und eine in der Saone zu Pontarlier gefundene, zuerst im Besitz eines Herrn Laoarche befindliche (Millin Monum. inéd. t. II, pl. 28. Müller-Wieseler D. A. K. II. T. 26. n. 284). An Grösse stehen sie sich ziemlich nahe; bei der florentiner beträgt sie 4 Palme 2 Zoll, bei der französischen 9 Zoll 9 Linien franz. Mass. Der Stil der ersteren ist entschieden der bessere, anmuthigere. Sie entsprechen sich vollständig bis auf Gesicht, Haarbehandlung und das Detail der Handbewegung. Bei heiden wieder das Hauptgewicht auf dem linken Fuss, der rechte leicht gehoben und zurückgesetzt, die linke Hüfte sehr ausgebogen, dagegen die linke Seite des Oberkörpers eingesenkt, die ganze Vorderseite breit entwickelt, indem die Arme möglichst in gleicher Ebene mit dem Körper selbst heraustreten. Der rechte Arm ist nicht über das Wagrechte, wie bei der von uns besprochenen Statue, hinausgehoben, sondern etwas gesenkt, beide Unterarme sind natürlich gehoben, die rechte Hand zeigt bei der einen Figur die innere Fläche, bei der andern die Rückseite. Der Kopf hat eine leise Biegung und Senkung nach rechts, der Blick ist nicht gesenkt, sondern in die Ferne gerichtet. In den Haaren zeigt sich, wie wir bemerkten, eine wesentliche Verschiedenheit. Die französische Bronze hat ein ganz naturalistisch behandeltes, tiefendes, daher in zwei Massen kompakt herabfallendes Haar, die florentiner dagegen sehr leicht und freigebildete Haarlocken, die aber dennoch die Beziehung zum Wasser sehr unverkennbar zeigen. Auch das Gesicht jener ist entschieden porträtartig, mit einem übermässig kleinen Mund, die Pupillen sind scharf angegeben, während diese durchaus ideal gehalten ist; jene ist römische naturalistische Arbeit, auf dieser liegt noch der Hauch griechischer Kunst.

Eine etwas verschiedene, feinsinnigere Motivirung desselben künstlerischen Grundgedankens giebt uns die auf Taf. VIII. meines Wissens zuerst veröffentlichte Venusstatuette, von welcher ein Gypsabguss in der Heidelberger Sammlung von mir vorgefunden ward. Das Original ist entschieden Bronze. Ueber ihren Fundort, sowie jetzigen Aufbewahrungsort gelang es mir nicht eine bestimmte Nachweisung zu erhalten. In Neapel, wo

<sup>21)</sup> So sah ich in der Houbenschen Sammlung in Xanten eine solche, 10 Centim. hoch mit Armspangen an den beiden gehobenen Armen.



man sie zunächst zu suchen geneigt sein wird, erklärte Minervini auf Prof. Gerhards freundliche Vermittelung, sie sei dort gänzlich unbekannt. Ihre Höhe beträgt ohne Basis 14 Centimeter. Auf einer runden Basis steht die Göttin, zur Seite ein mit dem abgelegten Gewand überdecktes Gefäß; auf dem Boden zieht sich ein Zipfel des Gewandes noch hin. Der rechte Fuss bildet hier den wesentlichen Stützpunkt, daher auch das rechte Bein angespannt ist, die rechte Hüfte stärker hervortritt, die Weiche mehr eingesenkt ist. Der linke zurückgezogene Fuss ruht auf den Zehen, das linke Bein ist leicht gebogen und drängt sich schützend mit dem Oberschenkel an das rechte Bein an. Die Körperlinie der linken Seite ist leichter geschwungen und mehr entwickelt. Der Unterleib ist zart behandelt, die Brüste voll und jugendlich spitz. Ueber beide fällt das gelöste, feuchte Haar in grösseren Strängen von dem stark nach rechts und zugleich abwärts geneigten Haupte. Beide Arme sind mit dem Haar beschäftigt: der rechte ist höher gehoben und greift in den gelösten Haarbüschel, der als Krobylos geordnet war, der linke wendet sich niedriger an die Seite des Kopfes und greift hier in die herabwallenden Haare herein. Die Haare umschatten, umwallen tief das feine ovale Gesicht, dessen Blicke mit entschiedenster Wehmuth schräg nach unten, sichtlich zum feuchten Element gerichtet sind. Man kann in der That zuerst hier zweifelhaft werden, ob es sich um das erste neue Ordnen nach dem Bade oder um das letzte Lösen vor dem Bade handelt; man wird nach sonstiger Analogie für das Erstere sich entscheiden.

Von Marmorwerken kann ich zwei dieser Reihe zunächst angehörige zur Vergleichung heranziehen: eine Statue der Sammlung Torlonia (Clarac pl. 622 B. n. 1408 A) und eine der Villa Pamfili (Clarac pl. 626 B. n. 1383 F). Die erstere (Höhe 8 Palmen  $7\frac{1}{8}$  Zoll), von sehr schwächlicher, ja dürftiger Bildung des Unterkörpers gegenüber dem Oberkörper ist unterhalb der Kniee ergänzt, aber hat dieselbe Stellung, die wir fast durchgehend gefunden, mit dem Ruhepunkt im linken Fuss und der Biegung des rechten Beines. Nur scheint der rechte Oberschenkel hier im natürlichen Gefühl der Scham weiter vorgeschoben, als wir bisher sahen. Die linke Schulter ist wieder gesenkt, ebenso der linke Oberarm, während der rechte wagrecht sich streckt. Die linke Hand ist einfach auf die in reicher Fülle herabfallende Haarmasse gelegt, die rechte hebt die Fülle der Haare

dagegen in die Höhe. Der Kopf fast umschattet durch die Massen des gelösten Haares ist stark nach der linken Seite gesenkt und hat den entschiedenen Ausdruck der Wehmuth, die Züge haben dabei etwas Individuelles, was schon in diesem Ausdrucke leicht gegeben war. Die unteren Enden der herabfallenden Haarlocken sind ergänzt. Von dem daneben stehenden Delphin ist die obere Spitze antik.

Die andere Statue von kleinem Masstabe (3 P. 3 Zoll) aus griechischem Marmor ist in ihren unteren Extremitäten oberhalb der Kniee ergänzt, von den Armen ist der rechte am Beginn des Deltoides ergänzt, der linke am Ende desselben; die Zuthat des Badegefässes ist modern mit der ganzen Basis. Auch hier gleiche Motivirung der unteren Theile, der Körper selbst nur wenig nach links eingedrückt, der Kopf etwas rechts gesenkt mit jugendlicher Gesichtsbildung, die Haare einfach gescheitelt, feucht und daher kompakt, ohne besondere Fülle. Dass die linke Hand das Haar gefasst, geht aus den erhaltenen Theilen klar hervor, nicht so auf der rechten Seite, wo eine leichtere Haarlocke auf die Schulter herabfällt; die Rechte hielt also vielleicht einen Toilettegegenstand.

Wir fügen hier noch die Erwähnung einer im Palast Colonna in Rom stehenden Venus hinzu, welche als mit beiden Armen das Haar fassend bezeichnet wird; ob sie unterwärts bekleidet ist, oder gänzlich gewandlos, davon ist mir nichts bekannt (Beschreib. Roms III. 2. S. 170).

An dieser Stelle muss ich auf einen trefflichen Venustorso aufmerksam machen, der auf macedonischem Boden, im alten Beroea sich findet und erst kürzlich von Delacoulonche in seinem *Mémoire sur le herceau de la puissance macédonienne des bords de l'Haliacmon et ceux de l'Axius* in der *Revue des sociétés savantes* T. V. Juill. 1858. p. 109 ff. beschrieben ist nebst einer kleinen bildlichen Skizze. Er gehört mit seinen vorn über die Schultern herabfallenden Locken in diese Reihe, wenn auch über die Bewegung seiner Arme, ob beide, ob einer das Haar fasste, man in Zweifel sein muss. Die Worte des Reisenden werden am besten selbst für das Werk zeugen (p. 115).

» C'est près de la maison d'un Turc, que se trouve le dernier fragment le plus intéressant. C'est un torse de femme de grandeur naturelle d'un très beau style, quoique un peu maigre. Le corps est complètement nu: les seins légèrement mutilés

laissent voir toute la pureté de leurs contours, ils ne sont pas très développés. C'est une jeune fille plutôt qu'une femme, ce n'est pas la beauté accomplie, mais cette grâce délicate qui lutte et qui rivalise avec elle. La courbe des hanches, le modelé de la poitrine et du ventre sont d'une grande vérité et d'une grande souplesse. Les contours du dos ont dans leur ensemble de l'élegance et de la fermeté. Aux boucles de cheveux, qui retombent de chaque côté sur la poitrine, à la suavité idéale du corps on reconnoit une statue de Vénus. Le mouvement n'est malheureusement pas assez indiqué pour qu'on puisse deviner l'action de la déesse. Il semble pourtant, qu'elle les relevait et peut-être qu'elle les portait à sa tête. Elle rappellerait ainsi la Vénus Anadyomène nue comme elle sortant de la mer et exprimant l'eau dont sont imbibés ses cheveux. On aimerait à se figurer que c'est là une copie de la Vénus peinte par Apelle. Quoiqu'il en soit, ce fragment appartient évidemment à une excellente époque, il date des rois de Macédoine — c'est le plus beau monument de l'art antique que l'on trouve aujourd'hui dans la Macédoine.

Dass dieses Motiv der entkleideten, mit beiden Händen das Haar ausdrückenden Göttin auch den Terracottabildungen nicht fremd blieb, war natürlich. Als ein Fragment schönster Art wird uns eine aus Syrien gekommene Terracotte der in Paris 1852 versteigerten Sammlung Peretié bezeichnet (Arch. Anz. 1853. n. 60. S. 403). Auch in die Reliefs der Sarkophage, wo uns die Beziehung zu gestorbenen Frauen in mythologischen, aus dem Venusbereiche entnommenen Bildern vergegenwärtigt ward, ist die aufrechtstehende, nackte, das Haar ausdrückende Göttin übergegangen, womöglich von Tritonen in einer Muschel in die Höhe gehoben (Raoul Rochette *Choix de peint. Texte* p. 304. n. XVI).

Wir haben oben bereits auf eine wesentliche Modification der Grundauffassung der mit dem Haar beschäftigten Venus aufmerksam gemacht; indem wir bisher absichtlich die diese Modification dabei zeigenden Denkmäler übergangen, müssen wir sie nun als eine den andern ganz nahe verwandte und doch in sich besondere Denkmälergruppe ins Auge fassen. Das Wesentliche ist also, dass aus dem Motiv des einfachen Haarausdrückens der dem Bad entstiegene Göttin nun das des Schmückens und Ordnen, besonders auch des Salbens hervorgeht und nur eine Hand mit dem Haar in Berührung bleibt. Es ist mir durch die

Güte des Herrn Prof. Gerhard möglich zu dieser Auffassung auf Taf. VII. B ein kleines interessantes dahin gehöriges Denkmal zu publiciren.

In den Vordergrund tritt hier eine bekannte Marmorstatue, die auf dem Forum Praenestinum gefundene spätrömische Porträtstatue in einer Venusbildung, die als Julia Soaemias von Visconti erkannt und im Vatikan aufgestellt ward (Mus. Pio Clement. II, pl. 54. Clarac pl. 607. n. 4339. Müller D. A. K. I, Taf. 74. n. 402). Das Gewandmotiv ist völlig das allgemeine dieser Art Statuen, speciell der pompejanischen, von deren Betrachtung wir ausgingen, dagegen ist der Schwerpunkt auf die rechte Seite gelegt und das linke Bein leicht gebogen, aber doch weiter vorgezogen. Der starke, wenig erfreuliche Oberkörper ist fast ganz im Gleichmass beider Seiten gehalten, indem beide Schultern gleichmässig gesenkt sind. Zwischen ihnen tritt Hals und Kopf frei heraus, jener etwas nach rechts gewendet, das Gesicht etwas links gedreht, aber nicht gesenkt. Der Kopf ist verhältnissmässig klein, aber durchaus Porträt; die Haare sind einfach gescheitelt, hinter das Ohr gestrichen und fallen dann zu beiden Seiten mit einer langen Locke auf die Schultern herab, aber können als Perrücke abgenommen werden bis auf die Enden der Locken, die mit dem Körper aus einem Stück gebildet sind. Nur der rechte Arm ist wieder nach oben gebogen und fasst eine Locke, der linke Arm dagegen ist schräg abwärts gewandt und mit Recht in die Hand ein Balsamar gegeben. Zur Seite befindet sich ein Delphin mit Amor.

Von einer zweiten Statue im Vatikan, im Museo Chiaramonti (Mus. Chiaram. pl. 25. Clarac pl. 640. n. 4355) kommt nur der Kopf mit seinem reichen, von einem Band durchflochtenen Haar in Betracht, von dem eine herabfallende und dann gehobene Locke auf der rechten Seite allerdings eine lebende Hand voraussetzt; schon der nackte Oberkörper mit den Armen gehört nicht dazu nach dem Marmor, am wenigsten der Unterkörper mit den Extremitäten, der ganz der oberen Situation fremd ist und dessen wir bei Erwähnung der Syrakusaner Statue gedachten.

Auf ein bedeutendes statuarisches Werk dieser Gattung weist ein geschnittener Stein bei Lajard (Recherches etc. pl. XIV G. n. 15) entschieden hin; drei weibliche Gottheiten erscheinen hier vereint, die assyrische Hera mit hohem Kopfauf-

satz, zwei Stiere zur Seite, Geisel und Aehre in der Hand, zur einen Seite Athene Nikephoros, zur andern Aphrodite, mit dem Gewand um die Hüften geschlagen, mit der linken Hand die lange Haarmasse hebend und drückend, in der rechten einen Gegenstand, wohl ein Balsamar vor sich haltend, ein Eros reicht ihr dabei einen Kranz hinauf.

In diese Reihe gehört endlich das kleine, von uns auf Taf. VII. B. veröffentlichte Denkmal. Die mehrseitig geschliffene goldene Nadel, ein römischer Damenschmuck, wird von einem Thierkopf (Löwe oder Luchs?) bekrönt. Auf diesem erhebt sich die mit einem Trochilus gegliederte Platte mit einer etwas über 7 Centim. hohen Figur. Sie selbst in einem manierirten Stil gebildet steht aufrecht auf beiden Füßen; der linke Fuss ist gerade aufgesetzt, der rechte etwas zurückgezogen und leise gebogen. Ihr Oberkörper ist völlig entblösst bis auf den einen kurz über die linke Schulter nach vorn übergeschlagenen Zipfel des Gewandes. Dieses zieht sich unter den Weichen um den Unterleib mit umgeschlagenem oberem Rand herum und wird sichtlich an der linken hinteren Seite von der hier angelegten linken Hand gehalten. Die Beine in regelmässigen Falten ziemlich eng umschliessend fällt das Gewand bis auf die Füße herab und stößt hier noch schräg sich erweiternd auf den Boden auf. Von den Füßen sind nur die Spitzen sichtbar. Der Oberkörper erhält seine Hauptmotivirung durch die Hebung des rechten Armes, der mit einer Biegung des Ellenbogens ziemlich im rechten Winkel sich zu dem Scheitel des etwas vor- und rechts gebogenen Kopfes zurückwendet. Die Hand fasst hier über der Stirne eine starke Haarlocke. Sonst erscheint das Haar einfach zurückgestrichen. Das Gesicht hat scharfe fast porträtartige Züge. Man wird hier auch zunächst an ein Ordnen des Haares überhaupt, weniger an ein Ausdrücken des feuchten Haares der dem Meere entstiegene Göttin denken. Gewiss ein passendes Motiv für ein zum Befestigen des Haares verwendetes Objekt.

Dasselbe Motiv, die Haarlocke mit der einen Hand allein zu fassen, finden wir aber auch mit gänzlicher Nacktheit verbunden. In Leyden sah ich in der kleinen Gypsabgusssammlung nach Antiken, welche im Gebäude des Reichsherbariums sich befindet, einen interessanten Gypsabguss, welcher eine Uebergangstufe von den eben genannten mit Gewand um den

Unterkörper bekleideten Statuen zur Gewandlosigkeit zeigt: während die rechte Hand die Haarlocke fasst, zieht die linke das Gewand vom Bodengefäss herüber zum Schoos, also in der Weise der Venus von Troas. Wo das Original dazu zu finden, konnte ich nicht erfahren. Völlige Nacktheit zeigen zwei interessante wenn auch in ihrer Arbeit nicht besondere Marmorstatuen, eine in München (Clarac pl. 618. n. 1578) und eine früher in der Sammlung Chalais zu Rom (Clarac pl. 626. n. 4406). Jene ist klein (2 F. 2 Z.); in der grössten Unbefangenheit, ohne alles Bestreben durch eine Kniebewegung den Anstand zu wahren steht die Göttin, das Haar ist in einer starken Masse vom Hinterkopf zur linken Schulter herübergeführt und wird hier von der Hand gefasst, die etwas gesenkte rechte Schulter und der diese Richtung fortführende rechte Oberarm lässt in der Hand einen Gegenstand als gehalten vermuthen.

Die andere Statue von grösseren Dimensionen (5 Palm.), aber mittelmässiger römischer Arbeit ist durch die gute Erhaltung der verschiedenartigen Zuthaten interessant; die Häufung derselben, die uns in das Badezimmer einer römischen Dame gleichsam einführt, giebt uns zugleich die Endpunkte an, in welche die Ausbildung dieser Motive bei dem Venusideal führte. Auch hier eine gleiche völlige Unbefangenheit der Situation, der rechte Fuss ist ziemlich weit zurückgesetzt, der Schwerpunkt ruht auf dem linken Fuss. Der rechte Arm hebt leicht die über die Schulter fallende reiche Haarmasse, der linke Arm ist mehr gesenkt und hält ein Balsamar. Das Haar ist vorn bereits wesentlich geordnet. Neben ihr befinden sich zwei kleine Eroten, der eine mit beiden Armen ein Schmuckkästchen emporhaltend, der andere ein grosses Alabastron hinaufreichend; dazu kommt endlich auch das Badegefäss mit dem darüber niedergelegten Badeluch oder Gewand.

So haben wir also die Durchbildung eines glücklichen und bedeutsamen Grundmotivs, das von einem bedeutenden Künstler auch in der Plastik wie von Apelles in der Malerei aufgestellt war, durch statuarische Werke in Bronze, Marmor, Thon und edelem Metall nach allen Hauptbeziehungen, zum Bad, zum Schmuck, zum Ankleiden, in idealer und porträtartiger Auffassung verfolgt und kehren zu unserem an die Spitze gestellten Monument zurück. Ihr näherer Kreis in dem weiteren Bereich ist ihr zugleich schon angewiesen, aber sie übertrifft alle anderen

besprochenen Werke in dem Ausdruck, der schon in der Bewegung des Hauptes, dann aber auf dem Gesicht sich ausprägt. Diese Stimmung sehnstüchtiger Versenkung, das uns am Rand eines strömenden, immer sich erneuenden Wassers wohl ergreift und welches mit dem Wesen der meerentstiegenen Aphrodite so tief zusammenhängt, fehlt einzelnen der genannten Werke nicht ganz, z. B. der Statue im Museo Chiaramonti oder in Villa Pamfili, aber keine prägt sie so lebendig und tief aus, wie dieses anziehende Pompejanische Werk. Wo die Statue in Pompeji gefunden ward, ist mir nicht bekannt, aber wir werden kaum irren sie uns am Rand eines Wasserbeckens aufgestellt zu denken.

In dieser Senkung des Hauptes, in dem Ausdrucke der Wehmuth erhalten wir ein treffendes Analogon zu dem Torso der sogenannten Psyche von Neapel<sup>22)</sup>, die ebenso wie die berühmte Venus victrix im Amphitheater von Capua gefunden ward und gleiche Behandlung zeigt. Der Venuscharakter derselben ward vom Bildhauer E. Wolff schon vor längerer Zeit richtig erkannt (Bull. d. inst. di corr. archeol. 1853. p. 132), aber die Motivirung der stark gesenkten rechten Schulter und des Oberarmes, der gehobenen linken Schulter, des Gewandrestes am Rücken ist noch nicht genau ins Auge gefasst worden. Sie weist entschieden auf die Hebung des Gewandzipfels mit der linken Hand und auf die Thätigkeit der rechten Hand an dem wahrscheinlich in die Höhe gezogenen rechten Fusse hin und führt uns so in den Kreis von Venusbildungen, der ebenfalls aus dem Grundmotive des dem Bade Entstiegeuseins entsprungen, mit reichen Variationen durch ausgezeichnete Marmortorsen z. B. in London (Clarac pl. 622 A. n. 4406 C), aus Alexandria in Nîmes jetzt (vgl. mein Städteleben Kunst und Alterthum in Frankr. S. 595), durch Bronzen und Terracotten vertreten ist und zu einer eigenen Behandlung einladet.

### III. Venus mit dem Spiegel.

Wir haben bei den Untersuchungen, die an die zweite Publikation einer Venusbildung sich anschlossen, den Weg von dem

<sup>22)</sup> Ob die von Panofka unmittelbar vor seinem Tode versprochene Erklärung des Psychetorso durch ein pompejanisches Wandgemälde veröffentlicht ist, ist mir unbekannt; vgl. Archäol. Anz. 1858. S. 483. 493.

einfachen und so bedeutungsvollen Motiv des Meerentsteigens und der ersten daran sich schliessenden Thätigkeit des Haarabtrocknens zu dem des sich Schmückens, des sich mit einem Gegenstande der Toilette Befassens in den Denkmälern verfolgen können. Zu diesen Gegenständen gehört vor allem der Spiegel, das Salbgefäss, das Schmuckkästchen, dann solche, die wirklich dem Körper angelegt werden, wie die Brustbinde, schmückende Ringe an Arm und Bein, Halsschmuck. So sehr die ergänzende Willkür der Restauratoren hier oft Ungehöriges hinzugefügt, so wichtig sind uns die wirklich antiken Beispiele der Erhaltung solcher Gegenstände und die durch vergleichende Betrachtung sich ergebende Sicherstellung derjenigen Motive des ganzen Körpers, die durch das Halten, sich Befassen mit solchen Gegenständen bedingt werden. In dieser Beziehung bietet uns die auf Taf. IX. publicirte Bronze ein neues und interessantes Beispiel dar. Sie befindet sich jetzt im Besitze des bisherigen holländischen Gesandten in Rom de Meester von Ravestein, stammt aus dem Königreich Neapel, wahrscheinlich aus Pompeji und die Zeichnung giebt die Grösse derselben<sup>23)</sup>. Ein rechteckiges bedeutend breiter als tiefes Postament, auf vier Thierklauen ruhend trägt die aufrecht stehende Statue, die jedoch nicht ganz in die Mitte der Platte gestellt ist; in der That zeigt sich zur Rechten derselben noch eine Vertiefung, worin ein anderer kleinerer Gegenstand befestigt war, wahrscheinlicher ein Gefäss mit Gewand als ein Amor, doch ist das Letztere auch wohl möglich. Die völlig unbekleidete Gestalt steht ruhig auf beiden Füßen, jedoch so, dass der linke den Haupttrühepunkt bildet, die linke Hüfte ein wenig mehr ausgebogen ist. Das rechte Bein ist etwas gebogen und zurückgesetzt. Die Körperformen sind breit und voll zu nennen, doch weniger fein durchgebildet. Beide Schultern sind heruntergelassen und beide Oberarme senken sich ähnlich schräg und vom Körper abseits. In den Unterarmen tritt die verschiedene Motivirung bestimmt hervor: der linke ist rückwärts zur Schulter gebogen und die Hand deckt dieselbe für den Beschauer, dagegen der rechte Unterarm streckt sich horizontal und bildet auf seiner inneren Seite den Stützpunkt zu dem in der gehobenen Hand gehaltenen Gegenstand, welcher sich sofort

23) Vorgezeigt und besprochen ward sie in der Sitzung des archäol. Institutes am 12. Febr. 1858, s. Arch. Anz. 1858. S. 179.



als Handgriff eines Spiegels zu erkennen giebt; noch befindet sich der Anfang zur Rundung daran. Der etwas rechts gewendete, aber durchaus nicht gesenkte Kopf zeigt eine Porträtbildung. Das Haar ist vollständig und sorgfältig geordnet, um das Gesicht zieht sich ein breiter Streif künstlich gemachter Haarwellen in einen Bausch über den Ohren endend, wie wir solche bereits an pompejanischen weiblichen Statuen finden, noch mehr ihnen in späterer römischer Sitte begegnen. Darüber erhebt sich ein breites und hohes Diadem. Von den eng anliegenden Haaren des Hinterhauptes fällt ein starker Haarbüschel auf die linke Schulter herab, während das Ende eines breiten Haarbandes auf die rechte Schulter sich senkt. Die Göttin oder die als Venus dargestellte römische Dame ist also dabei im Spiegel die eben vollendete Toilette der Haare zu überschauen, mit der einen Hand bereit dies oder jenes daran noch leicht zu verändern:

Mag auch vielleicht bei dem Spiegel, diesem feingewölbten, ehernen Diskus eine dunkle Erinnerung an das eherne Himmelsgewölbe im Hintergrund gelegen haben, zu welchem die Aphrodite Urania in so enger Beziehung stand und welches bei ihr oder der Aphrodite Areia in der Benutzung des Schildes als Spiegel einen bestimmteren Ausdruck fand<sup>24)</sup>, so ist es doch gewiss, plastische Künstler und vorher die Dichter sind nicht von diesem kosmischen Gesichtspunkte ausgegangen, als sie der meerentstiegenen, aus dem Wasser geborenen Göttin die Beziehung zum Spiegel gaben, man möchte eher dann an den Spiegel des Wassers denken: nein, entschieden war es der Gedanke, dass die Göttin alles Liebreizes, aller Anmuth des Naturlebens besonders in seiner Frühlingspracht sich schmücke in jeglicher Beziehung mit Gewand, Geschmeide und Kopfputz. So sind es die Chariten, die sie baden, salben mit ambrosischem Oele (Hom. Od. VIII. 364; Hymn. in Vener. 61 f.), ja sie selbst, die *ἑσπέρωνος Κυδέρεια* reinigt und salbt sich das Antlitz mit ambrosischem Schönheitsmittel (Hom. Od. XVIII. 492 f.), sie legt an die von den Chariten gefertigten, blumendurchdufteten Gewänder, sie slicht sich und ihren Dienerinnen Kränze sie auf das Haupt zu setzen (Kypria bei Athen. XV. p. 682). War nun der Spiegel im Leben Bedürfniss für weiblichen Anzug

24) Gerbard gr. Mythol. I, S. 408; Preller gr. Mythol. I, S. 217.

und Schmuck, die Freude der Jungfrauen<sup>25)</sup> geworden, so trat er nothwendig auch ein in den Bereich der sich schmückenden Göttin. So haben wir ihn bereits in der Linken der züchtig bekleideten thronenden Göttin, die Apfel und Hase als Symbol noch zeigt und vor der ein Altar mit Früchten emporflammt auf dem archaischen Relief der Villa Albani (Müller-Wieseler D. A. K. II, T. 24. n. 257). So erscheint der Spiegel so oft bei Aphrodite aufgehängt, gehalten von ihr oder ihrer Umgebung; erinnern wir nur an das Vasenbild freien Stiles (Millingen uned. monum. I, pl. 13. D. A. K. II. T. 26. 287), wo die Göttin sitzend in zierlicher Bekleidung getragen wird von zwei Erosen, den Spiegel in der rechten Hand. ein kleines Gefäß in der linken Hand, oder an das apulische Vasenbild, wo Spiegel und Taube in Aphroditehänden sich entsprechen (Inghirami Mon. etc. I. 42). Eine ganz bedeutende Stufe weiter in der unmittelbaren Umsetzung des Lebens der Göttin in die Sitte und Anschauung der Gegenwart und zwar des in den sittlichen Grundlagen bereits gelockerten Frauenlebens war es, wenn es bei Sophokles in seiner *Kρίας* heisst (Athen. XV. p. 687 C): *τὴν μὲν Ἀφροδίτην ἡδονὴν τινα οὖσαν δαίμονα μύρω τε ἀλειφομένην παράγει καὶ κατοπτρίζομένην, τὴν δ' Ἀθηναίαν φρόνησιν οὖσαν καὶ νοῦν, ἔτι δ' ἀρετὴν ἐλαίῳ χρωμένην καὶ γυμναζομένην*. Hier ist das *κατοπτρίζεσθαι* nicht bloß den Spiegel führen, sondern sich gern und oft darin beschauen, damit ein eitles und verlockendes Spiel treiben. Eine weitere Ausführung ist es nun, wenn Kallimachos die Göttin schildert (Lavacr. Pall. 21): *Κύπρις δὲ διανγέα χαλκὸν ἐλοῦσα πολλάκι τὰν αὐτὰν δις μετέθηκε κόμαν*. In diesem Sinne weihten Hetären, wie Lais, der nie alternenden Aphrodite den Spiegel (Plato und Julian Aegypt. epigr. in Anal. gr. ed. Brunck et Jacobs I, p. 470. n. 7; II, p. 494. n. 3. 4). Die Gegenüberstellung zu Eros mit Köcher und Pfeil veranlasst daher auch den Spiegel der Psyche zu gehen (O. Jahn arch. Beitr. S. 164. n. 113). Aus dieser jüngeren Anschauung ist es nun auch hervorgegangen, wenn Aphrodite mit dem nur den Unterkörper verhüllenden Gewand oder in völliger Nacktheit, ohne irgend des Verhüllens ihrer Blöße zu gedenken, mit dem Spiegel sich beschäftigt, um den Kopfputz zu ordnen oder den geordneten zu überschauen.

25) *Χρυσέα δ' ἔσποτρα παρθέων χάριτας* Eur. Troad. 1095.

Unsere Bronze ist nun, so weit mir bekannt, fast das erste sichere Beispiel einer solchen statuarischen Darstellung, wo der Spiegel sich noch erhalten hat. Unter den Bronzen der Sammlung Hertz in London wird eine Venus in den Spiegel blickend erwähnt, doch ohne nähere Angabe der Art der Erhaltung (Archäol. Anz. 1854. n. 35. S. 117). Auch eine sehr merkwürdige massiv silberne Venusstatuette, früher im Besitze von Lajard, abgebildet in desselben *Recherches sur le culte de Venus* pl. XIX. 15, zeigt uns die Göttin ganz nackt, stehend mit leicht gebogenem linken Fuss, den linken Arm gestützt auf ein von einem Delphin umwundenes Ruder, einen Apfel in der Linken haltend, die Rechte schräg gesenkt und nach vorn vorgestreckt hielt einen abgebrochenen Gegenstand, sicher einen Spiegel.

Auf geschnittenen Steinen ist die Darstellung einer nackten, im Spiegel sich beschauenden und das Haar ordnenden Venus wohl bekannt, z. B. auf einem Karneol der Dresdener Sammlung (n. 57. Hettner Bildw. S. 101). Dagegen möchte unter Archäologen kaum beachtet sein, dass unter den Glasgefäßen mit altchristlichen Darstellungen, die den römischen Katakomben entstammen, uns eine durchaus hierhergehörige Darstellung mit anmuthiger Bildung begegnet; sie findet sich bei Perret *Catacombes de Rome* IV. pl. 30. n. 82. Eine nackte weibliche Gestalt mit geordnetem Kopfschmuck steht in der Mitte, sie hält mit der linken Hand ein Gewand oder Badetuch vor die Scham, während die Rechte zur Seite ausgestreckt einen runden Gegenstand zeigt, Apfel oder richtiger ein rundes Salbgefäß. Von der linken Seite eilt ein Eros herbei, einen grossen Spiegel ihr entgegenhaltend, von der andern Seite ein zweiter Eros, eine Blume emporhaltend, die noch an einer hohen Stäude befindlich ist. Blumen trennen die Gestalten und ein einfacher Kranz umgiebt das Ganze. Die Inschrift lautet:

Parthe]NOPE  
Fau]STINA FILIA  
ZES  
ES

Also hier noch eine unbefangene Benutzung einer antiken Darstellung weiblicher Schönheit und Sitte bei einer Mitgabe an eine geliebte Todte.

Von diesen sichern Beispielen aus, besonders auch von

einem statuarischen Werke, wie unsere Bronze sind wir nun auch berechtigt, Statuen der Venus, die in der Motivirung des ganzen Körpers, des Haares, vor allem des einen Armes derselben entsprechen, den Spiegel mit grosser Wahrscheinlichkeit als Attribut in die Hand zu geben. Ich weise z. B. auf die kleine Münchner Statue hin (Clarac pl. 618. n. 1378), die bereits besprochen wurde; ich führe eine Marmorstatuette des brittischen Museums an (Clarac pl. 622 A. n. 1406 A): eine Venus steht zwischen zwei Muscheln, so scheint es, haltenden Kindergestalten, Amor und Psyche, nackt bis auf eine schräg über die Schulter und unter der linken Brust hinlaufenden Binde, ohne mit einer der Hände den Anstand zu wahren; das schräg etwas abgewandte Gesicht, das sichtlich einen Gegenstand beschaut, die Biegung des linken Armes können leicht auf Annahme eines Spiegels in der linken Hand führen.

Immer mehr erweitert sich uns so der Kreis jener jüngeren Venusbildungen, in denen sie nicht mehr als die schaumgeborne, dem Meer entstiegene, mit dem Zauber der reinen Weiblichkeit alles bezwingende, alles Unreine von sich abhaltende Göttin erscheint, sondern als ein entkleidetes, hetärenhaftes, eifrig mit ihrer Toilette beschäftigtes Weib, welchem aller Zauber der Befangenheit und Schüchternheit abgestreift ist, das sich nur umgeben weiss von Sklavinnen oder Mitbadenden im öffentlichen Bade. Welcher Abstand liegt zwischen diesen Bildungen und der Schöpfung eines Praxiteles! Und doch hat er den grossen Schritt zuerst gewagt, von der Darstellung der Göttin den letzten Rest religiöser, heiliger Scheu vor einer Himmelsmacht abzustreifen und sie als schutzloses, hilfsbedürftiges Weib freilich in ihrer Reinheit, in ihrem Zagen zu erfassen. Schritt für Schritt ist die griechische Kunst der alexandrinischen Periode vor allem, dann noch der der ersten römischen Kaiserzeit diesem Wege weiter gefolgt durch alle die Nuancirungen, die das Grundmotiv selbst, die der Culturzustand, die Sitte der Zeit an die Hand gab, aber sie ist — und das haben die obigen Betrachtungen schlagend gelehrt — doch in ihren Hauptbildungen der idealen Mitgabe der grossen Kunstzeit nicht untreu geworden. Erst die spätere römische Kaiserzeit hat von diesen Venusgestalten allen Duft einer höhern Abkunft abgestreift und doch vorzugsweise nur in den kleineren, mehr als Schmuck des Hauses, der Bäder oder auch des Grabgemaches gebildeten Werken.

So war es auch möglich, dass wir Werke, die in ihrer Entstehung ziemlich in einem Zeitraume von fünf Jahrhunderten auseinander liegen, in Vergleich bringen und sie von einem noch gemeinsamen Standpunkt aus betrachten konnten.

Die vorliegenden Untersuchungen umfassen nicht einmal das ganze Gebiet derjenigen Venusdarstellungen, die zum Wasserleben, zum Baden und sich Schmücken in Beziehung stehen; wir haben die hier noch fehlenden Denkmälergruppen aber an einzelnen Punkten näher bezeichnet, für eine Gruppe Urheber und Zeit der Bildung zuerst bestimmt. Mögen sie wenigstens als ein Beitrag zu der umfassenden Aufgabe einer Monographie über das Venusideal nicht unfruchtbar gewesen sein!

### Nachtrag und Berichtigung.

Zu S. 42 sind nachzutragen zwei Griffe mit Spiegelbehälter, an denen noch die Ringe zum Aufhängen erhalten sind, publicirt im *Museum Gregorianum* t. XII. n. 4. 4 a. XIII. n. 4. 4 a. Der erste 1884 in Vulci gefunden zeigt uns eine stehende nackte weibliche Gestalt mit zwei Armspangen und Halskette geschmückt; in der linken gehobenen Hand hält sie einen Spiegel, die rechte ist in scharfem Winkel zum Haare geführt; dieses selbst ist hinten hinauf über die verbindende Klammer gestrichen. Die ganze Motivirung der Gestalt mit leicht gebogenem rechtem Bein ist schön und edel. Also hier giebt uns der Griff die unmittelbare Darstellung des Gebrauches.

Der zweite Griff aus Chiusi stammend, in Rom im Vatikan befindlich, wird gebildet von einer weiblichen Flügelgestalt, hinten bekleidet, mit vorn ganz geöffnetem Gewand um den Leib gegürtet; die linke Hand ist zierlich zur Schulter gehoben, die rechte an die Seite gelehnt. Armspangen, Schuhe und geordnetes Haar fehlen nicht.

Zu S. 87 Z. 44 v. u. Auf einem Thonrelief bei Campana Opere in plastic. t. 54. befindet sich eine stehende nackte Venus, mit beiden Händen an einer herabfallenden Locke der rechten Seite beschäftigt, während ein Kros mit Apfel oder Spiegel ihr entgegeneilt, in sehr anmuthiger Bildung, sichtlich das Nachbild eines statuarischen Werkes.

S. 8 Z. 47 v. o. I. Leistens für Kastens.

Auf Taf. VI. und VII. A. ist der Zusatz „ $\frac{1}{2}$  nat. Gr.“ zu streichen.

### Register über beide Abhandlungen.

Adler p. 7.

Amazonen p. 5.

Alexandria Troas p. 53.

Aphrodite: *Ἀφροίτα* p. 54; *Εὐνλοία* p. 57; *Οὐρανία* p. 54; *Πορτία* p. 57.

—feste in Rom p. 64.

—Statuen

A. erwähnte: des Daedalos p. 57. 78.

des Kephisodotos p. 56.

— Kleomenes p. 58.

— Menophantos p. 52.

— Phidias p. 54. 57.

— Philiskos p. 57.

— Polycharmos p. 57. 80.

— Praxiteles p. 54.

— Skopas p. 54.

in Alexandria Troas p. 53. 54.

— Byzanz p. 84.

— Hermione p. 57.

— Knidos p. 54.

am Meeresufer p. 76.

in Rhegion p. 57.

in Rom ohne Künstlernamen p. 54.

B. erhaltene:

a. in Bronze p. 64. 82. 83. 84. 95.

b. in Gold p. 89.

c. in Marmor:

in Athen p. 54.

— Beroes p. 86.

— Dresden p. 54. 58. 60. 72.

— England ausser London p. 55. 60. 64. 69.

— Florenz p. 54. 55. 59. 63. 69.

— Leyden p. 58. 89.

— London p. 54. 55. 94. 96.

— Madrid p. 60.

— München p. 52. 60. 68. 90. 96.

— Nimes p. 94.

— Neapel p. 48. 52. 53. 54. 55. 59. 63. 64. 69. 74.

— Paris: im Louvre p. 58. 54. 59; bei Brunet p. 60. 62; nach

Millin p. 54. 60. 63. 64.

— Petersburg p. 55.

- in Rom: im Vatican p. 52. 53. 54. 59. 62. 63. 67. 69. 82. 86.  
 — Capitol p. 55. 57. 58.  
 Samml. Albani p. 52. 65. 94.  
 — Borghese p. 55. 59. 83.  
 — Camuccini p. 54. 67.  
 — Cavaceppi p. 59. 63. 83.  
 — Chablais p. 90.  
 — Chigi p. 52.  
 — Colonna p. 86.  
 — Giustiniani p. 54. 59. 67. 68.  
 — Ludovisi p. 52.  
 — Massimi p. 59.  
 — Pamfili p. 59. 67. 85.  
 — Torlonia p. 52. 53. 55. 59. 85  
 — Valentini p. 52. 59.
- in Syrakus p. 53.  
 — Venedig p. 54. 59. 63. 66.
- d. in Silber p. 95.
- e. Terracotten p. 52. 87.
- Aphroditen-Köpfe p. 74.  
 —Reliefs p. 65. 66. 67. 77. 87. 97.  
 —Glasgefäß p. 95.  
 —Münzen p. 64.  
 —Steine, geschnittene p. 88. 95.  
 —Vasenbilder p. 94.  
 —Gemälde p. 76. 84.
- Apollo Karneios p. 47.
- Ariadne: Mythos p. 22. 23.  
 —Cultus p. 24.  
 —Darstellungen erwähnte p. 23. 28. 34. 36.  
 — — — — — erhaltene:  
 — — — — — Gemälde p. 24. 27 f. 29. 36. 37.  
 — — — — — Münzen p. 27.  
 — — — — — Reliefs p. 24. 26. 40.  
 — — — — — Statuen p. 25. 28 f. 37.  
 — — — — — Steine geschnittene p. 27. 39.  
 — — — — — Vasenbilder p. 23.
- Atlanten p. 44. 45.
- Bithynische Städtemünzen p. 64. 80 f.
- Daedalos aus Sikyon p. 78. 79.  
 — — — — — Bithynien p. 78. 79.
- Delphin p. 64. 62. 68.
- Eroten p. 6. 7. 44. 65. 66. 67.
- Erotische Scenen p. 4.
- Grabreliefs p. 44. 42. 45.
- Griffe an Gefässen p. 40.  
 — an Spiegeln p. 44 ff. 97.
- Herakles p. 2. 4. 5.

Hermaphrodit p. 42. 89.  
Hermes Kriophoros p. 45.  
— des Kalamis p. 46.  
Inschriften p. 3. 95.  
Kopf männlicher p. 3.  
Livia p. 3.  
Monogissa p. 79.  
Muse p. 42.  
Nikaea p. 80.  
Nikomedia p. 79.  
Phryne p. 76.  
Prusa p. 80.  
Psychetorso p. 94.  
Sappho p. 42.  
Satyrn p. 6.  
Schiff p. 6.  
Vasen, griechische p. 4—7.  
Wasservogel p. 44. 67.  
Widder p. 46.  
Zeus Stratios p. 79.



## ÖFFENTLICHE SITZUNG AM 4. JULI.

Herr *Brockhaus* gab eine *Analyse des 6. Buches von Somadeva's Märchensammlung.*

### Einleitung.

Die gelehrten Untersuchungen, mit denen Herr Professor Benfey seine Übersetzung des *Pancatantra* begleitet hat,<sup>1)</sup> sind für die Geschichte der Literatur von tiefeingreifender Bedeutung. Es ergibt sich nämlich aus diesen Forschungen das merkwürdige Factum, dass der gesammte Unterhaltungsstoff an Märchen, Erzählungen und Novellen, an welchem sich die Völker des westlichen Orients, die Perser und Araber, seit länger als tausend Jahren erfreut haben, aus Indien stammt; und ferner, dass das Abendland seit den Kreuzzügen bis auf die Zeit herab, wo das Wiederaufleben der klassischen Literatur die Geister in eine neue Richtung drängte, von den Arabern dieselben Stoffe überkommen, und in mannichfacher Weise bearbeitet und sich angeeignet hat. Ebenso hat sich dieser Erzählungsstoff durch den Buddhismus auch nach dem Norden Asiens zu den Tibetanern und Mongolen, nach dem Süden zu den Birmanen, Siamesen u. s. w., und mit den Malaien über die Sunda-Inseln verbreitet. Herrn St. Julien's glänzende Entdeckung, dass die buddhistischen *Avadāna's* (*Bispéle*)<sup>2)</sup> auch in der chi-

---

1) *Pantschatantra*: Fünf Bücher indischer Fabeln, Märchen und Erzählungen. Aus dem Sanskrit übersetzt mit Einleitung und Anmerkungen von Theodor Benfey. 2 Bde. Leipzig 1859. (Der 1. Band mit dem besonderen Titel: Über das indische Grundwerk und dessen Ausflüsse, sowie über die Quellen und Verbreitung des Inhalts derselben.)

2) *Les Avadānas, contes et apologues Indiens, inconnus jusqu'à*  
1860.

nesischen Literatur Aufnahme gefunden, zeigt uns die Verbreitung dieser indischen Erzählungen auch in jenem weiten Reiche, und es darf wohl mit Sicherheit angenommen werden, dass alle die Völker, welche wieder in ihrer Bildung von China abhängig sind, wie die Japanesen, die Bevölkerungen von Korea und Tonkin u. s. w. auf diesem Wege ebenfalls diese ursprünglich indischen Erzählungen kennen lernten.

Es ist damit ein kulturhistorisch höchst wichtiges Factum gewonnen: Indien ist das eigentliche und ursprüngliche Heimathland der über alle Länder und Zonen verbreiteten Novellen-Literatur.

Im Buddhismus sind diese leichten Blüten der Poesie zwar nicht entstanden, haben sich nicht aus diesem entwickelt, aber insofern der Buddhismus sich unmittelbar an das Volk im weitesten Sinne des Wortes wendete, hat die eigenthümliche Lehrmethode der buddhistischen Sendboten sich dieser alten urindischen Stoffe bemächtigt, und sie somit zuerst in die Literatur eingeführt. Innerhalb der buddhistischen sowohl als der brahmanischen Literatur ist dieser Zweig der Poesie dann mannichfach weiter ausgebildet worden, bei den Buddhisten wohl immer mit vorherrschenden didaktischen Zwecken.

Um das eben erwähnte nicht unwichtige Moment in der Geschichte der Menschheit zu einem definitiven Abschluss zu bringen, ist es vor allen Dingen nothwendig, das gesammte Material dieser Poesie, das in Indien selbst noch vorhanden ist, zusammenzubringen und zugänglich zu machen. Die hier gegebene Mittheilung soll ein Beitrag dazu sein. Somadeva hat nämlich in seiner grossen Sammlung von Erzählungen wohl so ziemlich Alles aufgenommen, was zu seiner Zeit (12. Jahrhundert) von solchen Erzählungen noch in Indien vorhanden war, theils in bereits früher abgeschlossenen Sammlungen (z. B. Pancatantra, Vetāla-pancaviṅcatikā u. s. w.) aufgeschrieben, theils damals im Munde des Volkes noch fortlebend. Sein Werk wird daher wohl für immer die reichste Quelle für literarhistorische Untersuchungen nach dieser Seite hin bilden. Vor mehreren Jahren habe ich bereits die 5 ersten Bücher von Somadeva's Sammlung in Text und Übersetzung bekannt gemacht;<sup>3)</sup> die hier zuerst

ce jour, suivis de fables, de poésies et de nouvelles Chinoises; traduits par M. Stanislas Julien. 3 Bde. Paris, 1859.

3) Katha Sarit Sagara. Die Märchensammlung des Sri So ma-

mitgetheilte Analyse des 6. Buches dieses Werkes schliesst sich unmittelbar in seiner Rahmenerzählung an die vorhergehenden Bücher an. In ihr wird die Geschichte des Königs Udayana, des Herrschers von Vatsa, und seiner Gemahlin Vāsavadattā gewissermassen zu Ende geführt; von da ab treten sie in den Hintergrund, ihr Sohn Naravāhanadatta bildet den Mittelpunkt der weiter fortlaufenden Erzählung, die aber in dramatischer Entwicklung weit hinter jener zurückbleibt, und wirklich nur ein Faden ist, an dem die einzelnen Erzählungen sich anreihen.

Die Rahmenerzählung aber gerade dieses 6. Buches halte ich für eine der vollendetsten Erzählungen, die mir aus dem ganzen Gebiete der indischen Literatur bekannt geworden ist. Sie ist ganz vom Zauber und Duft der Märchenwelt erfüllt. Es sind hier Ansätze zu wahren tragischen Conflicten vorhanden, und das harte Schicksal, was die Hauptheldin Kalingasenā trifft, ist ein zum Theil selbst verschuldetes, durch das Unrecht leichtsinnig das schützende Haus der Ältern zu verlassen herbeigeführtes. Sie ist nicht eine blossе Dulderin, wie z. B. Damayanti, die ohne alle und jede Verschuldung in Elend und Unglück geräth. Die Intrigue, durch welche alles Unheil herauf beschworen wird, muss man für berechtigt halten, und dabei ist der Schluss durchaus harmonisch und mild verstöhnend. Somadeva hat diese Erzählung mit sichtbarer Vorliebe behandelt, sie ist ein Muster anmuthigen leichten Styles. An diese Haupterzählung schliesst sich nun eine ziemliche Anzahl von anderweitigen Erzählungen, bald kürzeren, bald längeren, an, unter denen einzelne für den Literarhistoriker und Sagenforscher von grossem Interesse sein werden. Dass hier und da auch ein ungezogenes Kind der Muse mit unterläuft, ist ein Übelstand, der nun einmal von diesem Genre der Literatur untrennbar zu sein scheint. —

In der vorliegenden Analyse habe ich mich bemüht, alles Charakteristische der mitgetheilten Erzählungen treu wiederzugeben, und ich denke ich habe keinen wesentlichen Zug übergangen.

Eine Vergleichung der hier gegebenen Erzählungen u. s. w. mit verwandten Bearbeitungen in den übrigen Literaturen müssen einer späteren speciellen Arbeit überlassen bleiben,

wenn es mir vergönnt sein wird, noch weiteren Stoff aus Somadeva vorzulegen, um dann in einem Gesamtbild die Bedeutung von Somadeva's Sammelwerk nachzuweisen.

Sechstes Buch. (Cap. 27—34.)

**Die Königin Madanamancukā.**

27. Capitel.

Naravāhanadatta, von seinem Vater Udayana, dem Könige von Vatsa, gehegt und grossgezogen, hatte nun das achte Jahr erreicht. Er wurde in den Wissenschaften unterrichtet und spielte dann wieder in den Lusthainen mit den Söhnen der Minister. Die Königinnen Vāsavadattā und Padmāvati in gleicher Liebe zu dem Knaben verbunden, pflegten ihn mit ununterbrochener Sorgfalt Tag und Nacht, und so wuchs er allmählig empor, von Tugenden erfüllt, strahlend in dem Glanze edler Geburt und geschickt den Bogen zu spannen. —

Zu derselben Zeit herrschte in der Stadt Takshaçilā, gebaut auf einer Insel der Vitastā, in deren klarem Wasser sich der Abglanz ihrer herrlichen Paläste widerspiegelte, der König Kalin-gadatta, ein ergebener Anhänger des Buddha; auch alle seine Unterthanen waren fromme Diener des Gottes, der die fünf Todsünden besiegt hat. Überall in der Stadt glänzten buddhistische Tempel mit Edelsteinen geschmückt, stolz ihre Zinnen erhebend. Der König beschützte seine Unterthanen nicht nur wie ein Vater, sondern unterrichtete sie selbst, wie ein geistlicher Lehrer, in der höchsten Wissenschaft des Geistes. —

In dieser Stadt lebte ein reicher Kaufmann, Namens Vitas-tadatta, ein eifriger Buddhist, stets fromm die Priester verehrend. Er hatte einen Sohn, der immer seinen Vater einen Ketzer schilt. Der Vater fragt ihn einst: »Mein Sohn, warum schmähest du mich also?« Da antwortet der Sohn mit Unmuth: »Lieber Vater, du hast das heilige Gesetz, das die Vedas offenbaren, verworfen, und lebst nach ketzerischer Lehre; statt der Brahmanen verehrst du die Buddhapriester. Wie kann dir die Lehre

des Buddha gefallen, welcher nur Menschen der niedrigsten Art anhängen, und zwar aus Begierde in den Klöstern eine bequeme Zuflucht zu finden, Menschen, die sich frei machen von allen die Sinnlichkeit unterdrückenden Geboten, die ihre Speisen zu jeder beliebigen Stunde zu sich nehmen, und ihre Blösse kaum mit einigen Lumpen bedecken.« Darauf erwiedert der Vater: »Die Religion hat mehr als Eine Form. Die eine Religion, mein Sohn, berücksichtigt mehr das Überirdische, die andere ist mehr für die Menschen hier auf Erden berechnet. Brähmanenthum nennt man das Beherrschen der Leidenschaften des Hasses, des Zornes u. s. w., Wahrheit, Mitleiden mit allen Wesen, unvermischte Aufrechthaltung der Kasten. Die Religion aber, der ich anhänge und die allen lebenden Wesen Schutz und Schirm gewährt, darfst du durchaus nicht mit Schimpfworten belegen. Niemand wird streiten über die Nothwendigkeit der gegenseitigen Hilfeleistung, und eine andere Tugend, als allen lebenden Wesen Schutz zu gewähren, kenne ich nicht. Das höchste Princip in unsrer Religion, das uns die ewige Seligkeit verheißt, ist Schonung des Lebens der Andern; wenn ich in diesen Ansichten meine Freude und Beruhigung finde, wie kannst du da, mein Kind, mir Gottlosigkeit vorwerfen?« Der Sohn des Kaufmanns aber, obgleich auf diese freundliche Weise von seinem Vater belehrt, billigt in seiner Leidenschaftlichkeit diese Worte nicht, sondern schmäht den Vater immer mehr.

Der Vater geht nun in tiefer Betrübniß zu dem Könige Kalingadatta, als dem geborenen Beschützer des Rechts, und erzählt ihm Alles. Der König läßt den Sohn des Kaufmanns in seinen Palast vor sich bringen, und sagt in voller Versammlung, scheinbar heftig erzürnt, zu einem Diener des Gerichts: »Ich habe vernommen, dass dieser junge Kaufmannssohn ein hartnäckiger Verbrecher sei; ohne weitere Untersuchung werde er daher noch heute als Landesverräther hingerichtet!« Nachdem der König so gesprochen, bittet der Vater inständigst um Schonung seines Sohnes, und der König verordnet daher, dass er die Hinrichtung noch um zwei Monate verschieben wolle, dass aber nach Ablauf derselben der junge Mann wieder vor ihm erscheinen solle. Nach dieser Entscheidung wird der Kaufmannssohn in die Hände des Vaters zurückgegeben. In der steten Angst, in zwei Monaten hingerichtet zu werden, flieht den Jüngling der Schlaf und es schmeckt ihm weder Essen noch Trinken. Mager

und blass wird er nach Verlauf der zwei Monate von dem Vater wieder zum Könige geführt, der bei seinem Anblick ausruft: »Warum bist du so mager geworden? habe ich dir denn das Essen verboten?« Der Kaufmannssohn erwiedert: »Von dem Augenblicke an, wo ich deinen Befehl zu meiner Hinrichtung vernahm, sah ich tagtäglich den Tod immer näher herankommen; wie hätte ich da an das Essen denken können?« Darauf spricht der König: »Mein Kind, ich wollte dir nur an dir selbst zeigen, was Todesfurcht sei; denn ebensolche Angst, wie du, empfindet jedes sterbliche Wesen bei dem Gedanken des nahen Todes. Sprich nun selbst, giebt es eine höhere Pflicht, als die das Leben seiner Mitmenschen zu schonen? Da jeder Mensch den Tod fürchtet, so bemüht sich der Weise um die Seligkeit (moksha); deshalb darfst du deinen Vater, der dieser Lehre folgt, nicht einen Gottlosen schimpfen.« Demüthig sich neigend sagt der junge Mann: »Du hast mich glücklich gemacht durch diese Belehrung über die Pflicht; jetzt ist auch der Wunsch nach Seligkeit in mir entstanden; lehre mich auch, was dies sei.« Es wird gerade ein grosses Fest in der Stadt gefeiert; der König giebt nun dem jungen Manne ein bis an den Rand mit Öl gefülltes Gefäss in die Hand, und sagt zu ihm: »Mit diesem vollen Gefässe durchwandre die Stadt, aber hüthe dich, dass du keinen Tropfen Öl verschütttest, denn wenn nur Ein Tropfen herausfliesst, werden diese Männer da dich niederhauen.« So entlässt ihn der König indem er mehreren Männern befiehlt mit gezogenem Schwerdte hinter ihm herzugehen. Der junge Kaufmann durchwandert die ganze Stadt und kehrt endlich zum König zurück; als dieser sieht, dass kein Tropfen Öl vergossen ist, fragt er den Jüngling: »Hast du, als du die Stadt durchwandertest, irgend Jemanden gesehen?« »Nein, sagt der junge Kaufmann, ich habe nichts gesehen und nichts gehört; ich richtete meine ganze Aufmerksamkeit darauf, dass das Öl nicht herausfliessen möchte.« Der König erwiedert: »Richte dieselbe Aufmerksamkeit auf die Betrachtung des höchsten Wesens, dann von den äusseren Erscheinungen nicht geblendet, wirst du die Wesenheit erkennen, und wer diese erschaut, wird ferner nicht mehr durch das Netz des irdischen Thuns und Treibens gefangen. So habe ich dir in Kürze Belehrung darüber ertheilt, wie man die Seligkeit erlangt.« Froh kehrt der junge Kaufmann in das Haus seines Vaters zurück. —

Die Gemahlin dieses Königs Kalingadatta hiess Tārādattā, mit welcher der König glücklich seine Tage verlehte.

Eines Tages wird im Himmel des Indra ein grosses Fest gefeiert. Alle Apsarasen sind versammelt um den Tanz zu beginnen, nur Surabhidattā, die schönste der Apsarasen, fehlt. Indra findet sie endlich in einem entlegenen Theile des Nandana-Haines im Liebesgespräch mit einem jungen Vidyādhara; den Vidyādhara entlässt er unbestraft, da sicher die schöne Apsarase ihn verführt habe, über diese aber spricht er erzürnt den Fluch aus, »dass sie in die irdische Menschenwelt hinabsteigen solle, aber, wenn sie dort Herrliches vollbracht und eine Tochter geboren habe, zum Himmel zurückkehren dürfe.« —

In derselben Nacht wird nun die Apsarase Surabhidattā im Schoosse der Königin Tārādattā geboren, welche träumte, dass ein leuchtender Stern sich in sie hinein gesenkt habe. Am andern Morgen erzählt sie ihrem Gatten, dem Könige Kalingadatta, ihren wunderbaren Traum, der erfreut zu ihr sagt: »Göttliche Wesen werden oft in Folge eines Fluches als Menschen geboren; daher bin ich überzeugt, dass irgend eine Gottheit deinem Schoosse anvertraut worden ist, denn es wandeln hier auf Erden die Wesen umher der Belohnung oder Strafe wegen für gute oder böse Thaten.« »Ja, erwiedert die Königin, das ist wahrlich so, und als Beleg diene dir die Geschichte meiner eigenen Ältern.

Dharmadatta, König von Koçala, war mein Vater, und meine Mutter war die Königin Nāgaçri. Als ich noch ein kleines Mädchen war, kehrte meiner Mutter plötzlich die Erinnerung an ihr früheres Dasein zurück, und sie sagte zu ihrem Gatten: »Heute erinnere ich mich plötzlich meines früheren Daseins; berichte ich dir es nicht, so würde dies als ein Mangel an Liebe erscheinen, und berichte ich dir es, so wird dies mir den Tod bringen, denn es heisst ja: wer die plötzlich ins Gedächtniss zurückgekehrte frühere Geburt Andern erzählt, muss sterben. Darüber bin ich tief betrübt.« Mein Vater erwiederte: »Auch ich entsinne mich plötzlich meines früheren Daseins; erzähle du mir daher deine Erinnerungen, ich werde dir dann die meinigen berichten. Was sein soll, möge dann geschehen; wer vermag das Schicksal zu ändern?« So von meinem Vater aufgefordert erzählte die Mutter: —

In meinem früheren Dasein war ich eine Dienerin im Hause eines Brahmanen dieses Landes; ich war tugendhaft und guten Wandels. Mein Mann hiess Devadāsa, und war ebenfalls ein redlicher Diener im Hause eines Kaufmanns. Wir wohnten zusammen in einem kleinen Häuschen, und lebten von den Speisen, die wir uns aus dem Hause unsrer beiderseitigen Herren holten. Ein Kessel und eine Kanne, ein Besen und eine Bettstelle, ich und mein Mann: das waren die drei Pärchen in unsrer Wohnung. Wir lebten glücklich und zufrieden, ohne Zank und Streit, und assen nicht eher, als bis wir den Göttern, Vorfahren und Pilgern ihren Antheil von unserm Mahle gegeben hatten; jedes Kleid, das wir nicht durchaus für uns brauchten, wurde irgendeinem Armen geschenkt. Da entstand einst in dem Lande eine grosse Hungersnoth, und das uns als Dienern zum Lebensunterhalt gereichte Brod wurde täglich weniger und weniger; so waren wir von Hunger erschöpft fast der Verzweiflung nahe. Eines Tages kam gerade zur Essenszeit ein Wanderer ermüdet zu uns, und wir gaben ihm unser ganzes Essen, obgleich es dann fast gewiss war, dass wir selbst aus Hunger sterben würden. Kaum hatte unser Gast seine Mahlzeit vollendet, als mein Gatte todt zu Boden sank. Ich rüstete ihm einen würdigen Scheiterhaufen, bestieg diesen und hinab sank die ganze Last meines Unglücks. —

Darauf wurde ich in einer königlichen Familie geboren, und ward deine Gattin. Wunderbare Früchte trägt den Guten der Baum ihrer Tugenden!

Nach diesen Worten rief mein Vater aus: »O Geliebte, ich war in meinem früheren Dasein eben jener Devadāsa, der Diener im Hause des Kaufmanns und dein Gatte. Erst heute ist mir die Erinnerung an mein früheres Dasein wieder erwacht.« Betrübt und auch froh starben Beide unmittelbar darauf und gingen zum Himmel ein.

Nachdem so meine beiden Ältern gestorben, wurde ich im Hause einer Schwester meiner Mutter gross gezogen, und als Belohnung für meine treue Ergebenheit gegen einen frommen Brahmanen erhielt ich dich, Kalingadatta, zum Gemahl. So entsteht alles Heil aus der Tugend.

Der König Kalingadatta erwidert darauf seiner Gemahlin Tārādattā: »Du hast vollkommen Recht; auch die kleinste Tu-



gend, in vollkommener Weise vollbracht, trägt reichliche Belohnung. Dies beweise dir diese alte Legende:

### **Geschichte der sieben Brahmanen.**

Ein geistlicher Lehrer hat sieben Schüler, alle Söhne von Brahmanen. Im Lande herrscht einst eine Hungersnoth und der Lehrer schickt seine Schüler zu seinem Schwiegervater, der sehr reich an Rinderheerden ist, um von diesem eine Kuh zu erbitten. Sie machen sich auf den Weg, kommen nach langer Wanderung zu dem Schwiegervater ihres Lehrers, der ihnen zwar die erbetene Kuh giebt, ihnen selbst aber den Hungernden und Ermatteten geizigerweise nichts zu Essen reicht. Sie kehren mit der Kuh zurück, aber unterwegs von Hunger und Müdigkeit überwältigt sinken sie zu Boden. Sie überlegen untereinander, »dass das Haus des Lehrers noch fern sei, von keiner Seite her Nahrungsmittel erlangt werden könnten, und dass es daher mit ihrem Leben vorbei sei; auch die Kuh müsse in dieser wasserlosen und menschenleeren Einöde sterben, und dann habe auch ihr Lehrer von dem Thiere keinen Vortheil; es sei daher am besten, die Kuh zu schlachten, mit ihrem Fleische das Leben des Lehrers zu erhalten, und mit dem Reste sich selbst zu erquicken; die Kuh zu tödten sei in diesem Falle keine Sünde, denn eine Zeit der höchsten Noth sei gekommen.« Sie weihen daher die Kuh zum Opfethiere, schlachten sie nach den Vorschriften der heiligen Bücher, opfern einen Theil den Göttern und Ahnen, essen dann selbst und bringen den Rest des Fleisches ihrem Lehrer. Sie erzählen ihm Alles wie es sich ereignet, und dieser, wenn auch betrübt über das begangene Unrecht eine Kuh zu schlachten, ist doch darüber, dass sie die Wahrheit gesprochen, innerlich erfreut. Nach sieben Tagen sterben in Folge der Hungersnoth alle sieben Schüler, aber wegen ihrer Wahrheitsliebe wurden sie als solche wiedergeboren, die Erinnerung an ihr früheres Dasein haben.

Der König Kalingadatta fährt dann fort: »So trägt selbst der geringe Keim frommer Werke, begossen mit dem reinen Wasser des festen Willens zu guter That, den Menschen reiche Früchte; doch was mit dem Wasser des bösen Willens be-

schmutzt wird, das bringt als Frucht nur Unheilhaftes hervor. Auch darüber höre eine Geschichte. «

### **Geschichte des Brahmanen und des Āndāla.**

Am Ufer der Gangā üben zu gleicher Zeit zwei Männer harte Bussübungen und strenges Fasten, der Eine ein Brahmane, der Andere ein Āndāla. Der Brahmane, von Hunger gequält, sieht wie die Fischer Fische aus dem Wasser ziehen und sie essen. Er denkt: »O wie glücklich sind diese elenden Fischer zu preisen, die nach Lust frische Fische essen können!« Der Āndāla aber denkt: »Wehe über diese Fleischesser, welche lebende Wesen tödten! Doch was soll ich, während ich hier mich aufhalte, ihre Mäuler betrachten!« Er schliesst daher seine Augen und sitzt ganz in sich versenkt da. Einige Zeit darauf sterben Beide in Folge ihres Fastens, der Brahmane aber wird von den Hunden gefressen, während der Āndāla in dem Wasser der Gangā verwest. Der Brahmane wird als ein Unfrommer in der Familie eines Fischers wiedergeboren, aber wegen der Trefflichkeit des heiligen Wallfahrtsortes, an dem er früher gelebt, mit der Erinnerung an sein früheres Dasein; der Āndāla aber wird in dem Palaste eines Fürsten wiedergeboren, ebenfalls mit Erinnerung an das frühere Dasein, da er seine sinnlichen Leidenschaften beherrscht hatte. Wenn nun Beide an ihre frühere Existenz dachten, empfand der Eine bittere Reue, der Andere aber höchste Freude.

»So ist die Wurzel des Baumes der Tugend: wessen Seele unrein, und wessen rein ist, dem entsprechend werden ihnen die Früchte zuertheilt.« Nach diesen Worten fährt der König Kalingadatta fort: »Jede That, in der das Sattva vorherrscht, wie sie auch heissen und sein möge, führt ein günstiges Resultat herbei, denn das Glück begleitet den Muth. Höre als Beleg die folgende Geschichte.

### **Geschichte des Königs Vikramasinha und der beiden Brahmanen.**

In der Stadt Ujjayini herrscht der mächtige König Vikramasinha. Um seinem Durst nach Heldenthaten zu genügen, ohne durch Kriege seine Unterthanen unglücklich zu machen, veranlasst ihn sein erster Rathgeber, sich der Jagd hinzugeben, und

die wilden Thiere des Waldes zu vertilgen. Vikramasinha folgt diesem Rathe und zieht mit grossem Gefolge auf die Jagd; als er auf einem Elephanten reitend die Stadt verlässt, sieht er in einem verlassenem Tempel vor den Thoren zwei Männer zusammen sitzen. Es fällt ihm dies auf, und er überlegt, was diese Beiden so eifrig mit einander zu reden haben. Er unterbricht jedoch den Jagdzug nicht, aber als er nach glücklich vollbrachter Jagd in die Stadt zurückkehrt, sieht er dieselben beiden Männer wieder in demselben Tempel. Er ist überzeugt, es seien Spione, lässt sie gefangen nehmen, und gefesselt vor sich bringen; um den Grund ihrer Zusammenkunft in jenem Tempel befragt, erzählt der Eine derselben seine Geschichte: —

Ich bin der Sohn eines gelehrten Brahmanen hiesiger Stadt. Früh starben meine Ältern, und ich ergab mich einem wüsten Leben, dem Spiele und den Waffen. Einst ging ich aus der Stadt ins Freie, um mich im Pfeilwerfen zu üben, als eine eben verheirathete Frau, in einer Sänfte getragen, von vielen Leuten begleitet, aus der Stadt zog. Plötzlich stürzte ein Elephant, der seine Kette zerrissen hatte, wüthend auf die Frau los. Alle Begleiter liefen mitsammt ihrem Gemahle in feiger Flucht davon; dies empörte mich, und um die unglückliche Frau zu retten, stürzte ich dem Elephanten mit lautem Geschrei entgegen. Dieser liess nun die Frau bei Seite und rannte auf mich los, und unter ununterbrochenem Schreien und eiligstem Laufe zog ich den Elephanten weit weg, bis ich einen Baum traf, auf den ich schnell hinaufkletterte, und in dessen Zweige ich mich verbarg; während der Elephant einen weit vorgestreckten Zweig zermalmte, stieg ich unbemerkt von ihm wieder von dem Baume herab und eilte dorthin, wo die junge Frau sich befand. Ich frug nach ihrem Befinden, sie aber sagte: »Was liegt mir an meinem Wohlbefinden, die ich einem solchen Feiglinge zur Gattin gegeben wurde, der mich in dieser Gefahr verlassen hat. Das aber ist eine Freude für mich, dass ich dich heil und gesund wiedersehe. Sei du fortan mein Gemahl, der du mich ohne Rücksicht auf dich selbst zu nehmen aus dem Rachen des Todes gerettet hast. Doch dort kommt mein Gemahl mit den Dienern. Ziehe du uns nach, und wenn die günstige Gelegenheit sich bietet, wollen wir fliehen wohin es sei.« Gerne willigte ich in den Vorschlag der schönen mir in Liebe zugethanen Frau ein. Mit ihrem Gemahl reiste sie nun weiter, und unbemerkt folgte

ich dem Zuge nach, indem sie mir heimlich immer Lebensmittel zusteckte. Um jede Zudringlichkeit ihres Gatten zu vermeiden stellte sie sich krank. Nach langer Wanderung kamen wir endlich nach der Stadt Lobanagara, wo ihr Gemahl ein kaufmännisches Geschäft trieb; doch blieben wir an diesem Tage alle in einem vor dem Thore liegenden Tempel. Dort gesellte sich dieser mein Freund hier zu uns, und obgleich wir uns zum erstenmale sahen, so entstand in uns beiden doch gegenseitiges Vertrauen. Ich erzählte ihm mein ganzes Abenteuer, worauf er sagte: »Sei nur ruhig, ich weiss ein Mittel, um das zu erreichen, wesswegen du hierher gekommen bist. In dieser Stadt lebt die Schwester des Gatten deiner Geliebten, und diese ist entschlossen mit mir und ihren Schätzen von hier zu fliehen. Durch deren Beistand wird dein Wunsch erfüllt werden.« Mein Freund ging darauf zu jener Schwägerin, und theilte ihr mein Verhältniß mit; am andern Tage kam diese selbst, liess meinen Freund die Kleider der Frau ihres Bruders, meiner Geliebten, anziehen, und kehrte mit dem so Verkleideten in die Stadt in das Haus ihres Bruders zurück. Ich aber floh mit der Geliebten, die die Kleider meines Freundes angezogen hatte, bis ich glücklich hierher nach Ujjayini kam. Die Schwägerin aber benutzte die Gelegenheit, als Alle im Hause ihres Bruders in Folge reichlich genossenen Weines bei einem Freudenfeste schliefen, nahm ihre Schätze, und kam in wohl verhüllter Sänfte getragen ebenfalls hierher, wo wir uns beide Paare zusammentrafen. Da wir uns wegen möglicher Nachstellungen fürchteten, eine feste Wohnung zu nehmen, so hielten wir uns in jenem Tempel auf, wo wir über die Mittel unsern Lebensunterhalt zu gewinnen uns beriethen, als wir von Dir, o König, bemerkt und gefesselt hierher geführt wurden. Der König thue nun, was er für angemessen hält. —

König Vikramasinha ist durch diesen Bericht vollkommen beruhigt, und gewährt beiden Brahmanen eine angemessene Lebensstellung.

Nach vollendeter Erzählung fährt der König Kalingadatta fort: »So begleitet das Glück diejenigen Handlungen der Menschen, in denen der Muth und Edelsinn vorwaltet, und gerne spenden die Könige reichliche Gaben an die, deren Reichthum nur in Muth und Geist besteht; und für jede jetzt hier auf Er-

den, oder in einer früheren Geburt vollbrachte That, sie sei gut oder böse, wird stets die angemessene Vergeltung gewährt. Daher ist der Stern, der vom Himmel fallend in deinen Schooss sich niederliess, gewiss ein göttliches Wesen, das in Folge irgend einer begangenen That hier herabsank. « Diese Worte des Gemahls erfreuen die Königin Tārādattā, die beglückt ist in dem Gedanken bald Mutter zu werden.

Cap. 28.

Die Königin Tārādattā wird Mutter eines Mädchens von wunderbarer Schönheit. Der König Kalingadatta, obgleich er weiss, dass diese seine Tochter ein göttliches Wesen sei, ist doch betrübt, dass ihm nicht ein Sohn geschenkt worden ist. Bekümmert und um sich zu zerstreuen geht er aus seinem Palast, und kommt zu einem Tempel, der mit mehreren Statuen des Buddha geschmückt ist. Dort findet er einen buddhistischen Prediger, der von einer grossen Menschenmenge umgeben, also spricht: »Das Schenken von Geld und Gut heisst hier in der Welt die schwierigste aller Thaten; den, der Geld schenkt, nennt man einen Lebensspender, denn an das Geld ist das Leben wie angenagelt. Buddha warf mit mitleidvoller Seele um Andrer willen sein eignes Selbst wie werthloses Gras dahin, wie vielmehr nicht das elende Geld. Durch solch edles Handeln, von Eigennutz frei und dadurch mit göttlicher Einsicht beschenkt, erlangte Buddha die Würde eines Buddha. Mit Aufgeben jeder Hoffnung auf den Genuss erwünschter Güter, ja selbst mit Hingabe von Leib und Leben, suche der Weise allen lebenden Geschöpfen Gutes zu erweisen, damit er vollendete Einsicht erlange. Höret darüber ein Gleichniss!

**Geschichte der sieben frommen Königstöchter.**

Vordem wurden einem Könige allmählig sieben schöne Töchter geboren. Schon als Kinder verliessen sie das väterliche Haus, frei von aller Lust an irdischem Tand, zogen sich auf einen Kirchhof zurück, und von ihrem Gefolge befragt, sprachen sie: »Saft- und kraftlos ist Alles hier auf Erden, so auch dieser Leib, und alle Wonnen, die man hier aus der Erfüllung seiner Wünsche erlangt, sind nichts anders als ein täuschendes Traumbild. Nur das Eine, nämlich die Andern erwiesene Wohl-

that, wird hier in der Welt mit Recht werthvoll genannt, daher wollen wir mit diesen unsern Leibern den Thieren Wohlthat erweisen, das Leben dahingeben, und unsern Leib auf dem Kirchhofe hinopfern, denn wie könnte man diesen Leib lieben, der nur dazu nützlich ist, um den Schaaren der fleischfressenden Thiere als Mittel zum Lebensunterhalt zu dienen. Es wird erzählt: —

Vordem lebte ein Königssohn irdischen Freuden abgewendet; obgleich noch jung und schön erwählte er sich das Wanderleben eines Bettelmönchs. Einst kam er in das Haus eines Kaufmanns, und wurde von der jungen Frau desselben erblickt, die von der Schönheit seiner Augen ganz hingerissen, zu ihm sagte: »Warum hast du, der du so schön bist, diesen widerlichen Lebensberuf ergriffen? Selig die Frau, die von dir mit liebendem Blicke angeschaut wird!« Nach diesen Worten riss sich der Mönch das eine Auge aus, nahm es in die Hand, und sagte zu der Frau: »Betrachte es genau, es ist ein Ekel erregender Haufen von Blut und Fleisch. Wenn es dir gefällt, so nimm es. So ist auch das zweite Auge beschaffen; sag, was ist in beiden Schönes?« Die Frau des Kaufmanns gerieth bei diesem Anblick fast in Verzweiflung, und rief aus: »O wehe! wehe! welche Sünde habe ich Leichtsinrige begangen, da ich die Ursache bin, dass du dein Auge dir ausrissest.« Da sprach der Mönch: »Sorge dich nicht, o Weib! Du hast mir nur eine Wohlthat erwiesen. Höre dies Gleichniss: —

Vordem lebte in einem Walde an den Ufern der Jähnavt ein heiliger Mann, von dem Wunsche erfüllt, seine Abgeschiedenheit von den irdischen Freuden jeder Prüfung zu unterwerfen. Zufällig kam der König des Landes in denselben Wald, wo jener Fromme Busse pflegte, um mit den Frauen seines Harems dort sich lustwandelnd zu ergehen. Der König schlief nach vollendeter Wandrung, von reichlich genossenem Weine überwältigt, ein; die Frauen schlichen sich von seiner Seite weg, und durchschwärmten den Wald. In einem entlegenen Theile desselben sahen sie plötzlich den Heiligen in tiefes Nachdenken versenkt dastehen, und umringten ihn voll Neugierde über den nie vorher gesehenen Anblick. Unterdessen wachte der König aus seinem Schlafe auf, und da er seine Frauen nicht um sich sah, irrte er nach allen Seiten umher sie zu suchen; er fand sie endlich wie sie im Kreise um den Heiligen umher standen, und von Zorn

und Eifersucht beherrscht, schlug er ihn mit seinem Schwerdt zu Boden. Macht, Eifersucht, Grausamkeit, Trunkenheit, Unüberlegtheit: was vollbringt nicht jedes einzelne dieser Laster, geschweige wenn diese fünf dämonischen Feuer zugleich brennen! Der König ging dann fort, da erschien dem Heiligen, der obgleich tödtlich verwundet doch nicht zürnte; ein Gott und sprach: »Hochherziger! den Sünder, der im Zorne dies gegen dich verbrach, will ich mit meiner Kraft tödten, wenn du es billigst.« Der Heilige antwortete: »Thue ja nicht also! Jener ist mir ein Tugend-Genosse geworden, er hat mir durchaus nichts Unliebes gethan. Durch seine Gnade ist mir beschieden worden, die Tugend des Verzeihens zu üben. Wie könnte ich Verzeihung üben, wenn man nicht in dieser Weise gegen mich gehandelt hätte? Welcher Verständige möchte in Zorn gerathen wegen dieses vergänglichen Leibes, denn bei Leid und Freud geduldig und gleichmüthig zu bleiben, ist die Pflicht des Brahmanen.« Der Gott über diese Frömmigkeit des Heiligen erfreut, heilte die verwundeten Glieder desselben, und verschwand. —

»Gleichwie jener König als ein Wohlthäter des Heiligen angesehen werden muss, so bist auch du, o Weib, als du mich veranlasstest mir das Auge auszureissen, die Ursache geworden mich in der Tugend zu befestigen.« So sprach der fromme Mönch zu der in Demuth vor ihm sich neigenden Frau des Kaufmanns, und zog weiter, indem er auf seinen schönen Leib nicht geachtet, um höchste Vollendung zu erlangen. —

Die Königstöchter fuhren dann fort: »Daher, obgleich die Kindheit so lieblich ist, wer möchte sich festklammern an diesen vergänglichen Leib? Der Weise preist daher auch nur und allein die Wohlthat, die man den lebenden Wesen erweist. Daher wollen wir hier auf diesem Kirchhof, dem Hause der Wonnen der Schöpfung, um der athmenden Geschöpfe willen, unsern Leib hingeben.« So sprachen die sieben Königstöchter zu ihrem Gefolge, vollbrachten was sie gelobt, und gewannen die höchste Seligkeit.

Der Prediger fährt dann fort: »So herrscht bei den Verständigen keine Anhänglichkeit an den eigenen Leib, wie viel weniger an Weib und Kind, die nicht mehr Werth haben als ein Büschel Gras.« Damit schliesst der buddhistische Mönch seine Predigt und der König Kalingadatta kehrt in seinen Palast

zurück. Doch der Kummer, dass ihm nur eine Tochter geboren sei, verlässt ihn nicht; ein alter Brahmane sucht ihn zu trösten, da Töchter den Ältern hier auf Erden wie jenseits mehr Heil und Segen bereiteten, als die Söhne, die nur den Vater zu vernichten strebten. Als Beweis, wie Töchter selbst die Erlangung höchster Seligkeit dem Vater ermöglichen könnten, erzählt er:

### Geschichte der Suločanā.

Der König Sushena gewinnt durch seine Schönheit die Liebe der himmlischen Apsarase Rambhā. Als sie ihm eine Tochter geboren hat, offenbart sie ihm ihren göttlichen Ursprung, und dass sie in Folge eines Fluches in menschlicher Gestalt habe auf Erden wandeln müssen; dieser Fluch sei jetzt gelöst, und sie werde zu dem Himmel zurückkehren; er möge das Kind hütten, denn der Tag ihrer Vermählung werde zugleich für sie beide der Tag der Wiedervereinigung im Himmel sein. Nach diesen Worten verschwindet Rambhā, und der König bleibt trostlos zurück. Er wendet aber alle Liebe und Sorgfalt seiner Tochter zu, welche er Suločanā nennt. Als sie das jungfräuliche Alter erreicht hat, wird sie in ihrem Lusthaine von einem Heiligen aus dem Stamme des Kaçyapa, Namens Vasta, bemerkt. Er ist tief von ihrer Schönheit ergriffen, und auch sie empfindet bei seinem Anblick heftige Neigung. Als er von ihren Begleiterinnen erfragt, wer sie sei, geht er zu ihrem Vater, und begehrt sie als Gattin. Dieser willigt auch gerne ein, theilt ihm aber auch mit, dass unmittelbar nach der Vermählung seiner Tochter er sterben müsse. Der Heilige wendet sich in Folge dessen im Gebete an die Götter und erleht von ihnen, dass für einen Theil seiner frommen Kasteiungen sie dem Könige es gewähren möchten, dass er lebendigen Leibes zu seiner geliebten Rambhā in den Himmel Indra's gelange. Die Götter gewähren die Bitte, die Hochzeit wird gefeiert, und der König steigt zum Himmel empor, wo ihm Indra göttliche Würde verleiht und der Rambhā gestattet, mit dem früheren Gatten wieder zusammen zu leben.

Der alte Brahmane sagt dann ferner: »In die Häuser von Fürsten deiner Art steigen oft solche Mädchen herab; auch diese deine Tochter ist gewiss eine Göttin, die von einem Fluche betroffen, in deinem Hause geboren wurde. Betrübe dich daher nicht über ihre Geburt.« Diese Erzählung beruhigt den König.



Er giebt seiner Tochter den Namen Kalingasenâ. Sie wächst auf im Hause ihres Vaters, umgeben von Freundinnen gleichen Alters, lustwandelnd in Palästen und Häfen, gleichsam die spielende Welle im Meere der fröhlichen Kindheit.

Eines Tages als sie spielend auf dem Söller ihres Palastes sitzt, fliegt Somaprabhâ, die Tochter des Mayâsura am Himmel vorüber, und wird von der bezaubernden Schönheit der Kalingasenâ überrascht; sie verweilt einen Augenblick und überlegt » wer dies sein möge, gewiss sei es irgend eine durch einen Fluch zur Erde herabgesunkene Göttin, mit der sie bereits in einem früheren Dasein in inniger Freundschaft gelebt habe; dies sage ihr ihr Herz, das sogleich in Liebe zu diesem Mädchen sich hingezogen fühle. Es sei daher auch angemessen, sie jetzt wieder zur Freundin zu erwählen.« Um Kalingasenâ nicht zu erschrecken, steigt Somaprabhâ unbemerkt aus den Wolken hernieder, nimmt die äussere Erscheinung eines irdischen Mädchens an und geht langsam zu Kalingasenâ hin. Kaum bemerkt diese die Herannahende, die sie für irgendeine Königstochter hält, so steht sie von ihrem Sitze auf, begrüsst sie artig, umarmt sie, führt sie zu einem Sessel, und befragt sie nach Namen und Familie. Somaprabhâ antwortet, dass sie sich etwas gedulden möge, sie werde ihr später Alles sagen. Im Verlauf ihrer Unterhaltung verbinden sich beide durch Händedruck mit ausdrücklichen Worten zu inniger Freundschaft.

Somaprabhâ sagt: »O Freundin, du bist eine Königstochter, und daher ist es möglich in inniger Freundschaft mit dir zu leben, aber mit Königsöhnen kann man keine Freundschaft schliessen, denn bei der geringsten Beleidigung gerathen sie über alles Maass hinaus in Zorn. Höre als Beleg die folgende Geschichte.

### **Geschichte vom Königssohne und dem jungen Kaufmanne.**

Der König Gûdhasena hat nur einen einzigen Sohn, dem eben deswegen vom Vater Alles zu thun erlaubt wird. Einst sieht der Prinz den Sohn eines Kaufmanns, mit dem er in das innigste Freundschaftsverhältniss tritt; nicht eine Stunde konnten sie verweilen, ohne sich gegenseitig zu sehen, und der Prinz ass nicht einen Bissen, wenn nicht vorher dem jungen Kaufmanne von demselben Gerichte servirt wurde. Der Königssohn zieht einst mit grossem Gefolge aus, um seine Braut heimzuführen;

und sein Freund begleitet ihn. Sie kommen Abends an das Ufer des Flusses Ikshumatt und schlagen dort ihr Lager auf; der Mond geht auf, man zecht, und der Königssohn wird dringend gebeten, eine Geschichte zu erzählen; kaum aber hat er begonnen, als er ermüdet und berauscht in tiefen Schlaf versinkt, nur der junge Kaufmann bleibt aus Liebe zu seinem Freunde wach an dessen Lager sitzen. Plötzlich hört er mitten in der Nacht, als Alle fest schlafen, in der Luft Stimmen wie von Frauen; die eine Stimme sagt: »Weil dieser Elende eingeschlafen ist, ohne seine angefangene Erzählung zu vollenden, so schwöre ich, dass er morgen früh ein Halsband auf seinem Wege finden soll, und wenn er es aufhebt, soll es sich so fest um seinen Hals schlingen, dass er sterben muss.« Eine zweite Stimme sagt: »Sollte er aus dieser Gefahr sich retten, so soll er einen Amra-Baum zu Gesicht bekommen, und wenn er die Früchte davon isst, soll er daran sterben.« Eine dritte Stimme sagt: »Würde er auch aus dieser Gefahr gerettet, so soll ihm, wenn er das Haus seines Schwiegervaters betritt, dieses auf den Kopf fallen und ihn zerschmettern.« Die vierte Stimme sagt: »Würde er auch aus dieser Gefahr gerettet, so soll er, wenn er Abends die Brautkammer betritt, hundertmal niesen; wenn dann nicht hundertmal ihm zugerufen wird »zur Gesundheit!«, so muss er sterben. Sollte irgend Jemand unsere Verwünschung gehört haben, und sie ihm zur Warnung widersagen, so soll auch dieser der Macht des Todes verfallen sein.« Nach diesen Worten verschwinden die Stimmen; der junge Kaufmann ist über das, was er gehört, tief betrübt, und bringt die Nacht in Sorge zu, wie er den Freund retten könne, ohne sein eigenes Leben zu gefährden. Als man am andern Morgen weiter zieht, sieht der Königssohn ein Halsband auf dem Wege liegen, und ist im Begriffe es aufzuheben, als sein Freund ihm zuruft: »Versuche doch nicht thörichterweise das Halsband zu nehmen, es ist ja blosse Täuschung, sonst würden deine Begleiter es wohl auch sehen.« Der Königssohn lässt das Halsband daher liegen. Bald darauf sieht er einen Amra-Baum, und wünscht einige Früchte desselben zu essen. Der Freund hält ihn in der obigen Weise davon ab. Innerlich unmuthig zieht der Königssohn weiter bis er zu der Wohnung seines Schwiegervaters kommt; kaum aber versucht er hineinzutreten, als der Freund sich an die Thüre stellt und ihn zurückhält, und in demselben Augen-

blick stürzt das Haus zusammen. Wegen dieser Rettung aus augenscheinlicher Gefahr kehrt wieder Vertrauen zum Freunde in den Prinzen zurück; er wählt für sich und seine jung vermählte Frau für diese Nacht in einem andern Hause ein Schlafzimmer. Der junge Kaufmann schleicht sich vorher hinein und bleibt im Verborgenen stehen; als der Prinz sich dem Bette nähert, muss er hundertmal niesen, und hundertmal sagt sein Freund leise »zur Gesundheit!« Darauf geht dieser froh, dass es ihm glücklich gelungen ist, auch die letzte Gefahr für den Prinzen entfernt zu haben, aus dem Zimmer heraus. Der Königssohn aber sieht ihn herausgehen, und von Eifersucht geblendet gedenkt er nicht mehr der früheren Liebe zu seinem Freunde, sondern ruft den Thürstehern zu, sie sollten sich dieses Frevlers sogleich bemächtigen, ihn in Fesseln legen und am andern Morgen hinrichten. Dies geschieht, als man aber ihn zur Richtstätte führt, sagt er zu den Henkern, sie möchten ihn vorerst zum Königssohne bringen, damit er diesem die Ursache seines Handelns auseinandersetze, dann möchten sie ihn hinrichten. Der Prinz von allen seinen Begleitern bestürmt lässt den jungen Kaufmann vor sich führen. Jetzt erzählt der Kaufmann den ganzen Zusammenhang, und das eingestürzte Haus giebt dem Königssohne den Beweis der Wahrheit seiner Aussage; er befreit ihn daher von seinen Fesseln, und kehrt froh mit ihm und seiner Gattin in seine Hauptstadt zurück. Dort vermählt sich auch der junge Kaufmann, und lebt fortan, von Allen gepriesen und geehrt, glücklich seine Tage hin.

Somprabhā fährt fort: »So sind die Königsöhne, sie berücksichtigen den wohlmeinenden Freund nicht, sie sind gleichwie tolle Elephanten, die die Kette zerrissen haben und den Lenker zertreten. Wie kann man Freundschaft hegen mit solchen Teufeln, die unter Lachen das Leben dir nehmen! Darum, o Freundin, vernachlässige nie meine Freundschaft, die ich dir stets rathend zur Seite stehen werde.« Kalingasenā erwidert: »Was du schilderst, das sind Piçácás, so aber sind die Königsöhne nicht. Was für ein scheussliches Wesen ein Piçáca ist, darüber höre folgende Geschichte.«

### Der geprellte Piçáca.

In einem Dorfe lebt ein armer Brahmane. Eines Tages geht er in den Wald, um sich Brennholz zu holen; unglücklicherweise fällt der mit der Axt umgehauene Baum ihm auf das Bein, und reisst ihm eine tiefe Wunde. Vor Schmerz fällt er ohnmächtig zu Boden; ein vorübergehender Bekannter sieht ihn in seinem Blute liegen, hebt ihn auf und bringt ihn nach Hause. Seine Frau ist tief erschrocken, wäscht ihm die Wunde aus und legt einen Verband an, aber trotz aller sorgfältigen Behandlung wird die Wunde immer schlimmer, bis sich endlich eine Fistel ausgebildet. Über dieses schmerzliche Geschwür tief bekümmert, unfähig sich Lebensunterhalt zu verschaffen, fasst der arme Brahmane den Entschluss, sich das Leben zu nehmen. Da kommt ein Freund zu ihm, dem er sein Leid klagt; dieser tröstet ihn und sagt ihm, dass einer seiner Bekannten wegen seiner grossen Armuth einen Piçáca sich gewonnen habe, der habe ihm Reichthümer in Fülle verschafft; er solle sich auch einen solchen Piçáca zu gewinnen suchen, der werde ihm gewiss seine Wunde heilen. Von dem Brahmanen über die Art und Weise, wie man einen Piçáca gewinnen könne, befragt, sagt der Freund: »Stehe in der letzten Nachtwache auf, und mit aufgelöstem Haar, nackt, ohne den Mund auszuspülen, gehe unter Murmeln von Gebeten, in beiden Händen so viel Reiskörner haltend als du vermagst, auf einen Kreuzweg; dort lege den Reis hin, und kehre ohne ein Wort zu sprechen wieder nach Hause zurück, sieh dich aber ja nicht um! So fahre ununterbrochen fort, bis dir ein Piçáca erscheint, der dann sagen wird: »ich will dir deine Krankheit vertreiben«. Du musst ihn dann artig anreden, und sicher befreit er dich von deinem Elend.« Der Brahmane thut, wie ihm sein Freund gerathen, und ein Piçáca erscheint auch wirklich, holt vom Himálaya göttliche Heilkräuter herbei, und heilt dem unglücklichen Brahmanen bald seine Wunde; dann aber sagt er zu dem über seine Heilung böchlich Erfreuten, indem er ihn an die Kehle packt: »Verschaffe mir eine zweite solche Wunde zum heilen, sonst mache ich deinen Leib ganz untauglich, oder bringe dich um.« Der Brahmane verspricht in seiner Todesangst, ihm binnen sieben Tagen eine solche Wunde zu verschaffen. Darauf lässt der Piçáca ihn los, der Brahmane aber an seinem Leben verzweifelnd ist tief betrübt,

denn wo soll er eine zweite Wunde dieser Art aufreiben. Er hat eine Tochter von grosser Klugheit, die bereits Wittwe ist; sie fragt den Vater nach dem Grunde seines Kammers, und als sie denselben erfahren, sagt sie: »Ich will den Piçáca schon täuschen; gehe nur zu ihm hin, und sage ihm, er solle die Wunde deiner Tochter heilen.« Erfreut thut der Brähmane, was ihm seine Tochter gerathen, und bringt den Piçáca zu ihr, die ihn bei Seite zieht, und als sie allein sind, ihm sagt: »O Lieber, heile mir diese Wunde!« indem sie auf . . . hinweist. Der dumme Piçáca wendet alle möglichen Salben an, aber der Riss will nicht zuheilen. Nach mehreren Tagen verdriesslich, dass immer noch keine Heilung erfolgt, stellt er eine genaue Untersuchung an, und findet zu seinem Schrecken unter dem einen Riss einen zweiten. Da ruft er aus: »Was? die eine Wunde ist noch nicht geheilt, und schon ist eine zweite da! mit Recht sagt das Sprichwort: je unnützer, desto mehr.« Da er fürchtet dass er, weil er seinen Auftrag nicht zu einem glücklichen Ende habe bringen können, gefangen würde zurückgehalten werden, läuft er eilig fort; der Brähmane aber lebt von da an gesund und in Freuden.

Kalingasená schliesst ihre Erzählung mit den Worten: »So sind die Piçácas, und diejenigen Königssöhne, welche diesen schon als Knaben gleichen, richten, wenn sie in reiferes Alter treten nichts als Unheil an, und müssen daher von den Weisen stets beaufsichtigt werden; aber man hat nie gehört, dass die Königstöchter diesen ähnlich wären, daher brauchst du nie deine Freundschaft zu mir zu ändern.«

Unter solchen wunderbaren und komischen Erzählungen geht beiden Freundinnen rasch die Zeit dahin, aber die Sonne senkt sich, und Somaprabhá bemerkt, sie müsse jetzt forteilen, denn ihre Wohnung sei 60 Meilen von hier entfernt. Kalingasená bittet die Freundin bald wieder zu kommen, was diese auch verspricht, und darauf zu grossem Erstaunen der Königstochter zu den Wolken emporsteigt und verschwindet. Voll Nachdenken über das geschaute Wunder geht Kalingasená in das Innere des Hauses, und überlegt, was die neue Freundin wohl sein möge, ob eine Siddhá, oder eine Apsarase, oder eine Vidyádhari; sicher müsse es eine Göttin sein, weil sie am Himmel wandern könne, und ja die Unsterblichen oft mit den irdischen

Menschen, durch Wohlwollen herbeigelockt, in Freundschaft verkehrten; morgen übrigens wolle sie die Freundin nach ihrem Namen und Familie befragen. In Erinnerung an Somaprabhâ bringt sie die Nacht zu, und auch diese ersehnt den Augenblick wieder zur Königstochter zurückzukehren.

Cap. 29.

Am andern Morgen kehrt Somaprabhâ zu ihrer Freundin Kalingasenâ zurück, und bringt einen Korb mit, in welchem eine Menge aus Holz geschnittener Zauberfiguren liegen. Kalingasenâ geht ihr freudestrahlend entgegen, umarmt sie, und nachdem sie dieselbe zu einem Sessel geführt, sagt sie: »Ohne den Anblick des Mondes deiner Wangen, o Freundin, ist mir diese finstere Nacht dahingeschlichen, als wenn sie hundert Stunden hätte. Diese heftige Neigung zu dir kann nur aus einem Bündniss, das uns schon in einem früheren Dasein in Freundschaft verband, erklärt werden; wenn du davon etwas Bestimmtes weisst, so sage es mir.« Somaprabhâ erwidert: »Solches Wissen besitze ich nicht; ich entsinne mich meines früheren Daseins nicht, auch giebt es hier auf Erden keinen Weisen, der es wüsste; sollten es aber Einige wissen, so müssen sie vordem Ungewöhnliches vollbracht haben und der höchsten Wesenheit kundig sein.« Im weiteren Verlauf der Unterhaltung fragt Kalingasenâ neugierig: »Wer ist der den Göttern entsprossene Vater, der durch dich, Perlengleiche, seinen Stammbaum schmückt? Und wie, Glückselige, ist dein Name, der gewiss dem Ohre aller Wesen wie Anrita erklingt? Was soll dieser Korb? und was bedeuten diese Dinge in deinselben?« Auf diese Fragen antwortet Somaprabhâ in verbindlicher Weise: »Weit berühmt in den drei Welten ist der grosse Asura, Maya genannt. Er gab sein dämonisches Wesen auf, und suchte seine Zuflucht in dem Gotte Vishnu; dieser gewährte ihm Schutz, und so baute er dem Indra seine Burg. Die Daityas aber zürnten ihm von da ab, weil er ein Anhänger der Götter geworden. Aus Furcht vor diesen baute sich Maya auf dem Gipfel des Vindhya einen den Asuras unzugänglichen Palast in einem durch Zauber gebildeten Versteck, angefüllt mit den wunderbarsten Dingen. Ihm wurden zwei Töchter geboren: die älteste heisst Svayamprabhâ, sie ist Priesterin und lebt als Jungfrau im Hause des Vaters; die jüngere Tochter bin ich, und heisse Somaprabhâ, Gattin des Nadakûvara, Sohn des Kûvera. Mein Vater lehrte

mich viele Zauberkünste, und aus Liebe zu dir habe ich hier einen ganzen Korb voll Zauberpuppen hergebracht.« Somaprabhā öffnet nun den Korb, und zeigt der erstaunten Freundin die Zauberpuppen darin: die eine Figur, von einem Stäbchen berührt, fliegt zu den Wolken empor und kommt eilig mit einem Blumenkranze aus dem Paradiese zurück; eine andere trägt Wein herbei; die eine tanzt, die andere spricht. Nachdem Somaprabhā die Freundin einige Zeit mit diesen Zauberspielen erfreut hat, stellt sie den Korb wohl aufgehoben bei Seite, nimmt Abschied von Kalingasenā, und kehrt dem Gatten gehorsam nach Hause zurück. Kalingasenā aber ganz ausser sich vor Freude über die erschauten Wunder, denkt den ganzen Tag lang weder an Speise noch Trank; die Mutter wird ängstlich und fürchtet ihre Tochter sei krank, der herbeigerufene Arzt beruhigt sie aber vollkommen, und erklärt, dass die Aufregung durch irgend eine Freude entstanden sein müsse. Die Mutter erkundigt sich nach der Ursache der Freude, und ist sehr beglückt, als sie von der neuen Freundschaft ihrer Tochter hört. Am andern Tage kehrt Somaprabhā zurück, und sagt der Kalingasenā, dass sie ihrem Gatten von ihrer neuen Freundin erzählt, und dieser ihr die Erlaubniss gegeben habe, sie täglich zu besuchen; sie möge nun auch ihre Ältern bitten, dass sie ungehindert mit ihr lustwandeln könne. Kalingasenā nimmt ihre Freundin Somaprabhā sogleich an die Hand, führt sie zu ihren Ältern, die den ungestörten Umgang beider Freundinnen gerne erlauben. Lustwandelnd kommen so Beide zu einem vom Könige Kalingadatta erbauten Buddha-Tempel, wohin auch der Korb mit den Zaubersfiguren gebracht wird. Somaprabhā nimmt eine der Puppen in Gestalt eines Yaksha heraus, und befiehlt ihr, dem Buddha eine Opfergabe zu bringen; sogleich fliegt die Zauberfigur zu den Wolken empor, und bringt aus weiter Ferne eine Menge von Perlen, Edelsteinen und goldnen Lotussen. Mit diesen Gaben verehrt Somaprabhā den Buddha und lässt darauf durch ihre Zaubermacht alle Sugatas mitsammt ihren himmlischen Wohnungen erscheinen. Dieses Wunder lockt auch den König und seine Gemahlin herbei, der nach dem Mechanismus dieser Zaubersfiguren fragt. Somaprabhā erklärt nun diesen Zauber: »Gleichwie diese Weltmaschine aus den fünf Elementen zusammengesetzt ist, so sind es auch diese Zaubersfiguren: die eine, in welcher das Element der Erde vorherrscht, dient dazu, um

Thüren und dergleichen zu verschliessen; was durch diese verschlossen wird, vermag Niemand zu öffnen; die aus Wasser gebildete, ist gleichsam wie ein beseeltes Wesen; die aus Feuer gebildete, entsendet Licht und Flamme; die aus Wind geformte, bewegt sich selbständig, kommt und geht; und die aus dem Äther gebildete, hat die Fähigkeit zu sprechen. Diese Zauberdinge hier habe ich von meinem Vater geschenkt erhalten und er hat mich ihren Mechanismus gelehrt; den Rad-Zauber aber, der der Wächter des Amrita ist, kennt mein Vater ganz allein. » Es ertönen die Muschelhörner, man setzt sich zum Mable, und Somaprabhâ besteigt darauf mit Kalingasenâ ihren Zauberwagen, und fährt in den Lüften mit ihr zu der Burg ihres Vaters; im Augenblick sind sie auch auf dem Gipfel des Vindhya angelangt, und Somaprabhâ führt die Freundin zu ihrer Schwester Svayampabhâ, die ihnen im Gewande der Büsserinnen mit dem Rosenkranze in der Hand entgegentreit. Sie giebt der Kalingasenâ einige Früchte zu essen, und Somaprabhâ sagt der Freundin, dass sie aus diesem Grunde sie hergeführt habe, denn durch den Genuss dieser Früchte würde ihr nie das Alter mit seinen Gebrechen nahen, und sie in unvergänglicher Jugend und Schönheit strahlen. Darauf durchstreifen sie den an Wundern reichen Garten, mit einem Teiche voll goldner Lotusse, mit Bäumen voll von Früchten süß wie Amrita, wo Vögel mit goldnem Gefieder umherflogen, mit einer Säulenhalle aus Edelmetzen-Pfeilern; wo eine Mauer stand, glaubte man das Freie zu sehen, und das Freie erregte den Wahn einer Mauer; wo Wasser floss, dachte man festes Land vor sich zu haben, und das feste Land erschien täuschend wie Wasser. Nachdem sich Kalingasenâ alle diese Wunder nach Herzenslust besehen, nimmt sie von Svayampabhâ Abschied, und Somaprabhâ bringt sie rasch in ihrem Zauberwagen nach dem Palaste in Takshasilâ zurück, wo sie den Ältern das Erlebte erzählt, die erstaunt und beglückt zuhören.

So gehen beiden Freundinnen die Tage dahin. Einst sagt Somaprabhâ zu der Kalingasenâ: » So lange du noch unverheiratet bist, wird mein freundschaftlicher Verkehr mit dir dauern, aber später kann ich das Haus deines Gatten nicht mehr betreten, denn der Gatte der Freundin darf weder angeschaut noch angeredet werden. Die Schwiegermütter auch zehren am Fleische ihrer Schwiegertöchter, gleichwie eine Wölfin an dem des Lammes. Dies beweise dir die folgende Geschichte:



### Geschichte der Kirtisená.

Kirtisená, die durch Schönheit ausgezeichnete Tochter eines reichen Kaufmannes, wird dem Kaufmanne Devasena, einem edlen und reichen jungen Manne, vermählt. Da der Vater des Devasena bereits todt ist, lebt seine Mutter, ein boshafte Weib, als Herrin im Hause; als diese die Liebe ihres Sohnes zu Kirtisená sieht, wird sie von Zorn erfüllt, und misshandelt hinter dem Rücken des Sohnes ihre Schwiegertochter, die dies mit Geduld erträgt, ohne darüber gegen ihren Gatten zu klagen. Eines Tages muss Devasena in Handelsgeschäften nach der Stadt Vallabht reisen, da sagt ihm Kirtisená, dass sie zwar lange geschwiegen habe, jetzt aber es ihm gestehen müsse, dass seine Mutter sie stets misshandle, obgleich er in der Stadt anwesend sei; was werde sie aber erst unternehmen, wenn er in der Ferne weile! Devasena geht sogleich zu seiner Mutter, und bittet sie in ebrfurchtsvoller Weise, nichts Unliebes gegen seine Frau zu thun. Die Mutter ruft Kirtisená herbei, und sagt mit verdrehten Augen zu ihrem Sohne: »Was habe ich ihr denn gethan? frage sie doch selbst! sie selbst hat dich ja zu dieser Reise aufgefordert; sie bringt nur Freude und Segen unsrem Hause, und ihr Beide seid mir gleich lieb.« Diese Worte beruhigen den Sohn, denn wer würde nicht durch liebevolle Reden einer Mutter betrogen? Am andern Tage reist Devasena nach Vallabht ab. Die Schwiegermutter entfernt nun eine Dienerin nach der andern von Kirtisená, verabredet sich darauf mit einer im Hause alt gewordenen Sklavin, und lässt durch diese ihre Schwiegertochter in ein verborgenes Zimmer führen; dort stürzt sie mit den Worten: »du Elende, raubst mir meinen Sohn!« auf sie los, reisst ihr die Kleider vom Leibe, zerrt sie bei den Haaren herum, und prügelt und misshandelt sie auf jede Weise; darauf wirft sie dieselbe in einen Keller, den sie fest verriegelt, und in welchem die Schätze des Hauses aufbewahrt sind. Jeden Tag gegen Abend bringt die Schwiegermutter ihr eine halbe Tasse voll Reis, indem sie hofft, dass sie auf diese Weise in einigen Tagen sterben werde, dann werde sie den Leuten sagen, dass ihre Schwiegertochter aus Sehnsucht nach ihrem abwesenden Gatten gestorben sei. Kirtisená weint und klagt in ihrem Gefängnisse; plötzlich findet sie ein Grabscheid, mit dem sie sich einen schmalen Gang gräbt, und durch ein günstiges Geschick gerade in ihren Wohn-

zimmern zu Tage kommt. Sie nimmt von dort Kleider und Gold, schleicht sich unbemerkt aus dem Hause und flieht aus der Stadt. Zu ihrem Vater will sie nicht zurückkehren, da die Leute vielleicht ihrer Aussage keinen Glauben schenken würden, sie beschliesst daher es zu versuchen, ihren Gatten aufzusuchen. Sie legt Männerkleider an, und schliesst sich an eine Karawane an, die im Begriffe ist, nach Vallabht aufzubrechen. Der Karawanenführer vermuthet in ihr einen vornehmen Prinzen, und behandelt sie mit grosser Auszeichnung. Um die hohen Zölle auf der grossen Landstrasse zu umgehen, schlägt die Karawane den Weg durch die Wälder ein. Eines Abends, als man sich bereits gelagert hat, erklingen aus dem Dickicht unheimliche Töne, Alles greift nach den Waffen, da man einen Überfall von Räubern befürchtet. Kirtisenâ wird von dem sorgenvollen Gedanken gequält, dass, wenn sie hier von den Räubern erschlagen würde, so werde ihre Schwiegermutter sie gewiss bei ihrem zurückkehrenden Gatten verleumden, als sei sie mit einem fremden Manne weggelaufen, und werde sie gefangen genommen und als Weib erkannt, so sei der Tod einer solchen Schmach vorzuziehen. Sie entschliesst sich daher, wenn auch mit Widerstreben, von der Karawane sich heimlich zu entfernen, und verbirgt sich in einem ausgehöhlten Baumstamme, indem sie sich mit Zweigen und Blättern zudeckt. In der Mitte der Nacht fällt die Räuberschaar über die Karawane her, erschlägt alle Reisenden, und zieht dann mit der reichen Beute weiter. Am andern Morgen geht Kirtisenâ aus ihrem Versteck hervor, und von einem ihr zufällig begegnenden frommen Büsser auf den richtigen Weg geleitet, setzt sie ihre Wanderung nach Vallabht fort. Die nächste Nacht beschliesst sie wieder in einem hohlen Baume zuzubringen. Als es Abend wird, sieht sie durch eine Spalte des Baumes eine Râkshast mit ihren Kindern herbeikommen; schon glaubt Kirtisenâ, diese Dämonin komme um sie zu fressen, doch sie steigt, ohne jene zu bemerken, auf den Baum hinauf und die Kinder klettern ihr nach. Dort rufen die Kleinen: »Mutter, gieb uns etwas zu essen!« Die Râkshast antwortet: »Ohgleich ich heute zu der grossen Leichenstätte gegangen bin, so habe ich doch nichts zu essen dort gefunden. Ich hat die dort versammelten Hexen, aber sie gaben mir nicht das Geringste. Ich flehte daher zu dem grossen Gotte Bhairava, der nachdem er mich um meinen Namen und Stammbaum befragt hatte, sagte: Du stammst aus edlem

Geschlechte, und gehörest zur Familie des Khara und Dûshana ; gehe daher zu der naheliegenden Stadt Vasudattapura, wo der tugendhafte König Vasudatta herrscht. Als dieser einst während einer Jagd hier im Walde einschlief, ist ihm unbemerkt ein Hundertfuss ins Ohr gekrochen, dieser hat sich im Gehirn vermehrt, und dadurch ist der König schwindstüchtig geworden. Die Ärzte kennen den Sitz seiner Krankheit nicht, und wenn nicht bald Jemand ihn kurirt, so muss er in wenig Tagen sterben. An seinem Leichnam magst du dann dich erlaben, und durch meine Gunst sollst du für sechs Monate durch sein Fleisch satt werden.« So sprach der Gott zu mir, aber seine Gabe ist höchst ungewiss, und wird auf jeden Fall erst in einigen Tagen mir zufallen. Was also, ihr Kinder, kann ich jetzt für euch thun?« Die kleinen Rákshasas fragen die Mutter weiter, ob der König, wenn die Krankheit gehoben werde, noch länger leben würde, und wie die Krankheit geheilt werden könne. Die Rákshast antwortet darauf: »Sobald der König geheilt ist, wird er noch lange leben ; und geheilt wird er auf folgende Weise : Der König setze sich in die glühendste Mittagshitze, wo ihm der Kopf mit heisser Butter tüchtig eingesalbt wird, dann bringe man in die inneren Ohrgänge ein hohles dünnes Bambusröhrchen, welches in ein Gefäss mit kaltem Wasser geht ; von Hitze und Schweiß belästigt werden die Würmer nach Kühlung begehrend durch das Ohr in das Röhrchen kriechen und so in das Wasser fallen.« Die Rákshast schweigt nach diesen Worten, welche Kirtisenâ alle deutlich gehört, und gleich den Entschluss fasst, nach der so eben vernommenen Heilart den König von seiner Krankheit zu heilen, und dann dort zu verweilen, bis ihr Gatte ankommen würde, da alle Kaufleute auf ihrem Wege nach Vallabhi durch diese Stadt Vasudattapura zu kommen pflegten. Bei Sonnenaufgang verschwinden die Rákshasas, Kirtisenâ verlässt ihr Versteck und findet auf ihrem weiteren Wege einen Hirten, dem sie erklärt, dass sie im Stande sei, den König des Landes zu heilen, er möge sie in die Stadt führen. Der Hirt ist dazu gleich bereit, bringt sie glücklich in die Stadt in den Palast des Königs, der sie nach der Meldung eines Kämmerers sogleich zu sich führen lässt. Kirtisenâ, die noch immer in Männerkleidern ist, macht auf den König einen Vertrauen erregenden Eindruck, und er verspricht ihr, dass er, wenn sie ihn von seiner qualvollen Krankheit befreie, ihr die Hälfte seines Reiches schenken werde.

Kirtisená erklärt, dass es für heute zu spät sei, die Kur zu be-  
 ginnen, dass der König bis morgen sich gedulden möge. Sie lässt  
 darauf dem König den Kopf mit Milch waschen, was ihm die  
 Schmerzen lindert und den Schlaf bringt. Mit der höchsten Aus-  
 zeichnung wird der junge hoffnungsvolle Arzt von der Königin  
 und den Ráthen des Königs behandelt. Am andern Tage in Gegen-  
 wart des ganzen Hofes zieht Kirtisená in der angegebenen Weise  
 hundert und funfzig Würmer aus dem Gehirne des Königs. Alles  
 bricht in bewunderndes Lob aus, und der König fühlt sich wie  
 neugeboren. Die ihr versprochene Hälfte des Reichs lehnt Kir-  
 tisená ab, erhält aber dafür ein entsprechendes Geschenk in  
 Gold, Edelsteinen, Ländereien u. s. w. Nach einigen Tagen hört  
 sie von den Leuten, dass eine Karawane, geführt von Devasena,  
 von Vallabhi her der Stadt nahe; sie vermuthet in diesem De-  
 vasena ihren Gatten, eilt hinaus, und als er es wirklich ist, sinkt  
 sie unter lauten Thränen zu seinen Füßen. Erstaunt fragen alle,  
 unter ihnen auch der herbeigeeilte König, was das bedeute, und  
 darauf erzählt Kirtisená alle ihre Erlebnisse von dem Tage an,  
 wo Devasena abgereist war. Der König, über diese Tugend und  
 Treue tief gerührt, ernennt Kirtisená zu seiner Schwester (Dhar-  
 mabhaginí), macht Devasena zum Bürger der Stadt, der von da  
 an mit den eigenen Schätzen und denen, die seine Frau ihm als  
 Geschenk des Königs zubringt, als geachteter und reicher Kauf-  
 mann in ungetrübtem Glücke mit Kirtisená in Vasudattapura  
 lebt, und seine Mutter in der Heimath zurücklässt.

Somaprabhá schliesst ihre Erzählung mit dem Wunsche,  
 dass ihre Freundin Kalingasená vor dem Unglück einer bösen  
 Schwiegermutter oder Schwägerin möge behütet werden, und  
 kehrt, da die Sonne zu sinken beginnt, nach ihrer Wohnung  
 zurück.

### Cap. 30.

Kalingasená besteigt die Zinne ihres Palastes, um der weg-  
 eilenden Freundin nachzusehen. Ein Vidyádhara-Fürst, Mada-  
 navega, den Himmel durchfliegend, bemerkt sie dort, wird tief  
 von ihrer Schönheit ergriffen, und fasst den Entschluss, sie als  
 Gattin heimzuführen. Aber eine Sterbliche zu heirathen, würde  
 ihm den Spott seiner Freunde zuziehen; er ruft daher die Zau-  
 berkunst Prajnapti herbei, die in körperlicher Gestalt erschei-

nend, ihm sagt, »dass Kalingasenâ kein sterbliches Mädchen sei, sondern eine Apsarase, die durch den Fluch des Indra in dem Hause des edlen Königs Kalingadatta geboren worden.« Madanavega, über diese Mittheilung erfreut, kehrt in seine Wohnung zurück, und überlegt dort, wie er Kalingasenâ gewinnen könne; »mit Gewalt sie zu rauben, würde ihm den Tod bringen, er wolle daher durch strenge Bussübungen sich die Gunst des Çiva zu erwerben suchen.« Çiva, über die Kasteiungen des Madanavega erfreut, erscheint diesem und verkündigt ihm, »dass Udayana, der König von Vatsa, um Kalingasenâ werben wolle, es aber aus Furcht vor der eifersüchtigen Königin Vâsavadattâ nicht offen wage; dass Kalingasenâ durch die Reden ihrer Freundin Somaprabhâ ebenfalls für Udayana günstig gestimmt, eine Selbstwahl veranstalten und so den Udayana wählen werde. Er, Madanavega, möge daher für eine kurze Zeit die Gestalt des Udayana annehmen, und sich mit Kalingasenâ nach dem Gesetze der Gandharver-Ehe verbinden.« —

Einst als beide Freundinnen zusammensitzen, sagt Kalingasenâ: »Was ich dir jetzt erzählen werde, darfst du Niemanden widersagen. Ich glaube bestimmt, dass meine Verheirathung bevorsteht. Von vielen Königen sind Boten hierher gesendet worden, um mich zu werben, mein Vater hat sie aber alle ohne Weiteres wieder weggeschickt, nur der Gesandte des Königs Prasenajit in Çrâvastî ist vom Vater mit grosser Artigkeit aufgenommen worden; auch hat er schon mit der Mutter sich berathen, und dieser König ist von Vater und Mutter als ein aus edler Familie Entsprössener mir zum Gatten bestimmt worden, denn er stammt aus jenem Geschlechte, in welchem Ambâ, Ambâlikâ und andere Frauen, die Ahnenmütter der Kuruiden und Panduiden, geboren sind.« Somaprabhâ bricht bei diesen Worten in heftiges Weinen aus, und von der Freundin ängstlich um den Grund ihrer Thränen befragt, sagt sie: »Bei der Wahl eines Bräutigams fragt man nach Alter, Schönheit, Familie, Tugend und Reichthum; aber das wichtigste ist das Alter, dann erst kommt Familie u. s. w. Ich habe den König Prasenajit gesehen, er ist ein Greis; was aber liegt an dem Stammbaume eines abgelebten Greises? wer fragt bei einem blühenden Jasmin nach seinem Ursprunge? Du wärest zu beklagen, wenn du mit diesem, der weiss wie Schnee ist, verbunden würdest. Das ist der Grund meiner Betrübniß, aber eine grosse Freude würde es für

mich sein, wenn Udayana, der König von Vatsa, dein Gatte würde, denn an Schönheit, Anmuth, edler Familie, Heldenmuth und Macht ist ihm kein Fürst auf Erden gleich.« Diese Worte machen auf das Gemüth der Kalingasenâ einen mächtigen Eindruck, und sie fragt die Freundin genauer nach Udayana, die ihr in Kürze die Geschichte desselben erzählt.<sup>4)</sup> Am Schlusse ihrer Erzählung sagt Somaprabhâ: »Hieraus ersiehst du, dass auch Udayana zu dem edlen Geschlechte gehört, das vom Monde abstammt. Er ist von wunderbarer Schönheit, und der einzige deiner würdige Gemahl. Auch begehrt er deine allgemein bekannte anmuthige Gestalt zu besitzen, wagt aber aus Furcht vor seiner ersten Gemahlin Vâsavadattâ nicht, um dich zu werben. Ich habe auch diese Gemahlin gesehen, sie gleicht dir keinesweges an Schönheit.« Kalingasenâ, bereits durch diese Mittheilungen von Liebe zu Udayana erfüllt, ruft aus: »Was kann ich thun, die ich meinen Ältern gehorsam bin? Du, die Alles weiss, bist meine Zuflucht.« Somaprabhâ erwidert: »Auch ich bin hierin machtlos; diese Sache ist von den Bestimmungen des Geschicks abhängig. Höre die folgende Erzählung.

### Geschichte der Tejasvati.

Vikramasena, König von Ujjayini, besitzt eine Tochter von unvergleichlicher Schönheit, Namens Tejasvati. Kein Fürst, der um sie wirbt, wird als ihrer würdig gefunden. Eines Tages sieht Tejasvati von dem Söller ihres Palastes einen schönen Mann, in den sie sich heftig verliebt. Sie schickt eine Freundin zu ihm, die mit ihm ein Stelldichein in einem einsamen Theile des Palastes verabredet; nur ungern und nach vielem Bitten der Freundin willigt dieser, Gefahr fürchtend, in die Zusammenkunft ein, aber die Furcht übermannt ihn, und er flieht aus der Stadt; der Frosch kennt nicht die Süßigkeit des Lotos! Zur selben Zeit kommt ein junger schöner Königssohn, Somadatta, dem nach dem Tode seines Vaters die Verwandten Reich und Schätze geraubt haben, nach Ujjayini, um den König, einen Freund seines verstorbenen Vaters, aufzusuchen. Es ist Abend, als er in die Stadt kommt, und durch Fügung des Geschicks beschliesst er, die Nacht gerade in demselben königlichen Palaste zuzubringen,

<sup>4)</sup> Ausführlich ist dies Alles in den vorhergehenden (2—5) Büchern erzählt.

in welchem die Freundin der Königstochter mit jenem Manne die Zusammenkunft verabredet hat. Zur bestimmten Stunde der Nacht kommt die Königstochter. Am andern Morgen lässt sich Somadatta bei dem Könige einführen, der ihm verspricht, ihm zur Wiedererlangung seines Reiches Beistand zu leisten. In dem Könige steigt der Gedanke auf, seine Tochter diesem Sohne seines Freundes zur Gattin zu geben, dem er sie so schon früher bestimmt hatte, und theilt diese Absicht auch seinen Räten mit. Die Königin ist unterdess von der Freundin ihrer Tochter über Alles in Kenntniss gesetzt, und sagt es ihrem Gemahle, der eben so erfreut als erstaunt ist, dass der Zufall das Unerwünschte verhindert und das Gewünschte gefördert habe. Da sagt einer der Räte: »Das Schicksal wacht darüber, dass den Glücklichen Alles gelingt, was sie unternehmen.« Als Beleg höre die folgende Geschichte.

#### Geschichte des Hariçarman.

In einem Dorfe lebt der Brahmane Hariçarman. Er ist arm und unwissend, und kann seine sehr zahlreichen Kinder nicht mehr ernähren. Bettelnd durchzieht er mit seiner Familie das Land, bis er in eine Stadt kommt, wo er sich um Unterkommen an einen sehr reichen Mann, Namens Sthûladatta, wendet. Seine Söhne werden als Kuhhirten, Schaafhirten u. s. w. angestellt, seine Frau als Hausmagd, und er selbst arbeitet als Knecht in der Umgebung des Hauses. Eines Tages feiert Sthûladatta die Hochzeit seiner Tochter und von allen Seiten strömen die Gäste und die Begleiter des Bräutigams herbei. Hariçarman und seine Familie hoffen bei dieser Gelegenheit bis zum Halse sich satt zu essen; aber obgleich er sehnsüchtig den Augenblick erwartet, wo man ihn zum Essen auffordern werde, so denkt doch Niemand an ihn. Hungrig und betrübt legt er sich zu Bett und sagt zu seiner Frau: »Wegen meiner Armuth und Unwissenheit werde ich hier so missachtet. Ich will mir daher zum Schein eine Wissenschaft heilegen, durch welche ich für Sthûladatta ein Gegenstand der Hochachtung werde. Wenn der passende Augenblick kommt, so musst du von mir sagen, dass ich ein kundiger Wahrsager sei.« Nach diesen Worten überlegt er die Sache noch weiter, und, als Alle im Hause schlafen, zieht er aus dem Stalle des Sthûladatta das Pferd des Bräutigams heraus, und führt es weit weg in den Wald, wo er es verbirgt. Am andern Morgen suchen

die Leute vergeblich nach dem Pferde, da tritt die Frau des Hariçarman hervor, und sagt: »Mein Mann ist ein Wahrsager und gelehrter Kenner der Gestirne; warum fragt ihr diesen nicht?« Sthûladatta lässt den Hariçarman sogleich rufen, der spöttisch die Bemerkung macht, dass man ihn gestern beim Hochzeitsmahle vergessen, heute aber, nachdem das Pferd gestohlen, seiner gedenke. Sthûladatta bittet ihn um Verzeihung, und fragt, wer das Pferd gestohlen habe. Hariçarman zieht nun mit wichtiger Miene Linien und Kreise, und sagt: »Rechts von hier an der äussersten Gränze der Flur haben die Räuber das Pferd hingestellt und versteckt; damit sie es aber nicht gegen Abend weiter wegführen, eilet schnell hin, um es zurückzubringen.« Sogleich laufen viele Männer nach der angegebenen Gegend, und führen das Pferd zurück, unter lauten Lobpreisungen über das Wissen des Hariçarman, der von nun an sehr geehrt in dem Hause des Sthûladatta wohnt. — Nach einiger Zeit wird aus dem Palaste des dortigen Königs eine Menge von Gold, Edelsteinen und andern Kostbarkeiten gestohlen, und da man den Dieb nicht ausfindig machen kann, lässt der König den Hariçarman herbeiholen. Dieser kommt, sagt aber, um Zeit zu gewinnen: »Morgen werde ich es sagen.« Der König lässt ihn, der im Innern ganz unglücklich über sein vorgegebenes Wissen ist, in ein Zimmer führen, um dort die Nacht allein zuzubringen. In dem königlichen Palaste lebt aber eine Dienerin, Namens Jihvá, welche mit ihrem Bruder die Schätze entwendet hat; in der Nacht geht sie an das Zimmer des Hariçarman, legt das Ohr an die Thüre, um vielleicht etwas zu erlauschen, da sie voll Angst vor seiner Wahrsagerkunst ist. Hariçarman spricht eben Verwünschungen über seine Zunge (jihvá) aus, weil diese sein lügenhaftes Wissen verkündigt habe, indem er sagt: »O Zunge (jihvá), was hast du angerichtet aus lüsterndem Begehre nach Leckerbissen! o Schändliche, ertrage dafür auch nun hier die Einsperrung!« Die Dienerin Jihvá glaubt nicht anders, als sie sei von dem Wahrsager als Diebin erkannt worden, eilt in das Zimmer hinein, wirft sich dem Hariçarman zu Füssen, und ruft: »O Brahmane, ich bin jene Jihvá, die du als Diebin erkannt hast. Ich habe die Schätze im Garten hinter dem Palaste unter einem Granatbaum in die Erde vergraben. Rette mich, und nimm dafür alles Gold, welches noch in meinen Händen ist.« Gravitätisch sagt Hariçarman: »Lass, ich weiss Alles, was da war, ist und sein wird.



Ich werde dich aber nicht verrathen, da du Hülfe suchend zu mir gekommen bist. Das Gold, was noch in deinen Händen ist, wirst du mir gleichfalls ausliefern.« Das Mädchen verspricht es zu thun und geht fort; Hariçarman über sein günstiges Geschick erfreut bringt froh die Nacht zu. Am andern Morgen führt er den König an die ihm von der Dienerin Jihvâ angegebene Stelle, wo man die geraubten Schätze auch wirklich findet, »den fehlenden Theil habe der Dieb bei seiner Flucht mitgenommen.« Der König ist schon im Begriff, dem Hariçarman Ländereien als Belohnung zu schenken, da flüstert einer der Râthe ihm ins Ohr: »Wie kann eine solche Kunst, die sonst den Menschen ganz unzugänglich ist, ohne Studium der heiligen Bücher gelernt werden? Sicher ist dies nur ein betrügerisches Mittel sich Lebensunterhalt zu verschaffen, das vorher mit den Dieben abgekartet war. Daher möge Hariçarman doch noch einmal geprüft werden.« Es wird nun ein neuer, mit einem Deckel verschlossener Topf, in welchen eine Kröte hineingeworfen worden, herbeigebracht, und der König sagt dann zu Hariçarman: »Wenn du errâthst was in diesem Topfe ist, so werde ich dir die höchsten Ehren zufließen lassen.« Hariçarman sieht den Augenblick seines Untergangs gekommen; unwillkürlich erwacht in ihm die Erinnerung an seine sorgenlose Jugend, da fällt ihm ein, dass sein Vater ihn als Kind zum Scherz häufig: »Du Kröte!« genannt habe, und so vom Schicksal getrieben, in Klagen über dasselbe ausbrechend, ruft er aus: »Dieser saubre Topf ist für dich, o du Kröte, jetzt plötzlich das Mittel geworden, dich gewaltsam hier zu vernichten, während du früher doch wenigstens frei warst.« Bei diesen Worten brechen alle Umstehenden in lauten Jubel aus: »Ha! das ist ein grosser Zauberer! er hat sogar errathen, dass eine Kröte hier im Topfe war;« und der König schenkt dem Hariçarman Ländereien, Gold, Pferde u. s. w., so dass er von Stunde an wie ein kleiner Fürst lebt. —

Der Minister des Vikramasena fährt dann fort: »So gelingen denen, die einst gute Werke vollbracht haben, alle Dinge durch das Geschick. Auch das Geschick veranlasste es, dass deine Tochter dem ihrer würdigen Somadatta sich nahte, und den ihrer unwürdigen Fremdling vermied.« Diese Rede seines Ministers bestimmt den König, seine Tochter Tejasvatt dem Königssohne Somadatta zur Gattin zu geben, der dann mit dem Heere seines Schwiegervaters auszieht, seine Feinde besiegt,

und von da an glücklich mit seiner Gattin im eigenen Reiche lebt. —

Somaprabhā schliesst diese Erzählung mit den Worten: »Auf diese Weise wird Alles hier geordnet nach dem besondern Willen des Schicksals. Wer vermöchte dich mit Udayana, so passend ihr Beide auch für einander seid, zu verbinden ausser das Schicksal? Was also, o Freundin, kann ich hierin thun?« Die Sonne neigt zum Untergange, und Somaprabhā kehrt in ihre Behausung zurück, indem sie Kalingasenā voll Sehnsucht nach dem Könige Udayana zurücklässt.

#### Cap. 34.

Am andern Morgen, als Somaprabhā die Freundin wieder besucht, sagt Kalingasenā: »Es ist jetzt gewiss, dass mein Vater mich dem Könige Prasenajit zur Gemahlin geben will, ich habe es von der Mutter selbst gehört. Du hast jenen König gesehen und weisst, dass es ein Greis ist. Deine Schilderung des Udayana hat mir ganz das Herz geraubt. Darum lass mich zuerst den Prasenajit sehen, und dann bringe mich dorthin, wo Udayana lebt. Was frage ich nach Vater und Mutter!« Somaprabhā erwidert: »Wenn dorthin gegangen werden soll, so wollen wir auf meinem Zauberwagen reisen; aber nimm dein Gefolge und all dein Hab und Gut mit, denn wenn du den König Udayana gesehen hast, wirst du nicht wieder hierher zurückkehren, du wirst deine Ältern nicht wieder sehen, und nachdem du den Geliebten gewonnen nicht mehr an mich die ferne Freundin denken, denn ich werde nie das Haus deines Gatten betreten.« Weinend spricht Kalingasenā: »Nun so bringe den Udayana hierher, denn ohne dich vermöchte ich keinen Augenblick dort zu verweilen. Wurde nicht auch von Citralekhā ihrer Freundin Ushā der Königssohn Aniruddha zugeführt? Obgleich du die Geschichte kennst, so höre sie doch jetzt von mir.«

#### Geschichte der Ushā.<sup>5)</sup>

»So wurde der Geliebte der Ushā durch Citralekhā in ei-

5) Diese Erzählung gehört dem alten Legendenstoffe an, und findet sich unter Andern in Wilson's Vishnu-Purāna, p. 594 ff., und in grosser Ausführlichkeit im Hari-Vaṅṣa, cl. 9910 ff.

nem einzigen Tage zur Freundin gebracht, du aber, Somaprabhâ, scheinst mir viel mächtiger zu sein als jene. Darum bringe mir den Udayana hierher, zögere nicht lange!« Darauf erwidert Somaprabhâ: »Citralekhâ war eine Göttin, und diese konnte wohl einen fremden Mann in ihre Arme nehmen und wegtragen; wie könnte aber eine Frau wie ich dies unternehmen, die ich keinen fremden Mann auch nur zu berühren wage? Ich will dich daher dorthin bringen, wo Udayana wohnt, nachdem ich dir vorher deinen Freier Prasenajit gezeigt habe.« Nach diesen Worten besteigt Kalingasenâ den Zauberwagen ihrer Freundin, mit all ihren Schätzen und Leuten, mit Reisevorrath sich versehen, und eilt am Himmel fort, ohne ihre Ältern zu benachrichtigen, denn ein von der Liebe gelenktes Weib achtet weder auf die Klippen noch auf den Abgrund vor sich. Zuerst kommen beide Freundinnen nach Çrâvastî, wo sie von ferne den König Prasenajit sehen, vom Alter gebleicht. »Da ist der König Prasenajit! diesem will dein Vater dich zur Gattin geben; sieh nur!« mit diesen Worten zeigt Somaprabhâ laut lachend auf den König hin. Kalingasenâ spricht: »Das Alter hat sich diesen König zum Bräutigam erwählt; welch andres Mädchen möchte diesen sich erkiesen? Drum, o Freundin, führe mich schnell von hier fort zu dem Könige von Vatsa.« Bald gelangen die Freundinnen in Kauçambî an, und Kalingasenâ sieht Udayana im Garten lustwandeln, ist von seiner Schönheit bezaubert, und fordert die Freundin auf, noch heute eine Zusammenkunft mit Udayana zu bewirken. Somaprabhâ erwidert, dass sie gerade heute ein ungünstiges Omen wahrgenommen habe; Kalingasenâ möge daher heute ruhig in dem Garten sich verborgen halten, und ja keinen Boten als Vermittler aussenden; morgen früh werde sie zurückkehren, und auf irgend eine Weise eine Zusammenkunft zwischen beiden Liebenden veranstalten, jetzt aber müsse sie in das Haus ihres Gatten zurückkehren.« Darauf lässt Somaprabhâ die Freundin aus ihrem Wagen aussteigen und eilt fort; auch Udayana verlässt den Garten und geht in seinen Palast. Kalingasenâ aber voll Ungeduld vergisst die Warnung der erfahrenen Freundin und sendet ihren Kämmerer zu Udayana, mit der Meldung, »dass sie, die Tochter des Königs von Takshaçilâ, hierher gekommen sei, um sich mit ihm nach freier Selbstwahl zu vermählen.« Udayana ist über diese Botschaft sehr erfreut, beschenkt den Kämmerer reichlich mit Gold und Kleidern, und

ruft seinen ersten Rath Yaugandharâyana herbei, dem er Alles mittheilt und befragt, wann die Vermählung vollzogen werden könne. Yaugandharâyana, nur für das Glück seines Herrn besorgt, denkt, dass, wenn Udayana die schöne Kalingasenâ beirathe, er dann alles Andere vernachlässigen würde; dies würde der Königin Vâsavadattâ das Leben kosten, und somit allmählig die ganze Familie untergehen: geradezu dem Könige entgegen zu treten, sei aber auch nicht zweckmässig, denn wenn man ihn hindern wolle, würde seine Leidenschaft nur noch mehr zunehmen; er müsse daher versuchen, Zeit zu gewinnen, um so die Heimführung zu verhindern. « Er sagt darauf zu dem Könige: »Du bist glücklich zu preisen, dass Kalingasenâ selbst in dein Haus gekommen, und ihr Vater dadurch dein Vasall geworden ist. Befrage daher die Astrologen, und verinähe dich mit ihr an einem Tage glücklicher Gestirne, denn sie ist die Tochter eines angesehenen Fürsten. Heute lass ihr eine besondere, ihrer Würde angemessene Wohnung anweisen, und sende ihr Sklaven und Sklavinnen, Kleider und Schmuck.« Udayana folgt diesem Rathe und übersendet kostbare Geschenke an Kalingasenâ, die hoch erfreut sich am Ziele ihrer Wünsche angekommen glaubt. Yaugandharâyana, in seine Wohnung zurückgekehrt, überlegt, dass das Gewinnen von Zeit das einzige Mittel gegen unheilvolle Unternehmungen sei, dadurch sei auch die Gemahlin des Indra vor der Rohheit des Nahusha geschützt worden. Er theilt daher den Astrologen heimlich seinen Plan mit, den günstigen Tag für die Vermählung weit hinaus zu schieben. Unterdessen hat die Königin Vâsavadattâ Alles erfahren, lässt den Yaugandharâyana zu sich rufen, und sagt weinend: »Du hast mir einst versprochen, dass, so lange du Rathgeber des Königs wärest, ausser Padmavati keine andere Nebengemahlin hier hausen solle; jetzt aber soll Kalingasenâ als neue Gemahlin des Udayana hier eingeführt werden, und sie ist schön, und der König liebt sie leidenschaftlich. Du bist somit zum Lügner geworden, und mich wird dies tödten.« Yaugandharâyana erwidert: »Beruhige dich! wie wäre dies möglich so lange ich lebe? Du darfst aber in dieser Sache dem Könige keinen Widerstand leisten. Der Kranke verfällt nicht der Gewalt des Arztes, dadurch dass dieser dem Leidenden widerspricht, sondern im Gegentheile nur durch freundliche Reden vermag er die Kur durchzuführen. Der Mensch wird nicht aus der wilden Strömung des Flusses gerettet, dass man

ihn gegen den Strom zieht, sondern dadurch, dass man ihn mit dem Strome ruhig gleiten lässt; ebenso ist es bei der Leidenschaft. Wenn daher der König zu dir kommt, so behandle ihn mit gewohnter Artigkeit, unverändert in deinem Wesen, deine innern Gedanken verbergend; drücke deine Freude darüber aus, dass er Kalingasenā gewonnen habe, indem du davon sprichst, welchen Zuwachs an Macht das Reich dadurch gewinne, dass ihr Vater des Königs Bundesgenosse werde. Der König sieht auf diese Weise in dir nur Hochherzigkeit, wird die alte Liebe zu dir bewahren, und da er wähnt, dass Kalingasenā ihm somit bereits angehöre, wird er kein Verlangen nach ihrem Besitze empfinden, denn nur mit dem Widerspruche wächst der Wunsch nach den Dingen. Die Königin Padmāvati muss von dir zu derselben Handlungsweise aufgefordert werden, und so erträgt der König geduldig die von uns bezweckte Verzögerung. Weiterhin wirst du die Macht meiner Schlaubeit erschauen, denn in schwieriger Lage erprobt sich der Weise wie der Held in der Schlacht. Gieb dich daher, o Königin, nicht der Verzweiflung hin! « Freundlich entlässt ihn Vāsavadattā. Udayana, die Seele ganz erfüllt mit dem Gedanken an die neue Geliebte, geht an diesem Tage zu keiner der beiden Königinnen, und Alle, Vāsavadattā, Udayana, Yaugandharāyana und Kalingasenā, jeder in seiner besondern Wohnung, bringen die Nacht in Gedanken und Sorgen zu.

### Cap. 32.

Am andern Morgen fragt der verschlagene Yaugandharāyana den König, warum das Horoscop zur glücklichen Vermählung noch nicht gestellt sei. Udayana lässt sogleich die Astrologen holen, die, von dem Minister in seine Pläne eingeweiht, sagen, dass von jetzt ab in sechs Monaten der günstige Tag sein würde. In verstelltem Zorne ruft Yaugandharāyana: »Das sind unwisende Menschen. Rufe doch den Astrologen her, den du selbst früher als Weisen anerkannt hast, und befrage diesen.« Aber auch dieser ist vom Minister gewonnen, und sagt deshalb gleichfalls, dass erst am Ende des sechsten Monats eine glückbringende Constellation bevorstehe. Udayana ist über diesen Ausspruch betroffen, und sagt, dass Kalingasenā müsse befragt und erforscht werden, was diese sage. Yaugandharāyana geht zu ihr hin, und als er das bezaubernd schöne Mädchen sieht, fühlt er

seine frühere Ansicht nur bestätigt, dass wenn Udayana sich mit dieser vermähle, er alle Reichsgeschäfte vernachlässigen würde. Er theilt ihr seinen Auftrag mit, und nachdem die Astrologen die Constellation erfahren, unter der Kalingasenâ geboren worden, berechnen sie auch für sie die glückliche Stunde der Vermählung als am Ende von sechs Monaten stattfindend. Kalingasenâ ist darüber sehr betrübt, doch da ihr ganzes Gefolge ihr auseinander setzt, dass eine unter unglücklicher Stellung der Gestirne geschlossene Vermählung für Alle Unheil bringen würde, unterwirft sie sich ergeben dem vernommenen Beschlusse. Yaugandharâyana meldet es dem Könige, der sich gleichfalls dabei beruhigt. So ist das Hinauschieben der Vermählung zwar glücklich erreicht, aber um die ganze Angelegenheit nach Wunsch zu Ende zu bringen, ruft Yaugandharâyana, in seine Wohnung zurückgekehrt, einen Brahmarâkshasa, Namens Yogeçvara herbei, den er früher sich zum Freunde gemacht hat. Dieser erscheint auch sogleich und Yaugandharâyana erzählt ihm Alles, was sich auf die Liebe des Königs zu Kalingasenâ bezieht, und fährt dann fort: »So habe ich Zeit gewonnen; in der Zwischenzeit mußt du vermittelst deiner Zauberkraft das Thun und Treiben der Kalingasenâ heimlich beobachten. Die Vidyâdharas und andere göttliche Wesen begehren sie im Geheimen sicherlich zur Gattin, denn ein so schönes Mädchen, wie sie, findet sich in der ganzen Dreiwelt nicht. Sollte sie daher mit irgendeinem Siddha oder Vidyâdhara ein Verhältniss eingehen, und du dieses sehen, so würde dies für uns ganz vortrefflich sein; sollte ein solcher himmlischer Liebhaber in andrer Gestalt zu ihr kommen, so mußt du ihn im Schlafe genau beobachten, denn die Götter nehmen schlafend stets wieder ihre eigene Gestalt an. Würde auf diese Weise durch deine scharfe Beobachtung eine Schuld an ihr bemerkt, so würde der König aufhören sie zu lieben, und unsere Absicht erreicht werden.« Der Râkshasa ruft aus: »Warum soll ich sie denn nicht lieber durch meine Zaubermacht ins Verderben stürzen oder sie tödten?« »Nein, erwidert Yaugandharâyana, das darf nicht geschehen; das wäre ein grosses Verbrechen. Denn wer die Tugend nicht verletzend seine Pfade wandelt, dem naht gerade sie, die Tugend, als Beistand zur Erreichung der erstrebten Ziele. Du mußt daher eine aus ihr selbst entstandene Schuld gesehen haben, um dadurch die Angelegenheit des Königs zu fördern.« Der Râkshasa schleicht sich

nun heimlich, durch seine Zaubermacht von Niemandem bemerkt, in die Wohnung der Kalingasenà. Unterdessen kommt Somaprabhá wieder zu ihrer Freundin, und, nachdem sie dieselbe über Alles was vorgefallen befragt, sagt sie ihr, von dem unsichtbaren Rákshasa belauscht: »Ich bin schon heute früh hierher gekommen, und habe unbemerkt an deiner Seite stehend, dein ganzes Gespräch mit Yaugandharáyana gehört. Wie konntest du gestern, als an einem Unglückstage, die Boten an Udayana schicken, da ich es dir ausdrücklich verboten hatte? Denn, o Freundin, jede Handlung, die man unternimmt ohne die bösen Omina vorher beseitigt zu haben, gestaltet sich zu etwas Unheilvollem; als Beleg dafür höre die folgende Geschichte.

### Geschichte des Vishnudatta.

Der junge Brahmane Vishnudatta beschliesst, als er das sechzehnte Jahr vollendet hat, nach der Stadt Vallabhi zu ziehen, um dort seine Studien zu vollenden. Zu demselben Zwecke verbinden sich noch sieben andere Brahmanensöhne mit ihm, die aber alle sieben höchst unwissend und ungebildet sind. Sie geloben sich mit einem Eide, sich gegenseitig nicht zu verlassen, und reisen dann in der Nacht ab. Kaum haben sie die Stadt verlassen, so zeigt sich ein Unglückverkündendes Omen. Vishnudatta ruft aus: »Das war ein böses Omen; es ist daher angemessen, heute wieder umzukehren, morgen von günstigen Vögeln begleitet wollen wir wieder aufbrechen.« Die Genossen erwidern: »Klügle doch nicht fälschlich Furcht aus diesen Vorzeichen voraus! wir fürchten uns nicht, wenn du dich aber fürchtest, so geh nicht weiter mit, wir reisen weiter.« Vishnudatta, durch seinen Eid gebunden, zieht weiter mit fort im Gebet sich an Hari wendend; als aber der Tag graut, bemerkt er wieder ein unglünstiges Omen, und theilt es seinen Freunden mit, die ihn mit den Worten ausschelten: »Das eben ist unser unglünstiges Omen, dass wir mit dir reisen, der auf jedem Schritte von einer Krähe erschreckt wird. Was braucht es da noch andere Omina?« Ohne etwas zu erwidern zieht Vishnudatta schweigend mit ihnen weiter. Am Abend kommen sie in ein von Çavara's bewohntes Dorf, in welchem sie lange vergeblich nach einer gastlichen Aufnahme umherirren, endlich finden sie ein einzeln stehendes, von einer jungen Frau bewohntes Haus;

nur ungern gewährt die Frau ihnen Einlass. Die sieben Begleiter schlafen ermüdet gleich ein, Vishnudatta allein bleibt wach, von dem Gedanken, dass die bösen Omina des heutigen Tages in Erfüllung gehen möchten, erfüllt. Plötzlich tritt ein junger Mann in das Haus und begiebt sich in das Schlafzimmer der jungen Frau; den Liebesfreuden sich hingebend, schlafen beide zuletzt ein. Vishnudatta hat durch eine Spalte in der Thüre Alles beim Scheine einer Lampe gesehen, und zweifelt nicht, dass jener junge Mann der Liebhaber und nicht der Gatte der Frau sei. Plötzlich hört er draussen Lärm von vielen Leuten, und der Oberherr der Çavara's tritt mit gezogenem Schwerte herein; als er die Fremdlinge sieht, fragt er, wer sie seien, und zitternd sagt Vishnudatta, dass sie Wanderer seien. Aus dem Auftreten des Mannes erkennt Vishnudatta, dass dies der Hausherr ist. Der Çavara geht in das Schlafzimmer und als er dort die beiden Liebenden schlafend findet, haut er dem Liebhaber den Kopf ab, ohne seine Frau zu verletzen oder nur aufzuwecken; darauf wirft er das Schwert auf den Boden und legt sich in ein andres Bett schlafen. Vishnudatta sieht auch dies Alles beim Schein der Lampe. Die Frau wacht endlich auf, und da sie ihren Liebhaber getödtet neben sich und ihren Gatten schlafen sieht, so steht sie auf, trägt den Rumpf und den abgehauenen Kopf des Ermordeten aus dem Hause heraus, wirft beides draussen in eine Aschengrube und kehrt dann unbemerkt zurück; Vishnudatta aber ist ihr nachgeschlichen, und hat Alles beobachtet. Die Frau in das Schlafzimmer tretend ergreift das dort liegende Schwert und schlägt ihrem schlafenden Gatten den Kopf ab; darauf erhebt sie ein lautes Geschrei um die Diener herbeizurufen: »Wehe! mein Mann ist von diesen Reisenden ermordet worden!« Die Diener stürzen herein und als sie ihren Herrn todt daliegen sehen, dringen sie mit gezückten Schwerdtern auf Vishnudatta und seine Gefährten ein. Vishnudatta ruft aus: »Hüthet euch vor Brahmanen-Mord! Nicht wir haben dieses Verbrechen begangen, sondern dieses schändliche Weib da. Ich habe Alles gesehen, und wenn ihr uns Gnade zusagt, will ich es euch erzählen.« Er berichtet nun über die ganze Begebenheit, führt die Leute dann aus dem Hause und zeigt ihnen den Rumpf und das Haupt des erschlagenen Liebhabers, und wie das Weib dies in die Grube geworfen habe. Die Frau gesteht selbst ihr Verbrechen ein; Vishnudatta und seine sieben Freunde werden in Folge



dessen von den Dienern des ermordeten Çavara-Häuptlings freigelassen. Die sieben Freunde preisen laut den Scharfsinn des Vishnudatta, der als Fackel geleuchtet, während sie geschlafen, und sie vor dem Tode, der durch ein böses Omen ihnen bevorstanden, gerettet habe. Am andern Morgen ziehen sie alle weiter, um das Ziel der unternommenen Reise zu erreichen.

Somaprabhâ fährt nach dieser Erzählung fort: »So verursacht ein böses Omen, das beim Beginn einer Unternehmung uns entgegen tritt, wenn es nicht durch Verzögerung, Aufschieben u. s. w. beseitigt wird, nichts wie Unheil; und unverständige Menschen, die die Worte der Weisen verachten, empfinden später bittere Reue über das, was sie mit ungestümer Leidenschaft begonnen haben. Dass du daher gestern bei ungünstigen Gestirnen einen Boten zu Udayana sandtest der Selbstwahl wegen, war unverständlich gehandelt. Möge das Geschick deine Vermählung ohne weiteres Hinderniss dir gestatten; denn auch die Götter begehren dich, und davor muss man dich schützen. Ferner verliere den schlaun Yaugandharâyana nicht aus den Augen, denn er, der die Leidenschaft des Königs zu dir fürchtet, möchte dir manche Hindernisse bereiten, um die Vermählung zu verhindern, und wenn sie dennoch vollzogen wird, dich in irgend ein Unrecht verwickeln, oder wenn er auch als ein tugendhafter Mann dies nicht thun sollte, so vergiss ja nicht, dass du an den andern Frauen des Königs Nebenbuhlerinnen hast. Höre in dieser Hinsicht folgende Erzählung:

### Geschichte der Kadallgarbhâ.

Kadallgarbhâ ist die Tochter des frommen Büssers Mankanaka und der Apsarase Menakâ. Einst kommt der König Dridharvarman in die Waldhütte des Heiligen und sieht das schöne Mädchen. Er erbittet sie sich zur Gattin, was auch der Vater gewährt. Die Götterfrauen eilen aus Liebe zur Menakâ herbei, um ihr den Brautschmuck zu bringen, und geben ihr zuletzt Senfkörner in die Hand mit der Bemerkung, sie möge diese auf ihrem Wege aussäen; wenn sie einst von ihrem Gatten misachtet hierher zurückzukehren wünsche, so würden diese aufgewachsen sie den Weg zu der Einsiedelei finden lassen. Kadallgarbhâ besteigt mit ihrem Gatten ein Ross und kommt, überall

die Senfkörner ausstreudend, in der Hauptstadt an. Die ausschliessliche Liebe des Königs zu ihr, erregt die Eifersucht seiner früheren Gemahlin, die den ersten Rathgeber desselben, dem sie früher viel Huld erwiesen hat, zu sich rufen lässt, und, nachdem sie ihm ihr Leid geklagt hat, ihn bittet dafür zu sorgen, dass Kadaltgarbhá wieder in ihre Heimath zurückkehre. Empört weist der Minister diese Zumuthung zurück, und ruft erzürnt aus: »Das ist die Sache der herumziehenden Priesterinnen, die in List und Trug erfahren sind, denn diese betrügerischen Weiber betreten ungehindert die Häuser, und aller Zauberkünste kundig was gäbe es da, was sie nicht vollbrächten.« Scheinbar gedemüthigt entlässt die Königin den Minister, seine letzten Worte aber hat sie sich wohl gemerkt, und lässt durch eine Dienerin eine solche Pravrajiká holen, der sie ihre Absichten mittheilt und für das Gelingen derselben eine grosse Summe Geldes verspricht. Von der Aussicht auf Gewinn geblendet, verspricht die Priesterin ihre Hülfe, aber als sie allein in ihrer Zelle ist, wird sie ängstlich, dass sie der Königin etwas gelobt, das zu erfüllen ihre Wissenschaft nicht ausreiche; sie dürfe in dem königlichen Palaste nicht wie anderswo es wagen, Betrug zu üben, denn wenn man diesen einmal entdeckte, würde sie der Strafe nicht entgehen; das einzige Mittel sei, ihren Freund, den Barbier, zu veranlassen ihr beizustehen, denn der sei in allen solchen Künsten erfahren. Sie geht daher zu dem Barbier, und erzählt ihm Alles. Dieser ist ein alter Gauner, der bei sich überlegt: »Endlich ist einmal eine günstige Gelegenheit mir gekommen, etwas zu gewinnen; aber der jungen Frau des Königs darf kein Leid zugefügt werden, im Gegentheil ich muss sie schützen, denn ihr Vater, ein Mann von göttlichem Scharfsinn würde sicher Alles erfahren, und es dann dem Könige melden. Wird Kadaltgarbhá vom Könige getrennt, so wollen wir die Königin gehörig ausbeuteln, denn wenn der Diener Mitwisser eines gefährlichen Geheimnisses ist, wird der Herr zum Diener; sollte sich aber der König mit seiner jungen Gemahlin wieder verbinden, so werde ich ihm Alles so darstellen, dass es mir die Quelle reichlicher Spenden wird.« Der Barbier verspricht darauf der Priesterin Alles glücklich zu Ende zu führen, und erzählt ihr als Beweis seiner Schlaueit folgendes Erlebniss seines Lebens: —

Der Vater des jetzigen Königs war ein liederlicher Mensch; ich war sein Diener und versah bei ihm die mir angemessenen

Dienste. Einst schweifte er durch die Stadt und sah meine Frau, die jung und schön ihm sehr gefiel. Nachdem er von den Leuten erfahren, dass sie die Frau seines Barbiers sei, kam er in mein Haus und verführte meine Frau, da ich gerade abwesend war. Am andern Tage bei meiner Rückkehr fand ich meine Frau ganz verändert, und als ich sie frug, erzählte sie mir hochmüthig geworden was sich ereignet hatte. Ich sah kein Mittel, diesen Umgang gewaltsam zu verhindern, ich nahm daher meine Zuflucht zu einer List, ass sehr wenig so dass ich ganz abmagerte, und stellte mich nun krank. So ging ich eines Tages, um meine gewöhnlichen Geschäfte zu verrichten, zum Könige, schzend, hlass und mager. Als der König mich so scheinbar krank sah, frug er mich neugierig, was mir zugestossen sei. Ich antwortete nicht gleich, darauf dringender gebeten, sagte ich ihm: »Ach! meine Frau ist eine Hexe! Wenn ich schlafe, zieht sie mir die Eingeweide durch den After aus dem Leibe, saugt sie aus, und steckt sie dann auf dieselbe Weise wieder hinein. Dadurch bin ich so mager geworden, denn als einzige Nahrung erhalte ich nur süssliche Sachen, von ordentlicher Speise ist nicht die Rede.« Diese Worte machten den König ängstlich, und er überlegte: »Sollte sie wirklich eine Hexe sein? Hätte sie mich etwa deshalb an sich gelockt? Nun, ich werde es heute selbst prüfen.« Der König liess mir darauf ein reichliches Maal vorsetzen, ich ging dann nach Hause und als ich zu meiner Frau kam, fing ich heftig an zu weinen. Sie frug mich nach der Ursache; da sagte ich: »Du darfst das, was ich dir mittheilen werde, ja Niemanden erzählen; höre! Der König hat am After Zähne, hart wie Diamanten. Heute als ich mein Geschäft bei ihm versah, habe ich mein Rasirmesser, obgleich es von bester Qualität war, an diesen Zähnen zerbrochen und gewiss wird mir jedesmal ein Messer zu Grunde gehen. Wo soll ich armer Mann aber immer neue Messer hernehmen? Darum weine ich, denn mein ganzer Verdienst hier im Hause ist mir ruinirt, wenn ich meine sonstigen Kunden nicht mehr bedienen kann.« Meine Frau plagte nun die Neugierde, diese wunderbaren Zähne selbst zu sehen. Obgleich seit dem Beginne der Welt so etwas weder gehört noch gesehen worden ist, so erkannte sie es dennoch nicht als Unwahrheit, denn Frauen werden leicht durch die Berichte eines Schelmes betrogen. Als nun der König gekommen war, stellte er sich bald als wenn er aus Müdigkeit eingeschl-

fen wäre, und meine Frau versuchte ganz leise ihre Neugierde zu befriedigen; da sprang er auf, schrie: »eine Hexe! eine Hexe!« und lief erschrocken fort. Von da an liess der König meine Frau in Ruhe, die nun wieder nur mir in Treue ergeben war. —

Der Barbier sagt zum Schluss: »Jetzt will ich dir sagen, in welcher Weise eure Absicht erreicht werden kann: irgend ein alter Diener des Harems muss bestochen werden, dass er dem König sagt, »Kadallgarbhâ sei eine Hexe.« Da sie aus der Einsamkeit des Waldes hierher gekommen ist, so hat sie keine eignen Diener, und was thäte ein Fremder nicht, wenn man ihm Geld verspricht? Während der König so mit Verdacht erfüllt wird, müssen in der Nacht heimlich in das Zimmer der Kadallgarbhâ Hände und Füsse eines Leichnams (?) gebracht werden: wenn der König dies nun am andern Morgen sieht, wird er den Verdacht des Dieners für begründet halten, und sie verstoßen. So wird die Königin ihren Wunsch erreichen, dich dann hochehren und reichlich beschenken.« Die Priesterin berichtet dies genau der Königin, die in gesagter Weise Alles ausführt. Der König verstösst auch wirklich die Kadallgarbhâ, die tief verletzt über diese Schmach den Palast verlässt, und auf demselben Wege, auf dem sie hergekommen, wieder in die Einsiedelei ihres Vaters zurückkehrt; als Führer dienen ihr die damals gesäten und nun aufgewachsenen Senfkörner. Der Heilige, als er sie so unerwartet zurückkommen sieht, fasst im ersten Augenblick den Verdacht, dass sie irgend etwas Unrechtes begangen habe, aber durch Nachdenken erkennt er den ganzen Zusammenhang, tröstet seine Tochter, zieht sogleich an den Hof und theilt dem Könige das ganze betrügerische Gaukelspiel mit, das die Königin aus Hass gegen ihre Nebenbuhlerin angestiftet hat. Als der Barbier dies erfährt, geht er ebenfalls zum Könige, und sagt ihm, dass nur er durch Anwendung von Zaubersprüchen die Kadallgarbhâ vor der Gewalt der Königin gerettet habe, der er zum Scheine beigestanden. Der König ist über diesen Bericht sehr erfreut und beschenkt den Barbier. Leider werden die Könige von Betrügnern ausgebeutet! Der König nimmt Kadallgarbhâ wieder zu sich und lebt von da an mit ihr in ungetrübtem Glücke; von der eifersüchtigen Königin aber wendet er sich ganz ab.

Nach dieser Erzählung sagt Somaprabhā : »Auf diese Weise, o schöne Kalingasenā, verursachen die Nebenfrauen viel Unheil. Das glückliche Gestirn für deine Vermählung wird erst in längerer Zeit aufgehen, darum wahre dich wohl, denn selbst die Götter, deren Wege unerforschlich sind, begehren dich. Bewache daher jetzt dich selbst, da du deine Seele einmal dem Udayana übergeben, denn nur in deiner Tugend besteht deine Heldenkraft. Ich kann dich fortan nicht mehr schützen, denn ich werde nicht wieder zu dir zurückkehren, da du jetzt im Hause deines Gatten dich befindest, und edle Frauen kommen nie in das Haus des Gatten der Freundin. Auch bin ich jetzt durch meinen eigenen Gatten daran verhindert. Heimlich, durch die Macht meiner grossen Liebe zu dir bewogen, hierher zu kommen, würde sich nicht für mich geziemen, auch würde mein Gatte von göttlichem Blicke dies sogleich erfahren; nur mit Mühe habe ich heute seine Erlaubniss erhalten dich aufzusuchen. Deine Angelegenheit ist jetzt nicht mehr die meinige, darum gehe ich nach Hause; sollte mein Gatte es aber gewähren, so werde ich wieder zu dir kommen, das Schaamgefühl überwindend.«

Nach diesen Worten umarmt Somaprabhā die weinende Kalingasenā, und da der Tag sich neigt, eilt sie durch die Lüfte nach ihrer Wohnung zurück.

### Cap. 33.

Kalingasenā, von der Freundin getrennt, fern von der Heimath und den Verwandten, nur von der Hoffnung getragen die Gattin des Udayana zu werden, lebt in Kauçāmbī gleichwie ein Reh das aus dem Walde sich verirrt hat. Udayana, verdriesslich über die Astrologen, welche schlaue die Hochzeit verzögert, geht eines Tages um sich zu zerstreuen zu der Königin Vāsavadattā. Diese empfängt ihn, der Rathschläge des Yaugandharāyana eingedenk, mit der grössten Artigkeit. Udayana ist über diesen Empfang sehr erstaunt, da sie doch von der Ankunft der Kalingasenā unterrichtet sein müsse, und um es sicher zu erfahren fragt er sie, ob sie wisse, dass die Königstochter Kalingasenā hierher gekommen sei, um ihn nach freier Wahl zum Gatten zu erwählen. Ohne die Farbe zu ändern erwidert Vāsavadattā: »Ich weiss es, und es ist mir eine grosse Freude, denn sie kommt zu uns als wahre Glücksgöttin, da durch sie ihr Vater Kalingadatta dein Vasall, und somit die ganze Erde dir unterthänig

werden wird. Über diese Machtfülle, die dieser uns gewähren wird, sowie über dein Glück bin ich sehr erfreut, und meine Freude darüber muss dir aus meiner früheren liebenden Hingabe bekannt sein; wie sollte ich daher mich nicht glücklich preisen, dass du mein Gatte bist, den die Königstöchter begehren, um welche andere Fürsten sich vergeblich bemühten? Udayana ahndet, dass Vāsavadattā nur aus Hochherzigkeit so spricht, um sich seinen Wünschen zu fügen, dass es ihr aber in der Wirklichkeit kaum möglich sein würde, eine solche Nebenbuhlerin zu ertragen, und wenn es ihr innerlichst zuwider sei, das ganze königliche Haus dem Untergange entgegen gehe; er sehe also nicht ab, wie er Kalingasenā heirathen könne. Er geht darauf zu der Königin Padmāvatt, die von Vāsavadattā benachrichtigt, ihn in derselben freundlichen Weise empfängt, und seinen Wünschen sich geneigt zeigt. Er theilt nun seinem ersten Rathgeber Yaugandharāyana die einen und denselben Geist athmenden Reden der beiden Königinnen mit, und dieser, schlau die günstige Zeit benutzend, da er den König in Zweifel und Unruhe sieht, sagt: »Ich weiss nichts von dieser mit Erstaunen mich erfüllenden Hingabe der Königinnen; es liegt dahinter aber gewiss ein schrecklicher Gedanke, und sie haben nur so gesprochen in der entschiedenen Absicht, sich das Leben zu nehmen, denn wenn der Gatte eine Andere liebt oder zum Himmel eingeht, so sind edle Frauen, frei von Selbstsucht, stets zu sterben entschlossen, da sie Verletzung inniger Liebe nicht ertragen. Als Beleg höre die folgende Geschichte:

### Geschichte des Ćrutasena.

In der Stadt Gokarna lebt der König Ćrutasena, dem zu seinem Glücke nichts weiter als eine seiner würdige Gattin fehlt. Mit dem Gedanken daran beschäftigt, sagt der Brahmane Agniçarman zu ihm: Ich habe zwei Wunder gesehen, diese will ich dir erzählen, höre!

Auf einer Pilgerfahrt kam ich zu dem heiligen Teiche Pançatrthi, nachdem ich mich dort gebadet, und weiter zog, sah ich auf dem Felde einen Bauer, der singend den Acker pflügte. Ein wandernder Mönch befrug ihn nach dem Wege, er aber, ruhig fortsingend, hörte nicht auf dessen Frage. Der Bettelmönch wurde zornig und schimpfte, da hörte der Bauer auf zu

singen, und sagte: »Du bist ein Mönch, und verstehst nicht das Geringste vom Gesetze (dharma), während ich ein ungelehrter Mann das Mark des Gesetzes kenne.« Auf neugieriges Befragen erzählte der Bauer: —

In diesem Lande lebten drei Brüder, alle Brahmanen. Die beiden ältesten waren verheirathet, der jüngste aber nicht. Der jüngste wurde von den älteren Brüdern wie ein Diener behandelt, und arbeitete mit mir zusammen, denn ich bin der Pflüger der Brüder; sie wussten, dass er sanft von Charakter, tugendhaft, redlich, aber ohne besondern Verstand und Arbeitsamkeit war. Einst verlangten seine beiden Schwägerinnen, die sich in ihn verliebt hatten, Unerlaubtes von ihm, er aber wies sie zurück. Beide Frauen verleumdeten ihn nun bei ihren Männern, dass er ihnen nachstelle, und innerlich von Zorn erfüllt, gaben die beiden Brüder dem Jüngeren den Befehl, einen Ameisenhaufen, der mitten auf dem Acker stand, zu ebnen. Viçvadatta ging hin, und begann mit dem Grabscheite zu arbeiten, und obgleich ich ihm zurief, er möge es ja nicht thun, da unter dem Ameisenhaufen eine giftige Schlange lagere, so führte er dennoch seinen Auftrag aus, statt der Schlange aber fand er ein mit Gold gefülltes Gefäss. Ehrlich brachte er, obgleich ich ihn davon abzuhalten suchte, das Gold zu seinen Brüdern, die ihm zwar einen Theil davon schenkten, aber zugleich von Habsucht getrieben Mörder aussandten, die ihm Hände und Füße abhieben. Aber auch da zürnte er noch nicht gegen seine Brüder, und in Folge dieser Tugend liessen die Götter ihm wieder Hände und Füße wachsen. —

»Seitdem ich dies gesehen, schloss der Bauer, habe ich allen Zorn aufgegeben, du aber, sogar ein Büsser, lässt noch nicht vom Zorne. Der den Zorn Beherrschende ersiegt sich den Himmel, sieh dies jetzt!« Nach diesen Worten streifte der Bauer seinen irdischen Leib ab, und stieg zum Himmel empor. —

Dies war das erste Wunder, das ich sah; höre jetzt das zweite. —

Auf meiner weiteren Pilgerfahrt kam ich in das Reich des Königs Vasantasena. Als ich zum Opferplatze trat, um dort zu essen, riefen mir die Brahmanen zu, nicht diesen Weg zu gehen, denn dort befinde sich die Tochter des Königs, mit Namen Vidyuddytā, die schönste aller Frauen. Als man aber erfahren, dass ich ein Diener Ew. Majestät sei, führte mich der Oberprie-

ster zum Könige, um mit diesem zu essen; hier sah ich seine Tochter, und von ihrer Schönheit geblendet, dachte ich, wenn diese die Gattin deines Herrn würde, so würde dieser gewiss alle Regierungsgeschäfte vernachlässigen; dennoch muss ich ihm diese Begebenheit erzählen, sonst möchte es eine Wiederholung der Geschichte der Unmädint und des Königs Devasena werden.<sup>6)</sup> — Es könnte daher eine solche Vernachlässigung als Verrath an meiner Dienstpflcht angesehen werden. Darum habe ich dir, als ich heute von dort zurückkehrte, auch dieses zweite Wunder erzählt. « Crutasena durch diesen Bericht von Liebe zu Vidyuddyotâ entflammt, heirathet dieselbe, und wie das Licht mit der Sonne, so war sie mit dem Könige untrennbar verbunden. Nach einiger Zeit bietet sich Mâtridattâ, die schöne Tochter eines reichen Kaufmanns, dem Könige nach dem Gesetze der Selbstwahl zur Gattin an, und der König, in der Furcht ein Unrecht zu begehen, wenn er sie zurückwiese, vermählt sich mit ihr. Der Vidyuddyotâ bricht darüber das Herz, und bei dem Anblick ihrer Leiche stirbt der König, Mâtridattâ aber stürzt sich in die Flamme; und so ging das ganze Reich zu Grunde.

Es sei daher nicht zu bezweifeln, schliesst Yaugandharâyana seine Erzählung, dass durch Udayana's Vermählung mit Kalingasenâ das königliche Haus untergehen werde. Der König möge daher vor Allem an seinen eigenen Vortheil denken. Diese Worte machen einen tiefen Eindruck auf Udayana, der zu ruhiger Überlegung zurückkehrend die Vermählung mit Kalingasenâ aufzugeben beschliesst. Yaugandharâyana verlässt den König sehr erfreut, der nun zu Vâsavadattâ geht, die ihn, um die innere Bewegung zu verbergen, gastlich aufnimmt. Er sagt zu ihr: » Was soll ich es noch besonders sagen, da du, Rehâugige, es ja von selbst weisst, dass deine Liebe der Quell meines Lebens ist, wie dem Lotos das Wasser. Ich würde nie eine Andere hergelockt haben, Kalingasenâ aber ist aus eignem Antriebe in mein Haus eingedrungen, und aus Furcht, es möge mich ein Fluch treffen, wie vordem den Arjuna als er die Apsarase Rambhâ zurückwies, habe ich damals, als Kalingasenâ ankam, sie nicht gleich abgewiesen. Wie vermöchte ich ohne dass es mit

6) Siehe Targ. 45; çl. 68—79. (meiner Ausgabe p. 300.)



deinen Wünschen übereinstimmte, irgend etwas Bestimmtes zu versprechen?« Vāsavadattā ist durch diese Rede wieder ganz beruhigt.

Unterdessen kommt jener Brahmarākshasa, den Yaugandharāyana beauftragt hatte, Kalingasenā zu beobachten, zu diesem und meldet ihm, dass er bis jetzt nichts Ungehöriges bemerkt habe, nur diese Nacht habe er in der Luft ein undeutliches Flüstern gehört; um den Urheber desselben zu erforschen, habe er seine Zaubermacht angewendet, diese sei aber machtlos geblieben, er habe daraus geschlossen, dass irgend ein Gott, durch Kalingasenā's Anmuth herbeigelockt, durch die Lüfte gewandert sei. Er sei jetzt hergekommen, um ihm, dem Minister, dies zu melden. Zugleich fragt der Brahmarākshasa den Yaugandharāyana, was er mit den von ihm, als er durch seine Zaubermacht unsichtbar anwesend gewesen sei, vernommenen Worten, die der Minister dem Könige Udayana zugerufen: »Selbst die Thiere suchen sich zu schützen!« habe sagen wollen, und ob er dafür einen Beleg habe. Yaugandharāyana erzählt ihm darauf folgende Fabel:

#### **Das Ichneumon, die Eule, die Katze und die Maus.**

Draussen vor der Stadt Vidiçā war einst ein grosser Feigenbaum. Vier Thiere wohnten in diesem Baume: ein Ichneumon, eine Eule, eine Katze und eine Maus, und jedes hatte seine von den andern getrennte Wohnung. Das Ichneumon und die Maus lebten, jedes in einer besondern Höhle an der Wurzel, die Katze in einer grossen Höhlung in der Mitte des Baumes, und die Eule auf dem Wipfel in einem aus Schlingpflanzen gebildeten jedem Andern unzugänglichen Neste. Die Maus, als das schwächste der Thiere, war der Gefahr des Todes durch die andern drei ausgesetzt, und die Katze, als das stärkste, war allen dreien ein todbringender Feind. Aus Furcht vor der Katze gingen das Ichneumon und die Maus nur des Nachts aus um sich Futter zu holen, und zur selben Zeit ihrem Naturell nach auch die Eule. Die Katze aber schwärmte ohne Furcht Tag und Nacht auf einem nahe dabei liegenden Gerstenfelde umher, um dort die Maus zu fangen; die andern drei gingen ebenfalls auf jenes Feld um zu ihrer Zeit dort Speise zu suchen. Eines Tages kam ein Jäger, und als er die Fusstapfen der Katze, die gerade auf das Gerstenfeld führten, bemerkte, stellte er rings um das

Feld Netze aus und ging dann fort. In der Nacht kam die Katze dorthin, in der Absicht die Maus zu tödten, so wie sie aber das Feld betrat, wurde sie in den Schlingen des Jägers gefangen: darauf kam auch die Maus um sich Futter zu holen verstorben dahin, und als sie die Katze gefangen sah, freute sie sich und tanzte vor Lust; aber kaum war sie in das Feld hinein gegangen, als von ferne auf demselben Wege zugleich die Eule und das Ichneumon herbeikamen. Sowie diese die Gefangennehmung der Katze sahen, machten sie Anstalt die Maus zu fangen, und die Maus, die dies aus der Ferne sah, von Angst ganz niedergebeugt, dachte bei sich: »Wenn ich mich zu der Katze, die bis dahin dem Ichneumon und der Eule Furcht einjagte, flüchte, so tödtet mich diese meine Feindin, obgleich sie gefangen ist, mit einem einzigen Schläge ihrer Tatzen; und entferne ich mich von der Katze, so tödtet mich die Eule oder das Ichneumon; so in der Klemme zwischen zwei Feinden sitzend, wohin soll ich fliehen, was soll ich machen? Wohlan, ich will doch meine Zuflucht zu der Katze nehmen, sie ist jetzt in grosser Noth, und indem ich ihr Hülfe leiste, um die Schlinge zu zerreißen, schützt sie mich, um sich selbst zu retten.« Mit diesem Gedanken ging die Maus langsam zu der Katze hin und sagte: »Es erregt mir grossen Schmerz, dass ich dich hier gefesselt sehe; ich will dir daher die Schlinge zerbeißen, denn edle Wesen empfinden Liebe selbst zu ihren Feinden wenn sie lange mit ihnen zusammenwohnen. Aber ich habe kein Vertrauen zu dir, denn ich kenne deine Gesinnung nicht.« Die Katze, als sie dies gehört, sprach: »O Liebe, fasse Vertrauen zu mir, von heute an sollst du, die du mir das Leben wiedergibst, meine Freundin sein!« Nach diesen Worten der Katze flüchtete sich die Maus in ihren Schooss, und die Beiden, das Ichneumon und die Eule gingen, ihre Hoffnung die Maus zu fangen aufgebend, fort. Darauf sagte die Katze von der Schlinge schmerzlich gedrückt zu der Maus: »Die Nacht, o Freundin, ist zum grössten Theile schon vorbei, darum zerbeisse mir rasch die Schlinge!« Die Maus fing langsam an die Schlinge zu zernagen, sich immer ängstlich umsehend, ob etwa der Jäger käme, und lange arbeitete sie vergeblich mit knirschenden Zähnen; endlich, als bereits der Morgen graute und der Jäger nahte, zerbiß sie schnell, von der Katze dringend gebeten, die Schlinge, und die Katze, von der Schlinge befreit, lief eilig aus Angst vor dem Jäger fort, die Maus aber, die dem Tode entronnen war,

schlüpfte schnell in ihre Höhle. Als sie aber kein rechtes Vertrauen fasste, rief die Katze sie herbei; da sagte sie: »Durch geschickte Benutzung der Zeit und Umstände wird zwar selbst ein Feind zum Freunde, aber nicht für immer.«

Yaugandharāyaṇa fährt dann fort zu dem Brahmarākshasa zu reden: »So rettete sich vor vielen Feinden die Maus, obgleich ein Thier, und das muss noch vielmehr bei den Menschen gelten. Das war es, was du neulich als meine Warnung an den König hörtest, und dass er dadurch, dass er die Königin Vāsā-dattā berücksichtige, seine eigenen Angelegenheiten in verständiger Weise beschütze. Verstand ist überall ein besserer Freund als Gewalt; hier als Beleg folgende Geschichte.

#### **Geschichte des Königs Prasenajit.**

In der Stadt Crāvastī herrschte einst der König Prasenajit. Ein unbekannter Brahmane kommt eines Tages in diese Stadt, der nur von einem einzigen Kaufmanne Reis zum Lebensunterhalte annimmt. Man giebt ihm Wohnung bei einem dort sesshaften Brahmanen. Täglich schickt jener Kaufmann den nothwendigen Reis, fügt demselben auch sonstige Geschenke hinzu, und als die übrigen Kaufleute dies erfahren, vereinigen sie sich zu gleichen Ehrengaben. So sammelt jener fremde Brahmane, der sehr geizig ist, allmählig Tausend Gold-Dinare, und geht, um sie sicher aufzuheben, in den Wald und vergräbt sie dort in die Erde. Täglich geht er allein an diese Stelle, aber eines Tages findet er die Grube geöffnet und all sein Geld ist daraus verschwunden. Fast schwinden ihm bei diesem Anblicke die Sinne; er kehrt zur Stadt zurück, erzählt seinem Wirth, was ihm begegnet sei, und drückt zugleich seinen festen Entschluss aus, zu einem heiligen Teiche zu wallfahrten und dort durch Fasten sich das Leben zu nehmen<sup>7)</sup>. Die Kaufleute, die ihn bis dahin beschenkt hatten, eilen herbei, als sie von dieser Absicht hören, suchen ihn von seinem Entschlusse abzubringen und machen ihm Vorwürfe über seine Habgier, aber er beharrt auf seinem Plane. Endlich kommt der König Prasenajit selbst, und fragt den Brahmanen, ob er nicht irgend ein Merkmal angeben könne, wo er das Geld vergraben habe. Der Brahmane weist

7) Der Tod eines Brahmanen, der durch ein ihm angethanes Unrecht herbeigeführt wird, bringt Unheil und Verderben über das Land.

einen niedrigen Baum im Walde nach, an dessen Wurzel er das Geld verscharrt habe. Der König verspricht nachforschen zu lassen, und das Geld aus seinem Schatze zu ersetzen, nur möge er sich nicht das Leben nehmen, was der Brahmane auch bewilligt. Der König in seinen Palast zurückgekehrt, giebt vor dass er Kopfschmerzen habe und lässt alle Ärzte der Stadt herbeirufen; er fragt darauf jeden einzelnen, welche Kranke er habe und welche Mittel er Jedem gegeben. Einer der Ärzte theilt ihm darauf mit, dass er dem Kaufmanne Māridatta das Nāgabala-Kraut<sup>8)</sup> verordnet habe. Der König lässt den Kaufmann rufen, der ihm sagt, dass sein Diener ihm das Kraut gebracht habe. Der Diener wird nun auch geholt, und der König sagt zu ihm: »Als du um das Nāgabala-Kraut zu holen, den Boden um jenen Baum herum ungrubst, hast du jene Dinare gefunden; gieb sie also her, denn sie sind das Eigenthum des Brahmanen.« Der Diener gesteht dies auch sogleich ein, bringt das Gold herbei, das der König dem Brahmanen zurückgiebt.

Yangandharāyana fährt fort: »So fand der König durch seine Klugheit den Schatz wieder; was hätte hier Gewalt genützt? Du also, Yogeçvara, handle so, dass du durch deine Klugheit irgend eine Schuld an der Kalingasenā entdeckst; und dies wird nicht fehlen, denn Götter und Dämonen begehren sie, und der Laut, den du in der Luft gehört, stammte gewiss von einem dieser göttlichen Wesen her. Fände sich ein Makel an ihr, so würde uns dies nicht unwillkommen sein, denn dann würde der König sie nicht heirathen und es geschähe auch kein Unrecht.« Voll Bewunderung über die Klugheit des Ministers verspricht der Brahmarākshasa jeden Schritt der Kalingasenā zu überwachen, und geht dann fort.

Unterdessen beobachtet Kalingasenā auf ihrem Stöller sitzend den Udayana, wenn er lustwandelnd umhergeht, und so oft sie ihn sieht wird ihr Gemüth beruhigt, sonst aber die Seele nur mit ihm erfüllt findet sie nirgends Ruhe. Jener Vidyādhara-Herrscher, Madanavega, dem Çiva in Folge seiner strengen Bussübungen den Besitz der Kalingasenā gelobt hatte, schwebt jede Nacht über ihrem Palaste um eine passende Gelegenheit zu

8) *Hedysarum lagopodioides*, ein in Indien sehr beliebtes und in vielen Krankheiten angewendetes Heilkraut.

finden hineinzukommen. Eines Nachts, sich des Befehles des Gottes entsinnend, nimmt er die Gestalt des Udayana an und geht so von den Thürhüthern, die in ihm den König zu erblicken glauben, ungehindert zu Kalingasenâ, die ihm zitternd und innerlich bewegt entgegengeht. Sie wird nach dem Gandharver-Gesetze seine Gattin. Der Brahmarâkshasa sieht durch seine Zaubermacht verborgen Alles und ist in Verzweiflung, da er von dem Wahne befangen ist den wahren Udayana zu sehen. Er eilt daher zu Yaugandharâyana und erzählt ihm, was er erlebt, dieser aber zeigt ihm den Udayana, wie er ruhig neben der Königin Vâsavadattâ sitzt; er giebt ihm nun den Auftrag zu erspähen, wer dieser heimliche Liebhaber der Kalingasenâ sei. Der Brahmarâkshasa kehrt zurtück und findet die Liebenden tief in Schlaf versunken, und so sieht er den Madanavega in seiner wahren Gestalt, halbgöttlich, den Fuss frei von Staub und mit dem Schirm und Banner gekennzeichnet, denn im Schlafe ist dem Vidyâdhara die Zauberkraft, wodurch er seine Gestalt verändert hatte, geschwunden. Nachdem er dies dem Yaugandharâyana gemeldet, geht dieser am andern Morgen zu dem Könige Udayana und sagt diesem, dass Kalingasenâ zügellos nach ihrem eigenen Willen lebe, und nicht verdiene, dass er sie nur mit der Hand berühre; sie sei auch nur hierhergekommen, da sie gegen den ihr bestimmten Gatten Prasenajit als einen Greis keine Neigung empfunden habe, bloss aus Verlangen nach des Königs Schönheit; daher habe sie auch jetzt ihren Lüsten folgend mit andern Männern Verkehr. Der König fragt erstaunt, wie Kalingasenâ, ein Mädchen aus edelster Familie, so handeln könne, und wie es möglich sei, dass in sein Serail ein fremder Mann habe Eingang finden können? Der Minister verspricht, ihm noch heute den augenscheinlichen Beweis zu liefern; ihr Buhle sei ein göttliches Wesen, und solchen an dem Eingang in ein Haus zu verhindern habe der Mensch keine Macht; er möge kommen und selbst sehen! Der König beschliesst noch in derselben Nacht mit seinem Minister in das Zimmer der Kalingasenâ zu gehen. Yaugandharâyana berichtet der Königin Vâsavadattâ Alles was vorgefallen ist, und dass er sein ihr früher gegebenes Versprechen gehalten habe. Die Königin dankt ihm verbindlichst. Der König geht darauf um Mitternacht mit seinem Minister in die Wohnung der Kalingasenâ, und nachdem er unbemerkt in das Zimmer getreten sieht er neben der tief Schlummernden den schlafenden

Madanavega in seiner göttlichen Gestalt. Udayana zieht das Schwert um ihn zu tödten, aber in demselben Augenblick wacht jener auf und fliegt zu den Wolken empor; auch Kalingasenā erwacht, und als sie den Gatten nicht mehr an ihrer Seite sieht, ruft sie aus: »O Udayana, warum bist du weggegangen, mich hier allein zurücklassend?« Yaugandbarāyana ahndet sogleich, dass hier ein Gott unter der Gestalt des Udayana eingedrungen sei. Unterdessen nähern sich beide der Kalingasenā, die erstaunt fragt: »Eben warst du weggegangen, woher kommst du jetzt mit deinem Minister?« Yaugandharāyana erwidert ihr, dass sie nicht mit dem wirklichen Udayana sich vermählt habe, sondern von einem Andern getäuscht worden sei, der durch Zauberei die Gestalt des Udayana angenommen habe. Erschreckt und mit thränenden Augen sagt Kalingasenā zu dem König: »Du hast dich mit mir nach dem Gandharver-Gesetz vermählt, und willst du mich nun vergessen wie einst Dushmanta die Çakuntalā?« Der König verbeugt sich artig und sagt ihr, dass er erst in diesem Augenblicke das Zimmer betreten habe; darauf verlässt er sie. In Verzweiflung bleibt Kalingasenā zurück, blickt dann zum Himmel empor und ruft: »Der sich mit mir vermählte, indem er die Gestalt des Udayana annahm, der zeige sich mir, denn er ist mein Gatte!« Sogleich steigt Madanavega mit seinen Attributen als Vidyādhara-König aus den Lüften herab, nennt ihr seinen Namen und Würde, und fügt hinzu, dass er sie bereits früher gesehen, sie geliebt, und sie ihm von dem Gotte Çiva als Gattin gewährt worden sei, dass er aber, da sie dem Udayana verlobt gewesen, nur durch eine List habe heirathen können. Kalingasenā wird durch diese Worte beruhigt, und fasst den Entschluss, dem wirklichen Gatten in Treue ergeben zu bleiben; zu der Wohnung desselben kann sie aber als Sterbliche nicht gehen, und in das Haus ihres Vaters will sie nicht zurückkehren; beide Gatten kommen daher überein, dass sie in dem Palaste des Königs Udayana bleiben solle. Madanavega kehrt darauf mit dem Versprechen wiederzukommen zum Himmel zurück.

#### Cap. 34.

Udayana hat nun Kalingasenā in ihrer ganzen Schönheit gesehen, und doppelt von Liebe zu ihr entflammt geht er eines Tages zu ihr, damit sie auch ihm Gattin sein möge. Sie weist

ihn zurück, indem sie ihm erklärt, dass nur Madanavega, mit dem sie durch Fügung des Geschicks nun einmal vermählt sei, ihr alleiniger Gatte sei; würde Udayana es wagen, sie gewaltsam anzurühren, so werde sie sich sogleich das Leben nehmen. Nie würde eine Frau aus edler Familie entsprossen Verrath gegen ihren Gatten begehen, und zum Beleg erzählt [sie folgende Geschichte:

### Geschichte des Königs Indradatta.

Der König Indradatta baute um für alle Zeit seinen Ruhm zu begründen einen grossen Tempel an einem heiligen Teiche. Von allen Seiten strömen Pilger zu dem Wallfahrtsorte herbei. Eines Tages sieht der König unter den Pilgern die wunderschöne Frau eines Kaufmanns, der auf einer längern Geschäftsreise abwesend ist. Der König ist so entzückt von dieser Schönheit, dass er eines Abends zu ihr schleicht, und um ihre Gunst wirbt. Stolz weist die Frau ihn zurück, als er aber Gewalt anwenden will, bricht ihr im Gefühle der Schmach, die er ihr anzuthun beabsichtigt, das Herz. Beschämt geht der König wieder weg, aber in der Reue über das begangene Unrecht stirbt er nach einigen Tagen.

Kalingasenà sagt dann ferner zum Könige: »Lass jeden Gedanken an mich, denn du würdest die Ursache meines Todes werden, und somit ein grosses Verbrechen begehen. Gewähre mir hier zu wohnen, sonst gehe ich anderswohin.« Der König wird wieder vollkommen seiner Leidenschaft Meister, verspricht ihr, sie ungestört mit ihrem Gatten in seinem Palaste wohnen zu lassen, und verlässt sie dann. Unmittelbar darauf steigt Madanavega aus den Wolken herab, und lobt Kalingasenà wegen ihres festen Sinnes. Glücklich leben beide Gatten zusammen, indem Madanavega täglich aus seiner himmlischen Wohnung zu ihr kommt. Auch der König Udayanà, die Königin Vāsavadattā und der Minister Yaugandharāyana sind zufrieden, dass ihr Plan so glücklich zum Ziele geführt worden ist.

Es naht im Verlauf der Tage für Kalingasenà die Stunde der Geburt. Da erscheint Madanavega und sagt ihr: »Für uns Götter herrscht das Gesetz, dass wir, unmittelbar nachdem ein mit einem sterblichen Wesen erzeugtes Kind geboren ist, dieses auf der Erde zurücklassen und in unsere Heimath zurückkehren.

Zwar warst auch du früher eine Apsarase, aber weil du in Folge eines begangenen Fehltrittes durch den Fluch des Çiva in die Menschenwelt verbannt wurdest, so mußt du länger auf Erden weilen und dein Kind schützen und behüten. Ich aber kehre zu meinem himmlischen Wohnsitz zurück, so oft du mich aber rufst, werde ich an deiner Seite sein.« Nach diesen Worten verläßt Madanavega, obgleich ganz der Gattin ergeben aber den Gesetzen der Götter unterthan, die weinende Kalingasenâ, die nur noch auf eine Freundin, nämlich die Hoffnung auf ein blühendes Kind, sich stützt.

In dieser Zeit lebt Rati, die Gemahlin des Kâma, frommer Kasteiung, um von Çiva es zu erlangen, dass ihr Gatte mit leiblicher Gestalt ihr wieder gegeben werde. Der Gott, von ihrer Frömmigkeit bewegt, sagt zu ihr: »Dein Gatte, den ich einst im Zorne verbrannte, ist in dem Hause des Königs von Vatsa, unter dem Namen Naravâhanadatta geboren worden, aber mit allen Gebrechen des menschlichen Daseins, da er mich beleidigt hat. Du sollst nun auch in der irdischen Welt geboren werden, aber frei von menschlichen Gebrechen, und so mit deinem Gatten wieder vereinigt werden.« Dann sagt Çiva zu Brahmâ: »Kalingasenâ wird einen Sohn gebären; diesen nimm durch Zauberi von ihr weg, forme die Rati in die Gestalt eines irdischen Mädchens, und lege sie statt jenes Knaben hin.« Brahmâ steigt sogleich zur Erde, und vertauscht unmittelbar nach der Geburt den eben von Kalingasenâ geborenen Knaben mit der Rati. Alle sind über die Schönheit des Mädchens erstaunt, und als Kalingasenâ ihr Töchterchen sieht, ist sie über die unvergleichliche Anmuth des Kindes ganz entzückt.

Als Udayana hört, dass Kalingasenâ eine Tochter geboren habe, sagt er, von Çiva getrieben, in Gegenwart der Königin Vâsavadattâ und des Yaugandharâyana: »Ich weiss, dass Kalingasenâ eine Göttin ist, die in Folge eines Fluches auf die Erde herabstieg, und auch die von ihr geborene Tochter ist ein Wesen himmlischer Abkunft; dieses Mädchen daher, das an Schönheit meinem Sohne Naravâhanadatta gleicht, ist würdig seine Gattin zu werden.« Zornig ruft die Königin Vâsavadattâ aus: »Was redest du jetzt plötzlich so! Dein Sohn, der von väterlicher und mütterlicher Seite aus edelstem Geschlechte stammt, sollte sich vermählen mit der Tochter einer Landstreicherin?« Doch Udayana nimmt Kalingasenâ gegen diesen Vorwurf in Schutz, und beruft



sich auf eine innere Stimme, die ihm zurufe, dass diese Tochter der Kalingasenà die vom Schicksal bestimmte Gattin seines Sohnes sei. Auch Yaugandharàyana stimmt dem Könige bei, und sagt, dass Rati auf Befehl des Çiva auf die Erde herabgestiegen sei, und dass damals als Naravàhanadatta geboren wurde, eine Stimme vom Himmel gerufen habe, dass dieser ein Avatàra des Gottes Kàma sei.<sup>9)</sup> Er fügt dann noch hinzu: »Von der Hebamme wurde mir heute heimlich mitgetheilt, dass sie das Kind der Kalingasenà, als es noch im Mutterleib war, bereits gesehen habe, dass aber dann das wirklich geborene davon gänzlich verschieden gewesen sei. Sicher daher ist Rati als Tochter der Kalingasenà geboren worden, um die Gemahlin deines Sohnes, der ja der Gott Kàma ist, zu werden.« Hier zum Belege folgende Geschichte.

#### **Geschichte des Virùpàksha.**

Virùpàksha, ein Diener des Kuvera, hatte die Oberaufsicht über die Hunderttausende von Schätzen seines Herrn. Mit der Bewachung eines ausserhalb der Stadt Mathurà vergrabenen Schatzes beauftragt Virùpàksha einen andern Yaksha. Ein Pàçupata-Brahmane, der in derselben Stadt wohnt, und Schatzgräber ist, kommt eines Tages um nach Schätzen zu suchen in diese Gegend. Während er mit einer Kerze, die aus Menschenmark gemacht ist, die Stelle untersucht, fällt ihm die Kerze aus der Hand; er erkennt aus diesem Zeichen sogleich, dass ein Schatz hier liegen müsse, und fängt mit einigen Freunden zu graben an. Als der den Schatz behütende Yaksha dies sieht, eilt er zu Virùpàksha, der ihm befiehlt, alle diese elenden Schatzgräber todtzuschlagen. Der Yaksha thut dies auch, als aber Kuvera es erfährt, fragt er zornig den Virùpàksha, wie er den Mord von Brahmanen habe anbefehlen können? man müsse Menschen, die aus Habsucht ein Unrecht begehen wollen, durch allerlei Hindernisse daran zu hemmen suchen, aber nicht umbringen. Zur Strafe verurtheilt ihn der Gott, in der Menschenwelt geboren zu werden. Virùpàksha wird in Folge dieses Fluches der Sohn eines Brahmanen. Die Gattin des Virùpàksha wendet sich bittend an Kuvera, er möge auch sie dorthin senden, wo ihr Gatte sei, denn ohne ihn vermöge sie nicht zu leben. Der Gott erwidert ihr darauf, dass sie in dem Hause einer

<sup>9)</sup> Siehe cap. 22, çl. 72, 73.

Sklavin desselben Brahmanen, dessen Sohn jetzt ihr Gatte sei, sich als irdisches Mädchen niederlassen solle, so werde sie mit ihm wieder vereinigt werden, und aus Huld gegen sie werde er, Kuvera, ihn dann wieder zu sich zurückkehren lassen. So findet man eines Tages die Yakshini zu einem Mädchen geworden an der Thüre jener Sklavin. Erstaunt fragt der Brahmane, woher seiner Sklavin diese Tochter gekommen sei, doch da er das Kind von überraschender Schönheit findet, nimmt er es zu sich, indem er denkt, dass dies Mädchen einst eine passende Gattin seines Sohnes werden könne. Beide Kinder wachsen zusammen auf, und da tiefere Liebe sie aneinander fesselt, vermählt sie der Brahmane. Nach langer glücklicher Ehe stirbt Virūpāksha, ihm folgt seine Gattin nach, und beide kehren in ihre frühere himmlische Stellung zurück.

Yaugandharāyana schliesst seine Erzählung mit den Worten: »Auf diese Weise steigen oft göttliche Wesen, ohne irgend eine Schuld auf sich geladen zu haben, aus diesem oder jenem Grunde auf die Erde herab.« Die Worte des Ministers machen einen tiefen Eindruck auf das Gemüth des Königs und der Königin.

Die Tochter der Kalिंगasenā erhält den Namen Madanamanúká, und wächst in Schönheit empor. Die Königin Vāsavadattā lässt eines Tages aus Neugierde das Kind zu sich bringen, und Alle sind betroffen von der ungewöhnlichen Schönheit des Mädchens; die Königin ruft ihren Sohn Naravāhanadatta herbei und beide Kinder gewinnen sich gleich so lieb, dass keines mehr getrennt von dem andern leben kann. Im Verlauf der Zeit beschliesst denn der König Udayana auch die Vermählung seines Sohnes mit Madanamanúká, vorher aber weiht er ihn zu seinem Nachfolger im Reiche, und bestimmt die Söhne seiner eigenen Minister, die Jugendfreunde des Prinzen, zu den Rathgebern seines Sohnes; somit wird Marubhūtika zum ersten Minister bestellt, Hariçikha zum Feldherrn, Tapantaka zum Aufseher der Vergnügungen des Hofes, Gomukha zum Oberkämmerer, und die beiden Brüder Vaiçvānara und Çāntisoma zu den Hauspriestern. Reiche Geschenke werden vertheilt. Die drei fürstlichen Frauen, Vāsavadattā, Padmāvatī und Kalिंगasenā, sind durch das bevorstehende Glück ihrer

Kinder in inniger Freundschaft verbunden. Nach vollzogener Königsweihe besteigt Naraváhanadatta einen Elephanten und durchzieht unter dem Jubel des Volkes die Stadt. Kalingasená schickt ihm himmlische Speisen und Weine, und beschenkt ihn und seine Freunde mit kostbaren Gewändern und Schmuck.

In der Nacht freudig die bevorstehende Vermählung ihrer Tochter überlegend, gedenkt Kalingasená der Freundin Somaprabhá. In demselben Augenblick sagt der allwissende Gatte der Somaprabhá zu dieser: »Kalingasená gedenkt jetzt deiner mit Sehnsucht, drum gehe zu ihr hin und lass für ihre Tochter einen herrlichen Garten anlegen.« Er erzählt ihr dann noch Alles was sich auf die Vergangenheit und Zukunft der Kalingasená bezieht, und sendet sie auf die Erde herab. Weinend stürzt Kalingasená der lang entbehrten Freundin um den Hals, die ihr Alles mittheilt, was sie so eben von ihrem Gatten erfahren hat, dass nämlich Naraváhanadatta ein Avatár des Káma, und ihre Tochter Madanamancúká eine Avatár der Rati sei, dass ferner Naraváhanadatta Oberherrscher der Vidyádhara werden, und diese erste Gattin stets vor Allen hoch halten werde; dass sie selbst, Kalingasená, eine himmlische Apsarase sei, die bald von ihrem Fluche befreit zu den Göttern zurückkehren werde; sie möge daher sich keiner Sorge hingeben, ihre ganze Zukunft werde eine glückliche sein. Somaprabhá fügt dann noch hinzu, dass sie für die Tochter ihrer Freundin einen Garten hierher zaubern werde, wie er schöner weder auf Erden noch im Himmel sich finde. Nach diesen Worten verlässt sie die Freundin, und am andern Morgen sehen die Leute mit Erstaunen den neuen Garten; der ganze Hof eilt herbei, um die Wunderherrlichkeit desselben zu betrachten. Kalingasená befragt erklärt Alles und der letzte Zweifel an der Wahrheit der früheren Aussagen über sie schwindet. Am andern Morgen, als der König Udayana in den Göttertempel gehen will, sieht er viele schön und reich gekleidete Mädchen durch den Garten schweifen; er fragt sie, wer sie seien, und erhält die Antwort: »Wir sind die Wissenschaften, und jene dort sind die Künste, die deines Sohnes wegen hierher gekommen sind; wir werden jetzt bei ihm einkehren.« Nach diesen Worten verschwinden sie, Udayana aber kehrt in seinen Palast zurück. Hier erzählt er das so eben Erlebte der Königin, und bittet sie, da gerade Naraváhanadatta ins Zimmer tritt, die Laute zu spielen. Kaum hat sie begonnen, so bemerkt

der Sohn bescheiden gegen seine Mutter, dass die Laute verstimmt sei; der Vater fordert ihn nun auf, selbst zu spielen, und er spielt das Instrument in so vollendeter Weise, dass die Gandharvas selbst erstaunt sind. In welcher Kunst und Wissenschaft Udayana seinen Sohn auch prüft, in jeder weiss und versteht er Alles. Der König lässt nun auch Madanamançukâ im Gesang, Saitenspiel, Tanz und pantomimischer Declamation unterrichten, und immer heftiger wird bei jedem Fortschritte, den sie macht, die Liebe des Naravâhanadatta. Sieht sie ihn nicht gleich, so bricht sie in Thränen aus, und ist sie nicht in seiner Nähe, so sucht er sie in jenem Garten auf, wo dann Kalingasenâ ihn liebevoll empfängt und ihre Tochter an ihre Seite ruft; Gomukha, der wohl merkt, dass sein junger Herr dort gerne lange verweilen möchte, sucht die Mutter durch eine Erzählung nach der andern zu fesseln. So gehen dem Naravâhanadatta die Tage der Jugend glücklich dahin.

Eines Tages begiebt er sich mit der Geliebten und seinen Rathgebern nach Nâgavana (Schlangental). Die Frau eines Kaufmanns wird dort gegen Gomukha zudringlich; und da er sie zurückweist, sucht sie ihn durch Gift in einer Trinkschaale zu tödten; Gomukha aber wird gewarnt, nimmt die Schaale nicht an, und bricht in heftige Vorwürfe über die Frauen aus. Zum Beweise ihrer Tücke erzählt er folgende Geschichte.

#### Die tückische Frau des Çatrughna.

In einem Dorfe lebt ein gewisser Çatrughna, dessen Frau ihm untreu und liederlich ist. Eines Abends findet er sie mit ihrem Liebhaber im Hause, und haut diesem den Kopf ab. Çatrughna setzt sich an die Thüre des Hauses, um den Einbruch der Nacht abzuwarten, und lässt seine Frau nicht aus den Augen. Zur selben Stunde kommt ein Wanderer und bittet um ein Nachtlager, das ihm Çatrughna auch gewährt, und unter einem Vorwande veranlasst er den Gast mit ihm den erschlagenen Ehebrecher aus dem Hause in den Wald zu tragen; aber in dem Augenblicke, wo er den Leichnam in eine Höhle wirft, stösst seine Frau, die ihm nachgeschlichen ist, ihn ebenfalls hinab.

Nach dieser Erzählung bringen Naravâhanadatta und seine Begleiter den Nâgas ihre Verehrung dar und kehren zu dem Palaste zurück.

Am andern Tage theilen ihm seine Rätbe die Grundlehren der Staatsweisheit mit, und erklären ihm, worin die vorzüglichsten Regentenpflichten bestehen. Naraváhanadatta geht darauf in Begleitung seiner Freunde zu Kalingasená, von Sehnsucht nach dem lange entbehrten Anblick seiner geliebten Madanamánuká getrieben; sie werden dort artig empfangen und Kalingasená erzählt dem Gomukha: Meine Tochter stieg auf den Söller, um sich nach Naraváhanadatta umzuschauen; da stieg plötzlich aus den Wolken ein Mann mit Diadem und Schwert herab, und sagte zu mir: »Ich bin der Vidyádhara-König Mánasavega. Du bist eine Göttin und ebenso ist es deine Tochter; gib mir daher deine Tochter zur Gattin, denn dies ist eine angemessene Verbindung.« Lachend erwiderte ich ihm: »Der von den Göttern ihr bestimmte Gemahl ist Naraváhanadatta, der einst euer Aller Oberherrscher sein wird.« Da verschwand der Vidyádhara wie ein blendender Blitzstrahl in den Wolken. Gomukha erwidert, dass er einst ein Gespräch des Nárada mit seinem Vater belauscht und dadurch erfahren habe, dass die Vidyádharas, seitdem sie erfahren, dass Naraváhanadatta zu ihrem zukünftigen Beherrscher bestimmt sei, ihm in jeder Weise Schaden zuzufügen suchten, da sie in ihrer Zügellosigkeit durch ihn gehemmt zu werden fürchteten; und dass Çiva selbst den Naraváhanadatta vor ihren Nachstellungen geschützt habe. Aus Kalingasená's Mittheilung ersehe man, wie feindlich gesinnt die Vidyádharas gegen sie Alle seien. Kalingasená wird sehr ängstlich, dass ihre Tochter, in ähnlicher Weise wie sie selbst, möchte betrogen, und dass daher die Vermählung derselben mit Naraváhanadatta müsse beschleunigt werden. Gomukha fordert sie auf, darüber mit dem Könige zu sprechen. Während dessen ergeht sich Naraváhanadatta im Garten, und betrachtet entzückt die in voller Schönheit erblühte Madanamánuká. Am andern Tage trägt Kalingasená dem Könige ihren Wunsch vor, der sogleich die Königin Vásvadattá und seine Rathgeber herbeiruft, und sagt: »Kalingasená beeilt jetzt die Vermählung ihrer Tochter, aber wie fangen wir es an, dass die Leute, die sie bis jetzt für eine Landstreicherin halten, sie als eine edle Frau anerkennen? Die Meinung der Leute muss man stets berücksichtigen, denn nur aus Rücksicht darauf verstieß Ráma seine unschuldige Gattin, und schickte Bhtshma die Ambá, obgleich er sie erst für seinen Bruder geraubt hatte, wieder zurück, da sie vorher einem

Andern verlobt war. So tadeln auch die Leute die Kalingasenâ, weil sie sich mit Madanavega vermählte, obgleich sie mich durch Selbstwahl zum Gatten erwählt hatte. Es ist daher am besten, dass Naravâhanadatta die Madanamançukâ nach dem Gesetze der Gandharver-Ehe heirathe. « Darauf erwidert Yaugandbârâyana, dass Kalingasenâ, aus himmlischem Geschlechte stammend, dieses als höchst unangemessen nie zugeben werde. Während sie noch so rathschlagen, ertönt vom Himmel die Stimme des Çiva, dass nach seinem Willen diese Vermählung Beider, als der Verkörperungen des Kâma und der Rati, stattfinden solle. Alle beugen sich in Demuth vor diesem Befehle des Gottes, und freudig wird der bestimmte Entschluss, die Hochzeit bald zu vollziehen, gefasst. Der König lässt sogleich die Astrologen rufen, und befragt sie um einen glücklichen Tag; sie erklären, dass innerhalb weniger Tage ein günstiges Gestirn aufgehen werde. Der König trifft darauf alle seiner hohen Stellung angemessenen Anordnungen zur würdigen Feier der Hochzeit seines Sohnes. Am Tage der Hochzeit selbst schmückt Kalingasenâ zugleich mit ihrer Freundin Somaprabhâ, die besonders zu dem Feste herbeigeeilt ist, ihre Tochter Madanamançukâ mit allen den Kostbarkeiten, die ihr Vater Madanavega ihr zurückgelassen hatte. Die himmlischen Frauen singen auf Çivas Befehl die Segenslieder. Darauf geht Naravâhanadatta, ebenfalls kostbar geschmückt, in das Haus der Braut, und beide steigen zum Altar hinauf, auf dem die Flamme hell lodert, und als sie rechtshin das Feuer umwandeln, war es als wenn Sonne und Mond zu gleicher Zeit den Sumeru-Berg umkreisten. Aus den Wolken ertönen die Pauken der Götter, die Trompeten schmettern, die Braut spendet Gold, und die Götter regnen Blumen herab. Kalingasenâ übergiebt ihrem Schwiegersohne alle ihre Schätze an Gold und Edelsteinen. Dann zieht das Brautpaar sich in den innern Palast zurück. Fremde Fürsten erfüllen die Stadt und bringen kostbaren Tribut; der König vertheilt reiche Geschenke an seine Diener, und überall ertönt Spiel und Tanz. Endlich neigt sich der Tag zu Ende, und es war Niemand, der nicht innerlichst befriedigt gewesen wäre. Naravâhanadatta aber genoss mit Madanamançukâ die längst ersehnten Freuden dieser irdischen Welt, auf eine glänzendere Zukunft hoffend.

Herr Overbeck las über ein in Eleusis gefundenes Relief, welches des Triptolemos Aussendung darstellt.

Das bisher unedirte Relief von parischem Marmor, von welchem ich die beiliegende, in den Details z. B. der Extremitäten, besonders der Füße, allerdings etwas vernachlässigte Zeichnung der Güte eines früheren Zuhörers, des Herrn D. Pervanoglu in Athen verdanke, wurde im Anfange des vorigen Jahres (1859) in den Ruinen von Eleusis, bei der Kirche des h. Zacharias, an dem Orte, wo der Triptolemostempel (Paus. I. 38. 6) stand,<sup>1)</sup> gefunden, ist gegenwärtig in dem Museum des sogenannten The-seustempels aufbewahrt, und dürfte in jedem Betracht zu den merkwürdigsten und werthvollsten Stücken unsers gesammten Antikenbesitzes gerechnet werden. Die am unteren Rande mit einem Plinthos zum Stande der Figuren versehene, am oberen Rande mit einer architektonischen Leiste abgeschlossene Platte misst nicht weniger als 2,20 m. in der Höhe und 1,45 m. in der Breite, und ihre in Flachrelief von nur 0,04 m. Erhebung gearbeiteten Figuren sind demnach von reichlicher Lebensgrösse, so dass schon diese Massverhältnisse, auf welche sowie auf die Gesamtgestalt der Platte wir zurückkommen werden, unser Relief beachtenswerth machen, da kaum eines und das andere der auf uns gekommenen Reliefe des classischen Alterthums sich in den Massen, besonders in der Figurengrösse mit dem neuentdeckten vergleichen kann.<sup>2)</sup> In viel unbedingterer Weise aber gewährleistet dem

1) Nach Ross, Griech. Königsreisen 2. S. 100, nach welchem jetzt eine Capelle auf den Resten dieses Tempels steht, dessen Ort die Expedition der Society of Dilettanti vergeblich suchte und den auch Leake, Deme von Attika S. 147 (der Übers. von Westermann) nicht kennt. Die Angabe des Fundortes verdanke ich einem Briefe des Hrn. Pervanoglu d. d. Athen 1. Juni 60, der auch mittheilt, dass der Fund bei dem Grundgraben für ein neues Schulhaus gemacht sei.

2) Am nächsten kommt ihm die bekannte Stele des Aristion, Aristot-

eleusinischen Relief sein Stil und seine hohe Schönheit einen hervorragenden Ehrenplatz unter allen künstlerischen Resten des Alterthums, ja wenn wir dasselbe mit den edelsten und vollkommensten der uns erhaltenen Reliefbildereien, mit den Metopen und dem Cellafriese des Parthenon vergleichen, so werden wir es diesen, denen sich doch so Weniges an die Seite stellen darf, als ebenbürtig anerkennen müssen. Denn es ist ausgestattet mit der ganzen einfachen und stillen Grossartigkeit in der Auffassung und Composition, mit jener Fülle und Breite der Behandlung, der sich der reinste Linienfluss und die auserlesenste Formenfeinheit gesellt, mit dem ganzen Adel und dem ganzen zarten Reiz, welcher die aus attischen Werkstätten in der Blüthezeit der Kunst hervorgegangenen Monumente so durchaus eigenthümlich charakterisirt und so hoch über fast Alles erhebt, was sonst irgendwo und irgendwann in der antiken Welt in Marmor gemeisselt oder in Erz gegossen worden ist. Dazu kommt, dass unser eleusinisches Relief, obgleich mehrmals gebrochen und in einigen Theilen sogar stark beschädigt, doch in der Hauptsache so wohl erhalten ist, dass wir in unserem künstlerischen Genuss seiner herrlichen Gestalten wenig oder nicht gestört und beeinträchtigt werden, es kommt ferner hinzu das nicht unbeträchtliche Interesse seines Fundortes, und so vereinigt sich Alles, um diesem unserem neuen monumentalen Besitze in den Augen eines Jeden, der die alte Kunst kennt oder der für dieselbe Sinn und Gefühl hat, eine ungewöhnlich grosse Bedeutung zu sichern, wenn wir denselben auch nur vom künstlerischen Standpunkte aus betrachten.

Diese ungewöhnlich grosse Bedeutung würde dem eleusinischen Relief auch dann zukommen, wenn dasselbe von Seiten seines Gegenstandes kein besonderes Interesse in Anspruch zu nehmen im Stande wäre, wenn sein Gegenstand entweder ein oft gebildeter wäre, wie Amazonen- und Kentaurenkämpfe, oder ein der Verstümmelung wegen nicht näher bestimmbarer, wie

klein Werk (abgeb. in O. Müller's arch. Mittheil. aus Griechenland ed. Schöll auf dem Titelblatt), welche bei 2 m. 40 Gesammthöhe eine Figurengrösse von 2 m. 5 hat, also in letzterer von dem eleusin. Relief um 0,05 m. übertroffen wird. Dann folgt etwa die Stele im Mus. Borb. abgeb. R. Rochette M. I. pl. 68 und etwa noch das eine und das andere römische Relief von öffentlichen Denkmälern der Kaiserzeit. Alle übrigen grossen Reliefplatten die wir kennen, stehn an Figurenmass beträchtlich zurück.



der einiger Parthenonmetopen im britischen Museum<sup>3)</sup>, die schwerlich jemals werden erklärt werden, und gleichwohl Gegenstand lebhafter und gerechter Bewunderung sind; finden wir nun aber bei näherer archäologischer Prüfung unseres Reliefs, dass dieses Kunstwerk ersten Ranges einen Gegenstand darstellt, welcher selbst in später und schlechter Bearbeitung die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich ziehn würde, finden wir, dass seine Darstellung einem Kreise angehört, der von der Kunst verhältnissmässig am dürftigsten ausgestattet ist, dass es einen Mythos behandelt, der in der Plastik überhaupt zu den seltensten gehört und in Werken aus der Blüthezeit bisher noch nicht ein einziges Mal bekannt war<sup>4)</sup>, und dass es diesen bisher besonders in Vasenbildern nachgewiesenen Mythos in eben so neuer wie feiner und geistreicher Weise behandelt, so muss unser Interesse den höchsten Grad erreichen. Und dieses Alles ist in der That der Fall. Denn wer weiss nicht, dass die plastischen Denkmäler aus dem Kreise der Kunstmythologie der Demeter, abgesehen von der einen starken Gruppe später Darstellungen des Koraraubes auf Sarkophagen, selten, dass solche aus der Blüthezeit der Kunst unerhört sind; dass wir es aber hier mit einem Denkmal aus dem Gebiete der Religion oder der Mythologie und Sage der eleusinischen Demeter zu thun haben, dass die beiden weiblichen Gestalten unseres Reliefs, die erhabene Matrone mit Diadem und Fackel rechts und das schöne junge Mädchen mit dem blumengekrönten Scepter links Niemand anderes sind, als die beiden eleusinischen grossen Göttinnen τὰ θεῶν, Demeter und Kora<sup>5)</sup>, dies würde dem kundigen Blicke auch dann kaum fraglich erscheinen, wenn das Relief an einem anderen Orte zu Tage getreten oder wenn sein Fundort unbekannt wäre, das kann aber angesichts des eleusinischen Fundortes vollends nicht dem entferntesten Zweifel unterliegen. Nun ist freilich durch diese sofort gewonnene Erkenntniss der Göttinnen der besondere Gegenstand der Darstellung noch nicht festgestellt, die dritte Person des Reliefs ist noch unerklärt und mit ihr sind wir nicht

3) Synopsis (1856) p. 113 Elgin Saloon No. 16 a. u. 16 b.

4) Die Triptolemosmetope des Parthenon unten S. 175. No. 2 ist nur in einer Zeichnung Carreys erhalten, kann also wo es sich um Stil und Schönheit handelt nicht mitgezählt werden.

5) Dieselben Attribute beider Göttinnen kehren auch sonst wieder, siehe Gerhard's Prodrömus mythol. Kunsterklärung S. 72. Note 12. a. E.

ganz so günstig daran wie mit den durch Gestalt und Attribute charakterisirten Göttinnen. Denn eine diesem Jüngling genau und auf den ersten Blick entsprechende Gestalt ist in den Denkmälern der Demetermythologie nicht bekannt, und dasjenige Attribut, welches ihn uns unzweifelhaft sofort kennzeichnen würde, der Gegenstand, den ihm Kora darreicht, ist uns leider verloren gegangen. Und damit entzieht sich auch die Bedeutung der Handlung, welche sich um diesen fehlenden Gegenstand wie um ihren Angelpunkt dreht, dem unmittelbaren Verständniss und wir dürfen nicht glauben, ihren Sinn mit Sicherheit zu fassen, ehe wir für den Jüngling eine einleuchtende Erklärung festgestellt haben. Eine solche Erklärung aber wird sich uns schwer und um so schneller finden lassen, da wir die Anhaltspunkte derselben und die Belege für dieselbe nicht ausserhalb Demeters eleusinischer Mythologie und Sage zu suchen haben, und da uns in diesem Kreise überhaupt nur zwei Gestalten begegnen, welche hier in Frage kommen und für die Deutung des Jünglings in Anspruch genommen werden können: Jakchos nämlich und Triptolemos<sup>6)</sup>. Und auch zwischen diesen Beiden kann unsere Wahl nicht lange schwanken.

Fassen wir die Gestalt des Jünglings näher in's Auge, so kann zunächst sein Alter zweifelhaft erscheinen, und zwar jenachdem man sein Massverhältniss zu den beiden Frauen und die Bildung seines Kopfes mit dem langlockigen Haar oder jenachdem man seine Körperformen berücksichtigt. Ihrer Grösse nach ist diese Figur kein Jüngling, sondern ein Knabe höchstens auf der Grenze des Jünglingsalters<sup>7)</sup>, denn sonst könnte er von der in frischer Jugendblüthe stehenden Kora nicht um fast zwei seiner Kopfeslängen überragt werden. Und eben so werden wir durch die Bildung des Kopfes, besonders aber durch das lange Haar, welches, wenn man von dem Mangel des Knaufs oder der Schleife über der Stirn absieht, lebhaft an dasjenige des vatikanischen Erosstorso und der Erosstatue im Museo borbonico<sup>8)</sup> er-

6) Im Bull. dell' Inst. 1859. S. 200 erklärt Brunn diese Figur und zwar sehr bestimmt für Jakchos, und diese Erklärung wird im Bull. v. 1860. S. 69 festgehalten und in einer Weise weiter benutzt, auf die ich unten zurückkommen muss.

7) Aber ganz gewiss nicht un putto ignudo, wie sie Brunn Bull. v. 1859 a. a. O. nennt.

8) Müller, Denkmäler d. a. Kunst 1. No. 444 und 2. No. 630.

innert, auf das zarte Mellephebenalter von 14 bis höchstens 16 Jahren hingewiesen. Prüfen wir dagegen die Körperformen und Proportionen unserer Figur genauer, und vergleichen wir sie mit denen mustergiltiger Mellephebenstatuen wie der Elgin'sche Eros<sup>9)</sup> oder der Sauroktonos des Praxiteles, so werden wir weder die Weichheit der Formen noch die Schlankheit der Verhältnisse finden, welche für das Alter von 14—16 Jahren charakteristisch und von der Kunst wohl beobachtet ist, vielmehr einsehen, dass dieser Körper, ohne athletisch ausgewirkt und durchgebildet zu sein, dennoch in einer Weise compact und straff, kräftig und voll zu gleicher Zeit ist, dass wir ihm ein Alter von mindestens 18 bis zu 20 Jahren, also volle Jünglingsreife zuschreiben müssen. Und dieser Eindruck der ganzen Gestalt, der um so lebhafter wird, je aufmerksamer man sie für sich allein betrachtet und je genauer man in das Einzelne der Formen eingeht, ist ganz gewiss der richtige, an dem wir trotz dem scheinbaren Widerspruche der langen Haare und des Massverhältnisses der Frauengestalten festzuhalten haben. Denn was zunächst das Haar anlangt ist es freilich eine bekannte Thatsache, dass die im Knabenalter lang getragenen Locken beim Eintritt in das Jünglingsalter abgeschnitten wurden, und dass demgemäss das kurze Haar den Epheben charakterisirt, allein nicht minder bekannt ist, dass einerseits die Knabenhaartracht nicht allein durch Länge der Locken, sondern durch zierliche Anordnung und besonders durch den, hier fehlenden, Haarknauf oder die Schleife über der Stirn bezeichnet wird<sup>10)</sup>, während andererseits die bildende Kunst von dem kurzgeschnittenen Ephebenhaar wesentlich nur zur Charakterisirung gymnastischer und athletischer Gestalten oder von Kriegerern und Jägern Gebrauch macht, ausserhalb dieses Kreises aber und besonders bei Idealpersonen, Göttern und Heroen auf allen Altersstufen das Haar in den gefälligeren Formen einer grösseren Länge der Locken zu bilden pflegt. Das Massverhältniss des Jünglings zu den Frauen aber würde für sein Alter nur dann massgebend sein, wenn es feststünde, dass er mit den Göttinnen eines Geschlechts, dass auch er ein Gott wäre. Nun steht aber gar Nichts fest, als dass der Jüngling den Formen und Proportionen seines Körpers nach ein

9) Müller a. a. O. 4. No. 445.

10) Müller, Handbuch § 280. 5.

Achtzehn- bis Zwanzigjähriger ist, und da er gleichwohl von der blühenden, gewiss nicht älter zu denkenden Kora so hoch überragt wird, so ist der natürliche und zwingende Schluss hieraus, dass der Jüngling mit den Göttinnen nicht eines Geschlechts, dass er nicht ein Gott, sondern ein Sterblicher, ein Heros und deshalb in geringerem Massverhältnisse gebildet sei<sup>41)</sup>. Und damit ist unsere Wahl entschieden, Jakchos, der übrigens auch schon deshalb hier nicht erkannt werden darf, weil er, wenn er in Jünglingsgestalt auftritt, der Kora als Koros durchaus nur coordinirt<sup>42)</sup>, nimmermehr aber als jünger denn sie gefasst

41) Eine solche Unterscheidung von Unsterblichen und Sterblichen durch die Massverhältnisse findet sich in allen Perioden der ausgebildeten antiken Kunst vom Harpyienmonument von Xanthos an Mon. dell' Inst. 4. No. 3, Ich halte auch jetzt noch daran fest, dass die in grösserem Massstabe gearbeiteten Figuren im östlichen Parthenonfries Götter seien, obgleich ich nach Hrn. Bötticher (Arch. Anz. No. 124. S. 66) nicht vermocht haben soll, das geringste wissenschaftliche Argument mehr dafür beizubringen als was O. Müller und Welcker bereits gegeben haben. Ich habe mich gar nicht bemüht, dies zu thun, weil ich nicht gern unnötig arbeite, und weil die Müller'schen und Welcker'schen Argumente ausreichend feststehn, am festesten der wunderlichen Theorie des Hrn. B. gegenüber, an deren Richtigkeit ausser ihm höchstens noch ein paar seiner jüngsten Schüler glauben mögen. Fernere Beispiele der Darstellung von Gottheiten in grösserem Massstabe gegenüber Menschen oder anderer Wesen niederen Ranges siehe in Müller's Denkmälern 4. No. 150, No. 96, No. 555, 624, 786 vgl. Welcker, alte Denkmäler 2. Taf. 43. No. 23, 24, 25 und Gerhard, Ant. Bildww. Taf. 315, Müller No. 814, Archäol. Zeitung 1845 Taf. 23, 1855 Taf. 82, 1, 1857 Taf. 105, Gerhard, Ant. Bildww. Taf. 443, Mon. dell' Inst. 4. tav. 22. a und mehrfach sonst.

42) Dies war er ohne Zweifel in der von Pausanias 1. 2. 4 und Clem. Alex. protr. p. 54 P. erwähnten, von Cic. in Verr. 4. 60 berührten Gruppe des Praxiteles, zugleich so viel ich weiss und anerkennen kann der einzigen sicheren Darstellung des Jakchos als Jüngling in der bildenden Kunst. Dass Jakchos in Schriftstellen oft genug als Jüngling erscheint, ist von Gerhard, Prodromus S. 73 Note 27 ff. und besonders von Preller, Arch. Zeitung 1845. S. 408 f. dargezogen. Erscheint Jakchos als Kind, so ist dies in wirklicher Kindergestalt, wie nicht wenige, obgleich noch keineswegs kritisch gesichtete Bildwerke beweisen, nie aber und nirgend kommt Jakchos in halbwüchsiger Knabengestalt vor noch kann er so vorkommen. Dies ist auch der Hauptgrund, warum ich mich gegen Brunn erklären muss, wenn er, Bull. v. 1860. S. 69 die als Gäa, Athene und Erichthonios von Welcker erklärte Götterplatte des Parthenonfrieses mit unserem Relief in Parallele zieht und als Demeter, Kora und Jakchos erklären will, was ausserdem deswegen schwerlich zulässig ist, weil Phidias im westlichen Giebel Jakchos als entschiedenes Kind, als wirklichen putto ignudo dargestellt hat

werden kann, ist beseitigt und Triptolemos als der Einzige erwiesen, dessen Namen auf den Jüngling unseres Reliefs Anwendung finden kann. Was wir durch die vorstehende Erwägung gewonnen haben, bewährt sich, je weiter wir fortschreiten, Jakchos erscheint immer unmöglicher und für Triptolemos wachsen die Belege. Bleiben wir zunächst bei unserem Monumente selbst stehn, so tritt uns das Verhalten der drei Personen zu einander als charakteristisch entgegen. Unverkennbar nämlich scheint mir der milden Freundlichkeit, mit welcher sich die Göttinnen gegen den Jüngling benehmen, ein sehr fein ausgedrückter, aber nichtsdestoweniger deutlicher Zug von Vornehmigkeit beigemischt zu sein, ein Zug jener reservirten Überlegenheit und massvollen Herablassung, die hochstehenden Frauen noch mehr als Männern auch da so natürlich ist, wo sie in voller Huld und Freundlichkeit mit niedriger Stehenden verkehren. Diese Gehaltenheit und Gelassenheit, welche der Matrone Demeter auch einem jüngeren Gotte gegenüber wohl anstehn würde, sie würde bei der Jungfrau, dem Mädchen Kora zimpferlich, affectirt und altklug herauskommen, wenn sie hier mit Ihresgleichen verhandelte, ist jedoch in dem Verhältnisse, welches ich statuire, psychologisch durchaus motivirt und von dem Künstler eben so fein beobachtet wie wiedergegeben. Ein Reflex aber dieses Benehmens und der Stellung der Göttinnen ihm gegenüber scheint mir in der Haltung des Jünglings eben so unverkennbar; sein ruhiger und wohlgeordneter Stand, der mit der Lässigkeit des Standes der Göttinnen, besonders der auf das Scepter gestützten Kora fühlbar contrastirt, das Massvolle in der Bewegung, mit der er das von Kora ihm Dargebotene empfängt, sein ruhig achtsamer

(s. Welcker's Alte Denkmäler 4. S. 406 f.), und es nicht glaublich ist, dass derselbe Künstler an demselben Tempel dasselbe göttliche Wesen in zwei verschiedenen Gestalten gebildet habe, die auf einer tiefen Differenz der mythologischen Anschauung beruhen. Eben so unwahrscheinlich ist die neue Benennung der von Welcker als Aphrodite bezeichneten Figur desselben Frieses als Athene neben Hephästos und sie bleibt es trotz den eingehohrten Löchern, die Conze auf eine aus Bronze angefügte Lanze bezieht (dass hier ein Attribut angefügt worden war bestreite ich natürlich nicht), der gegenüber das Armband dieser überhaupt zur Athene schwerlich passenden Gestalt seltsam genug erscheint. Viel eher hören lässt sich die von Brunn für die bisher Demeter und Triptolemos genannte Gruppe vorge-schlagene Nomenclatur: Hestia und Hermes; aber einen bestimmten Grund sie der älteren, von Welcker so geistreich begründeten vorzuziehen kann ich nicht finden.

Blick auf diese, das bescheidene Aufmerken auf die Rede, mit der sie ihre Gabe begleitet: dies Alles zeigt, dass der Jüngling sich nicht als ein Gleicher unter Gleichen fühlt, dass er die Vornehmigkeit der Frauen empfindet und als berechtigt anerkennt.

Haben wir uns nun über die Bedeutung der Personen unseres Reliefs orientirt, so kann uns auch der Sinn der zwischen ihnen vorgehenden Handlung nicht länger zweifelhaft sein. Ist der Jüngling Triptolemos, als welchen, wie ich glaube, ihn schon jetzt Jeder anerkennen wird, so kann es sich hier eben um Nichts als um seine Aussendung mit der Gabe der Halmfrucht und um seine Weibung zum Stifter des Ackerbaus und der Mysterien Demeters handeln. Allerdings fehlen die Ähren, welche Kora im Auftrage der Mutter dem Triptolemos überreicht, während diese ihm segnend oder weihend die Hand auf das Haupt legt, jedoch glaube ich nicht zu irren, wenn ich behaupte, dass die Haltung der rechten Hand Koras sowohl wie des Triptolemos mit Sicherheit auf deren Vorhandengewesensein schliessen lässt. Welcher andere Gegenstand als ein leichtes Ährenbündel sollte wohl auch so gefasst, übergeben und empfangen werden, und welcher andere würde zugleich in dieser Composition Platz finden? Ich weiss keinen und glaube auch in der weiteren Annahme nicht zu irren, dass dies Ährenbündel aus Metall angefügt gewesen ist<sup>13)</sup>. Denn nur daraus erklärt sich sein vollständiges Verschwinden während Koras Hand bis auf den kleinen Finger erhalten und ihr linker Arm, welcher für einen in Marmor aus-

13) Auf eine Anfrage in Betreff etwa sichtbarer Spuren der Anfügung von Metall antwortet mir Hr. Pervanoglu in seinem schon angef. Briefe: »Spuren von Bronzeansätzen findet man manche, so trug wahrscheinlich die Demeter ein Armband in der Mitte jedes Armes, ferner Halsband und Ohrring und noch vor der Stirn des Triptolemos ist ein Loch; vielleicht trug er einen metallenen Kranz, da besonders der Obertheil seiner Haare auffallend flach behandelt ist. Leider sind die Hände der Figuren so beschädigt, dass man nicht erkennen kann, was sie trugen.« Dies Letztere kann ich nach der Zeichnung, und wäre sie noch flüchtiger als sie ist, nicht als richtig anerkennen, das Allgemeine der Haltung ist klar und für die Deutung genügend. Ich kann es nur bedauern, dass mein werther Correspondent mir auf meine Frage, ob sich eine Spur des von Kora gehaltenen Gegenstandes finde, nicht bestimmter geantwortet hat, jedoch muss ich für jetzt annehmen, dass ein ähnliches Bohrloch wie vor der Stirn des Triptolemos sich über der Hand Koras nicht findet, wodurch aber die andere Möglichkeit, dass der Befestigungspunkt in der jetzt zerstörten Hand selbst lag, nicht ausgeschlossen ist.

geführten Gegenstand in der rechten Hand den Grund bilden würde, durchaus unverletzt ist, was Beides nicht möglich sein würde, wenn der von ihr gehaltene Gegenstand, Ähren oder was immer sonst, aus dem Marmor selbst herausgearbeitet gewesen wäre. Nicht ganz so sicher fühle ich mich in der für die Bewegung von Demeters rechter Hand aufgestellten Erklärung. Es scheint freilich klar und gewiss, dass diese Hand Nichts hielt, sondern dass sie leer, leicht und bequem geöffnet ist, und auch der Gestus selbst in Verbindung mit dem mütterlich milden, ruhigen Niederblicken auf den Jüngling scheint deutlich genug ein weibendes oder segnendes Handauflegen<sup>14)</sup> darzustellen, aber ich vermag allerdings das Handauflegen als Act der Segnung oder Weihung aus Schriftstellen nicht zu belegen und nicht weniger fehlen mir für dasselbe monumentale Analogien. Wenn ich gleichwohl an der gegebenen Erklärung festhalte, so geschieht das nicht allein weil ich keine andere an die Stelle zu setzen weiss oder als nur entfernt in gleichem Masse natürlich und wahrscheinlich anerkennen kann, sondern auch deshalb, weil ein derartiger Act Demeters logisch gefordert, weil erst mit der durch sie ertheilten Weihe die Handlung abgeschlossen und der Mythos nach seinem ganzen Inhalte ausgesprochen ist.

Nachdem im Vorstehenden etwa das entwickelt ist, was sich zur Erklärung unseres Reliefs aus ihm selbst gewinnen lässt, wird es auf den Versuch ankommen, aus der Vergleichung anderer Monumente desselben Gegenstandes die aufgestellte Deutung im Ganzen und im Einzelnen so viel wie möglich zu belegen und zu ergänzen und uns zugleich zu einer eingehenderen Würdigung der vorliegenden Darstellung und ihrer künstlerischen Verdienste den Weg zu bahnen.

Triptolemos' Aussendung, mit der allein wir es zu thun haben, während wir andere Scenen aus dem Leben unseres Heros, mögen sie auch mit seiner Aussendung in naher Verbindung stehn, einstweilen bei Seite lassen, um sie gelegentlich für Einzelheiten zu benutzen, ist ein ziemlich häufiger Gegenstand der Vasenmalerei, und zwar vorzugsweise derer mit rothen Figuren gewesen. Ich will allem Weiteren ein Verzeichniss der mir bekannt gewordenen hier einschlagenden Monumente voranstellen, wobei ich nicht vergessen will zu bemerken, dass ich

<sup>14)</sup> Auch Brunn schreibt, Bull. v. 1859 a. a. O. *mentre la prime gli mette la destra sul capo.*

für die Vasen freien Stils die von Gerhard in seinen **Auserl. Vasenbb. I S. 216 ff.** aufgestellte Liste nur mit wenigen Nummern vermehren konnte, und dass ich bei der grossen **Lückenhaftigkeit** unserer Universitätsbibliothek in nicht wenigen **Fällen** auf Gerhard's Auctorität allein angewiesen war. Von

**a. archaischen Vasenbildern**

sind mir nur folgende bekannt:

1. Amphora aus der Candelori'schen Sammlung in München, in Jahn's Verzeichniss No. 543.
2. Vase (1847) bei Basseggio, angeführt in Müller's Handbuch S. 766.
3. Amphora der Feoli'schen Sammlung, in **Campanaris Vasi Feoli No. 4**, abgeb. in Gerhard's Auserl. Vasenbb. I. Taf. 42.

Von drei weiteren archaischen Vasen mit Triptolemos zeigt ihn die eine (Amphora der Sammlung Beugnot, abgeb. bei Gerhard a. a. O. Taf. 44) auf seinem Wege von Hermes geleitet, während wir ihn in den beiden anderen (Amphora der Sammlung Durand, abgeb. bei Gerh. Taf. 43 und Amphora der Sammlung Fontana in Triest, abgeb. das. Taf. 44) von ihm verehrenden Sterblichen umgeben finden. Diesen drei archaischen Vasenbildern tritt nun die ansehnliche Zahl von 34

**b. Vasenbildern freien Stils**

gegenüber, von denen 27 mittelitalischen, 4 unteritalischen Fundorten angehören.

4. Nolan. Amphora der Canino'schen Sammlung, De Witte Cab. étrusque No. 2, in Gerhard's Verzeichniss b.
5. Krater aus der Sammlung Lipona in München, in Jahn's Verzeichniss No. 299.
6. Pelike der Bartholdy'schen Sammlung (Panofka Mus. Bartold. p. 133) in Berlin, No. 896, bei Gerhard c.
7. Klyx der Sammlung Canino, Rés. étrusque No. 24, b. Gerhard d.
8. Pelike aus Veji, Campanari Vasi di Vejo tav. 4. p. 25, bei Gerhard e.
9. Vase (Form unbekannt) der Hamilton'schen Sammlung bei Tischbein 4. 8 (ed. Napoli 1794), Inghirami Vasi fitili 4. 45, vergl. Böttiger, Vasengemälde 2. S. 493, b. Gerh. r.
10. Kalpis aus der Sammlung Canino Cab. étr. No. 49, Rés. étr. No. 36 in München, in Jahn's Verz. No. 340, abgeb. in



- Inghiramis V. f. 4. 35 und in Müller's Denkmälern d. a. Kunst 2. No. 111, b. Gerh. f.
11. Kalpis derselben Sammlung, b. Gerh. g.
  12. Amphora daselbst No. 1200, bei Gerh. h.
  13. Desgleichen aus ders. Samml. jetzt in Leyden, bei Gerh. i.
  14. Oxybaphon daselbst, Cab. étr. No. 20, b. Gerh. k.
  15. Kelebe der Lamberg'schen Sammlung in Wien, abgeb. in Labordes Vases Lamberg I. 40 vergl. Welcker's Zeitschrift S. 115, bei Gerh. l.
  16. Aryballos derselben Sammlung, abgeb. das. I. 63, Welcker a. a. O., b. Gerh. m.
  17. Vase (Form?) ebendasselbst, Welcker a. a. O.
  18. Kylix des Malers Brygos unbekanntes Aufbewahrungsortes nur kurz citirt bei Gerhard a. a. O. n., vergl. Brunn's Künstlergesch. 2. S. 664.
  19. Stamnos aus Vulci in der Sammlung Pizzati in Florenz, abgeb. in Gerhard's Auserl. Vasenbb. 4. Taf. 75.
  20. Vase (Form?) der Hamilton'schen Sammlung bei Tischbein 4. 9, b. Gerh. o.
  21. Desgleichen (Form?) der Sammlung Canino, abgeb. in Inghiramis V. f. 4. 36, b. Gerh. p.
  22. Desgleichen (Form?) der Hamilton'schen Sammlung, bei Tischbein 4. 8 (Napoli 1795) und Inghirami 4. 7. 2, bei Gerhard q.
  23. Desgleichen in der vaticanischen Sammlung, Mus. Gregor. 2. 40. 2.
  24. Oxybaphon aus der Canino'schen Sammlung Déscript. No. 20 im britischen Museum No. 728.
  25. Amphora »im röm. Kunsthandel gezeichnet«, abgeb. in Gerhard's Auserl. Vasenbb. 4. 46.
  26. Stamnos der Sammlung Canino No. 1378, b. Gerh. v.
  27. Vase (Form?) der Hamilton'schen Sammlung, bei Tischbein 4. 7, bei Gerh. s.
  28. Gefäß oder Fragment des Marchese del Vasto in Neapel, bei Gerh. t.
  29. Kylix aus der Canino'schen Sammlung in München, in Jahn's Verzeichniss No. 336, abgeb. b. Politi, Cinque Vasi di premio Taf. 7 und bei Thiersch, Bemalte Vasen Taf. 3 (Abhandl. d. bayerischen Akad. Phil. Classe IV. 4.) vergl.

- Bull. Napol. 4. p. 45 und Arch. Zeitung 1843. S. 43 f., b. Gerh. u.
30. Nolanische Kelpis des Sgre. Cucuzza in Nola, abgeb. in den Mon. dell' Institut. 4. 4 und in Müller's Denkmälern d. a. Kunst 2. 110, b. Gerh. x.
31. Krater aus der Sammlung Gualtieri im Louvre, abgeb. bei d'Hancaville 4. 128 und danach bei Inghirami V. f. 2. 463, genauer in Millingen's Ancient uned. Mon. 4. 24, Panofka: Vasi di premio 4. 1. 2 und danach bei Inghirami V. f. 1. 8. 4, die Mittelgruppe auch auf der Erläuterungstafel in Böttiger's Vasengemälden 2, bei Gerh. w.
32. Krater in Neapel, Gerhard u. Panofka, Neap. ant. Bildwerke S. 284 f., bei Gerh. p.
33. Vase aus Kumae, abgeb. im Bull. arch. Napol. nuov. ser. 3. 46, Lenormant et de Witte, Élite céram. 3. 423, vergl. Gerhard, Abhandl. Über die Anthesterien, Berl. Akad. v. 1858, Note 184.
34. Vase Poniatowsky, zuerst herausgeg. v. Visconti 4794, später oft wieder abgeb. u. a. in Millin's Peint. de Vases 2. 34 u. Gal. myth. 52, 249, in Creuzer's Bilderheft zur Symbolik 2. Aufl. Taf. 13, zum Theil auch auf der Erläuterungstafel zu Böttiger's Vasengemälden 2, b. Gerh. z.

Zweifelhaft ist derselbe Gegenstand in folgenden beiden Vasenbildern, die auch anders erklärt worden sind:

- a. Oxybaphon im Mus. Pourtalés, Panofka Mus. Pourtal. pl. 46, Müller, Denkmäler d. a. Kunst 2. 442, Gerhard, Anthesterien Taf. 4. 4, b. Gerhard zz, und
- b. Kylix des Brygos im Stadel'schen Institut in Frankfurt, abgeb. in Gerhard's: Trinkschalen und Gefässe Taf. A. B, in Welcker's Alten Denkmälern 3. Taf. 42, cfr. S. 93, Annali dell' Inst. 1850. tav. d'agg. G. <sup>44a</sup>).

Ungleich seltener als in Vasengemälden finden wir des Triptolemos Aussendung in

c. plastischen Darstellungen,

deren mir nur folgende bekannt sind:

4. Archaistisches Relief im Gartenhause des Palastes Colonna

44 a) Zu diesen seit längerer Zeit bekannten Vasenbildern kommt nach dem neuesten Heft der Archäol. Zeitung (Mai 1860) eine Vase aus Kertsch, welche aber Triptolemos als bereits entfernt in der halben Grösse der andern Figuren hoch in der Luft auf seinem Flügelwagen zeigt.

in Rom, abgeb. in Welcker's Zeitschrift Taf. 2. 4, in dem Bilderhefte zu Creuzer's Symbolik 2. Aufl. Taf. 37 und in Guignaut's *Rél. de l'ant.* pl. 84. No. 554, explicat. 226.

2. Metope des Parthenon, in Carrey'scher Zeichnung erhalten, abgeb. in Bröndstedt's Reisen u. Untersuchungen in Griechenland 2. Taf. 47. S. 209.
3. Sarkophagrelief in Wiltonhouse in England, abgeb. in Montfaucon's *Ant. expl.* 4. 45, in Gerhard's *Antiken Bildwerken* Taf. 340. 4 und in Müller's *Denkmälern* 2. No. 447, vergl. Welcker's Zeitschrift S. 404 in der Note.
4. Onyxgefäß ehemals in Braunschweig, jetzt unbekanntes Aufbewahrungsortes (Müller Handb. § 264. S. 359) abgeb. in Gerhard's *Alten Bildww.* Taf. 340. 3.

Nicht ganz sicher ist derselbe Gegenstand, d. h. die Aussendung des Triptolemos in

5. einem Terracottareliefe der Sammlung Campana, abgeb. in Campana, *Opere in plast.* tav. 47 und in
6. einer silbernen Schale aus Aquileia in Wien, abgeb. *Mon. dell'Inst.* 3. tav. 4, vergl. O. Müller in d. *Annali* 44. S. 78.

Eine von Cicero in *Verr.* 4. 49 erwähnte Gruppe der Demeter und des Triptolemos in Henna kennen wir zu wenig genau, um über ihren Gegenstand urtheilen zu können, auf die von Plinius 36. 23 unter der Bezeichnung »Flora Triptolemus Ceres« angeführte Gruppe des Praxiteles in den Servilianischen Gärten in Rom müssen wir später zurückkommen; dass die letztere die Aussendung anging, ist wenigstens bisher weder dargethan noch selbst vermuthet worden.

Von den nicht wenigen Münz- und Gemmenbildern, welche den Triptolemos angehn, kann auf dessen Aussendung nur eine Gemme, abgeb. in Gerhard's *Ant. Bildww.* Taf. 344. No. 42, bezogen werden, die übrigen beziehn sich auf die Fahrt des Heros und berühren uns direct nicht.

Stellen wir nun die vorstehend verzeichneten Monumente mit unserem Relief von Eleusis in Vergleichung, und fassen wir zunächst die Vasengemälde in's Auge, so ergiebt sich Folgendes.

Vor allen Dingen haben wir auf eine durchgreifende Verschiedenheit aufmerksam zu machen. In der überwiegenden Mehrzahl sämmtlicher Vasenbilder erscheint Triptolemos auf einem Wagensitze, welcher in den ältesten Monumenten ungeflügelt, in den jüngeren an den Rädern oder Axen geflügelt und in

den jüngsten Bildern geflügelt und mit zwei grossen Schlangen bespannt ist, wie dies Böttiger (Vasengemälde 2. S. 209 f., weiter nachgewiesen hat. Nur in einer archaischen Vase (No. 2 und in zwei Vasenbildern des freien Stils (No. 4 u. 5) finden wir ihn stehend, und zwar das eine Mal (No. 5) neben seinem Flügelwagen. Das Aufgeben oder die Nichtdarstellung dieses classischen Flügelwagens in dem Relief kann man aus verschiedenen Gründen motivirt denken. Es ist, am ausführlichsten von Preller (Demeter und Persephone S. 286 ff.) nachgewiesen und allgemein anerkannt, dass sich in der Sage von Triptolemos drei Stadien der Entwicklung nachweisen lassen: »das erste, wo er noch bloß eleusinischer Heros ist, das zweite, wo er als Urheber des Ackerbaus über ganz Attika anerkannt wird, und endlich drittens, wo er zu dieser Bedeutung für alle Hellenen gelangt ist« (Preller). Auf dem ersten Stadium seiner Entwicklung, als blosser eleusinischer Heros, als der Besteller des rarischen Gefildes bedurfte nun offenbar Triptolemos des beschwingten Schlangenwagens seiner Göttin nicht, der ihn später über Land und Meer dahintrug, man könnte demgemäss annehmen, dass in diesem specifisch eleusinischen Kunstwerke Triptolemos in seiner primitiven Geltung aufgefasst worden sei, und sich versucht fühlen, aus diesem Grunde das Fehlen des geflügelten Schlangenwagens abzuleiten. Doch wird man an dieser Vermuthung nicht lange festhalten. Denn erstens ist es sehr unwahrscheinlich, dass nachdem die Weltsendung des Triptolemos ein beliebtes Thema des attischen Nationalstolzes geworden war<sup>45)</sup>, ein attischer Künstler der Blüthezeit auf die primitive und beschränkte Bedeutung des Heros zurückgegriffen haben sollte, während schon die Maler der alterthümlichen Vasenbilder denselben nach Ausweis des Wagensitzes, auf dem sie ihn darstellen, mindestens das zweite, wahrscheinlicher aber das dritte Entwicklungsstadium der Triptolemosage und wesentlich nur dieses im Sinne hatten. Und zweitens finden wir den stehenden Triptolemos ohne Schlangenwagen in den Werken von Künstlern wieder, bei denen wir ein etwa specifisch eleusinisches Zurückgehen auf die Urgestalt der Sage anzunehmen durch Nichts berechtigt sind, nämlich in der Metope des Parthenon, in dem Colonna'schen und in dem Campana'schen Relief. Viel näher

45) Vergl. Preller, Demeter und Persephone S. 294 f.

liegt es daher anzunehmen, dass das Fehlen des Flügelwagens in unserem Relief durch die Composition und dass diese wiederum durch den Raum und die Form der Platte bedingt sei, welche der Meister als ein Gegebenes hinzunehmen hatte und nicht nach seinem Gefallen ändern oder erweitern konnte. Je weniger eine ähnliche Beschränkung sich bei den Vasengemälden wiederholt, desto weniger kann die Verschiedenheit ihrer Composition von derjenigen des Reliefs gegen die Identität des von beiden behandelten Gegenstandes beweisen. Viel wichtiger und auf einem innerlicheren Grunde beruhend ist eine Ähnlichkeit der Vasenbilder mit dem Relief, nämlich die, dass die Vasen in ihrer überwiegenden Mehrzahl und mit sichtbarer Vorliebe denselben Verein der drei Personen darstellen, den unser Relief enthält. Denn dass die beiden Frauen, welche wir in den Vasenbildern mit Triptolemos gruppirt finden, und zwar in allen Fällen nicht eleusinische Priesterinnen sind, wie seinerzeit Böttiger (Vasengem. 2. S. 193 ff.) unter damaliger Zustimmung Welcker's (Zeitschrift S. 114 ff.) annahm, das darf als erwiesen betrachtet werden, seitdem mehrfache Vasengemälde bekannt geworden sind (No. 10, 28, 30), welche die Personen durch Namensbeischriften als die Göttinnen bezeichnen, und das dürfte auch neuerdings ganz allgemein angenommen sein. Wir finden nun aber die drei Personen unseres Reliefs wieder in einer der archaischen Vasen (No. 2) und in 15 derer mit rothen Figuren (No. 10—24), während ihrer fünf (No. 4—8) und eine der archaischen die Scene auf Triptolemos und Demeter beschränken, eine Vase mit rothen Figuren (No. 9) Kora durch Hermes ersetzt und drei weitere (No. 25—27) dem Dreiverein noch eine Figur zufügen (No. 25 Hades? No. 26 einen Mann ungewisser Deutung und No. 27 Hekate). Aber auch in der Mehrzahl derjenigen Vasen, welche den Hauptpersonen noch mehre Nebenfiguren beigegeben, finden wir die ersteren in der bekannten Gruppierung oder in einer wenig abweichenden wieder (No. 3 und No. 28—34), und erst oder nur die grossen Prachtgefässe unteritalischer Herkunft (No. 32—34) verändern auch die Composition so wesentlich, dass sich in ihnen nur noch wenige und zweifelhafte Vergleichspunkte mit dem Relief auffinden lassen. Anfechten dürfen uns übrigens diese ganz abweichenden Compositionen nicht, da sie sich aus künstlerischen Gründen motiviren, denn so gut der Meister unseres Reliefs nach dem Gebote des Raumes und den Bedingungen seiner

Composition den Flügelwagen wegliess, eben so haben die Maler der grossen Prachtgefässe nach dem Gebote und Bedürfniss des weiten ihnen zur Decoration zugewiesenen Raumes und nach den Gesetzen der malerischen Composition verfahren und demnach ihre Bilder ausdehnen müssen. Ein desto grösseres Gewicht ist dagegen auf die Ähnlichkeit der Composition in der Mehrzahl der Vasenbilder mit derjenigen des Reliefs zu legen, eine Ähnlichkeit, die trotz dem dort angebrachten, hier fehlenden, Flügelwagen überraschend genannt werden darf, und von grosser Bedeutung ist die so oft wiederholte Darstellung eben der drei Personen, die auch das Relief darbietet, namentlich die Theilnahme Koras.

Preller hat (Demeter u. Pers. S. 405) bemerkt, dass der homerische Hymnus den Triptolemos in seiner agrarischen Bedeutung noch gar nicht kennt, und meint (das. S. 287) seine Sage sei erst später eine Episode der Koramythe geworden. Dies ist in sofern unzweifelhaft richtig, als in allen Berichten über die Stiftung des Ackerbaus durch Triptolemos' Aussendung diese mit Demeters Einkehr in Eleusis verbunden wird, und diese Einkehr wiederum mit der Wanderung der Göttin zusammenhangt, als sie die Tochter suchend von Land zu Lande irrte. In nähere Verbindung dagegen bringt Kora und Triptolemos keiner unserer Berichte, keiner stellt des Triptolemos Aussendung weder zeitlich noch causal mit der Wiederkehr Koras zur Mutter zusammen oder giebt Kora auch nur den geringsten Antheil an der Aussendung des ackerbaustiftenden Heros von Eleusis.

Eben diese Verbindung nun bezeugen uns die Vasen und wenigstens einige der plastischen Monumente, und zwar die ersteren mit einer solchen Consequenz und in dieser mit solchem Nachdruck, dass wir nicht zweifeln können, sie sei auch in einer besonders gewichtigen Quelle, wahrscheinlich den eleusinischen Mysterien selbst, hergestellt und hervorgehoben gewesen. In der Art und dem Grade der Betheiligung Koras an der Aussendung des Triptolemos aber stimmen die Kunstwerke nicht durchaus mit einander überein, und namentlich weicht in dieser Beziehung unser Relief von den Vasenbildern in einer auf den ersten Blick nicht sehr relevanten, bei näherer Betrachtung dagegen sehr bedeutsamen, für den dargestellten Gegenstand sowohl wie für die künstlerische Composition entscheidenden Weise ab. In allen den Vasenbildern nämlich, welche Triptolemos zwi-

schen den beiden Göttinnen zeigen, und in denen Demeter deutlich erkennbar ist, finden wir mit einer überdies nur zweifelhaften Ausnahme (No. 22, vergl. Gerhard, A. Vasenbb. S. 217 No. 9) den Heros, der auch in den Vasen fast immer (mit Ausnahme von No. 32—34) rechts stehenden Demeter, nicht aber wie in unserem Relief der links stehenden Kora zugewendet. Der Grund, welcher den Meister des Reliefs zu der von ihm gewählten Gruppierung veranlasst hat, scheint mir ein leicht begreiflicher künstlerischer zu sein, da er offenbar nur durch die hier gewählte Composition beide Göttinnen als wirklich an der Handlung betheiligte darstellen konnte. Denn da von den beiden schon früher hervorgehobenen Acten oder Theilen der Handlung, der Übergabe der Halmfrucht und der Weibung zum Auszug die letztere unbedingt nur Demeter, nicht Kora zukommen konnte, so blieb Nichts übrig, als Kora zur Übergeberin der Ähren zu machen, wenn der Meister die Übergabe nicht als bereits erfolgt darstellen oder ganz unterdrücken und wenn er Kora nicht als eine mehr oder minder unbetheiligte blosser Zuschauerin hinstellen wollte. Dies wäre künstlerisch sehr ungünstig gewesen, aber nichtsdestoweniger bleibt es ein Bedeutendes, dass dieser Künstler und grade er in diesem eleusinischen Kunstwerke Kora diesen starken Antheil an der Handlung geben durfte, was wie erwähnt in den Vasenbildern nicht der Fall ist.

Es lohnt sich der Mühe, diesen Punkt etwas weiter zu verfolgen und das Verhalten der Vasenmaler gegenüber der Aufgabe, die im Relief so vollkommen gelöst ist, zu beobachten, um so mehr als sich hiebei für Demeters Action in unserem Relief einige nähere Aufklärung gewinnen lässt.

In bei weitem den meisten Fällen sehn wir, dass Triptolemos mit der Rechten eine flache Schale hält oder gegen Demeter vorstreckt, während diese entweder eine Kanne (Oinochoë) hält oder aus derselben dem Triptolemos eingiesst (No. 5—10, 15—17, 19, 20, 22, 27, 29, 33 und wahrscheinlich ebenso in No. 12—18, 21, 23, 28, welche ich nicht habe vergleichen können). Die Bedeutung dieser Geräthe in unserer Scene ist anders aufgefasst worden, als wie ich glaube dass sie aufgefasst werden muss. Böttiger meinte (Vasengemälde 2. S. 206 f.) in dem Weingusse der Göttin, die ihm aber als eine Priesterin galt, empfangen Triptolemos den »Lohn seiner schönen That«, es werde ihm als dem Liebling der eleusinischen Göttin eine heilige Spende geweiht.

Für die Vase Poniatowsky (No. 34) erkennt er die Darstellung der Aussendung an, für die von ihm besprochenen Tischbein'schen Vasenbilder, die uns nur als einige Exemplare der größeren übereinstimmenden Reihe gelten können, nahm Böttiger einen ganz anderen Moment, die »Ruhe des Triptolemos« an, nämlich diejenige nach der Rückkehr von seiner Sendung. Ich glaube aber dass diese Unterscheidung und die mit ihr zusammenhängende Erklärung von Schale und Krug in unserer Scene, obgleich damals von Welcker gebilligt (Zeitschrift S. 442 f.), aus zweien Gründen verkehrt sei. Erstens weil die Aussendung und zwar bestimmt diese jetzt nicht mehr allein in so von der Mehrzahl der Bilder verschiedenen Compositionen wie die Poniatowskyvase und die anderen unteritalischen vorliegt, sondern in ganz nahe verwandten Compositionen, so in No. 4, wo Demeter nur Ähren hält, welche sie dem Triptolemos darreichen will oder in No. 44 u. 25, wo Triptolemos nur Ähren hält, die er von der Göttin empfangen hat oder in No. 5, 7, 10, 13, 22, wo neben Schale und Krug in den Händen bald der Göttin, bald des Heros, bald Beider die Ähren erscheinen, die sicher nur die Aussendung angehn. Diese Bilder stellen den Übergang dar zu denjenigen, in denen die Ähren weggelassen sind, welche aber deshalb bei der Übereinstimmung der Composition von jenen loszureissen um so unstatthafter erscheint, je mehr der Aussendung des Triptolemos alles Gewicht, seiner Belohnung nach vollbrachter Sendung geringes Gewicht zukommt. Dazu gesellt sich zweitens der Umstand, dass jene Erklärung aufgestellt wurde unter der Voraussetzung, die beiden Frauen seien Priesterinnen, und die Vasen gelten einer Verehrung des Triptolemos im Kreise von Sterblichen, wie dies zwei archaische Vasen (abgeb. b. Gerhard, Auserl. Vasenbb. 4. Taf. 43 u. 44; am sichersten die erstere) allerdings thun. Von den beiden Göttinnen aber kann man nicht so ohne Weiteres annehmen, dass diese ihrem Liebling eine »heilige Spende weihen«, was durch die Assistenz anderer göttlicher Wesen noch unwahrscheinlicher wird, und aus eben dem Grunde kann man auch Preller (Mythol. 1. S. 477. Note) nicht zugeben, die Schale in Triptolemos' Hand bedeute seine göttliche Verehrung. Endlich ist »der Becher edlen Weins« wohl Siegerlohn kriegerischer und musischer Kämpfer, aber ihn ganz allgemein als »Lohn einer schönen That« oder dessen Symbol aufzufassen sind wir nicht berechtigt. Die in neuerer Zeit wohl auch allgemein befolgte



Ansicht, dass die angeführten Vasen eben alle der Aussendung des Heros, als dem entscheidenden Momente des ganzen Mythos gelten, bleibt demnach die ungleich wahrscheinlichere, und sie kann auch durch die *πεπόνηκα* (»ho laborato«) gelesene »und als Ausdruck bereits bethätigter Geschäftigkeit gedeutete Inschrift« *πονεκα* des Berliner Gefäßes No. 6 um so weniger beeinträchtigt werden, je unwahrscheinlicher die Beischrift einer derartigen Aussage einer dargestellten Person in einem Vasenbilde freien Stiles ist. Auch Gerhard (Berl. ant. Bildwerke No. 896) erkennt die Aussendungsscene an, da nach ihm die von Demeter gehaltenen Ähren »dem Jüngling zur Verbreitung des Samenkorns zugebracht sind.«

Wenn demnach der dem Triptolemos von Demeter eingeschenkte Trank kein Willkommen oder Lohn nach der Rückkehr ist, und wenn ferner Schale und Kanne hier nicht in dem Sinne gehandhabt werden können, den Welcker (Alte Denkmäler 3. S. 97) für andere Monumente mit Recht in Anspruch nimmt, in dem Sinne nämlich, dass, da die Spende immer die Feier eines Vertrags begleitete, die Trinkschale ein schickliches und sprechendes Zeichen eines Vertrages sei, was hier nicht zutrifft, weil von einem zwischen Demeter und Triptolemos geschlossenen Verträge unter keinen Umständen die Rede sein kann, so kann augenscheinlich hier nur an einen Abschiedstrunk gedacht werden, wie er in mehren, besonders von Welcker (Alte Denkmäler 3. S. 345 f., 408, mit Note 7) scharf beleuchteten Monumenten ausziehenden Helden oder jungen Kriegeren von den Ihrigen eingeschenkt und dargeboten wird: Ein solcher Abschiedstrunk aber, eine solche letzte Erquickung vor dem Beginn eines beschwerlichen Unternehmens ist ein sichtbar gemachtes, mit den Mitteln der bildenden Kunst ausgedrücktes Lebewohl und entspricht seinem inneren Sinne nach dem Acte der Segnung oder Weihung des Triptolemos durch Demeter in unserem Relief; denn hier wie in den Vasenbildern dürfen wir die sichtbare Handlung durch ein bedeutsames Abschieds- und Segenswort begleitet und ein solches im Bilde vertretend denken. Es entsprechen sich also in diesem Punkte die Vasen und das Relief, wengleich sie einen verschiedenen Ausdruck für dieselbe Sache gewählt haben, und es ist nur consequent, dass alle Vasen mit einer einzigen Ausnahme (No. 26) Demeter den Krug des Abschiedstrunkes in die Hand geben, denn Kora kommt er so wenig zu wie das

Abschiedswort und das Wort der Weihe. Auf den Abschied aber und die Weihe wird in den Vasenbildern augenscheinlich das grösste Gewicht gelegt und zwar mit Recht, nur dass die Vasenmaler, indem sie verfahren wie sie verfahren sind, nicht im Stande waren, auch den anderen Theil der Handlung, die Übergabe der Saatfrucht an Triptolemos aus der Hand der Göttinnen lebendig und deutlich in Scene zu setzen. Sie verfallen vielmehr, ausser in den wenigen Fällen, wo der Abschiedstrunk unterdrückt und die Ährenübergabe hervorgegeben wird (am entschiedensten in No. 34, dann in No. 4, 25, 32), der oben ange deuteten Alternative, entweder die Übergabe als erfolgt, d. h. Triptolemos bereits im Besitze der Ähren darzustellen (No. 5, 7, 10, 11, 22, 25, 29, 31 u. 33) oder die Ähren ganz bei Seite zu lassen (No. 8, 9, 19, 20, 27 u. 30). In diesem letzteren Falle ist gar nicht ausgedrückt, um was es sich handelt, und Triptolemos nur an seinem Flügelwagen kenntlich, weshalb auch eben die Vasen dieser Art zu verkehrten Erklärungen Anlass gegeben haben, in dem ersteren Falle ist es wenigstens nicht deutlich, dass Triptolemos die Saatfrucht von der Göttin empfangen hat. Denn es ist ein schwaches Auskunftsmittel, wenn die Maler auch der Göttin noch einige Ähren in die Hand geben (No. 29, 32, 33) oder sie allein damit versehen (No. 4 u. 6), da die Ähren ein so allgemeines Attribut Demeters sind, dass es sich nicht um deren Übergabe zu handeln braucht, wo sie solche hält. Dazu kommt ferner, dass die Vasenmaler auf dem Wege, den sie eingeschlagen haben, nicht im Stande waren, Kora, welche sie doch in der grossen Mehrzahl mit anbringen, als an der bedeutsamen Handlung wirklich bethelligt darzustellen. In der That steht dieselbe mit verschiedenen Attributen, mit einer oder zwei Fackeln, mit einem Kranz, mit einem Scepter ausgestattet in den allermeisten Bildern als müssige Zuschauerin da (No. 11, 19, 20, 21, 24, 25, 27, 29 u. 30), in wenigen hält sie Attribute, welche sie mit der Handlung wenigstens einigermaßen in Zusammenhang bringen, so in No. 22 u. 31 Ähren und in No. 26 den ihr nicht gebührenden Krug, in einigen anderen ist sie mit Nebenpersonen gruppirt (No. 32 u. 34) und nur auf einer einzigen Vase (No. 40) greift sie in die Handlung ein, indem sie hinter Triptolemos einen Kranz erhebt, ihn mit demselben zu schmücken ähnlich wie in einem anderen Vasengemälde (Welcker, Alte Denk-

maler 3. Taf. 15. 4) eine Nereide dem von seinem Grossvater Nereus scheidenden Achill einen Kranz entgegenhält.

Während aus der vorstehenden Prüfung der Vasengemälde sich klar ergibt, wie Viel der Meister des Reliefs für seine Composition dadurch gewann, dass er Triptolemos der Kora zugewandt bildete anstatt der Demeter, und während wir ihn aus dieser Abweichung von den Vasenmalern als einen diesen an Geist und Takt weit überlegenen Künstler kennen lernen, begreifen wir zugleich, dass er Demeters Abschieds- und Weihewort nicht durch dasselbe Mittel (den Abschiedstrunk) sichtbar machen konnte wie die Vasenmaler, sondern durch seine Composition selbst gezwungen war, demselben einen anderen sinnlichen und künstlerischen Ausdruck zu geben, das segnende Handauflegen, welches in der von mir statuirten Bedeutung durch das Vorstehende gerechtfertigt sein dürfte, und welches, mit der Übergabe der Ähren durch Kora gleichzeitig erfolgend, der Handlung eine Einheit und Ganzheit, der Composition eine Abgeschlossenheit in sich verleiht, welche ihr durch kein anderes Mittel gegeben werden konnte.

Ausser in Beziehung auf diesen Hauptpunkt ist uns die Vergleichung der Vasen mit unserem Relief noch in Hinsicht auf einen anderen Umstand von Wichtigkeit, nämlich in Hinsicht auf das zarte Alter, in welchem Triptolemos dargestellt ist. Denn wenngleich er als 18—20jähriger Jüngling zu betrachten ist und nach seinen Körperformen auch allenfalls noch ein paar Jahre älter sein könnte, so bleibt das ein für seine Mission immerhin auffallend geringes Alter, ein um so auffallenderes, je weniger dasselbe durch irgend eine Parallele in der schriftlichen Überlieferung gerechtfertigt und beglaubigt, noch auch durch irgend einen Umstand in dem Mythos selbst ausreichend motivirt wird. Wohl wird in mehreren schriftlichen Zeugnissen dem Kinde Triptolemos, welches in diesen Quellen an die Stelle des in der älteren Überlieferung von Demeter gepflegten Demophon tritt, die Gabe des Flügelwagens und des Saatkorns verhieszen<sup>16)</sup>, wann aber die Sendung wirklich erfolge oder gar, dass sie in Triptolemos' früherem Jünglingsalter angetreten sei, davon sagen auch diese Zeugnisse Nichts.

<sup>16)</sup> Ovid. Fast. 4. 512 ff. 520 f. Ähnlich Panyasis b. Apollod. 1. 5. 2. Hygin. fab. 147, Serv. ad Verg. Georg. 4. 19.

Betrachten wir uns nun aber die Figur des Triptolemos in den Vasenbildern, so finden wir den Heros in den archaischen allerdings bärtig, was wir der Darstellung des homerischen Hymnus, in welchem Triptolemos unter den eleusinischen Anakten genannt wird, gemäss nennen würden, wenn die ganze Aussendungssage des Triptolemos dem Hymnus gemäss wäre, was sie, wie bereits erwähnt, nicht ist. Wir werden also diese Bärtigkeit des Triptolemos in den archaischen Vasenbildern nicht höher anzuschlagen haben als die anderer jugendlicher Personen, eines Apollon, Achilleus und Paris in den Vasen dieses Stils. In den Vasen mit rothen Figuren dagegen finden wir Triptolemos fast ohne Ausnahme (nur in No. 34 hat er eine Spur von Backenbart) jugendlich, in nicht wenigen sehr jugendlich und in einigen so zart, dass seinen Formen von mehren Seiten das Prädicat »mädchenhaft« oder der Charakter »weiblicher Anmuth« beigelegt wird; vergl. No. 6, 8, 26 und No. 49, 25 und b, sowie die bei Gerhard, Auserl. Vasenbb. 4. Taf. 45 abgebildete Kylix. Ist nun freilich durch diese Analogien auch Nichts erklärt, so scheint durch dieselben doch verbürgt, dass es eine uns verlorene oder verborgene Tradition gab, gemäss welcher Triptolemos seine Sendung in zartem Jünglingsalter erhielt und antrat, und einem aus der grossen Jugendlichkeit des Triptolemos in unserem Relief gegen unsere Deutung zu schöpfenden Zweifel dürften die Analogien der Vasenbilder ebenfalls begegnen.

Wenden wir uns jetzt den oben verzeichneten plastischen Darstellungen der Aussendung des Triptolemos zu, so müssen wir anerkennen, dass dieselben, obgleich mit unserem Monumente einer Kunstgattung angehörend, in der Composition mit demselben weniger übereinstimmen als die Vasenbilder. Dennoch finden wir auch in ihnen mancherlei unserer Erklärung zu Gute kommende Vergleichungspunkte.

Zunächst ist darauf aufmerksam zu machen, dass in dem archaischen Relief Colonna (No. 1), in der Parthenonmetope (No. 2) und in der Campana'schen Terracotte (No. 5) grade so gut wie in dem eleusinischen Relief der Flügelwagen fehlt, den die anderen drei Monumente allerdings zeigen. Nun sind freilich diese drei Reliefs unter einander in Auffassung und Composition zu verschieden, als dass man behaupten könnte, dass sie den Flügelwagen aus einem und demselben Grunde weglassen, aber das Eine beweisen diese Monumente dennoch mit voller Gewiss-

heit: dass es des Apparats eines Flügelwagens nicht bedarf, um Triptolemos zu charakterisiren, wofern nur auf anderem Wege für seine Bezeichnung gesorgt ist. Das Colonna'sche Relief thut dies theils durch Fussflügelchen, wie sie sonst Hermes trägt, und durch welche, als einen gewöhnlichen Ausdruck der Schnelligkeit, Triptolemos hier nach Welcker's Darlegung als Bote der Demeter einigermassen dem Hermes genähert und als der bezeichnet wird, welcher die Gabe der Göttin wunderschnell von Land zu Lande tragen soll, theils durch die Handlung der Ährenübergabe, die nur an Triptolemos erfolgen kann und welche demnach auch zur richtigen Deutung seiner Figur geführt hat, nachdem die Fussflügel misleitet hatten. Die Parthenonmetope, welche in Carrey's Zeichnung nur einen jugendlichen Mann und eine langgewandete Frau erkennen lässt, wird von Bründstedt hauptsächlich deswegen und wohl mit Recht auf Triptolemos und Demeter gedeutet, weil die Frauengestalt ziemlich augenscheinlich mit der Getraideaussaat beschäftigt ist, wobei der Jüngling ihr zuschaut. Die Darstellung gilt also Triptolemos' Anweisung in der Saat des ersten Getraides. In der Campana'schen Terracotte ist Triptolemos als Ackersmann durch ländliche Felltracht und durch eine Hacke (?) charakterisirt, auf welche er sich lehnt. In unserem Relief wird Triptolemos durch kein äusserliches Merkmal bezeichnet, grade so wenig wie, soweit wir nach einer Carrey'schen Zeichnung urtheilen können, in der Metope des Parthenon; beide Male aber giebt die gesammte Handlung uns die Deutung der Figuren an die Hand; wobei daran zu erinnern sein dürfte, dass die Kunst in ihrer Vollendung mit äusseren Attributen zur Bezeichnung der Personen um so sparsamer wird, je sicherer sie dieselben durch sich selbst und durch den Zusammenhang der Handlung charakterisiren zu können sich bewusst ist.

Ein zweiter Punkt von grosser Bedeutung ist die Anwesenheit Koras bei der Aussendung des Triptolemos und ihre Theilnahme an derselben. Wir finden Kora nicht in der Parthenonmetope, in deren Darstellung sie auch nicht hineingepasst hätte; wahrscheinlich fehlte sie eben so wohl in dem Relief Colonna, von dem freilich die Fortsetzung sich mit Sicherheit nicht errathen lässt, in dem aber Kora höchstens als unbetheiligte Zuschauerin eine Stelle hätte finden können. Anwesend ist sie in dem Campana'schen Relief; aber in der merkwürdigsten Weise greift sie

in die Handlung ein in dem Sarkophagrelief in Wiltonhouse, das wohl eine neue und auch in den noch immer unsicheren Details beglaubigte Zeichnung verdient hätte. Hier sitzt Demeter auf der mystischen Cista während Triptolemos, das Saatkorn im Bausch seiner Chlamys, den Schlangenzug schon bestiegen hat und mit einer Geberde, welche Hast oder Eifer, seine Fahrt anzutreten nicht verkennen lässt, sich noch einmal zurückwendet. Es gilt aber diese seine Zurückwendung einem jungen Weibe, die er mit der rechten Hand zu ergreifen und zum Mitbesteigen seines Wagens auffordern zu wollen scheint, während sie, Ähren in der linken Hand haltend, ihre Rechte in die Demeters gelegt hat, welche dieselbe festhält. Als Kora ist dies junge Weib lange erkannt, wenn man aber in der dargestellten Scene nur ihr Wiedersehen mit der Mutter erkannt hat, so ist dabei übersehen, dass sie mit dem Unterkörper von Demeter abgewandt steht, folglich sich nach dieser nur herumdreht, ihr die Hand zu reichen, eine Stellung, die für ein Wiedersehen gewiss nicht, für einen Abschied genau passt, und die wir nur mit Triptolemos' Handlung, mit seinem augenscheinlichen Antreiben Koras zusammenzubringen brauchen, um überzeugt zu sein, dass Kora hier mit Triptolemos fahren soll. Verbinden wir hiermit die Thatsache, dass in dem braunschweigischen Onyxgefäß ein jugendliches Weib neben Triptolemos auf dem Wagen steht und ihm die Zügel führt, und dass auch neben dem Germanicus-Triptolemos des berühmten pariser Cameo (Müller Denkmäler I. No. 380) Agrippina als Demeter Thesmophoros wie man meint, vielleicht aber richtiger als Kora in dem Schlangenzug erscheint, so kann man nicht zweifeln, dass das Mitfahren der Kora in dem Sarkophagrelief tiefer als durch einen Einfall oder ein subjectives Gefallen des Künstlers, dass es durch eine uns schriftlich nicht überlieferte Wendung der Sage selbst begründet ist.

Dies Mitfahren Koras mit Triptolemos im Auftrage Demeters, welches durch den Sarkophag beglaubigt wird, ist nun allerdings viel mehr als das, was von Koras Mitwirkung bei Triptolemos' Aussendung unser Relief zeigt, dennoch bildet es gegenüber den Vasenbildern, die Kora als unthätige Zuschauerin darstellen, eine Parallele zu der Darstellung des eleusinischen Reliefs, und zeigt, dass ich oben mit Recht für die thätige Mitwirkung Koras einen tieferen Grund als bloß den in der Composition gelegenen Anlass vorausgesetzt habe. Es ist richtig gefasst

und sinnreich, dass Kora, die Göttin der keimenden, wachsenden, blühenden Vegetation in der Mutter Erde Auftrag dem Heros des Landbaus das erste fruchtbare Saatkorn darreicht, das nur unter ihrer Mitwirkung wachsen und gedeihen kann, und nicht minder sinnreich ist die Erfindung, dass Demeter ihre Tochter, die Göttin des Spriessens und Blühens, mit Triptolemos hinausendet, auf dass sie dem von ihm ausgestreuten Saatkorn Fruchtbarkeit und Gedeihen gebe. Beides aber hat, so verschieden der Ausdruck erscheinen mag, nur einen und denselben Sinn, und somit gerecht das in seiner Composition so verschiedene Sarkophagrelief meiner Erklärung des eleusinischen Reliefs zur Unterstützung und zur Bestätigung.

Für Demeters Handlung in dem Monumente von Eleusis finden wir ebenfalls nur in dem Sarkophag und auch in diesem nur eine indirecte Parallele. Abschied nimmt Demeter auch hier oder sie entlässt mit Abschied wie in den Vasenbildern, da aber hier zunächst die Tochter von ihr scheidet, um Triptolemos zu begleiten, so gestaltet sich der Abschied anders, familiärer als in den Denkmälern, in denen er dem Triptolemos gilt, der eingeschenkte Abschiedstrunk wird zum freundlichen Händedruck, das feierliche Abschiedswort zum mütterlichen Scheidegruss. Und doch, steht nicht Demeters segnendes Handauflegen auf Triptolemos' Haupt in der Scala der Stimmungen mitten inne zwischen dem dem Helden eingeschenkten Trunke und dem mit der Tochter ausgetauschten Händedruck? und schliessen nicht alle diese Monumente eben in dieser Scala der in ihnen ausgedrückten Empfindungen und Stimmungen sich so als zusammengehörig aneinander, dass man sie auch um dessentwillen in der Erklärung nicht von einander trennen kann? Für Triptolemos' Gestalt endlich wie sie in unserem eleusinischen Relief erscheint ist die aus der Vergleichung der plastischen Parallelmonumente zu gewinnende Ausbeute gering, besonders aber aus einem äusserlichen Grunde. In dem Relief Colonna ist von Triptolemos nur Weniges, nur der Unterkörper und die rechte Hand erhalten; wie er in der Parthenonmetope erschien, lässt sich aus Carrey's Zeichnung nicht schliessen und ebenso sind die Publicationen des Sarkophags und des Onyxgefässes zu mangelhaft, als dass wir über die, in dem letzteren Monumente besonders zart und jugendlich erscheinende Gestalt des Heros mit Bestimmtheit absprechen könnten. Die Campana'sche Terracotte zeigt ihn, obgleich im bauerlichen Co-

stüm, entschieden jugendlich, wenn auch nicht in dem Masse wie unser Relief, dafür aber, ganz wie dieses, als Sterblichen den Göttinnen gegenüber in kleineren Massverhältnissen und ebenso mit dem langen Haar.

Nachdem wir uns jetzt über die gegenständliche Bedeutung des Monumentes von Eleusis so viel wie möglich orientirt haben, ist es Zeit auf die kunstgeschichtlichen Fragen einzugehn, welche sich an dasselbe knüpfen. In welche Zeit und welche Schule gehört unser Relief?

Indem ich dasselbe oben mit den Sculpturen vom Parthenon als ebenbürtig zusammenstellte, kann es scheinen, dass ich der Beantwortung dieser Frage wenigstens im gewissen Sinne schon vorgegriffen habe und mag ich die Meinung geweckt haben, ich halte unser Relief mit den verglichenen Monumenten auch für gleichzeitig entstanden und schreibe es der Schule des Phidias zu. Und doch ist dies meine Ansicht ganz und gar nicht.

Nach Otfried Müller's wohl ziemlich allgemein befolgter Ansicht (Handb. § 357. 5) gebührt die Ausbildung des Ideals der Demeter wie der Kora grösstentheils der attischen, zum Theil erst der praxitelischen Kunstschule. Dies »zum Theil« wird wohl durch grösstentheils oder hauptsächlich zu ersetzen sein, denn, wenngleich es zu viel behaupten hiesse, wollte man sagen, die eleusinischen Göttinnen haben nicht zu den von der Schule des Phidias bearbeiteten Gestalten gehört, da Beide im westlichen Giebelfelde des Parthenon, Demeter nochmals in der mehrberührten Metope und abermals im Cellafriese desselben Tempels erscheint, so ist doch keine selbständige Statue der Göttin weder von Phidias noch von einem seiner Schüler bekannt, noch auch mit Sicherheit in der Zeit dieser Schule vorzusetzen. Denn dass die vermuthliche kolossale Chryselephantinstatue in dem von Iktinos später als der Parthenon erbauten Megaron von Eleusis (Müller a. a. O. Note 5) in die Periode des Phidias gehöre, ist zum mindesten unerweislich. Desto zahlreicher dagegen werden die Demeterstatuen in der Zeit nach Phidias' Tode und in der Periode der jüngeren attischen Schule. Damophon von Messene, welcher der jüngeren, nicht der älteren Periode angehört, wie Brunn wollte (Kunstlergesch. 1. S. 287 f. vergl. meine Geschichte der Plastik 2. S. 97 f.) arbeitete nach Ol. 95 zwei Statuen der Göttin für Megalopolis, Eukleides von Athen nach Buras Zerstörung Ol. 101. 4 für die neuerbaute Stadt



ein Tempelbild der Demeter<sup>17)</sup>, Sthennis, der Genoss des Leochares um etwa Ol. 105—110 oder 112 eine später nach Rom in den Concordientempel versetzte Gruppe: Ceres Jupiter Minerva nach Plin. 34. 90, und Praxiteles selbst hat die Göttin nicht weniger als fünf Mal dargestellt in Tempelstatuen so gut wie in bewegten Gruppen und Handlungen<sup>18)</sup>, während gleichzeitige Maler, Zeuxis und Euphranor sich ihrerseits an der Ausbildung des Ideals der bis dahin so viel wir wissen in Gemälden nicht dargestellt gewesenen Göttin beteiligten<sup>19)</sup>. Und wenn wir deshalb der Epoche des Phidias gern ihren Antheil an der Gestaltung des Ideales der Demeter einräumen wollen, so werden wir dennoch nicht umbin können, dieselbe wesentlich der jüngeren Periode zuzuschreiben. Es ist mit diesem Ideal wie mit dem der nackten Aphrodite; vorhanden ist dies schon in Phidias' Zeit und durch Phidias, der die Göttin ohne alle Bekleidung im westlichen Giebel des Parthenon darstellte, und dennoch ist alle Welt darüber einig, der jüngeren attischen Schule, einem Skopas und Praxiteles die Ausbildung und Vollendung dieses Ideales zuzuschreiben. Und wenn nun unzweifelhafter Weise die Gestalt der Demeter in unserem Relief eine vollendete Idealgestalt der mütterlichen Göttin von Eleusis genannt werden muss<sup>20)</sup>, so liegt der Schluss vor den Füßen und auf der flachen Hand, dass diese Gestalt und somit unser Relief unter dem Einflusse eben der Periode und Schule der Kunst entstanden sei, der die Ausbildung des Demeterideals in ganz besonderem Masse gebührt.

Dieser Schluss nun wird gewiss nicht wenig bestärkt, wenn wir unter Praxiteles' Werken eine Gruppe wiederfinden, welche

17) Eukleides wird bei Brunn, *Kunstlergeschichte* 1. 274 mit richtiger Berechnung des Datums, gleichwohl zu der älteren Periode gezählt.

18) *Meine Geschichte d. gr. Plastik* 2. S. 22 f.

19) In ihren Darstellungen der Zwölf Götter nämlich (Brunn *Kunstlergesch.* 2. S. 78 u. 182), in welcher Demeter sicher nicht gefehlt hat.

20) Dass sie einem bestimmten Idealtypus entspricht, geht daraus hervor, dass sie ähnlich wiederkehrt; Brunn hat, *Bull.* 1860 a. a. O., bereits eine bisher ohne allen Grund Sappho genannte Statue in der Säulenhalle des Caféhauses der Villa Albani als eine solche bezeichnet: *la quale in tutti i concetti dell' panneggiamento corrisponde al rilievo e per le forme del corpo, di deciso carattere matronale, si manifesta siccome Cerere piuttosto che qualsivoglia altra deità*, und es werden sich noch weitere Analogie finden.

der Gruppe unseres Reliefs entspricht, und dies ist der Fall mit der von Plinius als in hortis Servilianis befindlich angegebenen, von ihm oder vielmehr von den auf uns gekommenen Handschriften seines Werkes als Flora Triptolemus Ceres bezeichneten praxitelischen Gruppe. Flora in dieser Stelle hat schon lange Anstoss erregt und schon bei Hermol. Barbar. ist Cora conjiect worden, was Stephani im Philol. V. S. 177 f. wiederholt, während Müller (Handb. § 357. Anm. 4) Hora an die Stelle setzen wollte<sup>21)</sup>. Und allerdings ist die Lesart Flora, für welche nur die eine grössere Variante »Candoris« vorkommt, unhaltbar, da die Griechen kein mythologisches Wesen haben, dessen Namen durch das lateinische Flora übersetzt werden kann und welches zugleich in dieser Verbindung mit Triptolemos und Demeter stehn könnte; denn Chloris, die Gemahlin des Zephyros, die Frühlingshora, welche Ovid. Fast. 5. 197 mit der lateinischen Flora identificirt oder vielmehr deren griechischen Namen er durch Flora wiedergibt, hat mit dem Mythenkreise der eleusinischen Demeter Nichts zu thun, und es ist eben so wenig glaublich, Plinius habe Koras Namen mit Flora übersetzt, wie man annehmen kann, ihm sei die praxitelische Kora der italischen Flora in ihren bildlichen Darstellungen so ähnlich erschienen, dass er meinen konnte, ihren Namen durch den der römischen Göttin ersetzen zu dürfen. Muss nun aber die Lesart Flora geändert werden, so glaube ich nicht, dass man etwas Anderes wird an die Stelle setzen können als Cora, denn das Müller'sche Hora liegt selbst der Buchstabenform nach der Corruption Flora nicht näher, wenn Plinius, was nicht unwahrscheinlich ist, den mit gutem Grunde beibehaltenen und nicht etwa durch Proserpina übersetzten griechischen Namen auch griechisch, nämlich Kora schrieb; begrifflich aber genügt Hora, auch wenn man Plinius die mythologische Subtilität der Nennung einer Hore schlechthin statt der Hore des Frühlings, die mit Chloris-Flora identisch sein würde<sup>22)</sup>, zutraut, in keiner Weise in dieser Verbindung mit Triptolemos und Demeter. Was sollte auch wohl Praxiteles veranlasst haben in dieser Gruppe eleusinischen Gegenstandes den Bund der beiden Göttinnen zu zerreißen und der Demeter anstatt ihrer Tochter eine wenigstens halbwegs allego-

21) Worin ihm Brunn, Künstlergeschichte 1. S. 337, folgt.

22) Vergl. Prollier Gr. Myth. 1. S. 275.

rische Hore gegenüber zu stellen, welche der Demetermythologie fremd und schliesslich in ihrer Bedeutung, namentlich in der hier in Rede stehenden Verbindung, mit Kora nahezu identisch ist. Ändert man das »Flora« der plinianischen Handschriften ohne gleichwohl Kora dafür zu setzen, welches freilich auch Stephani nur durch Analogie von Inschriften (Grut. p. 309. No. 2 u. 3) belegen konnte, so macht das den Eindruck, als schliesse man vor dem Einfachsten und Nächstliegenden absichtlich die Augen, um etwas Ferneres und Unwahrscheinlicheres zu suchen. Denn dass Kora hier in der Gruppe ihrer Mutter gegenüber ihre natürliche Stelle finde, kann Niemand läugnen, am wenigsten den Vasen gegenüber, welche ihre Anwesenheit bei Triptolemos' Aussendung durch Namensbeischrift beglaubigen. Um Triptolemos' Aussendung aber hat es sich meiner Überzeugung nach in der praxitelischen Gruppe gehandelt. Allerdings hatte Triptolemos in Attika Cultus, Pausanias nennt uns zwei seiner Tempel, den einen in Athen I. 44. 4, den anderen in Eleusis I. 38. 6 und erwähnt in dem ersteren ausdrücklich die Statue; dennoch aber ist es sowohl unbezeugt wie unwahrscheinlich im höchsten Grade, dass Triptolemos mit den beiden eleusinischen Gottheiten gemeinsamen Cultus gehabt habe, so dass wir annehmen könnten, Praxiteles' Werk sei eine Cultgruppe, eine Trias von Tempelbildern und nicht durch bestimmte Handlung verbunden, also der Art gewesen, wie die sichere Cultgruppe der beiden Göttinnen mit Jakchos von demselben Meister, die uns Pausanias I. 2. 3 und Clemens Alex. Protrept. p. 54 P. bezeugen. Als Parallelen zu der Triptolemosgruppe bieten sich vielmehr zwei andere praxitelische Gruppen aus Demeters eleusinischer Mythologie dar, nämlich der Raub der Persephone und die Katagusa<sup>23)</sup>, ja, wenn wir in der zweiten Gruppe die friedliche Zurückgabe der Persephone an den unterirdischen Gatten durch die Mutter nach dem Abschlusse des Vertrags zwischen Ober- und Unterwelt erkennen, so reiht sich diesen Werken die Triptolemosgruppe so an, dass durch sie erst der Kreis der eleusinischen Mythologie geschlossen und vollendet erscheint. Nicht als ob ich glaubte, die drei Gruppen haben ursprünglich zusammengehört, das ist deswegen schwerlich der Fall gewesen, weil sie im Materialverschieden waren, denn die Gruppen des Raubes und der Kata-

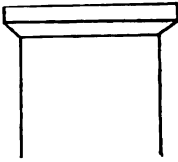
23) Vergl. m. Gesch. d. Gr. Pl. 2. S. 29.

gusa waren von Erz (Plin. 34. 69), die Triptolemosgruppe hingegen von Marmor, wohl aber nehme ich einen inneren und geistigen Zusammenhang unter ihnen an, und meine, dass es einem Künstler, welcher jene zwei wichtigen Acte der Demetermythologie in zwei Gruppen gebildet hatte, nahe liegen musste, bei gegebenem Anlass nun auch den dritten Act, die Wiedervereinigung von Mutter und Tochter nach der Trennung und deren Segen für das Menschengeschlecht, der sich in Triptolemos' Aussendung darstellt, in einer dritten Gruppe zur Anschauung zu bringen.

Wenn nun nach dem Gesagten es nicht unwahrscheinlich ist, dass Praxiteles' Gruppe denselben Gegenstand behandelte, den wir in dem eleusinischen Relief erkannt haben, so bin ich dennoch weit davon entfernt, das Relief etwa für eine directe Nachbildung der Gruppe ansprechen zu wollen. Als eine solche dürfen wir es in seiner streng reliefmässigen, dem verhältnissmässig eng zugemessenen Rahmen der Platte angepassten Composition nicht betrachten, eine freie, in das Relief übersetzte Nachbildung der Statuengruppe aber in ihm anzuerkennen dürfte Wenig im Wege stehn. Vorpraxitelisch ist dieser Gegenstand und ist diese von der feinsten Stimmung durchklungene Auffassung des Gegenstandes schwerlich; und diesen bei aller zarten Schönheit der Linien und Formen grossartigen und breiten Stil<sup>24)</sup> dem Praxiteles und seiner Zeit und Schule absprechen kann nur ein, freilich hier und da herrschendes Vorurtheil, dessen gänzliche Unbegründetheit der erste Blick auf die Niobegruppe darlegt. Je mehr aber der Gegenstand sich den von Praxiteles bearbeiteten Gegenständen anschliesst, je mehr die Auffassung desselben und die in den drei Personen zum Ausdruck gebrachte zarte seelische Empfindung dem entspricht, was wir von dem Wesen der Kunst des Praxiteles wissen, wenn auch nicht dem Trugbilde, welches man sich über dasselbe zurechtgemacht hat, als einen um so werthvolleren Beitrag zur aufklärenden Erkenntniss des Stiles des Praxiteles und der Seinen haben wir das eleusinische Monument anzuerkennen.

24) Wenn Porvanoglu nach Brunn's Mittheilung Bull. 1859 a. a. O. meint, der Relief habe in alcuna parti del nudo conservato ancora qualche traccia d'arcaica severità, so muss ich gestehn, dass ich diese in der Zeichnung vergeblich gesucht und an ihre Existenz im Original meine Zweifel habe.

Über die Bestimmung und Aufstellung unseres Reliefs muss ich gestehn zu keiner Entscheidung gekommen zu sein. Nach der Gestalt, in welcher die Platte in der mir eingesandten Zeichnung erscheint, glaubte ich eine architektonische Bestimmung oder eine Verbindung derselben mit einem Bauwerke annehmen zu müssen; nun aber berichtet mir Hr. D. Pervanoglu als Antwort auf einige Fragen, welche ich diesetwegen an ihn richtete, unter dem 4. Juni, einen Zusammenhang mit einem Gebäude könne die Platte nicht gehabt haben, da dieselbe zwar hinten unbearbeitet, aber auf den Seiten geglättet sei, was freilich an sich nicht gegen eine Einfügung in architektonische Theile beweisen kann, und weil der obere Rand über die Seitenlinien vorspringe, was die Zeichnung nicht wiedergiebt, was aber einige Linien im Briefe dieser Gestalt: der Art veranschaulichen, dass sich die von mir



angenommene abschliessende Leiste als eine förmliche Bekrönung herausstellt<sup>25)</sup>. Und diese beweist allerdings gegen eine Verbindung mit Architektur. Leider hat mein werther Correspondent versäumt, einige weitere Angaben, z. B. über die Dicke der Platte und über ihre Integrität oder Nichtintegrität am unteren Rande hinzuzufügen, auf die man weitere Schlüsse hätte bauen können, und deshalb glaube ich die Entscheidung der Frage über die Bestimmung des Monuments der Zukunft anheim stellen zu müssen, welche uns in hoffentlich nicht zu ferner Zeit weitere Aufklärung gewähren wird.

Zusatz. Seite 185 wurde angenommen, dass Triptolemos in unserem Relief durch kein äusserliches Zeichen charakterisirt sei; erst jetzt werde ich darauf aufmerksam, dass seine Füsse möglicherweise, denn eine Entscheidung lässt meine Zeichnung nicht zu, mit reichlichem Riemenwerk, also mit einer Art von Bundschuh bekleidet sind, was denn allerdings als eine Costüm-

<sup>25)</sup> Am ähnlichsten ist ihrer ganzen Gestalt nach die bekannte schöne, jetzt im Lateranens. Museum befindliche Platte mit Medea und den Peliden, abgeb. in Böttigers Amalthea 4. Taf. 4, nur dass diese in ihrem jetzigen Zustande die seitliche Ausladung der oberen Leiste nicht zeigt, wohl dagegen die glatte Bearbeitung der Seitenkanten.

charakteristik des Ackersmann's, wegn auch als die allerbescheidenste, gelten dürfte. — Bemerken will ich auch noch, dass in der Revue archéologique dieses Jahres S. 404 unser Relief besprochen und nicht allein dessen Gegenstand im Allgemeinen richtig erkannt ist, sondern dass auch die Handlung der Ährenübergabe und der Segnung oder Weibung durch das Handauflegen grade so verstanden wird, wie ich sie verstanden habe. Nur die beiden weiblichen Gestalten sind verkannt, Demeter gilt für Kora und Kora für Demeter, wobei es sich denn freilich lustig genug ausnimmt, wenn von den schlanken und zarten jungfräulichen Formen der Kora, nämlich unserer Demeter, gesprochen wird.

Vorgelegt wurde ferner ein Aufsatz von Herrn *Bursian*:  
*Archaeologisch-Epigraphische Nachlese aus Griechenland.*

Wie mehrere der besser erhaltenen antiken Bauwerke Athens, so dient auch die unter dem Namen des Thurmes der Winde allbekannte Wasseruhr des Andronikos Kyrrhestes zur Aufbewahrung einer wenn auch nur geringen Anzahl antiker Bildwerke und Inschriften verschiedenen Fundorts, die in Ermangelung eines anderen Locals hier einstweilen untergebracht worden sind. Darunter befinden sich auch mehrere Grabstelen, die bisher entweder gar nicht oder doch nur mangelhaft bekannt sind, mit deren kurzer Beschreibung ich also diese Nachlese beginnen will. Ich erwähne zuerst eine Stele aus hymettischem Marmor von späterer Arbeit, die nach der Angabe von Rangabis, der sie ungenau publicirt hat<sup>1)</sup>, auf dem Begräbnissplatze des Peiraieus gefunden worden ist. Sie ist oben mit einem Anthemion gekrönt, unter welchem sich zunächst die Inschrift befindet:

ΙΑΙΩΝΙΑΗΣ ΣΠΟΥΔΑΙΟΥ  
ΑΓΚΥΛΗΘΕΝ  
Rosette Rosette  
ΛΥΣΙΣΤΡΑΤΗ

Der erste Name ist wahrscheinlich *Φαίδωνίδης* (gleich dem Boiotischen *Φαιδώνδας*) zu lesen<sup>2)</sup>. Darunter ein Relief: eine Frau in langem Obergewande mit nach hinten herabfallendem Schleier sitzt auf einem Lehnstuhle, die Füße auf einen Schemel stützend; ein vor ihr stehender bärtiger Mann, mit einem Mantel der die Brust frei lässt bekleidet, reicht ihr die Rechte: er hat den linken Fuss über den rechten geschlagen und stützt sich mit der Linken auf einen dicken Stab.

1) *Antiquités helléniques* n. 2272: er giebt Z. 4 *ΙΑΙΩΝΙΑΗΣ*, lässt Z. 3 ganz weg und macht die sitzende Frau zu einem Manne.

2) Nachträglich ersehe ich aus einer Bemerkung von Keil im *Philologus* XVI, S. 21, Anm. 42, dass in einem der neuesten Hefte der athenischen *Εφημερίς ἀρχαιολογική*, das mir nicht zu Gesicht gekommen ist, obige Inschrift unter n. 2795 abgedruckt und der Name richtig *Φαίδωνίδης* gelesen ist.

Ein sehr schönes Fragment einer Stele von weissem Marmor zeigt zwei mit fein gefältelem Untergewande (*χιτών*) und Ueberwurf (*διπλοῦδιον*) bekleidete Frauen, von denen die zur Linken des Beschauers, sitzend, die beiden mit Armbändern geschmückten Arme emporhebt (der Kopf, der Hals, die linke Hand und die Füße von den Knien an sind abgebrochen): die andere, mit lang herabwallendem Haare vor ihr stehend, erhebt den rechten Arm, während sie mit der Linken einen Zipfel des Gewandes fasst (der Kopf, die rechte Hand und die Beine von der Mitte der Schenkel an fehlen).

Während wir auf diesen beiden Stelen die in den zahlreichsten Variationen sich wiederholenden Abschiedsscenen finden, bieten uns zwei andere einfach die Darstellung des Verstorbenen mit einigen Attributen, die seinen Stand oder seine Lieblingsbeschäftigung andeuten. Die eine derselben ist eine grosse längliche Stele mit der fast unkenntlich gewordenen Figur eines nackten Kriegers, der am linken Arme den Schild trägt und sich etwas nach links zurückbiegt: der Kopf und der rechte Arm der Figur sind jetzt ganz verschwunden, von den Beinen nur noch geringe Spuren vorhanden, Brust und Leib sowie der linke Vorderarm sehr abgestossen; nur am linken Oberarm, wo der Marmor fast unversehrt ist, erkennt man noch die Trefflichkeit der Arbeit. Ueber dem ziemlich lebensgrossen Bilde steht der Name des Dargestellten

ΣΙΛΑΝΙΩΝ ΑΡΙΣΤΟΔΗΜΟΥ  
Κ(ΟΘ)ΩΚΙΔΗΣ

von welchem wir durch einen seltsamen Zufall noch zwei Verwandte, wahrscheinlich Geschwister, aus zwei andern Grabstelen<sup>3)</sup> kennen: einen *Ἐξηγεσίδης Ἀριστοδήμου Κοθωκίδης* (Rangabis ant. hell. n. 4518) und eine *Δημόκλεια Ἀριστοδήμου Κοθωκίδου* (ebd. n. 4516; Ross Demen n. 406).

Eine andere lange aber schmale Stele<sup>4)</sup> trägt das Reliefbild

3) Die eine derselben ist auf der Insel Salamis, die andere bei Athen auf dem Gebiete der alten Akademie gefunden worden; der Fundort der von mir beschriebenen ist mir leider unbekannt.

4) Nach Pittakis, der die Inschrift schon in der *Ἐφημερίς ἀρχαιολογική* unter n. 2274 veröffentlicht hat, im Jahre 1848 in Karystos auf Euböia gefunden. Da auch Pittakis den Namen ebenso wie ich *Πρίκων* gelesen hat, darf man wohl an eine Aenderung des, soviel mir bekannt, allerdings sonst nicht bezeugten Namens nicht denken.



eines stehenden Jünglings, der nur mit einem Mantel, welcher die Brust und den rechten Arm unbedeckt lässt, bekleidet ist; den Kopf hat er etwas nach rechts geneigt, in der Rechten hält er die *σπλεγγίς*, in der Linken das Band des herabhängenden Oelfläschchens; neben seinem rechten Fusse sitzt ein zu ihm emporschauender Hund<sup>5)</sup>, über dem Bilde des Verstorbenen steht der Name ΠΙΚΩΝ.

Neben diesen Grabstelen verdient unter den an demselben Orte aufbewahrten alten Denkmälern noch ein länglich-vierecktes Relief von weissem Marmor Erwähnung, welches fünf hinter einander nach links schreitende nackte, mit grossen Flügeln versehene Jünglinge zeigt, von denen der erste (von links) und vierte in der vorgestreckten Rechten ein Thymiaterion mit brennender Flamme, in der an die Brust gelegten Linken eine Schaal, der zweite, dritte und fünfte bei ganz gleicher Haltung der Arme und Hände in der Rechten einen einhenkeligen Krug, in der Linken gleichfalls eine Schaal tragen. Die Form der Thymiaterien entspricht ziemlich genau den auf attischen Vasenbildern (Stackelberg Gräber der Hellenen Taf. XXXV u. XLIII) dargestellten, mit welchen ebenfalls ein nackter geflügelter Jüngling, aber nicht als Träger, sondern über denselben schwebend, verbunden ist, den man mit dem Namen des Iakchos als des Mysteriendaimons (vgl. Strabon. X, p. 468) zu bezeichnen pflegt. Dass auch unser Relief nicht bloss auf eine Culthandlung, sondern auf eine solche, welche von göttlichen oder daimonischen Wesen gleichsam als Prototyp für eine menschliche vollzogen wird, zu beziehen ist, scheint mir unzweifelhaft, daher auch ein Zusammenhang der Darstellung mit den Gebräuchen und Bildern der Eleusinischen Mysterien wenigstens wahrscheinlich: welcher Name aber den die Culthandlung vollziehenden oder doch das zu derselben Nöthige herbeitragenden geflügelten Jünglingen beizulegen ist, möchte bei dem Dunkel, das über dem alten Mysterienwesen schwebt, wohl eine müssige Frage sein. So viel scheint mir sicher, dass der von Strabon als *ἀρχηγέτης τῶν μυστηρίων, τῆς Δήμητρος δαίμων* bezeichnete Iakchos mit den namentlich auf Vasenbildern so oft

5) Einige Beispiele von Darstellungen eines Hundes, als des treuen Begleiters des Menschen im Leben, neben Verstorbenen hat Friedländer *de operis anaglyphis in monumentis sepulcralibus graecis* p. 18 zusammengestellt.

in den verschiedensten Dienstleistungen dargestellten geflügelten Knaben oder Jünglingen, denen zuerst Millin (Peintures T. I., p. 77 ss.) den Namen »Génie des mystères« gab, durchaus nichts zu thun hat<sup>6)</sup>, letztere überhaupt keine eigentlich mythologischen Wesen, sondern vielmehr freie Schöpfungen der künstlerischen Phantasie sind, die allmählig eine Art typischer Geltung erhalten hatten, ganz analog den Eroten, die so oft auf Kunstwerken in den verschiedensten, eigentlich den Menschen zukommenden Situationen und Handlungen erscheinen.

Kehren wir nach dieser kurzen Abschweifung, indem wir den sogenannten Thurm der Winde verlassen, zu den Grabdenkmälern zurück. Unser Blick fällt hier zunächst auf eine jener in den Strassen Athens so zahlreichen kleinen Grabssäulen aus bymettischem Marmor, die, im nordwestlichen Theile der Stadt gefunden, hier als Eckstein dient; sie trägt die Inschrift<sup>7)</sup>

ΓΟΡΓΙΑΣ  
ΑΡΧΟΥ  
ΠΑΙΑΝΙΕΥΣ  
ΕΡΜΑΣ  
ΓΟΡΓΙΟΥ  
ΜΙΛΗΣΙΟΥ

Unser Gorgias ist, da die Inschrift nach der eleganten aber überzierlichen Form der Buchstaben dem Anfange des ersten Jahrhunderts der christlichen Zeitrechnung anzugehören scheint, wahrscheinlich ein Sohn des durch die Weihinschrift des Tempels der Roma und des Augustus (C. I. n. 478; Lebas inscriptions gr. et lat. I, n. 251) als attischer Archon bekannten Areos aus Paiania; der nach ihm genannte Hermas kann, nach der Analogie anderer Grabschriften, kaum für etwas anderes als für den Sohn desselben Gorgias gehalten werden. Steht also auf dem Steine wirklich *Μιλησιου* (und auch Rangabis hat so gelesen), so ist dies wohl ein Irrthum des Steinhauers für *Μιλήσιος*: wir müssen dann annehmen, dass Hermas ein νόθος, ein Sohn des Gorgias von einer Milesierin war. Dass nämlich die *Μιλήσιοι* kein

6) Auch Gerhard (Prodromus S. 88) widerspricht mit Recht der Vermischung des Mysteriengenius mit dem Iakchos.

7) Dieselbe ist schon von Rangabis ant. hell. n. 4587 publicirt, wo aber, abgesehen von der nicht richtig wiedergegebenen Form der Buchstaben, Z. 4 fälschlich TIMOX steht.

attischer Demos waren, scheint mir, trotz der Bemerkungen Böckhs (C. I. I, p. 343, 506; II, p. 242) dadurch festzustehen, dass sie als solcher weder in den zahlreichen Inschriften, welche die Demen nach den Phylen geordnet aufzählen, erscheinen, noch von einem alten Grammatiker aufgeführt werden. Die Inschriften C. I. n. 184, 182 u. 268; Lebas inscr. I, n. 99 (*ἐφημερίς ἀρχαιολογική* 1840, n. 534) beweisen für unsere Frage nichts, da die Dienstleistungen eines *λιουργός*, eines *θυρωρός* in einem Gymnasion, des *ζαχόρος* in einem Tempel der Isis und Dikaiosyne gewiss ebenso gut Schutzverwandten übertragen werden konnten, als das Amt eines *ἱεροποιός* (vgl. Ross Demen S. 40). Die grosse Zahl der in Athen gefundenen Grabschriften von Milesiern erklärt sich leicht, wenn wir annehmen, dass nach der Zerstörung von Milet Ol. 71, 4 ein Theil der Bürger dieser Stadt von den Athenern als Schutzverwandte aufgenommen worden war.

Die Namensgleichheit der Verstorbenen veranlasst mich hier noch des Fragmentes (oberen Theiles) einer Marmorstele zu gedenken, welches ich im Hause des Hrn. Feraldi, des Agenten der französischen Dampfschiffahrtsgesellschaft in Athen, gesehen habe: eine bekleidete Frau steht vor einem sitzenden bärtigen Manne (von beiden ist nur der Oberkörper erhalten), über welchem der Name **ΓΟΡΓΙΑΣ** eingehauen ist.

Eine Anzahl von an Ort und Stelle gefundenen, meist sepulcralen Bildwerken und Inschriften ist in dem östlich von der alten Stadt Athen, zum Theil auf dem Platze, welchen das alte *Λύκειον* einnahm, gelegenen königlichen Garten vereinigt. Das interessanteste unter den Bildwerken, ein gut gearbeiteter Kopf des Demosthenes, ist bereits im J. 1853 von Herrn G. Pappadopoulos, Director einer Erziehungsanstalt in Athen, in dem Programme dieser Anstalt publicirt worden; von den übrigen erwähne ich eine grosse Stele von hymettischem Marmor mit der Figur eines mit langem Gewande, durch das auch die Arme und Hände völlig bedeckt sind, bekleideten Mädchens, welches in einer Art von Nische, zwischen zwei eine bogenförmige Wölbung tragenden Pfeilern, steht; darüber die Inschrift<sup>8)</sup>

**ΓΡΑΦΙΣ ΟΛΥΜΠΟΥ  
ΜΕΙΛΗΣΙΑ**

8) Auch bei Rangabis ant. hell. n. 4874, der aber das Relief nicht erwähnt und die Stele fälschlich als r u n d bezeichnet, während sie länglichviereckig ist.

Ferner eine runde Vase aus weissem Marmor, an welcher in dem bei den attischen Grabvasen gewöhnlichen sehr flachen Relief zwei mit der *ἐξωμῖς* bekleidete Männer, welche einander die Rechte reichen, dargestellt sind; zwischen beiden steht ein kleiner Knabe, der beide Arme nach dem rechts (vom Beschauer) stehenden Manne, in welchem wir also wohl seinen Vater zu erkennen haben, ausstreckt; darüber

ΗΡΟΜΑΧΟΣ ΝΑΥΣΙΣΤΡΑΤΟΣ

Eine zweite etwas grössere Marmorvase entbehrt des bildnerischen Schmuckes ganz und trägt nur die Inschrift

ΦΙΛΟΞΕΝΟΣ ΑΙΘΑΛΙΔΗΣ

Eine metrische Grabschrift bietet uns ein an der rechten Seite abgebrochener Grabstein, auf welchem man noch Folgendes liest:

ΣΟΙΤΟΔΕΣΗΜΑΙ  
ΑΣΚΛΙΠΙΑΚΟΣΦΙ  
ΠΕΝΤΕΤΕΙΗΜΕΡΤ  
ΠΑΙΔΙΠΑΤΗΡΕΚΑΜ

Das Ganze war jedenfalls nur ein Distichon, das vollständig etwa so lautete:

*σοὶ τόδε σῆμα γοῶν Ἀσκληπιακός, Φιλόμηλε,  
πεντέτεϊ ἡμερῶ παιδὶ πατὴρ ἔκαμεν.*

Das Participium *γοῶν* und der Name *Φιλόμηλος* (der auch im Dativ gestanden haben kann) sind natürlich nur ganz unsichere Ergänzungen. Die Bildung des Namens *Ἀσκληπιακός* (wofür auf dem Steine durch einen Irrthum des Steinbauers *Ἀσκληπιακός* steht) ist ganz analog der von *Σεραπιακός* (C. I. n. 284, C, Z. 17) und *Τυχικός* (ib. n. 353, II, B, Z. 20).

Es sei mir gestattet von dieser soviel mir bekannt ist bisher unedirten metrischen Grabschrift Veranlassung zu nehmen, einige Ergänzungen und Verbesserungen zu anderen metrischen Grabschriften, die von Anderen publicirt und nicht von mir selbst copirt worden sind, mitzutheilen. Ich beginne mit einer attischen, welche Rangabis (antiqu. hell. n. 2488) nach einer Abschrift des Directors der Polytechnischen Schule in Athen, des Hrn. Kastanzoglu, die derselbe von dem bei *Ἅγιος Νικόλαος*, nordwestlich vom Vorgebirge Sunion, gefundenen Steine gemacht hat, folgendermassen giebt:

ΟΡΙΚΛΕΟΣ ΠΑΙΔΟΣ ΔΑΜΑ  
ΣΤΟΑΤΟ ΕΝΘΑ ΔΕ ΣΕΜΑ  
ΙΑΙΣΙΑΝΑ ΛΣΚΑΤΕΘΕΚΕΤΟ  
ΛΑΚΛΕΟΝΣΕΣΤΙΘΑΝΟΝΤΟ

Z. 2 ist die Form Θ (statt ⊕) wohl nur durch ein Versehen des Abschreibers oder Herausgebers entstanden: ausserdem scheint der dritte Buchstabe der zweiten, der erste und zweite der dritten und der Anfang der vierten Zeile von dem Abschreiber nicht richtig gelesen worden zu sein. Das Ganze bildet offenbar folgende zwei Hexameter:

*Τού πικλέου παιδὸς Δαμασιστράτου ἐνθάδε σῆμα  
Πεισιναξ κατέθηκε· τὸ γὰρ κλέος ἐστὶ θανάτων.*

Aus sehr später Zeit, dem Ende des dritten oder dem Anfange des vierten Jahrhunderts nach Chr., stammt die folgende in sehr holperigen, zum Theil völlig unmetrischen Versen verfasste, auf eine Platte von Pentelischem Marmor geschriebene Grabschrift, die Hr. Pittakis in Athen im Jahre 1848 südlich vom Tempel des Olympischen Zeus gefunden und in der *ἔφημερίς ἀρχαιολογική*, φυλλάδιον 38, n. 2318 veröffentlicht hat:

ΜΕΙΝΟΝΑΚΟΥΣΟΝ ΕΜΟΥ  
ΔΟΙΠΟΡΕΤΙΣ ΠΟΤΕ ΦΥΜΕ·  
ΠΑΡΔΑΛΑΣ ΜΕΣ ΠΕΙΡΕ ΠΑΤΗΡ  
ΓΑΣΤΗΡ ΔΕ ΜΕΤΙΚΤΕΝ ΕΥΤΥΧΙΑΔΟΣ  
5 ΟΥΝΟΜΑ ΜΟΙ ΔΕ ΕΥΤΥΧΙΑΝΟΣ  
ΠΑΙΔΕΙΑΣ ΓΑΡ ΕΓΩ ΠΙΝΥΤΗΣ ΗΤΙ  
ΖΑΓΕΝΕΣΘΑΙ· ΚΑΙ ΧΑΡΙΝ ΑΝΔΟΥ  
ΝΑΙ ΜΗΤΡΙΚΑΙ ΠΑΤΕΡΙΝΥΝΔΕ  
ΜΕ ΜΟΙΡΑ ΗΡΠΑΣ ΕΝΟΥΧΟΣ ΩΣ  
10 ΕΝΑΣ ΚΕΧΟΝΤΑ ΕΤΗ·

Dass wir hier daktylische Verse vor uns haben, ist, obgleich es der athenische Herausgeber nicht bemerkt zu haben scheint, auf den ersten Blick klar; bei genauerer Betrachtung ergibt sich, dass V. 4 u. 2 Hexameter, V. 3 ein freilich unmetrischer Pentameter, V. 4 ein Hexameter und V. 6 ein Pentameter sind: V. 5 dagegen ist offenbar ein Heptameter, bestehend aus einem gewöhnlichen elegischen Pentameter und den zwei letzten Füßen eines Hexameters, was, da für die Annahme einer Lücke zwischen *πατέρι* und *νῦν* jeder Anhalt fehlt, wohl als ein metrischer Schnitzer des Verfassers dieser Verse

betrachtet werden muss: man vgl. den daktylischen Heptameter und Oktameter in der Inschrift des C. I. n. 808. Für die Anordnung der Verse, dass erst auf zwei Hexameter ein Pentameter folgt, geben Analogien die Inschriften C. I. n. 85; n. 3627; n. 3797<sup>a</sup> u.° u a.: vgl. Franz elem. epigr. Gr. p. 6 sq. Das ganze Epigramm lautet demnach wie folgt:

*Μεῖνον, ἄκουσον ἐμοῦ, ὁδοιπόρε, τίς ποτ' ἐφύην.  
Παρδάλας μ' ἔσπειρε πατήρ, γαστήρ δέ μ' ἔτικτεν  
Εὐτυχίδος, οὐνομά μοι δὲ Εὐτυχιανός.  
παιδείας γὰρ ἐγὼ πινυτῆς ἤτιζα γενέσθαι  
5 καὶ χάριν ἀνδοῦναι μητέρι καὶ πατέρι· νῦν δέ με μοῖρα  
ἤρπασεν οἷχ' ὁσίως ἔνδεκ' ἔχοντα ἔτη.*

Die metrischen Fehler in V. 4 u. 3 sowie die durch das Metrum geschützte ungrammatische Form ἤτιζα (für ἤτισα) fallen jedenfalls dem Verfasser zur Last; die Auslassung des € in ΜΗΤΡΙ (V. 5) dürfte wohl der Nachlässigkeit des Steinbauers zuzuschreiben sein.

Um etwa fünf Jahrhunderte älter ist die folgende, auf einer Platte von Pentelischem Marmor, die früher eine andere mit kleineren Buchstaben geschriebene Inschrift, von der noch einzelne Reste erhalten sind, trug, befindliche Grabschrift, welche Pittakis nach seiner Angabe bereits im Jahre 1846 auf der Ostküste der Insel Salamis, an der jetzt *Ἀμπελάκια* genannten Stelle, gefunden, aber erst 1855 in der *ἐφημερίς ἀρχαιολογική* φολ. 40, n. 2565 in folgender Gestalt veröffentlicht hat:

ΕΙΑΕΣΟΙΗΡΑΚΕΙΤΕΚΑΙΑΙΝΕΤΟΝΥΙΑΔΕΑΙΡΗΞΕΥΤ.Ν  
ΤΕΤΡΑΜΗΞ ΕΚ ΛΙΑΧ ΑΤΑΙ  
ΕΙΑΕΝΘΑΡΡΑΔΕΗΣΕΓΑΛΕΘΝΤΑΜΑΧΗΣ  
ΑΝΧΙΑΛΟΥΣΑΔΑΜΙΝΟΣΟΓΑΡΚΑΗΡΟΙΣΙΝΑΜΥΝΩΝ  
ΔΥΣΜΕΝΕΩΝΟΛΟΟΝΤΡΑΥΜΑΚΑΤΗΓΑΓΕΓΟ  
ΕΗΛΟΥΤΑΔΑΔΑΝΕΟΙΤΟΝΟΜΗΑΙΚΑΘΘΑΙΕΓΑΡΤΟΥ  
ΜΗΑΟΦΟΝΩΝΑΡΕΤΑΣΜΝΩΟΜΕΝΟΣΓ'ΑΤΕΡΩΝ

Die Nachlässigkeit um nicht zu sagen Liederlichkeit der Abschrift macht leider eine einigermaßen sichere Herstellung wenigstens des ersten Verses dieses Epigramms unmöglich; doch scheint mir soviel unzweifelhaft, dass in demselben der Vater des Bestatteten, Herakleitos mit Namen<sup>9)</sup>, angedet wird; ich gebe

9) Das ΗΡΑΚΕΙΤΕ der von mir getreulich reproducirten Pittakis'schen Publication ist offenbar ein blosser Druckfehler, da derselbe in seiner übrigens wahrhaft ungeheuerlichen Transcription in Minuskeln richtig *Ηράκλειτε* giebt.

daher, wenigstens für den Schluss desselben, mehr eine vage Vermuthung als eine sichere Emendation; die übrigen Verse jedoch glaube ich, mit Ausnahme des Participiums in V. 2, mit Sicherheit hergestellt zu haben, indem ich folgendermassen lese

*Τῆδέ σοι, Ἡράκλειτε, Κλαίνετον νῖα δὲ (?) Ζίδης  
 εἶπεν θαρραλέης ἔργα δαέντα (?) μάχης.  
 ἀρχιάλου Σαλαμῖνος ὁ γὰρ κλήροισιν ἀμύνων  
 δυσμενέων ὄλοον τραῦμα κατηγάγετο.  
 5 ζηλοῦτ' ἀλλὰ, νέοι, τὸν ὀμήλικα κάτθανε γὰρ πού  
 Μηδοφόνων ἀρετὰς μνωόμενος πατέρων.*

Z. 1 könnte man allenfalls schreiben *νῖα Λάειρα* (vgl. Böckh Staatsh. II, S. 137), oder *Λέαιρος* (als Name dessen, der den Kleainetos getödtet hatte). Auch könnte man in **ΚΑΙ ΑΙ ΝΕΤΟΝ** nicht den Namen des Verstorbenen, sondern das Wort *καταινετόν* (den Verlobten) finden, so dass dann Z. 2 *Λέοντα* als Name zu fassen wäre; allein wie soll dann der Name der Verlobten in den ersten Vers gebracht werden? denn wenn man auch die Züge **ΔΕ ΑΙ Π Η Σ** als *Λεαίνης* nehmen wollte, so könnte dies doch nach dem Zusammenhange nur der Name der Mutter, nicht der Braut des Verstorbenen sein. Die Buchstaben **ΕΥΤ. Ν** am Schlusse der ersten Zeile sind jedenfalls irrig von Pittakis als zu derselben gehörig bezeichnet worden: sie können nur, wie die zwischen Z. 1 u. 2 noch erkennbaren, Reste der älteren auf diesem Steine befindlichen Inschrift sein. Z. 5 steht auf dem Steine gewiss **ΚΑΘΘΑΝΕ** (die Buchstaben **ΚΑ** sind wohl von Pittakis irrig nur einmal statt zweimal gesetzt), wie wir in einer Lesbischen Inschrift (C. I. n. 2169, Z. 4) **ΚΑΘΘΕΣΑΝ** lesen: vgl. ähnliches bei Franz *elementa epigr. gr.* p. 247.

Nur in Bruchstücken erhalten ist eine sehr späte, in Hexametern abgefasste Grabschrift, welche nur durch die auch für diese späte Zeit ungewöhnliche Verwahrlosung des Metrums oder vielmehr der Prosodie einiges Interesse erregt. Ich fand den Stein im Jahre 1855 im Hause des Herrn Levidis, nördlich von der Akropolis, eingemauert und copirte damals die Inschrift; nachher bemerkte ich, dass dieselbe schon von Pittakis in der *ἔφημερίς ἀρχαιολογική* unter n. 1092 etwas vollständiger, als ich sie sah, veröffentlicht worden war. Ich gebe also zunächst meine Copie nebst den aus der *ἔφημερίς* entnommenen Ergänzungen, die ich in Klammern setze:

[ΩΘΥΠΩ]

[ΟC ΕΝΑ] ΘΑΝΑΤΟΙC [ΒΙΟΤΕΥΕΙ]

[ΔΕΠΕ]ΛΕΝΠΟΛΥΗ]ΡΑΤΩ[Α]ΝΔ[ΡΙ]

5 [ΜΑ]ΤΟΝΗΔΙΟCΑΙΓΙΟΧΟΙΟ

[ΚΕ]ΓΕΙΝΑΤΟΚΡΕCΣΟΝΑΦΩΤΑ

[ΑΠ]ΑΝΤΩΝΕΥCΕΒΕΙΑCΚΑΙΤΟΥΚΑΛΟΥ

[Μ]ΟΥCΑΡΡΗΚΤΟΥCΑΛΥΤΟΥCΔΙΑCΩΖΕΙΝ

[ΝΑ]ΜΦΟΤΕΡΩΝΧΡΗCΑΙΚΑΝΟΝΙΦΗCΙΝ

[Ε]ΛΟΙΠΕΜΕΤΟΝΕΥCΤΑΘΙΟΝΟΠΟΛΥΖΗΛΟΙ

10 [ΑΤ]ΟΝΟΛΑΧΑΡΗCΑΛΛΑΥΤΟCΕΜΑΥΤΟΝ

[ΕΩC]ΕΦΑΠΕΡΑΝΚΑΙΖΩΝΤΕCΗΓΟΝΕΚΕΙΝΟΙ

[ΙΧΕ]ΙΡΩΝΟΥΤΕΤΟΥΠΑΤΡΟCΕΓΕΝΟΜΗΝΟΛΙΤΟ

Als epigraphische Besonderheit ist Z. 4 das auf dem Steine deutlich erkennbare Zeichen des Spiritus asper über dem Η zu bemerken, welches ausser in den ganz späten auch mit Accenten versehenen Inschriften nur höchst selten erscheint: das einzige mir bekannte Beispiel giebt die christliche Grabschrift aus Rom C. I. n. 9745, wo Z. 4 **ΕΥΝΕΜΩΝ** d. i. *συναίμων*, mit Aspiration in der Mitte des Wortes, steht. Analoge Erscheinungen auf älteren nicht christlichen Inschriften sind die Anwendung des Apostrophs (C. I. n. 2851, Z. 4) und die freilich von Böckh angezwiefelte Subscribirung des ι (C. I. n. 3798), für welche aber auch die kürzlich von Heuzey (*le mont Olympe et l'Acarnanie* p. 475, n. 46) veröffentlichte Thessalische Inschrift ein doppeltes Beispiel zu bieten scheint.

Da jeder Versuch, die einzelnen Verse unserer Grabschrift vollständig herzustellen und in Zusammenhang unter einander zu bringen, zu blosser Rathen führen würde, begnüge ich mich damit, die erhaltenen Verstrümmter zu reproduciren:

.....

.... ὃς ἐν ἀθανάτοις βιοτεύει

.... ὃς ἔπελεν πολυηράτῳ ἀνδρὶ

.... τὸν ἢ Διὸς αἰγιόχοιο

5 .... ἐγένετο κρέσσονα φῶτα

πάντων εὐσεβείας καὶ τοῦ καλοῦ...

.... δεσμοῦς ἀρρήκτους ἀλίτους διασώζειν

.... ἀμφοτέρων χρῆσθαι καὶ (?) κανόνι φησὶν

.... λέλοιπέ με τὸν Εὐστάθιον ὁ Πολυζήλος

10 ..... ὁ Λαχάρης ἀλλ' αὐτὸς ἑμαυτὸν

..... ἐφ' ἅπαρ ἂν καὶ ζῶντες ἦγον ἑκαῖνοι

.. χεῖρων (χεῖρῶν?) οὔτε τοῦ πατρὸς ἐγενέμην ὀλιγοστόν. (?)



Die Grabschrift scheint, da zwischen Z. 8 u. 9 ein leerer Raum auf dem Steine ist, aus zwei verschiedenen Epigrammen zu bestehen, von denen das erstere, bis auf Z. 8, wenigstens prosodisch richtige Hexameter (Z. 7 freilich ohne Caesur) enthält. Z. 8 ist **ΧΡΗCΑΙ** offenbar ein Irrthum des Steinbauers, da auch, wenn man dem Dichter die unrichtige Verlängerung der ersten Silbe von *κανών* zugiebt, doch noch eine Silbe vor diesem Worte fehlt, daher ich *χρησθαι και* geschrieben habe, so dass etwa der ganze Vers lautete: *Τῷ νόμῳ ἀμφοτέρων χρησθαι και κανόνι φησιν*. Von Z. 9 an werden die Verse ganz willkürlich besonders in der Verlängerung kurzer Silben, daher wahrscheinlich dieses Schlussepigramm von einem anderen Verfasser herrührt als das vorhergehende.

Endlich sei der metrischen Form wegen hier noch einer Weihinschrift gedacht, welche Hr. Newton bei seinen Ausgrabungen eines Temenos der Demeter und Kora in Knidos entdeckt und nach dessen Mittheilung Henzen im *bullettino dell' istituto* vom Mai 1860 S. 108 in folgender Gestalt publicirt hat:

**ΚΟΥΡΑΙ·ΚΑΙ·ΔΑΜΑΤΡΙΟΙΚΟΝ·ΚΑΙ·ΑΓΑΛΜΑΝΕΘΗΚΕΝ·ΧΡΥΣΟΓΟΝΗ<sup>[5]</sup>  
ΜΗΤΗΡΙΠΠΟΚΡΑΤΟΥΣ·ΔΕΔΑΛΟΧΟΣ·ΧΡΥΣΙΝΑ·ΕΝΝΥΧΙΑΝ·ΩΨΙΝ  
ΙΔΟΥΣΑ·ΙΕΡΑΝ·ΕΡΜΗΣΓΑΡΝΙΝ·ΕΦΗΣΕΘΕΑΙΣ·ΤΑΘΝΗΠΡΟΠΟΛΕΥΕΙΝ**

Henzen bemerkt dazu, dass Hr. Newton das den Lexicis bisher unbekannte Wort **ΤΑΘΝΗ** für den Namen des Ortes oder des Temenos, in welchem die Inschrift gefunden worden ist, hält. Ich denke dieses angebliche Wort soll auch ferner unsern Lexicis unbekannt bleiben, da es wohl nur einem Irrthume des Abschreibers seinen Ursprung verdanken und auf dem Steine **ΔΑΦΝΗ** stehen dürfte, so dass das ganze Epigramm lautet:

*Κούρα και Δάματρι οἶκον και ἄγαλμ' ἀνέθηκεν  
Χρυσόγονης μήτηρ, Ἴπποκράτους δ' ἄλοχος,  
Χρυσίνα ἐννυχίαν ὄψιν ἰδοῦσ' ἱεράν·  
Ἐρμῆς γάρ νιν ἔφησε θεαῖς δάφνη προπολεύειν.*

Chrysinä also hatte sich, durch ein Traumgesicht veranlasst, als *νεωκόρος* dem Dienste der Demeter und Kora gewidmet und denselben eine Kapelle nebst Cultbilde geweiht. Dass nämlich *δάφνη προπολεύειν* die Neokorie in ihrem ursprünglichsten Sinne, dem des Fegens der heiligen Räume mit dem Besen aus Lorbeerreisern, bezeichnet, lehrt die Vergleichung von Euripides Ion v. 112 ff., wo Ion den Lorbeerbesen mit den Worten anredet:

*ἄγ' ὦ νεφθαλὲς ὦ  
καλλίστας προπόλευμα δάφνας, u. s. w.*

Dass Hermes es ist der durch das Traumgesicht zur Chrysisia spricht, erklärt sich leicht aus der Stellung desselben als des Vermittlers zwischen den Göttern und Menschen, welcher gemäss er auch die Träume im Auftrage des Zeus oder anderer Götter den Menschen zuführt, daher er schon im Homerischen Hymnus auf Hermes (III, v. 14) ἡγήτωρ ὀνειρώων, in der bekannten Inschrift der villa Albani (C. I. n. 5953) »sermonis dator atque somniorum« heisst und bei Apollon. Argon. A, 1730 f. Euphemos eines Traumbildes gedenkt ἀζόμενος Μαιῆς νότα κλυτόν. Uebrigens bietet die Newtonsche Inschrift noch in doppelter Hinsicht Bemerkenswerthes: zunächst wegen der metrischen Form, indem zwei daktylische Pentameter von zwei Hexametern eingerahmt werden, wie dies ähnlich in der Inschrift von Xanthos C. I. n. 4269 und der von Thera ib. n. 2467 (add. vol. II, p. 1087) der Fall ist; dann wegen der mit starker Inconsequenz angewandten Interpunction, indem Z. 4 alle Worte, ausser den durch Synizesis verbundenen, durch einen Punkt getrennt sind, während in den folgenden Zeilen dieser Punkt häufig weggelassen, einmal (Z. 3) auch zwischen Worte, welche durch Elision verbunden werden müssen, gesetzt ist. Eine ähnliche Inconsequenz in der Anwendung dieser Punkte zeigt die Inschrift von der Insel Philai C. I. n. 4899.

Da ich in dem Obigen öfter mich genöthigt gesehen habe, Fehler des Steinmetzen beim Einhauen der Inschriften anzunehmen, so mögen hier noch zwei Beispiele derartiger Fehler, für deren wirkliches Vorhandensein ich in Folge genauer Prüfung der betreffenden Inschriften bürgen kann, Platz finden. Das eine bietet die schon im C. I. n. 952 und bei Rangabis ant. hell. n. 1786 publicirte Inschrift einer mit einem schönen Anthemion gekrönten Stele, welche neben einer zweiten ganz ähnlichen, deren Inschrift C. I. n. 949 und Rangabis n. 1679 geben, in die Vordermauer der Kirche des Dorfes Vari, welches ganz nahe der Stelle des alten Demos Anagyros liegt, eingemauert ist. Die zwischen 2 Rosetten befindliche Inschrift lautet:

..HNINΠΟΣ  
...ΛΙΠΡΟ

was wohl Ἀθήνιππος (oder auch Εἰρήνιππος) Φιλίππου be-sagen will: das deutlich erkennbare zweite N der ersten Zeile ist offenbar durch einen Fehler des Steinhauers zu erklären. — Beiläufig bemerke ich, dass das schon von Dodwell (classische und topographische Reise durch Griechenland übersetzt von

Sickler I, 2, S. 393) erwähnte Fragment einer Reiterstatue aus hymettischem Marmor noch im Jahre 1853 vor dieser Kirche lag: erhalten ist der ziemlich mittelmässig gearbeitete Körper des Pferdes mit Ausnahme des Kopfes, des Halses und der Beine, von dem Reiter aber nur noch eine unförmliche Erhöhung auf dem Rücken des Pferdes, sowie an den beiden Seiten desselben die Spuren der Beine: die Füße sasssen, wie man aus diesen Spuren erkennt, ganz vorn am Bug des Pferdes. Wen die Statue darstellte, ist natürlich bei diesem fragmentirten Zustande derselben nicht zu sagen: da sie, dem Stile nach, kaum vor der Römischen Kaiserzeit gefertigt zu sein scheint, dürfte sie wohl die Porträtstatue eines Kaisers gewesen sein. — Die zweite durch einen sicheren Fehler des Steinhauers interessante Inschrift findet sich auf einer kleinen Grabsäule von hymettischem Marmor, die in Athen jetzt vor der Stoa des Hadrian steht; sie ist in ziemlich unregelmässigen Zügen so eingehauen: <sup>10)</sup>

ΕΡΜΙΟΝΗ  
ΕΡΜΙΟΥ  
ΑΝΤΙΟΧΙΣΑΣ

Offenbar bemerkte also der Steinhauer, dass er Z. 3 ein Σ zu wenig gesetzt hatte und flickte dies nun schleunig noch am Ende an: also hätte K. Keil (epigraphische Excurse, im 2ten Supplementbande der Jahrbücher für class. Philologie, S. 372) diese Inschrift nicht als Beleg für die Schreibart *Ἀντιόχισα* aufführen sollen, da der Steinmetz auf seinem Originale jedenfalls *Ἀντιόχισσα* fand. Uebrigens bildet zu dieser sprachlich kaum zu rechtfertigenden Nebenform zu *Ἀντιόχισ* ein vollkommenes Analogon das *ἑθνικόν Τιβαράνισσα* (statt *Τιβαράνις*: s. Steph. Byz. u. *Τιβαρηλία*), welches ich auf einer kleinen Stele von hymettischem Marmor, die jetzt auf der Akropolis in der Nähe des Erechtheion steht, bemerkte<sup>11)</sup>, die folgende Grabschrift enthält:

ΣΩΤΗ(ρ)ΙΣ  
ΤΙΒΑΡΑΝΙΣΣΑ.

Ein anderes, von mir in der *ὁδὸς Ἀναβατηροῦ*, im nordöstlichen Theile der Stadt Athen, gesehenes Grabsälchen einer Frau ist

<sup>10)</sup> Nicht ganz genau giebt sie Rangabis ant. hell. n. 1845, indem er Z. 3 das letzte auf dem Steine deutlich sichtbare Σ weglässt.

<sup>11)</sup> Nach *ἔφημερίς ἀρχ.* 1889, wo die Inschrift unter N. 346 publicirt ist, wäre sie beim alten Dipylon gefunden worden.

zwar nicht durch einen Fehler des Steinbauers, aber durch eine seltenere Form des Buchstabens  $\Xi$  bemerkenswerth. Die Inschrift<sup>42)</sup> lautet:

..... ΑΤΕΙΑ  
 Δ(ι) CΤΕΙΔΟΥ  
 ΕΣ ΑΘΜΟΝΕΩΝ

Der Name Z. 1 dürfte wohl einer der zahlreichen Frauennamen auf —κράτεια (*Χριστοκράτεια, Δημοκράτεια, Έρμοκράτεια, Λυσικράτεια, Πεισικράτεια, Στασικράτεια, Τιμοκράτεια, Φιλοκράτεια* u. a.) sein; Z. 3 ist  $\Xi = \xi$ , wie C. I. n. 742 ΕΡΜΕΙΑC ΕΣΟΙΟΥ: weitere attische Beispiele dieser Buchstabenform sind C. I. 249 (= Lebas Inscr. I, n. 646) ΠΑΡΑΔΟΣΟΥ, n. 287, 10 (= Lebas I, n. 644) ΜΥΡΜΗΣ, wo durchgängig, wie in unserer Inschrift, das σ die runde Form hat, daher eine Verwechslung von  $\Xi$  als Form für ξ mit σ nicht eintreten kann; endlich C. I. n. 855<sup>b</sup> (t. I, p. 918) ΚΑΠΠΑΔΟΣ. Auch die späte Inschrift an der Basis der östlichen Säule des Thrasyllosmonuments würde hierher gehören, wenn Fauvel's Lesung (C. I. t. I, p. 909) ΜΑΣΙΜΟC richtig wäre; allein eine mir vorliegende Abschrift von Ross giebt dafür ΜΑΣΙΜΟC und auch die letzte Publication der Inschrift im Bullettino 1860, N. IV, p. 95 nach einer Abschrift des Prof. Russopulos hat  $\Xi$ , nicht  $\Sigma$ .

Ich benutze diese Gelegenheit, um die ebenfalls schon im C. I. unter N. 227<sup>b</sup> mitgetheilte späte Weihinschrift, welche unterhalb der Säulen des Thrasyllosmonuments zur Rechten des Emporsteigenden in den Fels der Akropolis ziemlich flach eingehauen ist, zu berichtigen. Sie lautet im C. I.:

ΑΠΕΙΣΩΝΙΑΝΟΣΔΑΙ...  
 ΤΡΙΠΟΔΑΝΕΘΕΣΑΝ,

nach der Angabe von Lebas inscr. I, n. 495

ΕΠΕΙΩΝΙ  
 ΑΝΟΣΚΑΙ/  
 ΤΡΙΠΟΔΑΝΕ  
 ΘΕΣΑΝ,

nach der A. v. Velsen's im archaeol. Anzeiger 1855, n. 76-78, S. 58\*

ΑΠΕΙΩΝΙ  
 ΑΝΟΣΚΑΙ  
 ΤΡΙΠΟΔΑΝΕ  
 ΘΕΣΑΝ

42) Ungenau publicirt bei Rangabis ant. hell. n. 1345.

Meine Abschrift der allerdings sehr verwitterten Inschrift giebt folgendes :

ΑΠΕΙΩ  
ΑΝΟΚΑΙΝΙ  
/ΙΡΙΠΟΣΑΝΕ  
ΘΕΣΑΝ

Daraus geht hervor, dass die Buchstaben **NI** nicht zur ersten, sondern zur zweiten Zeile gehören, so dass der Schluss der Inschrift zu lesen ist *καὶ Νιργῶνος ἀνέθεσαν*. Den vierten Buchstaben der dritten Zeile habe zwar auch ich wie alle anderen, welche die Inschrift copirt haben, als **Π** gelesen; allein diese Form hat er jedenfalls nur durch die Verwitterung der Oberfläche des Felsens erhalten, während er ursprünglich ein **N** war. Zweifelhaft bleibt mir nur der Name des an erster Stelle genannten Weibenden: wollte man mit Böckh *Α. Πεισωνιανός* lesen, so müsste man annehmen, dass das allerdings etwas über der zweiten Zeile stehende **NI** auch mit für die erste gelte, was ich durch keinen analogen Fall zu belegen weiss. Vielleicht sind die Zeichen der ersten Zeile als **ΑΠΕΡΕΝΙ** zu fassen, so dass wir den Namen *Ἀππιος Ἐρενιανός* erhielten: die Schreibung des letzteren mit einem **N** wird durch mehrfache Analoga entschuldigt, von denen ich nur die Inschrift *ἐφ. ἀρχ. n. 2293* anführen will, wo **ΕΡΕΝΙΟC** steht; den Namen *Ἐρενιανός* giebt die Inschrift *C. I. n. 5805*.

Dass in der Nähe der eben behandelten Inschrift noch mehrere in ganz ähnlicher Weise in den Fels eingehauen sind, ist schon von Velsen a. a. O. bemerkt und es sind von ihm die noch lesbaren mitgetheilt worden; nur bei der längsten derselben weicht meine Abschrift in einigen Punkten von der meines athenischen Freundes ab; während dieser nämlich giebt

ΟΙ ΦΙΛΟΙ  
ΖΩΛΙΚΟC  
ΕΡΩC  
ΕΥΚΑΡΠΟC  
ΙΛΙΚΟC

las ich :

ΟΙΦΙΛΟΙ  
ΖΩΝΚΟC  
..ΡΩΟΔ  
..ΚΑΙΠΟΟ  
Τ..Κ.....,

so dass die Inschrift etwa gelautet haben mag: *Οἱ φίλοι Ζωσίμωσ, Ἐρμόδωροσ, Εὐκάρποσ, Τυχηόσ*. Die Ueberschrift lässt vermuthen, dass es Epheben waren, welche hier ein gemeinschaftliches Weihgeschenk aufgestellt hatten; s. Böckh ad. C. I. I, n. 287. Unserer Inschrift ganz ähnlich ist eine von Chandler an einem Felsen in der Nähe des Lykabetos entdeckte (C. I. n. 512). Ausserhalb Attika's gehören zu dieser Gattung von Felsinschriften die bekannte Weihinschrift an *Ἀπόλλων δαφναφόροσ* und *Ἄρταμισ σοωδίνα* (C. I. n. 1595; Leake travels in Northern Greece II, pl. V, n. 24; Lebas inscr. II, n. 792), welche in den Burgfelsen von Chaironeia oberhalb des Theaters eingehauen ist, und einige leider fast ganz unleserlich gewordene, die ich an einer Felswand des alten Panopeus entdeckt habe. Steigt man nämlich von Norden her den steilen, oben in zackige Felswände endenden, nur nach Südosten zu allmählig abfallenden Berg, auf dessen Rücken die Akropolis der alten Phlegyerstadt lag, empor, so gelangt man zunächst an eine glatt gearbeitete Felswand, in welche drei Nischen von verschiedener Grösse in folgender Stellung eingehauen sind:



Unter der kleinsten derselben liest man: **LTANΩN**, unter der grössten:

**. P . . Δ . I . . . ΕΙΟΣ  
... N . ΦΟΣΑΝΕΘΗΚΕ**

Offenbar gehen alle diese Inschriften, ebenso wie die Nischen in den Felsen des westlichsten Theiles von Athen, in denen einst kleine Bildwerke oder auch blosse Inschrifttäfelchen aufgestellt waren, von Privatleuten aus, die nicht die Mittel besaßen, ein kostbareres Weihgeschenk, das der Aufnahme in eins der öffentlichen Heiligthümer würdig erachtet worden wäre, aufzustellen. Statt einer Felswand wählten solche fromme Seelen, bei denen die Mittel dem guten Willen nicht entsprachen, auch bisweilen eine Mauer, wie sich bekanntlich in Argos an der gewaltigen Polygonmauer am östlichen Fusse der Larisa zwei sehr verwitterte Reliefs mit Inschriften darunter finden, die zuletzt von Keil (Rhein. Mus. N. F. XIV, S. 513 f.) nach Welckers Abschriften besprochen worden sind. Auf dem grössern Relief erkannte ich drei stehende Figuren und rechts von denselben einen Tisch oder

Sessel; die darunter befindliche Inschrift lautet nach meiner im April 1854 gemachten und im September desselben Jahres revidirten Abschrift

ΕΡΙΤΕΛΙΔΕΣ  
ΔΑ...ΚΙΣΙΣΣΑΤΟ  
.....ΛΥΣΙΚΡΑΤΕΙΑ

woraus wir ausser dem schon von Keil a. a. O. richtig erkannten Namen *Λυσικράτεια* in Z. 3 auch in Z. 4 den bekannten Namen *Ἐπιτελίδης* gewinnen. Dieser Name veranlasst mich, an diese Argivische eine noch unedirte Akarnanische Inschrift anzuknüpfen, die nicht bloss wegen der Seltenheit Akarnanischer Inschriften (abgesehen von denen vom Vorgebirge Aktion) überhaupt, sondern auch wegen der besondern Technik von Interesse ist. Etwa 100 Schritte westlich von dem am rechten Ufer des Acheloos gelegenen Dorfe *Κατοχή* steht am Wege nach den Ruinen von Oineiadaï eine verfallene Kirche, in welcher sich mehrere, vielleicht aus jenen Ruinen hierher verschleppte alte Werkstücke vorfinden, darunter eine Stele folgender Art:

<p>□□□□□□□□□□ ΞΕΝΙΑΣ ΕΡΙΤΕΛΕΟΣ</p>
--

Oben ist das architektonische Ornament des Zahnschnitts angebracht, dann der Name *Ξενίας* in Hautrelief mit aus der Fläche des Steines heraustretenden Buchstaben gearbeitet, während der Name des Vaters desselben, des *Ἐπιτέλης*, in gewöhnlicher Weise eingehauen ist. Es scheint, dass diese Technik eigenthümlich Akarnanisch war; wenigstens kenne ich keine Beispiele dafür ausser zwei andere Akarnanische Grabinschriften, eine aus Lepenu (dem alten Stratos), die andere aus den *Καχροπούλα* genannten Ruinen, welche kürzlich von Heuzey (le mont Olympe et l'Acarmanie p. 490 s. n. 64 u. 73) publicirt worden sind:

ΔΙΚΚΩ  
ΛΑΜΓΩΝΟΣ

und

ΔΙΚΑΙΑΣ

Bei der erstern ist ganz wie in der von mir publicirten, die erste Zeile in Relief, die zweite vertieft; die Buchstaben der letztern sind, da sie nur eine Zeile enthält, durchaus erhaben. Ein Analogon zu diesen Akarnanischen Grabstelen bilden die von

Ross (Reisen und Reiserouten durch Griechenland, S. 29 f.) beschriebenen Phliasischen Grabstelen, welche den Namen des Verstorbenen auf einem erhöhten Streifen, den seines Vaters in einem vertieften Bande darunter zeigen. Uebrigens stimmen die Namen, welche die von mir publicirte Stele trägt, auffallend mit einer Inschrift aus Thuria in Messenien (Lebas inscr. II, n. 302; Keil Rhein. Mus. N. F. XIV, S. 526), in welcher Z. 10 ein *ἔνων Ἐπιτέλεος* vorkommt.

Kehren wir nach dieser Abschweifung nach Athen zurück und halten wir uns, ehe wir die Akropolis, das Heiligthum der Archäologen, besteigen, einen Augenblick am nordwestlichen Fusse derselben auf bei einem dort aufrecht stehenden grossen Marmor Pfeiler, dem Reste eines alten Heroon, dessen Inschrift (C. I. n. 916; cf. Add. p. 949) neuerdings mehrfach, zuletzt von Keil (schedae epigraphicae p. 35 s.) behandelt worden ist mit dem Wunsche, dass zu den vier Abschriften, die ihm vorlagen, noch eine neue hinzukommen möge. Bei dem Interesse, welches die Inschrift durch ihren Inhalt erregt, nehme ich keinen Anstand, diesem Wunsche Keil's bei dieser Gelegenheit zu entsprechen und meine im Jahre 1854 von dem Steine genommene Abschrift hier mitzutheilen; nur lasse ich dabei die ersten acht Zeilen weg, weil in diesen meine Abschrift völlig mit der von Götting (gesammelte Abhandlungen I, S. 97) übereinstimmt.

Θ. ΟΙΣΕΙΤΙΣΑΠΟΚΟ  
 10 ΕΜΗΣΕΙΤΟΥΤΟΤΟΗΡΩ  
 ΟΝΗΑΠΟΣΚΟΥΤΛΩΣ.  
 ΗΕΤ.. ΑΙΕΤΕΡΟΝΜΕΤΑ  
 ΚΕΙ. ΗΣΕΙ ΗΑΥΤΟΣ Η  
 ΔΙΑΛ. ΟΥΤΟΥΤΩΜΗ  
 15 ΓΗ. Α... ΗΘΑΛΑΣΣ.  
 ΠΛΩΤΗΛΛΑΕΚΡΕΙ  
 ΖΩΘΕΙΣΕΙΕΠΑΝΓΕΝΕ  
 ΠΑΣΙΤΟΙΣΚΑΚΟΙΣΠΕ  
 ΡΑΝΔΩΣΕΙΚΑΙΦΡΕΙ  
 20 Κ..... ΡΕΤΩΚΑΙΤΕ  
 ΤΑ... ΩΚΑΙΕΛΕΦΑ  
 Τ. ΑΟΣΑΙ.. <ΑΚ  
 ΟΗ. ΝΟΙΩ. ΟΙ...  
 ΓΝΕΤΑΙΤΑΥΤΑΙ..  
 25 ΤΟΤΩ. Ο. ΜΗΣΑΝΤΙ  
 ΕΚ ΤΟΥΤΟΥΤΟΥΗΡΩ  
 ΟΥΜΕΤΑΚΕΙΝΗΣΑΙΤΙ



Zunächst wird durch meine Abschrift Z. 11 die schon von Keil mit Recht bevorzugte Lesung ἀποσκουτλώσει (gegen Göttings ὑποσκουτλώσει) bestätigt. Was die Bedeutung des Verbi ἀποσκουτλοῦν anlangt, so hat schon Götting dasselbe mit dem bei den Byzantinern vorkommenden Worte σκούτλωσις, der Vorstoss, die Verbrämung am Kleide, in Zusammenhang gebracht, worin ihm, wenn auch mit einigen Abweichungen in der Erklärung des Verbi, Keil gefolgt ist. Auch bemerkt Götting in seinen Zusätzen (S. 405), dass auch der sog. Didymos in den μέτρα μαρμάρων καὶ παντοίων ξύλων (bei A. Mai Iliadis fragmenta p. 153 ss.) das Wort σκούτλη gebrauche. Ich finde es bei diesem § 39 (σκούτλης μήκος) u. 40 (σκούτλης τρίγωνος ὀξείας μήκος), wo es offenbar die Bedeutung eines walzenförmigen oder prismatischen Körpers, sei er von Holz oder Stein, hat: auch das Wort σκούτλωσις scheint derselbe Didymos gebraucht zu haben § 15: εὐθυμετρικὸν μὲν οὖν ἐστὶν πᾶν τὸ κατὰ μήκος μόνον μετρούμενον, ὥσπερ ἐν ταῖς σκουλώσεσιν (schr. σκουτλώσεσιν) οἱ στροφύοιοι (?) καὶ ἐν τοῖς ξυλικοῖς τὰ κύματα καὶ ὄσα πρὸς μήκος μόνον μετρεῖται. Es lassen sich aber ausser dem Byzantinischen Verbalsubstantiv σκούτλωσις noch andere Spuren des Verbums, von dem dasselbe gebildet ist, σκουτλώω, nachweisen. Das Etym. M. p. 720, 42 ff. sagt: σκνταλωτοὺς τροχοῦς, ῥαβδωτοῦς. ἢ σκντάλη παρ' Ἀττικοῖς βακτηρίαν σημαίνει. — καὶ σκνταλουμένη, ξύλῳ τυπτομένη: letzteres wiederholt Hesych. u. d. W. σκνταλουμένη, der auch kurz vorher σκντάλια durch αὐλλῖδια, περιστρώματα. καὶ τὸ ῥάβδωμα erklärt. Nun ist σκουτλώω offenbar nichts als die vulgäre Aussprache von σκνταλώω, mit der volkstümlichen Syncope und der aus vielen Beispielen des Neugriechischen bekannten Vergrößerung des ν in ου, und wir dürfen diesem Verbum nach den oben beigebrachten Zeugnissen der Grammatiker die doppelte Bedeutung »mit Stücken schlagen« und »mit Streifen, Riefen oder Canelüren versehen« beilegen. Wie nun ἀποκοσμεῖν bedeutet »den κόσμος des Gebäudes (worunter entweder Verzierungen in Metall oder Bildwerke in Relief zu verstehen sind) wegnehmen«, so ἀποσκουτλοῦν »die σκνταλωτά (die Canelüren der Säulen oder ähnliche architektonische Ornamente) entfernen, abschlagen«. Z. 12 ist nach meiner Abschrift nicht ἢ εἴ τι, sondern ἢ ἔτι zu lesen; Z. 14 nur δι' ἄλλου, τούτῳ, nicht δι' ἄλλου του, τούτῳ, wie Götting hat; Z. 16 f. könnte man nach derselben ἐκρηιζῶθεῖς

*εἶε* (als Vulgärform oder Schreibfehler für *εἶη*) vermuthen: allein das folgende Futurum *δώσει* machte es wahrscheinlicher, dass auf dem Steine *ἐπιζώθισατε* mit 3 durch die Aussprache veranlassten orthographischen Fehlern statt *ἐπιζωθήσεται*, wie schon Böckh gab, steht. Z. 17 steht das sinnlose *καί*, was Göttling hat, nach meiner Abschrift nicht auf dem Steine. Z. 22 habe ich wohl einige Buchstaben übersehen, denn es kann kaum etwas Anderes da gestanden haben, als was Göttling gefunden hat: *καὶ ὄσα ἄλλα*: auch im Folgenden wird Göttlings Lesung durch meine Abschrift bestätigt, ausser dass Z. 23 f. wohl *γίγνεται* (nicht *γίνεται*) auf dem Steine steht und Z. 27 Göttling mit Unrecht bemerkt, *τι* könne vielleicht als nicht nothwendig wegleiben: von dem Querstriche des *Τ* sowie vom oberen Theile des *Ι* sind deutliche Spuren auf dem Steine erhalten.

Steigen wir nun zur Akropolis hinauf und fassen da zunächst die Inschrift einer länglich-viereckten Platte von hymetischem Marmor, die in den Jahren 1853 — 55 auf der zu den Propyläen emporführenden Treppe lag, ins Auge. Auf der obern Hälfte der Platte sind 6 Reihen Buchstaben (nicht 5, wie man nach Lebas' Publication inscr. gr. et lat. I, n. 19 schliessen müsste) sorgfältig ausgemeisselt, so dass nicht das Geringste mehr davon zu erkennen ist; dann folgt: <sup>18)</sup>

ΓΑΛΩΝΑΝΤΙΔΙΔΟΝΤΕΣ ΑΘΗ  
 ΝΑΙΟΙΤΗΠΟΛΙΑΔΙΑΝΕΘΗΚΑ  
 ΚΟΣΜΟΝΤΩΦΡΟΥΡΙΩΑΤΤ.  
 ΟΙΚΕΙΟΙΣ ΑΝΑΛΩΜΑΣΙΝ  
 ΚΑΤΕΣΚΕΥΑΣΕΝ

Von dem Erhaltenen bildet zunächst *ἀντιδιδόντες* unverkennbar den Ausgang eines Hexameters, wornach wir also hier eine jener Inschriften vor uns haben, die, wie C. I. n. 85, halb in Versen, halb in Prosa abgefasst sind. In den ausgemeisselten Zeilen mögen etwa  $3\frac{1}{2}$  Hexameter verloren gegangen sein, so dass das ganze Epigramm aus vier Hexametern bestanden zu haben scheint, deren letzten ich mit ziemlicher Sicherheit, wenn

<sup>18)</sup> Die Inschrift ist zuerst publicirt in der *εφημ. ἀρχαιολ.* 1844, n. 581: da mir dieselbe nicht zur Hand ist, so kann ich nicht sagen ob genau oder nicht. Die Publication bei Lebas stimmt, abgesehen von der Zahl der ausgemeisselten Zeilen, genau mit meiner Abschrift überein.

auch mit einem metrischen Fehler, herstellen zu können glaube, indem ich lese:

*δῶρον εὐεργεσιῶν μεγάλων ἀντιδιδόντες*

oder

*δῶρον εὐεργεσιῶν τε μεγάλων ἀντιδιδόντες:*

im ersteren Falle fehlt nach *μεγάλων* die Thesis des Daktylos, im zweiten ist die zweite Silbe von *μεγάλων* durch einen prosodischen Fehler lang gebraucht; beides ziemlich starke Verstösse, die bei einem öffentlichen Denkmale, wie das in Rede stehende jedenfalls war, um so auffallender sind; doch sehe ich wenigstens keine Möglichkeit der Herstellung des Verses ohne die Annahme des einen oder andern. Was die Zeit der Inschrift anlangt, so dürfte sie kaum älter sein als das zweite Jahrh. n. Chr.: in der Form der Buchstaben, in der Anwendung des  $\sigma$  als einer Art von Interpunction und der kleinen über der Zeile stehenden Buchstaben stimmt sie ganz mit der Inschrift zu Ehren des Eutychianos aus Marathon, Priesters der Aphrodite in Alopekaí und *κοσμητῆς τῶν θεῶν διὰ βίου* (C. I. n. 395, genauer bei Lebas I, n. 333) überein, welche, wie schon Böckh bemerkt hat, nicht früher als in die Zeit des Kaisers M. Aurelius gesetzt werden darf. Fragt man nun, wer es war, der auf eigene Kosten ein *φρούριον*, ein Castell oder einen Wartthurm, auf der Akropolis, wahrscheinlich am Eingange derselben, errichtet hatte, so denkt man zunächst an Flavius Septimius Marcellinus, welcher laut der noch jetzt über dem in die Akropolis führenden Thore eingemauerten Inschrift (C. I. n. 524) auf eigene Kosten ein befestigtes Thor (*πυλῶνας*) auf der Akropolis herstellte. Allein die Form der Buchstaben der letztgenannten Inschrift, in welcher das  $\sigma$  immer die Form  $\Sigma$  hat, stimmt nicht ganz zu der unsrigen; auch würde sich, wenn die Statue des Marcellinus auf dieser Basis gestanden hätte, nicht erklären lassen, warum man die Zeilen, welche seinen Namen enthielten, ausmeisselte, während man die von ihm selbst gesetzte Inschrift unverletzt liess. Dieser Umstand führt vielmehr darauf, an einen der Römischen Kaiser, deren Bildsäulen von dem erbitterten Volke nach ihrem Tode umgestürzt wurden, also nach der Zeit unserer Inschrift zunächst an Commodus zu denken, dessen Name bekanntlich nach Senatsbeschluss aus den öffentlichen Urkunden ausgekratzt wurde (Lamprid. Commod. c. 47. Aurel. Victor de Caess. 47, 40). Dass dieser nun in früherer Zeit in irgend

welcher Weise sich den Athenern freundlich erwiesen hat, kann man daraus schliessen, dass unter den Athenischen Festspielen in der Römischen Kaiserzeit neben *Ἀδριάνεια*, *Ἀντινόεια*, *Ἀντωνίεια*, *Σεβήρεια*, *Φιλαδέλφεια*, *Γερμανίεια* auch *Κομοδεία* erwähnt werden; s. C. I. n. 248 u. n. 283, in welcher letzteren nach der genaueren Abschrift bei Lebas Inscr. I, n. 442. Z. 45 steht:

**ΚΟΜΟΔΕΙΩΝ ΚΑΛΛΙΦΩΝ.**

Die Linien, in welche das *Κομοδείων* eingeschlossen ist, zeigen offenbar an, dass dies nicht mehr gelten solle; wahrscheinlich hat man es auch wenigstens oberflächlich ausgekratzt, da es in Fourmont's von Bückh gegebener Abschrift ganz fehlt. Auch in der Inschrift bei Lebas I, n. 604 ist Z. 7 sicher zu lesen **ΚΥΜΜΟΔΕΙΩΝ** u. ebdas. n. 600 stand nach Z. 40, wo jetzt auf dem Steine eine Zeile ausradirt ist, ursprünglich wohl **ΚΟΜΜΟΔΕΙΩΝ**. Wenn nun einerseits diese Umstände es wahrscheinlich machen, dass auch auf unserer Inschrift die gewaltsam vertilgten Zeilen den Namen des Commodus enthielten, so spricht doch gegen diese Annahme wiederum der Ausdruck *ὁ αὐτός* (denn so ist doch wohl zu lesen, obschon man am Ende von Z. 3 nur die Spur eines Buchstabens bemerkt, so dass auch *αὐτή* dagestanden haben und die Inschrift sich auf eine Frau beziehen könnte) *οἰκίους ἀναλώμασιν κατεσκεύασεν*, den man schwerlich von einem Herrscher, sondern wohl nur von einem Privatmanne gebraucht haben wird. Ich überlass also die Lösung dieser Schwierigkeit Anderen und begnüge mich, auf dieselbe hingewiesen zu haben.

Die Erwähnung eines *φρούριον* auf der Akropolis veranlasst mich, zu den bisher bekannten Verzeichnissen der Thorwächter der Akropolis (*πυλωροί* und *ἀκροφύλακες*)<sup>14)</sup> einen kleinen

14) Dieselben sind zuerst zusammengestellt worden von Ross die *Demien von Attika*, N. 40. Nachträge dazu giebt Beulé *l'Acropole d'Athènes* I, p. 346 (genauer publicirt von Ross *Rhein. Mus. N. F. VIII, S. 126*) und II, p. 354; aus der letztern Inschrift lernen wir, dass die Benennungen *πυλωροί* und *ἀκροφύλακες* nicht, wie Ross angenommen hat, einen und denselben, sondern verschiedene Posten bezeichnen. Erwähnt werden die *πυλωροί* auch in den Inschriften bei Rangabis ant. hell. n. 4046, 4043, die zwar beide aus einer etwas verdächtigen Quelle (dem *ancienne Athènes* des Hrn. Pittakis) stammen, an sich aber keinen Anhalt für den Verdacht einer Fälschung geben.

soviel ich weiss noch unedirten Nachtrag zu geben. Es ist dies das folgende, jetzt in der vor dem Parthenon befindlichen Cisterne eingemauerte Fragment:

ΟΙΕΠΙΣ
ΠΥΛΩΡ
ΤΡΥΦΩ
ΚΤΗΣ
ΑΡΑΦ
ΣΑ
Λ

οἱ ἐπὶ Σ....  
 πυλωροί.....  
 Τρύφωνος.....  
 Κτησικλῆς.....  
 Λααφῆμιος  
 σαλπικτῆς...  
 .....

Einen Ktesikles aus dem Demos Araphen finden wir auch bei Ross Demen n. 40, A, Z. 23 als *πυλωρός* Ol. 188, 4. Der Name des Archon am Anfange unserer Inschrift ist vielleicht *Σέλευκος*, da dieser in einer Eleusinischen Inschrift, welche nach der Buchstabenform bei Lebas Inscr. I, n. 275<sup>15)</sup> der unsrigen etwa gleichzeitig, dem ersten Jahrh. vor oder nach Christus angehörig ist, Z. 34 als eponymer Archon in Athen erscheint; lässt man diese Vermuthung gelten, so kann man das Jahr seines Archontats, da der in der Inschrift bei Ross erwähnte Ktesikles doch wohl mit dem in unserer Inschrift genannten identisch ist, kurz vor Ol. 187, 4 oder kurz nach Ol. 188, 4 ansetzen.

Da uns der jetzige Aufbewahrungsort der zuletzt behandelten Inschrift bereits in die Nähe des Parthenon geführt hat, so knüpfe ich an jene die Behandlung einer anderen, soviel mir bekannt ist bisher nur in der *ἐφημερίς ἀρχ.* 1840 unter n. 363 und zwar nicht ganz richtig<sup>16)</sup> publicirten Inschrift, welche sich auf einer grossen, östlich vom Parthenon, in der Nähe der Stelle des Tempels der Roma und des Augustus stehenden Marmorbasis befindet:

15) Anders freilich erscheint die Form der Buchstaben in den Publicationen von Pittakis (*ἐφ. ἀρχ.* n. 556), Welcker (Rhein. Mus. N. F. II, S. 347), Keil (schodae epigr. p. 47) u. Rangabis (ant. hell. n. 813); doch urtheilt Welcker a. a. O., dass die Inschrift nach der Form der Buchstaben ebensogut dem zweiten Jahrh. vor als dem ersten nach Chr. angehören könne.

16) Da mir dieser Theil der *ἐφημερίς* jetzt nicht zu Gebote steht, so kann ich die einzelnen Abweichungen des dort gegebenen Textes von meiner Abschrift nicht angeben, sondern muss mich begnügen, obige früher in Athen selbst nach Vergleichung des Abdrucks gemachte Notiz hier mitzutheilen.

ΤΡΙΠΟΛΙΤΩΝΤΗΣ  
 ΦΟΙΝΕΙΚΗΣ ΤΗΣ ΙΕΡΑΣ ΚΑΙΑ  
 ΣΤΛΟΥΚΑΙΑ ΤΤΟΝΟΜΟΥ  
 ΚΑΙ ΝΑΤΑΡΧΙΔΟΣ ΟΙ ΑΡΧΟΝ  
 5 ΤΕΣ ΚΑΙ Η ΒΟΥΛΗ ΚΑΙ Ο ΔΗΜΟΣ  
 ΑΙΜΙΛΙΟΝ ΦΟΥΣΚΟΝ ΠΡΕΣΒΕΥ  
 ΤΗΝ ΣΕΒΑΣΤΟΥ ΚΑΙ ΑΝΤΙΣΤΡΑ  
 ΤΗΓΟΝ ΤΟΝ ΕΑΥΤΩΝ ΠΟΛΕΙ  
 ΤΗΝ ΚΑΙ ΕΤΕΡΓΕΤΗΝ ΕΥΧΑΡΙΣ  
 10 ΤΙΑΣ ΕΝΕΚΕΝ ΔΙΑ ΠΡΕΣΒΕΥΤΟΥ  
 ΓΑΙΟΥ ΙΟΥΛΙΟΥ ΠΡΟΚΛΗΙΑΝΟΥ  
 ΑΝΕΘΗΚΑΝ ΕΠΙΥΗΦΙΣΑΜΕΝΗΣ  
 ΤΗΣ ΕΞ ΑΡΕΙΟΥ ΠΑΓΟΥ ΒΟΥΛΗ.  
 ΚΑΙ ΤΗΣ ΒΟΥΛΗΣ ΤΩΝ Φ ΚΑΙ ΤΟΥΣ  
 15 ΔΗΜΟΥ ΤΩΝ ΑΘΗΝΑΙΩΝ  
 ΕΠΙ ΙΕΡΕΙΑΣ ΦΛ ΦΑΙΝΑΡΕΤΗΣ

*Τριπολιτών τῆς Φοινίκης τῆς ἱερᾶς καὶ ἀσίου καὶ αὐτονόμοι  
 καὶ ναυαρχίδος οἱ ἄρχοντες καὶ ἡ βουλὴ καὶ ὁ δῆμος Αἰμίλιον  
 Φούσκον πρεσβευτὴν Σεβαστοῦ καὶ ἀντιστρατήγον τὸν ἐαυτῶν  
 πόλιν καὶ εὐεργέτην εὐχαριστίας ἕνεκεν διὰ πρεσβευτοῦ  
 Γαίου Ἰουλίου Προκλήϊανου ἀνέθηκαν, ἐπισηφισαμένης τῆς  
 δεξ. Ἀρείου πάγου βουλῆς καὶ τῆς βουλῆς τῶν Φ καὶ τοῦ δήμου  
 τῶν Ἀθηναίων, ἐπὶ ἱερείας Φλαυναρέτης.*

Die vorstehende Inschrift bietet uns ein neues Beispiel der namentlich durch die Inschriften von Ehrenstatuen des Kaisers Hadrian (C. I. n. 334 ff.) bekannten Sitte, dass auswärtige Städte durch Vermittelung eines *πρεσβευτῆς*, mit Bewilligung der athenischen Behörden und des Volkes, die Ehrenstatue irgend einer um sie hochverdienten Persönlichkeit in einem athenischen Heiligthume aufstellten, eine Sitte, welcher offenbar der Wunsch zu Grunde liegt, dass die dem Gefeierten erwiesene Ehrenbezeugung möglichst allgemein bekannt werde, wozu ja Athen, bei der grossen Anzahl von Besuchern, die auch noch in den Römischen Kaiserzeiten dort zusammenströmten, die beste Gelegenheit darbot. Was das Heiligthum anlangt, in welchem diese Statue aufgestellt war, so denkt man nach dem jetzigen Standorte der Basis zunächst an den Tempel der Roma und des Augustus: allein dem widerspricht die Angabe am

Schlusse unserer Inschrift, dass sie aufgestellt worden sei, als Flavia Phainarete Priesterin war, wobei natürlich nur an die Priesterin des Heiligthums, worin die Statue stand, gedacht werden kann: nun wissen wir aber aus der Weihinschrift jenes Tempels (C. I. n. 478), dass diesem ein *ἱερεὺς θεᾶς Ῥώμης καὶ Σεβαστοῦ Σωτῆρος ἐπ' ἀκροπόλει* vorstand. Unsere Ehrenstatue stand also vielmehr wohl im Temenos des Poliastempels und die Flavia Phainarete ist die Priesterin der Athene Polias, wie ja auch in der eben erwähnten Weihinschrift neben dem Priester der Roma und des Augustus die Priesterin der Athene Polias genannt und bei Weihungen an Athene Polias einfach *ἐπὶ ἱερείας τῆς θεῖα* heigeschrieben ist (Lebas inscr. I, n. 20 u. 22). Auch die Priesterin Hipposthenis, deren Name unter der Weihinschrift der von Areopag, Rath und Volk errichteten Statue des Proconsuls von Achaia, L. Aquilius Florus Turcianus Gallus<sup>47)</sup> steht, ist wohl als Priesterin der Athene Polias zu betrachten. Die Basis trug die Bildsäule des Aemilius Fuscus, legatus Augusti pro praetore: eine solche Persönlichkeit ist mir wenigstens durchaus unbekannt, auch zweifelhaft, ob ein Zweig der gens Aemilia das Cognomen Fuscus geführt hat; daher ich vermüthe, dass **ΦΟΥΣΚΟΝ** Z. 6 ein Fehler meiner Abschrift ist und auf dem Steine vielmehr **ΙΟΥΓΚΟΝ** steht: L. Aemilius Iuncus war, wie Borghesi nachgewiesen hat (intorno all' età di Giovenale p. 19 ss.) im Jahre d. St. 880 (127 n. Chr.) mit S. Julius Severus Consul; als *δικαιοδότης*, d. h. als vom Kaiser (Hadrian) bestellter Schiedsrichter für die Spartaner, erscheint er in der Inschrift C. I. n. 1346. Errichtet wurde das Denkmal von den Archonten, dem Rathe und Volke der Phoinikischen Stadt *Τρίπολις*, welche, eine gemeinsame Gründung von

47) Da alle mir bekannten Publicationen dieser Inschrift: (Boulé l'Acropole d'Athènes II, p. 346; Vischer Epigraphische und archäologische Beiträge aus Griechenland, Taf. II, n. 7; Henzen Inscript. lat. sel. n. 6456\*) den gemeinsamen Mangel haben, dass sie die deutlich auf dem Steine erkennbaren Apices über den lateinischen Buchstaben weglassen, so gebe ich hier den ersten Theil der Inschrift nach meiner Abschrift:

L·AQVILLIO·C·F·POM·FLORO  
TVRCIANO·GALLO

X·VIR·STL·IVD·TRIBVNO·MIL·LEG·VIII

MACEDONIC·QVAESTOR·IMP·CAESARIS·AVG

PROQVAEST·PROVINC·CYPRI·TR·PL·PR·PROCOS·ACHAIAE

Arados, Sidon und Tyros, um den Beginn unserer Zeitrechnung die grösste Bedeutung unter allen Städten Phoinikiens hatte (Diod. XVI, 41) und sogar den stolzen Namen *μητρόπολις*<sup>18)</sup> trug, den sie später verlor, wahrscheinlich seitdem Hadrian auf Veranlassung einer von dem Rhetor Paulos geleiteten Gesandtschaft denselben auf Tyros übertragen hatte (Suid. u. *Παῦλος Τύριος*). Die Titel, welche ihr auf unserer Inschrift gegeben sind, erscheinen ähnlich auf Münzen (s. Eckhel D. N. III, p. 372 f., Mionnet descr. V, p. 392 ss.; supplém. VIII, p. 280 ss.), der Titel *ναυαρχίς* freilich erst sehr spät, auf Münzen des Elagabal: ähnliche Titel trägt Tyros in der Inschrift C. I. n. 5853 (Mommsen in diesen Berichten II, S. 57 ff.), deren Ueberschrift lautet: *ἐπιστολή γραφεῖσα τῇ πόλει Τυρίων τῆς ἱερᾶς καὶ αὐτονομίας καὶ αὐτονόμου μητροπόλεως Φοινείας καὶ ἄλλων πόλεων καὶ ναυαρχίδος ἄρχουσι, βουλῆ, δήμῳ κτλ.*

Gerade neben der Basis mit der eben von mir behandelten Inschrift steht eine Säule aus hymettischem Marmor, mit der von Pittakis (*ἔφ. ἀρχ.* 1840, n. 381) publicirten, von Keil (schedae epigraph. p. 45) in Minuskeln wiederholten Inschrift

Ο ΔΗΜΟΣ  
ΤΕΒΕΡΙΟΝ ΚΛΑΥΔΙΟΝ  
ΤΕΒΕΡΙΟΥΥΙΟΝ  
ΝΕΡΩΝΑ

Dass die Statue, welche auf dieser Säule stand, den späteren Kaiser Tiberius darstellte, hat schon Keil a. a. O. richtig erkannt: der Beisatz *Τεβερίου υἱόν* zeigt, dass die Statue vor der Adoption des Tiberius durch Augustus (a. u. 754) errichtet worden war. Was die Schreibweise *Τεβέριος* betrifft, so kann ich bestätigen, dass in der schon von Keil a. a. O. angezogenen Inschrift C. I. n. 317 (Beulé l'Acropole d'Athènes II, p. 305) wirklich *Τεβερίων* auf dem Steine steht, was auch auf einer Inschrift von Kos C. I. n. 2520, Z. 5 wiederkehrt, wo Böckh mit Unrecht *Τειβερίων* schreibt: analog damit ist, ausser den schon von Keil verglichenen *Καικέλιος* und *Λέπεδος*, auch *Δομετιανός* C. I. n. 275, B, Z. 53 und n. 512, Z. 3.

Wahrscheinlich auf den Kaiser Claudius bezieht sich die schon in der *ἔφ. ἀρχ.* n. 147 publicirte Inschrift eines rechts abgebrochenen, jetzt westlich vor dem Parthenon liegenden Blocks von weissem Marmor:

<sup>18)</sup> S. die Münze bei Eckhel d. n. III, p. 373 mit der Aufschrift ΤΡΙΠΟΛΙΤ. ΜΗΤΡ. ΛΜΑ (s. u. c. 788).



ΤΙΒΕΡΙΟΣ ΚΛΑΥΔΙΟΣ ΚΑΙ  
 ΓΕΡΜΑΝΙΚΟΣ ΕΥΕΡΓΕΤΗΣ  
 ΕΧΑΡΙΣΑΤΟ ΚΑΙ ΑΠΟΚΑΤΕ

*Τιβέριος Κλαύδιος Καῖσαρ Σεβαστός  
 Γερμανικός εὐεργέτης.....  
 ἐχαρίσατο καὶ ἀποκατέστησεν.*

Für die Beziehung auf den Kaiser Claudius spricht besonders die Vergleichung der Inschriften C. I. n. 319 u. 320; was aber die Veranlassung zur Setzung dieser Inschrift, mit der doch wahrscheinlich eine Statue des Kaisers verbunden war, betrifft, so ist dieselbe, da uns davon nur die Worte *ἐχαρίσατο καὶ ἀποκατέστησεν* erhalten sind, ganz unklar. Gewiss darf man nicht an die Rückgabe der Provinzen Achaia und Macedonia an den Senat (Suet. Claud. 25; Cass. Dio 60, 24) denken; denn abgesehen davon, dass dieses Ereigniss überhaupt für die beiden Provinzen kein erfreuliches war, da sie ja nur um ihnen eine Erleichterung ihrer Lasten zu verschaffen von Tiberius aus der Zahl der provinciae publicae zeitweilig in die der provinciae Caesareae aufgenommen worden waren (Tac. ab exc. d. Aug. I, 76), war dies speciell für Athen ohne alle Bedeutung, da diese Stadt ja wenigstens dem Namen nach eine freie war (Strab. VIII, p. 398; vgl. Ahrens de Athenarum statu politico etc. p. 43). Eher könnte man daran denken, dass Claudius den Athenern die ihnen durch Augustus entrissenen Besitzungen Eretria auf Euböia und die Insel Aigina (Cass. Dio 54, 7) zurückgegeben habe: allein nirgends sonst finden wir nur eine Spur einer Ueberlieferung von einer solchen Schenkung, ja für Aigina ist die Annahme einer solchen geradezu unwahrscheinlich, da Plinius (n. hist. III, 42, 49, 57) die Insel ausdrücklich als liberae conditionis bezeichnet. Am füglichsten wird also wohl an eine Geldschenkung und die Wiederherstellung irgend eines Bauwerks durch den Kaiser zu denken sein, vgl. die Kretische Inschrift C. I. n. 2570: *Τιβέριος Κλαύδιος Καῖσαρ Σεβαστός Γερμανικός τὰς ὁδοὺς καὶ τοὺς ἀνδροβάμονας ἀποκατέστησεν κτλ.*

Die Basis der Ehrenstatue einer vielleicht der kaiserlichen Familie angehörigen Dame bildete ein vor den Propyläen in der Nähe der Basis des Agrippa gefundener, an der rechten Seite fragmentirter Block von hymettischem Marmor mit der folgenden, zuerst von Pittakis in der *ἐφημ. ἀρχ.* 1838, n. 89 publicirten Inschrift:

ΟΔΗΜΟΣ  
 ΣΟΛΦΙΚΙΑΝΞΕΡΕ  
 ΣΟΛΦΙΚΙΟΥΓΑΛΒ  
 ΑΡΕΤΗΣΕ

Der letzte Buchstabe der zweiten Zeile, auf dem Steine nicht mehr deutlich erkennbar, erschien mir als **E**, ist aber wohl vielmehr, wie Pittakis gegeben hat, ein **B**, also: *ὁ δῆμος Σολφικίαν Ξερῆ(ου)<sup>19</sup> Σολφικίου Γάλβ(α) ἀρετῆς ἔνεκεν*. Die Schreibart *Σολφικίος* (= Sulpicius) findet sich auch in einer Inschrift von Naxos C. I. n. 2446, Z. 48: analog sind *Ἀφφία* (C. I. n. 3844, 4), und *Ἀφφιανός* (C. I. n. 286 = Lebas inscr. I, n. 559, Z. 8 u. n. 427, 5) = Appia u. Appianus (wofür öfter auch *Ἀπφία* u. *Ἀπφιανός*) u. *Ὀφφικιανός* (C. I. n. 897, 4), was, wenn überhaupt die Lesung richtig ist (man könnte an *Σολφικιανού* denken), wohl nicht mit Böckh als *Officianus*, sondern als *Oppicianus* (von *Oppius* gebildet) aufzufassen ist. Vgl. auch Franz *elem. epigr.* p. 247. — Was die Persönlichkeit der Dame betrifft, so denkt man zunächst, wie auch Pittakis gethan, an eine Tochter des Kaisers Serv. Sulpicius Galba: dass wir von der Existenz einer solchen nichts wissen, sondern nur von zwei Söhnen, die lange vor dem Vater starben, Kunde haben (Sueton. Galba 5), spricht an sich nicht gegen diese Annahme, die jedoch durch das, was uns über die Bestattung des Leichnams des ermordeten Kaisers berichtet wird (Suet. Galba 20; Tac. hist. I, 49; Plut. Galba 28) eher zweifelhaft gemacht als unterstützt wird; da nun schon unter den Vorfahren des Kaisers mehrere bedeutende Männer mit Namen Serv. Sulpicius Galba waren (cf. Suet. c. 3), so kann unsere Inschrift, die nach der Form der Buchstaben ebensogut dem ersten Jahrhundert vor als nach Christus angehören kann, auch auf die Tochter eines von diesen bezogen werden.

<sup>19</sup>) Pittakis schreibt *Ξερῆταν*, allein die Nachstellung des Praenomen, wenn auch nicht unerhört, ist doch wenigstens in den griechischen Inschriften sehr selten: dass die Frau nur mit dem Gentilnamen benannt wird, ist ganz unverfänglich: vgl. die von mir im *bulletino* 1855 p. XXX publicirte Inschrift: *ὁ δῆμος Σενπρονίαν Λευκίου θυγατέρα Λευκίου Πεδίου Ποπλικόλα γυναῖκα ἀρετῆς ἔνεκεν*. — Z. 8 setzt Pittakis noch *θυγατέρα*, was aber die Zeile unverhältnissmässig lang machen würde und nach attischem Gebrauche fehlen kann.

Ehe ich die Akropolis verlasse, sei es mir gestattet, dem Charakter dieser Nachlese gemäss, noch ein Paar Kleinigkeiten zur Sprache zu bringen. In der *ἐφ. ἀρχ.* n. 1080 ist das folgende, jetzt in den Propyläen aufbewahrte Inschriftfragment publicirt:

ΘΕΟ  
ΕΠΙΦΙΛΟΝΕΟΑΡΧΟ...ΗΞΚ.

welches Meier (*index Atticorum archontum eponymorum etc.* p. XIX) bedenklich gemacht hat, indem die Schreibweise vorkyklidisch scheine, während in dieser Zeit doch kein Platz für einen Archon Philoneos sei. Allein dieses Bedenken wird einfach dadurch beseitigt, dass auf dem auch von mir copirten Steine steht:

Ο.  
ΠΙΦΙΛΟΝΕΩΑ (das Uebrige rechts ist jetzt abgebrochen oder vermauert).

Unter den Resten alter Plastik, welche auf der Akropolis jetzt in einem besonderen Häuschen aufbewahrt werden, findet sich eine sehr alterthümliche, über und über ziegelroth bemalte Terracotte, welche eine unten in Hermenform endende Frau (nur ein kleines Stück unten fehlt) darstellt, mit breiten Gesichtszügen und etwas dicken Lippen, bekleidet mit einem langen Chiton, dessen Zipfel sie mit der Hand des hart am Körper herabhängenden rechten Armes fasst, während sie mit der Linken einen Vogel an die Brust drückt; auf dem Haupte trägt sie einen Kopfschmuck in Form des Modius. Das kleine Bildwerk gehört entschieden in die Reihe der von Gerhard in der Abhandlung über Venusidole (aus den Abhdlgn. der Berliner Akademie d. W. 1845) Taf. I u. II zusammengestellten Aphroditetypen und erinnert zunächst an die von Paus. I, 19, 2 erwähnte hermenartig gebildete Statue der Aphrodite Urania; es ist weit älter als die von Gerhard a. a. O. auf Taf. II gegebenen Bildwerke und als älteste ächt griechische Darstellung dieser Gottheit den auf Taf. I bei Gerhard zusammengestellten etruskischen gegenüber zu stellen. — Dieselbe Göttin, aber freilich in ganz anderer Auffassung, nicht mehr als Urania, sondern als Inbegriff aller weiblichen Reize, stellt eine sehr zierliche, der besten Zeit der attischen Kunst angehörige Terracotte dar, welche im Besitze eines Hrn. Palaiologos in Athen ist: Aphrodite, ganz nackt (der Kopf fehlt), in kauender Stellung, neben ihr am Boden steht ein

Gefäß, wahrscheinlich ein Salbgefäß; an ihrer rechten Schulter bemerkt man noch Reste von der Figur eines Knaben, jedenfalls des Eros, der aber ungeflügelt gewesen zu sein scheint.

Zu den mehrfachen, dem Ende des zweiten Jahrb. n. Chr. angehörigen gymnastischen Inschriften, in welchen Abaskantos (Sohn des Eumolpos aus dem Demos Kephisia: C. I. n. 270, III, 13) als das Amt eines παιδοτρίβης in Athen verwaltend erscheint (C. I. n. 262, 263, 271, 272; Lebas inscr. I, n. 540), ist jetzt eine neue gekommen, welche Pittakis im Jahre 1854 am nördlichen Fusse der Akropolis gefunden und in der *ἐφημερίς ἀρχ.* unter n. 2235 publicirt hat: ich wiederhole sie hier, weil ich, obgleich ich den Stein nicht selbst gesehen habe, doch einige nicht unwesentliche Berichtigungen in den ersten Zeilen derselben geben zu können glaube. Die Abschrift von Pittakis ist folgende:

ΧΗΙ  
 † ΛΑΡΡΙΑΝΟΥ ΠΑΙΑΝΙΕΟΥ  
 ΨΙΕΥΟΝΤΟΣ ΑΘΗΝΑΙΟΥ  
 ΛΙΣΤΡΕΜΜΑΝΕΘΚΕΝ  
 5 ΤΩΝ ΙΔΙΩΝ ΠΟΛΕΜΑΡΧΟΣ ΑΠΟ Λ  
 ΛΟΦΑΝΗΣ ΣΥΝΕΦΗΒΩΝ  
 ΑΠΟ ΛΟΦΑΝΗΣ ΕΥΦΗΜΟΥΣ ΦΗΤΤΙΟΣ  
 ΝΟΥΙΟΣ ΝΟΤΙΟΥ ΑΘΜΟΝΕΥΣ  
 ΤΓΕΙΝΟΣ ΠΙΣΤΟΚΡΑΤΟΥΣ ΜΑΡΑΘΩΝΙΟΣ  
 10 ΜΕΝΕΚΡΑΤΗΣ ΤΕΛΕΣΦΟΡΟΥ ΦΙΛΑΔΗΣ  
 ΕΥΤΥΧΙΔΗΣ ΤΡΟΦΙΜΟΥ ΦΗΓΕΕΥΣ  
 ΓΛΥΚΕΡΟΣ ΤΕΙΜΟΘΕΟΥ  
 ΚΑΡΠΟΔΩΡΟΣ ΚΑΡΠΟΔΩΡΟΥΣ ΟΥΝΙΕΥΣ  
 ΕΥΧΑΡΙΣΤΟΣ ΠΑΡΑΜΟΝΟΥΣ ΕΠΙΚΕΙΔΗΣ  
 15 ΔΙΟΝΥΣΙΟΣ ΠΑΝΝΥΧΟΥ ΚΗΦΕΙΣΙΕΥΣ  
 ΛΗΜΝΙΟΣ ΕΡΜΕΙΟΥ  
 ΖΗΝΟΒΙΟΣ ΦΙΛΙΠΠΟΥ  
 ΜΗΝΟΔΩΡΟΣ ΗΡΑΚΛΕΙΔΟΥΣ  
 ΣΩΦΡΟΝΙΣΤΗΣ ΕΥΦΗΜΟΣ ΔΙΟΔΩΡΟΥΣ ΦΗΤΤΙΟΣ  
 20 ΥΠΟ ΣΩΦΡΟΝΙΣΤΗΣ ΣΥΜΦΕΡΩΝΕΥ  
 ΦΗΜΟΥΣ ΦΗΤΤΙΟΣ  
 ΠΑΙΔΟΤΡΙΒΟΥΝΤΟΣ ΑΒΑΣΚΑΝΤΟΥ ΕΤΟΣΙ

Mit Ergänzung der fehlenden Buchstaben der ersten Zeilen lese ich so:

Ἀγαθῆ τύχη. [Ἐπὶ ἄρχοντος] Κλ. Ἀρριανοῦ Παιανίος, [κοσμη]τεύοντος Ἀθηναίου, [τὸ] σύστρεμμα ἀνέθηκεν [ἐκ] τῶν ἰδίων. Πολέμαρχος Ἀπολλοφάνης [τῶν?] ἀνεψίβων.

Ἀπολλοφάνης Εὐφήμων Σφήττιος. Νόνιος Νουίου Ἀθμονεύς. Ὑγίνος Πιστοκράτους Μαραθώνιος. Μενεκράτης Τελεσφόρον Φιλιάδης<sup>20)</sup>. Εὐτυχίδης Τροφίμων Φηγεύς<sup>21)</sup>. Γλύκερος [Τιμο]θέου. Καρπόδωρος Καρποδώρον Σοννεύς. Εὐχάριστος Παραμόνου Ἐπικίδης<sup>22)</sup>. Διονύσιος Παννύχου Κηφισιεύς. Ἀήμιος Ἐρμείων. Ζηρόβιος Διοδώρον Σφήττιος. Μηρόδωρος Ἡρακλίδων.

Σωφρονιστῆς Εὐφήμος Διοδώρον Σφήττιος, ὑποσωφρονιστῆς Συμφέρων Εὐφήμων Σφήττιος. Παιδοτριβοῦντος Ἀβασκιάτου ἔτος ι'.

Das Wort ἀνέθηκεν Z. 4 zeigt uns, dass wir hier nicht eins jener zahlreichen Verzeichnisse von Epheben vor uns haben, sondern die Inschrift eines Weihgeschenks, etwa einer Statue des Hermes oder des Herakles (vgl. C. I. n. 274). Errichtet hatte dieses Weihgeschenk nach meiner wohl sichern Lesung Z. 4 τὸ σύστρεμμα, d. h. ein militärisch organisirtes Corps von Epheben. Dass nämlich der militärische Ausdruck τὸ σύστρεμμα, der eigentlich ein Corps von 1024 Mann bezeichnete (s. vocabula rei militaris in Bernhardy's Suidas t. II, p. 1739, 37), in der spätern Kaiserzeit für eine jedenfalls militärisch organisirte, unter der Oberaufsicht der gymnastischen Behörden stehende Schaar von Epheben in Gebrauch war, zeigt die Erwähnung des σύστρεμμα und der συστρεμματάρχαι in mehreren gymnastischen Inschriften: ein συστρεμματάρχης wird erwähnt bei Lebas inscr. I, n. 559<sup>bis</sup>, Z. 11 (ebd. Z. 13 συστρεμματαρχήσαντα) u. ebds. n. 563, Z. 6; in der Inschr. C. I. n. 285 (= Lebas I, n. 564) ist Z. 3 sicher zu schreiben οἱ συστρεμματάρχαι und ebds. Add. n. 274<sup>b</sup> (= Lebas I, n. 528) ist Z. 7 zu lesen οἱ ἐκ τοῦ συνστρέματος ἔφηβοι. Ein solches σύστρεμμα hat also dieses Weihgeschenk auf seine Kosten gestiftet: die Mitglieder, 12 an der

20) Als Beispiele der Schreibart Φιλιάδης für Φιλιάδης führt Pittakis C. I. n. 444 u. 425 auf, ersteres fälschlich.

21) Die sonst nirgends bezeugte Form Φηγεύς würde eine Form des Demennamens Φήγεια voraussetzen, von der sich keine Spur findet; also ist sie wohl nur ein durch die Aussprache veranlasster Irrthum des Steinhauers für Φηγαιεύς.

22) Wiederum ein durch die Aussprache verursachter Irrthum statt Ἐπικίδης.

Zahl, werden dann einzeln aufgezählt, einige mit Angabe des Demos, dem sie angehören, andere ohne dieselbe, also Isotele. Fremde, oder νόθοι, die ἐπέγραφοι, wie man sie mit den officiellen Namen nannte: s. Böckh ad C. I. n. 272; Kraus Gymnastik u. Agonistik der Hellenen I, S. 272 ff. Vor diesen Mitgliederverzeichnisse steht Ἀπολλοφάνης als πολέμαρχος τῶν συνεφήβων, jedenfalls derselbe, der dann gleich unter den Epheben an erster Stelle genannt wird: sein Titel als πολέμαρχος ist wahrscheinlich gleichbedeutend mit dem eines σωματάρχης. Als σωφρονιστής finden wir den Vater eben dieses Apollophanes, den Euphemos, der seinen anderen, wahrscheinlich älteren Sohn Sympheron sich als ὑποσωφρονιστής beigeordnet hat, ganz ähnlich, wie der κοσμητής Aurelius Alkamenes in C. I. n. 284 bemerkt: ἀντικοσμήτη δὲ οὐκ ἐχρησάμην διὰ τὸ ἐν τῷ νόμῳ περὶ τούτου μηδὲν γεγράφθαι, ἄλλως τε καὶ τῷ υἱῷ ἐχρησάμην εἰς ταύτην τὴν ἐπιμέλειαν, Μ. Ἀθλητῶν Ἀλκαμένει Λαμπρεῖ. Was die sonstigen in unserer Inschrift genannten Persönlichkeiten anbelangt, so erscheint Ἀθήναιος, der hier κοσμητής ist, in der 43 Jahre späteren Inschrift C. I. n. 274 als σωφρονιστής. Der Z. 10 unter den Epheben genannte Μενεκράτης Τελεσφόρου Φιλαΐδης ist höchst wahrscheinlich ein Sohn des Τελεσφόρος Μενεκράτους Φιλαΐδης (dies Demotikon ist mit Sicherheit zu ergänzen aus Z. 9, wo Ὀνήσιμος offenbar ein Bruder des Telesphoros ist) in C. I. n. 273, Z. 11.

Noch möge hier ein Seberlein Platz finden zur Herstellung der von Keil (analecta epigraphica et onomatologica p. 85 ss.) behandelten Spartanischen Inschrift, deren vierte und fünfte Zeile Keil als unlesbar übergangen hat. Mir scheint in der Seidelschen Abschrift

ΤΑΥΤΑ<sup>23</sup> ΒΑΤΟΪΔΕΣ  
..ΕΡΟΚΑΤΟΜ..

zu liegen: ταῦτα ἄτ' οὐδεὶς [οὐδ]έποια τῶν [πρίν]. Für die Herstellung des Namens des Vaters giebt uns einen weitem Anhalt Z. 25, wo Leake las

DAMONONOKTA

<sup>23</sup>) Seidel giebt ausdrücklich an, dass auf dem Steine immer •Υ• puncto• stehe.

Sollte nicht KT ein Lesefehler für M sein, so dass der Name gelautes hätte Ὀνομάστον? Dann möchte ich auch Z. 6 f. lesen: *τάδε ἐνίκασε Λάμων Ὀνομάστον τέθριππον*, so dass das O vor T ein Rest wäre von ΟΝΟΜΑΣΤΟ, was ebenso für Ὀνομάστον stände, wie ΟΥΔΕΞ für οὐδεῖς: dass in eben diesem Worte ΟΥ, nicht blosses O erscheint, kann bei dem bekannten Schwanken der Inschriften in dieser Beziehung nicht auffallen. Die Bemerkung Seidels über das auf dem obern Theile des Steins angebrachte Relief lautet übrigens in der Handschrift nicht, wie Keil angiebt, »locus quadrigarum aurigae« sondern: locus quadrigae cum auriga«.

Die beiden von Keil a. a. O. mitgetheilten Fragmente sind allerdings die einzigen antiken Inschriften, die Seidels auf der Leipziger Universitätsbibliothek aufbewahrter handschriftlicher Nachlass enthält; aber ausser ihnen hat er noch drei christliche von demselben Orte (der Kirche des Klosters der Vierzig Heiligen bei Mistra) aufgezeichnet, von denen die umfangreichste nach einer Abschrift von mir und einer von Dr. Goldhorn im C. I. n. 8764 publicirt ist; ich bemerke dazu, dass Z. 1 durch ein Versehen des Herausgebers nach ἀγίων das Wort ἐνδόξων ausgefallen ist, dass Z. 4 deutlich ἔτος in der Handschrift steht, endlich dass die Worte τῶν Παλαιολόγων am Schlusse sich allerdings in der Handschrift vorfinden, mir aber wegen ihrer Stellung den Eindruck eines von Seidel selbst herrührenden Zusatzes machen.

Der Vollständigkeit halber gebe ich auch die beiden anderen von Seidel mitgetheilten Inschriften, die keine Aufnahme in den vierten Band des Corpus inscriptionum graecarum gefunden haben:

»Ibidem pictura Moscovitica representans apparitionem divae Virginis cum variis choris sanctorum; infra

ΜΗΝΘΟΙΤΙΚΕ ΤΟΥ ΔΟΥΛΟΥ ΕΟΥ ΙΩΑΣΑΦ  
ΑΜΑΡΤΟΛΟΥ ΤΗΣ ΑΘΗΝΩΝ ΖΡΚΓΕΓΡΑ  
ΦΗ ΕΝ ΜΟΛΔΑΒΙΑ ΙΒΤΗ

Also: *μνήσθητι, κύριε, τοῦ δούλου σου Ἰωασάφ ἀμαρτωλοῦ τοῦ ἐξ Ἀθηνῶν. Ἐργὴ ἐγγραφῆ ἐν Μολδαβίᾳ Ἰνδικτιῶνος (?) ἡ. Das Jahr ist das der Welt 7123, also 1615 nach unserer Zeitrechnung: dies ist aber nicht das achte, sondern das dreizehnte*

Jahr einer Indiction, so dass die letzten Zeichen, wenn sie sich überhaupt, wie ich glaube, auf die Indiction beziehen, von Seidel unrichtig abgeschrieben sein müssen. Endlich heisst es bei Seidel:

» In Crypta St. Johannis prope monasterium *ἀγίων* 40 prope Misitra antiqua pictura S. Johannis; infra

*ΔΕΗΣΙΣ ΤΕ ΔΑΙΣ ΤΕ ΘΕΣ ΑΝΔΡΕΑ ΤΕ ΜΑΥΕΘ . .*

Das Wort *δέησις* bedeutet hier offenbar dasselbe wie die sonst in byzantinischen Inschriften so häufigen Formeln *ὑπὲρ εὐχῆς, ὑπὲρ εὐχῆς καὶ σωτηρίας, μνήσθητι κύριε, κύριε βοήθη* u. ä.

Doch ich eile zum Schlusse, um bei dieser Nachlese nicht allzuviel Spreu mit aufzulesen, und zwar schliesse ich mit der Mittheilung der Varianten meiner im Jahre 1856 gemachten Abschrift des Karystischen Bruchstücks des Diocletianischen Edicts de pretiis rerum uenaliuum von der durch Mommsen in diesen Berichten III, S. 384 veröffentlichten Schaubertschen Abschrift:

Breite Seite A.

.....  
**NOMOC**  
**ΝΗCΙΟΝ ΑΠΛΟ ΙΝΕΧΟ**  
 .....

5 ΦΛ

fehlen etwa 9 Zeilen.

15 ... ΗC ΦΩΡΜΗC \*  
 Z. 24 f. ... ΜΟΝΟC

ΕΚΕΠΑΣΩΝ

Z. 24 \*ΛΦ

25 ΚΑΤΑΝΑΛΟΓΙΑΝ

26 ΤΟΥCΤΑΘΜΟΥ.....

28 ΜΑΡΙCΕΩC ΠΙΠΡΑC ΚΕCΘΑΙ

30 \*Δ

32 \*Λ

33 ΑCΙΜΙΟC

34 \*Β

36 ΤΙΘΕΜΕΝΗC ΤΗC ΤΕΙΜΗC

37f. ΤΗC ΠΟΡΦΥΡΑC ΤΟ Τ ΠΟ..

ΤΑΕΝΛΟΓΕΙCΘΑΙΔΕ.

40 ΑΝΔΙΕ..ΧΟΥCΑ



Z. 43f. ΟΞΕΧΩΝΙΟ... ΗΕ  
 ΡΑΣ ΛΑΙ  
 45 ΒΙΡΡΟΣ ΝΕΡΒΙΚΟΣΙ...  
 ΝΟΣ ΚΑΛΛ

Nach Z. 52 fehlen nach meiner Abschrift 5 Zeilen, dann:

Z. 60 ΔΟ.....ΚΟΣ  
 ΑΝ..ΛΓΑΛ.ΙΚΗ \*  
 ΕΔΟΣ ΚΑΛΛΙΣΤΟΣ \*Η

Das  $\mu$  hat auf dem Steine durchgängig diese Form  $\mu$ . In Zeile 3 stand vielleicht: *μουτουνήσιον άπλοῦν*. Z. 64 machen die deutlich erhaltenen Buchstaben ΓΑΛ.ΙΚΗ, die nur *Γαλλική* gelesen werden können, es mir wahrscheinlich, dass diese Partie dem kleinen lateinischen Fragmente von Mylasa, das mit *sagum gallicum* beginnt (S. 35 bei Mommsen), entspricht, so dass *χλανίς* oder *χλαῖνα Γαλλική* zu lesen sein wird: das Wort *βίρρος*, das Mommsen (S. 394) als dem *sagum* gleichbedeutend auffasst, kann man vielleicht mit dem lateinischen *villus* zusammenbringen, so dass es einen Pelzmantel bezeichnete.

Breite Seite B.

Z. 1—12 waren für mich ganz unleserlich.

Z. 13 ΠΕΡ...ΘΡ...  
 ΤΩΝΕΗΡ  
 15 ΠΛΟΥΜΑΡΙ..ΕΣΤ.ΛΟΗ  
 ΙΣΣΤΙΧΙ....ΟΣΗΡΙΚ \*Τ  
 ΙΣΧΛΑΜΙΔ..ΟΥΤΟΥΝ.... \*ΚΕ  
 ΙΣΧΛΑΜΙΔΑΛΑΔΙΚΗΝΗΝ.ΟΥΤΟΥ  
 ΝΗΣΙΑ...Α \*ΚΕ  
 20 ΒΑΡΒΑΡΙΚΑΡΙΩΔΙΑΧΡΥΣΟΤΕΡΓΑΖΟ  
 ΜΕΝΩΥΠΕΡΕΡΓΟΤΠΡΙ ΙΕΙΘ Λ  
 ....ΕΥΤΕΡΙΟΥ \*ΥΝ  
 Α.....ΜΙΣΟΛΟΣΗΡΙΚΟΣ.....  
 ΕΡΓΟΥΔΕΥΤΕΡΕΙΟΥΤΔΑ \*Υ  
 25 ΣΗΡΙΚΑΡΙΩΕΡ.....ΕΙΣΣ.  
 ΡΙΚΟΝΤΡΕΦ.....  
 ΕΙΣΟΛΟΣΗΡΙΚΟΝΑΣΗΜΟΝ.....  
 ΜΕΝΩΗΜΕΡΗΕ.... \*ΚΕ  
 ΕΙΣΟΛΟΣΗΡΙΚΟΝΕΚΟΥΤΑ... \*Κ

Z. 30 ΓΕΡΔΙΑ ΤΡΕΦΟΜΕΝΗ Τ ΠΕΡΕΙΜΑΤΙ  
 ΟΥ ΠΕΞΟΥΤΩΝ ΕΙΣ ΠΑΡΑΔΟΣΙΝ  
 ΗΜΕΡΗΣΙΑ  
 ΕΝ... ΤΙΟΙΣ ΜΟΥ ΤΟΤΗΝ ΗΣΙΟΙΣ Η  
 ... ΤΟΙΣ... ΠΟΙΣ ΤΡΕΦΟΜΕΝΗ ΧΙΓ  
 35 ..... ΖΟΜΕΝΟΥ ΜΟΥ ΤΟΤΗΝ  
 ..... ΑΤΡΕΦΟΜΕΝΩ ΛΑ ΧΡ̃  
 ..... ΤΕΙΝΗ... ΙΚΗ

Fehlt bis zur fünften Zeile v. u. der linken Reihe.

ΗΣΣΥ  
 ΛΜΑΤΙΚ  
 ΔΕΛΜΑΤΙΚ  
 ΚΑΡΝ  
 ΔΕΛΜΑΤΙΚΟΜΑΦ  
 ΣΗΡΙΚΟΥ

Z. 25. Eine von Hrn. Violettas, Lehrer der Hellenischen Schule in Karystos, gemachte Abschrift des Steines, die mir derselbe zur Vergleichung mit der meinigen vorlegte, giebt hier ΕΡ... ΜΕΝΩ, so dass wohl zu lesen ist: *σηρικαρίω εργαζομένω εις συηρικόν.*

Z. 29. Nach dem oben (S. 213) über das Wort *σκούτλωσις* u. ä. Bemerkten dürfte hier wohl *σκουταλωτόν* zu lesen sein.

Z. 33 giebt die Abschrift des Hrn. Violettas ΕΝΕΙΜΑΤΙΟΙΣ, was jedenfalls richtig ist; im Folgenden ist dann vielleicht zu lesen ἦ [καὶ] τοῖς [λοι]ποῖς.

Schmalseite:

1 ΕΤΙΧΗΣ ΚΑΙΝΗΣ ΟΛΟΣΗΡΙΚΟΥ ΧΕΝ  
 ΑΣΗΜΟΥ ΚΑΙΝΟΤΟΛΟΣΗΡΙΚΟΥ ΧΕ  
 ΧΛΑΝΙΔΟΣ ΚΑΙΝΗΣ ΜΟΥ ΤΟΤΗΝ ΗΣΙΑΣ ΧΟ  
 ΧΛΑΝΙΔΟΣ ΚΑΙΝΗΣ ΜΟΥ ΤΟΤΗΝ ΗΣΙ  
 5 ΑΣΑΠΛΗΣ ΧΙΝ  
 ΦΙΒΟΥΛΑΤΩΡΙΟΥ ΚΑΙΝΟΥ ΜΟΥ ΤΟΤΗΝ ΧΒ

u. so fort; doch um Raum zu sparen will ich nur die Buchstaben angeben, worin meine Abschrift von der Sch.'schen abweicht:

Z. 7 — ΤΩΡΙΟΥ ΚΑΙΝΟΥ — ΝΟΥ ΧΕ Z. 8 — ΚΑΙΝΗΣ ΧΙ Z. 9 ΚΑΙΝΟΥ Z. 10 ΛΑΔ Z. 13 ΝΩΡΙΚΟΥ Z. 17 ΧΜΒ Z. 25 ΑΠΛΙΟΥ Z. 30 ΝΕΙΚΑΙΝΗΣ Z. 36 ΦΩΡΜΗΣ Δ ΛΑ Z. 40 f. ΠΟΡΦΥΡΑΣ ΟΛ. ΗΡΙΚΟΝ Η ΟΟΥΣΙΝ ΔΑ Z. 43 ΔΛ Z. 45 (ohne Λ) — ΔΑ

Z. 2 ist nach meiner Abschrift doch das von Mommsen (S. 393) bezweifelte ἀσήμου richtig; Z. 3 hat Violettas ΧΦ, in den folgenden Zeilen stimmen die Zahlzeichen seiner Abschrift mit denen der Schaubertschen. Z. 30 ist die Form Νεικαινήs (für Νεικαινήs bei Mommsen) herzustellen; Z. 36 steht deutlich φώρμης·Δ, also τετάρτης, auf dem Steine.

Uebrigens fand ich, wie ich schon in meinen quaestiones Euboicae p. 32 bemerkt habe, in Karystos selbst an einer andern Stelle noch eine zweite grosse Platte, welche ein Stück desselben Edicts (c. 17, §. 26—42 (?) bei Mommsen, bei Lebas inscr. II, n. 234, col. I, Z. 44 ff.) enthält: leider ist der Stein so abgerieben, dass von den meisten Zeilen nur wenige Buchstaben noch erkennbar sind. Von dem in Geronthrai aufgefundenen Exemplare unterscheidet sich das von Karystos dadurch, dass es nicht wie jenes drei Columnen neben einander, sondern nur eine auf der Seite hat und dass der Steinbauer weniger Abkürzungen angewendet hat als der in Geronthrai. Da die Zeilen des Fragments denen des Steines in Geronthrai nicht entsprechen, so gebe ich anstatt der Varianten von Lebas, alles, was ich auf dem Steine erkennen konnte:

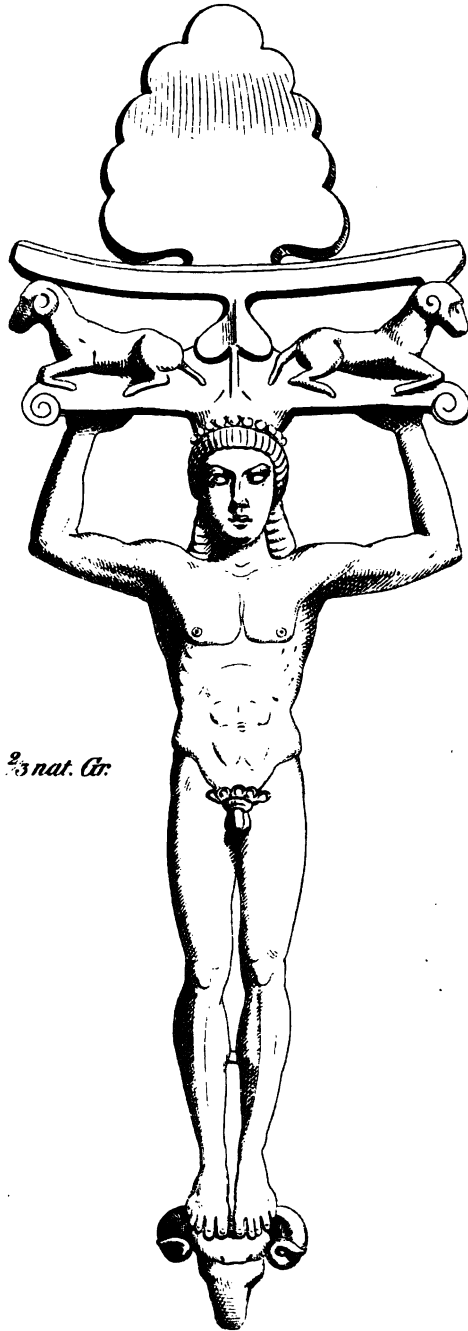
...	Ε Η Κ Ο . . . Ο Ν Η Σ Η Π Ε Ρ . Π Ο Μ Ε Ν Τ Η Σ	
...	Τ Η Σ Φ Ω Ρ Μ Η Σ Τ Η Σ Π Ρ Ο Ε Ι Ρ Η Μ Ε Ν Η Σ	
...	Τ Ι Ι Ι Κ Α . Τ Α Δ Ε Ε Σ Τ Ε Ρ Α Ε . Π Λ Ε Ι Ο Σ Ι Ν	
...	Ν Τ Ο Ι Κ . . . Σ Κ Ε Υ Α Ζ Ε Τ Ε . Τ Ι Ν Α Σ Τ Ε Ι	
5	Ε Τ Π Ε Ρ . Α Ι Ν Ε Ι Ν Μ Η Δ Ε Δ Ε . . Τ Ο Ν Ε Ι Ν Α Ι	
...	Τ Ι . . . Φ . . . . . Υ Ν Α Ι Κ Ε Ι Ω Ν	
...	..... Ι Σ Τ Ο Σ	Χ Ε Φ
...	Ρ . . . . . Σ Τ Ο Σ	Χ Ε Ν
...	..... Σ Τ Ο Σ	Χ Ε Ν
10	Λ Ι . . . . . Ε Ρ Ο Τ . . Ο . Χ . . . . .	
...	Φ Λ Ι Ψ Τ Ι . . Ψ Γ Ι Φ Α Μ Ι Λ . . . Ν	
...	Ρ . . . . . Σ Τ Ο Σ	Χ Λ
...	.....	Χ μ
...	.....	Χ Ν
15	..... Ν Α Ρ Ε Ι Ω Ν Η Τ Ο Ι Κ Ο	
.....	.....	
.....	..... Ι Σ Τ Ο Σ	Χ Β Φ
.....	..... Ι Σ Τ Ο Σ	Χ Β
.....	..... Ο Σ	Χ Λ Φ

20	.....	ΤΟΞΕΙΣ ΧΡΗΣΙΝ	
	.....	ΜΙΛΙΡΙΩΝ	
	.....		ΧΩ
	.....		ΧΧ
	.....		ΧΦ
25	.....	Ω ..	
		2 Zeilen ganz unleserlich.	
	.....	Ν Ι Σ Ι Ι Γ	Χ Δ Φ
	.....	Φ Ε	Λ
30	.....	Ο	Χ Ζ
	.....		Κ Τ
	.....	Ο Σ	Χ Ξ Φ
	.....	Δ Ρ Ε Ι Ν Ω Ν . . Ε	

Mit dieser Zeile schliesst der beschriebene Theil der Platte.

Z. 4 macht die schon nach der Lebas'schen Abschrift zweifel-  
hafte Herstellung Mommsens *Περὶ ἀσημιον ὠνῆς* noch bedenk-  
licher. Vielleicht ist zu lesen: *περὶ ἀσημιον ὀδώνης ἤπερ ἀπὸ*  
*μὲν τῆς τρίτης φώρμης τῆς προειρημένης ἐστὶν καταδεστέρα,*  
*ἐν πλείοσιν [sc. φώρμαις] μέντοι κατασκευάζεται.* Weiterhin  
war, wie man noch aus den erhaltenen Buchstaben sieht, der  
Fehler des Steinbauers von Geronthrai, §§ 26—32 nach Mommsen's  
Eintheilung zweimal einzuhausen, von dem von Karystos  
nicht begangen worden. Was den Schluss unserer Inschrift von  
Z. 28 an betrifft, so ist das Verhältniss der einzelnen Zeilen des-  
selben zu denen bei Lebas und Mommsen mir nicht ganz klar:  
vielleicht fehlen nach Z. 25 nicht bloss, wie ich mir notirt habe,  
zwei, sondern vier Zeilen, so dass Z. 28 meiner Abschrift dem  
§ 42 Mommsen's entspricht und die Karystische Inschrift mit  
§ 47 abschloss.

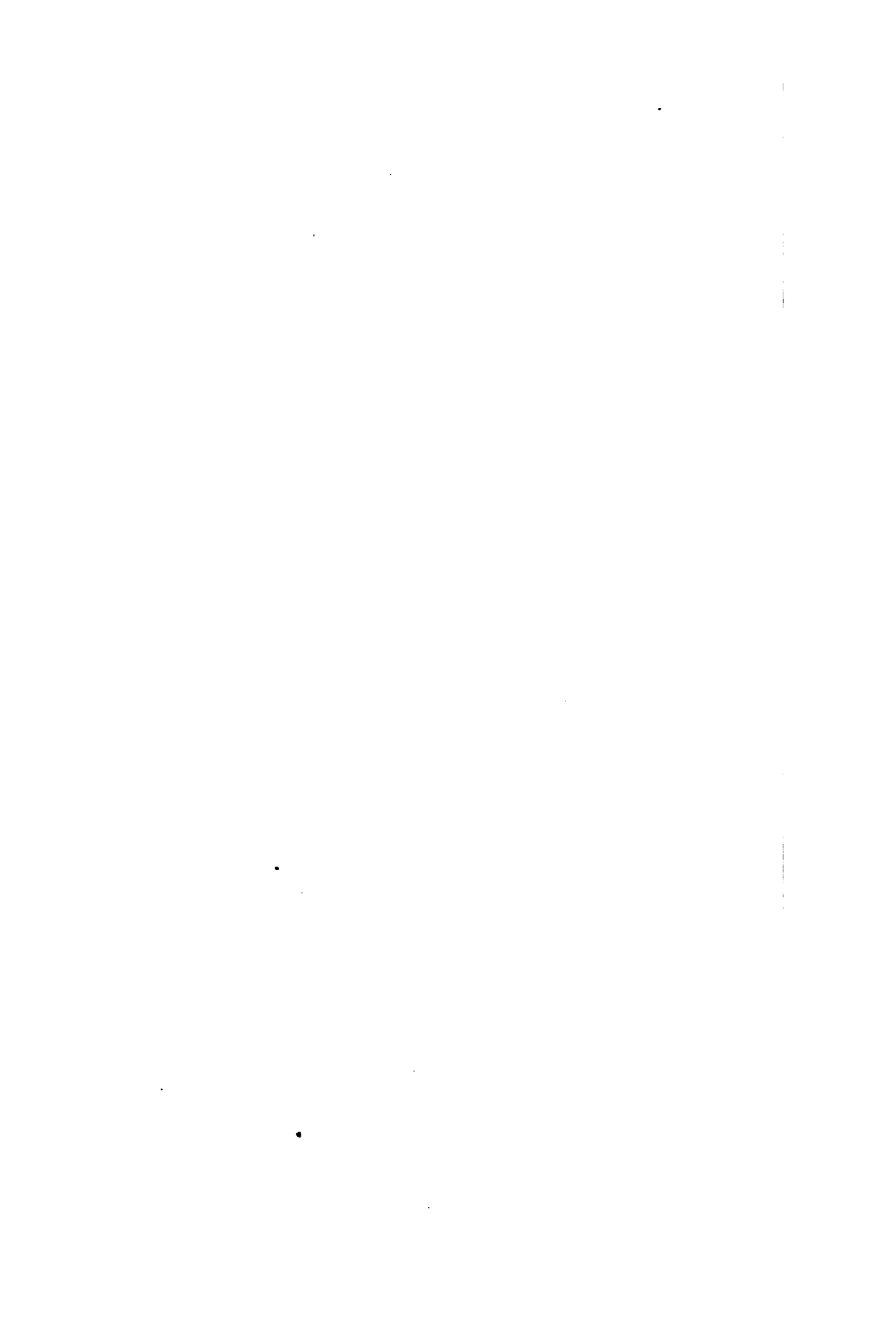
Nachtrag zu S. 218 f. Durch Keil's Güte erhalte ich  
nach Vollendung des Drucks des vorstehenden Aufsatzes eine  
von Welcker gemachte Abschrift der ersten 8 Zeilen der In-  
schrift der Tripoliten; diese giebt Z. 4 ΑΡΧΑΙΟΝ.; Z. 6  
ΑΙΜΥΛΙΟΝ ΓΟΥΓΚΟΝ (was meine Vermuthung, dass  
*Αἰμίλιον Ἰούγκων* zu lesen ist, aufs schönste bestätigt), Z. 8  
ΣΑΥΤΩΝ.



*2/3 nat. Gr.*

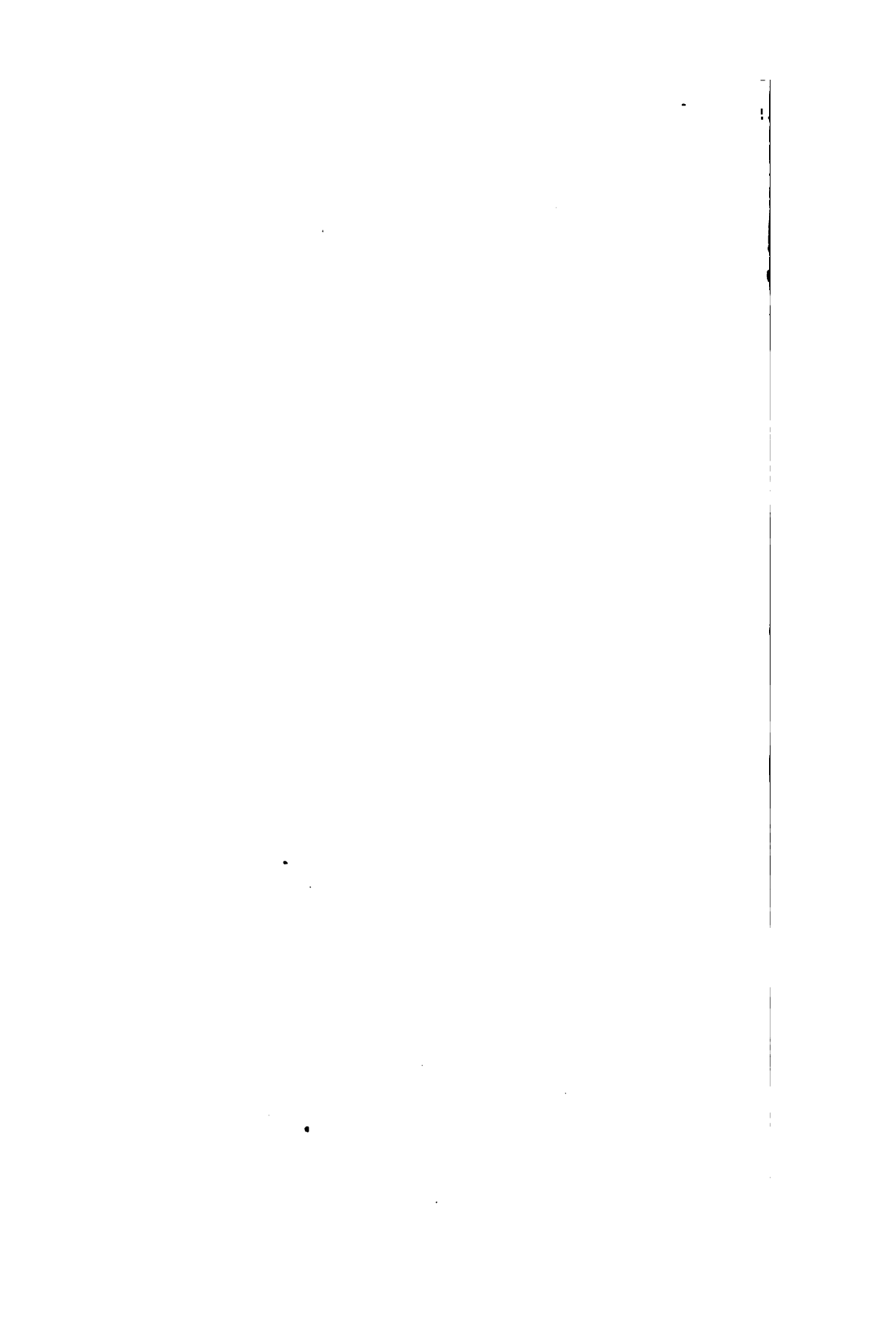


1





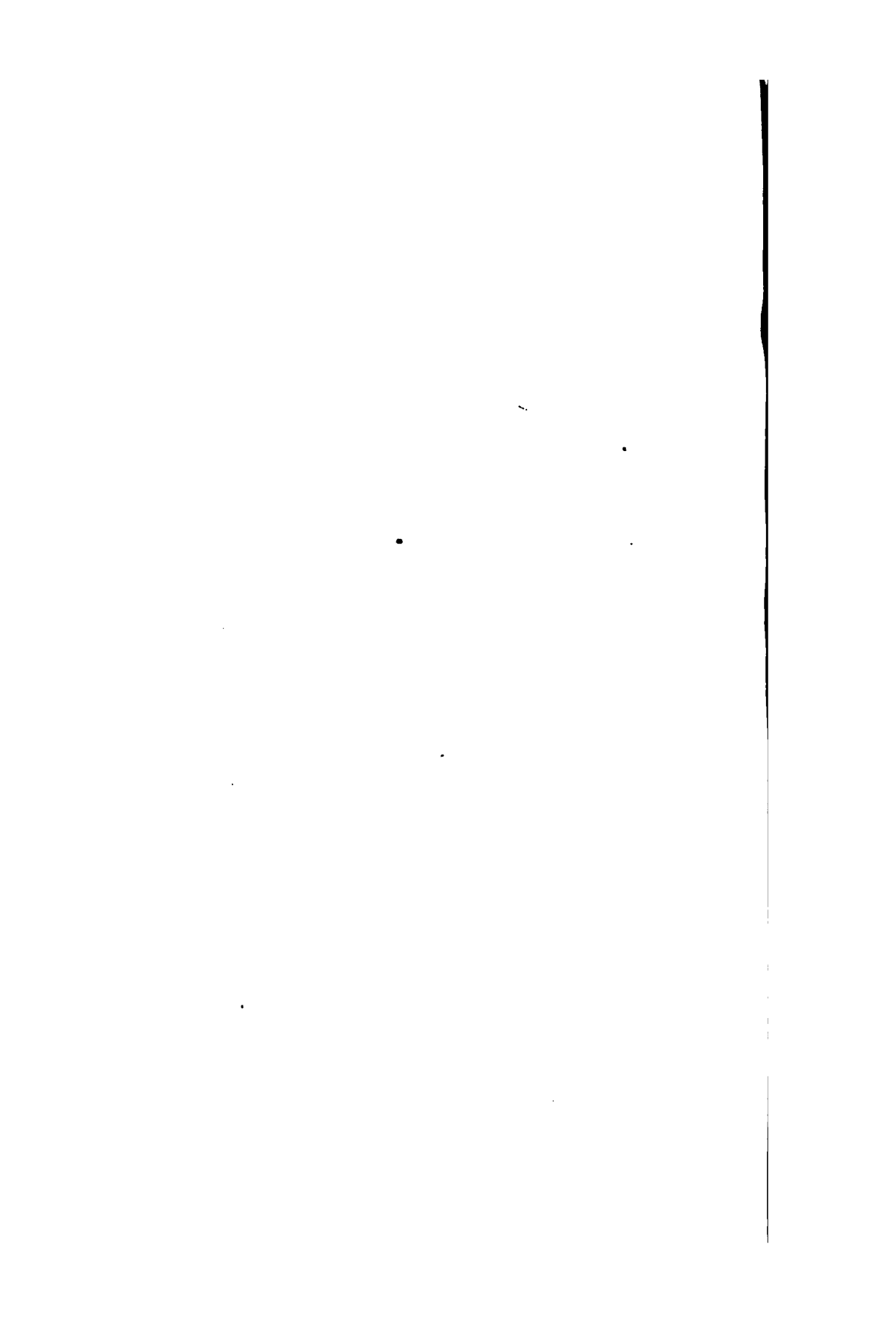






Vertical line on the right side of the page.





Taf. V.





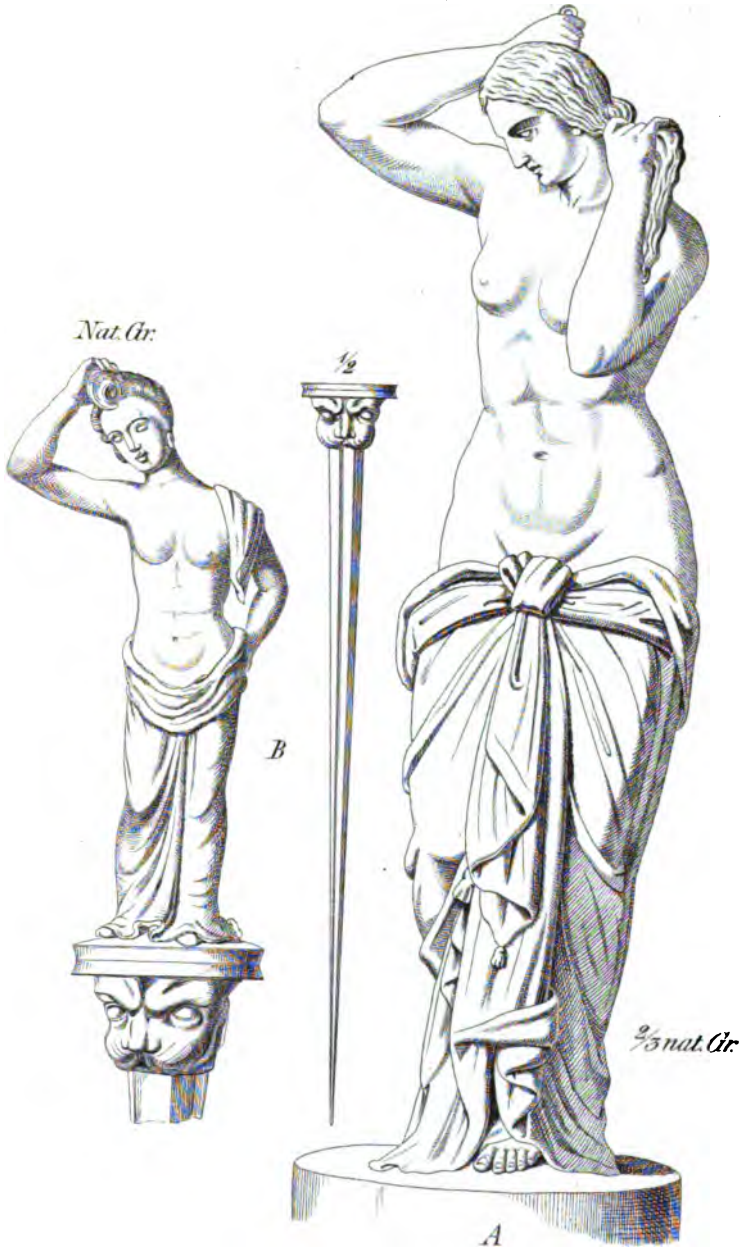


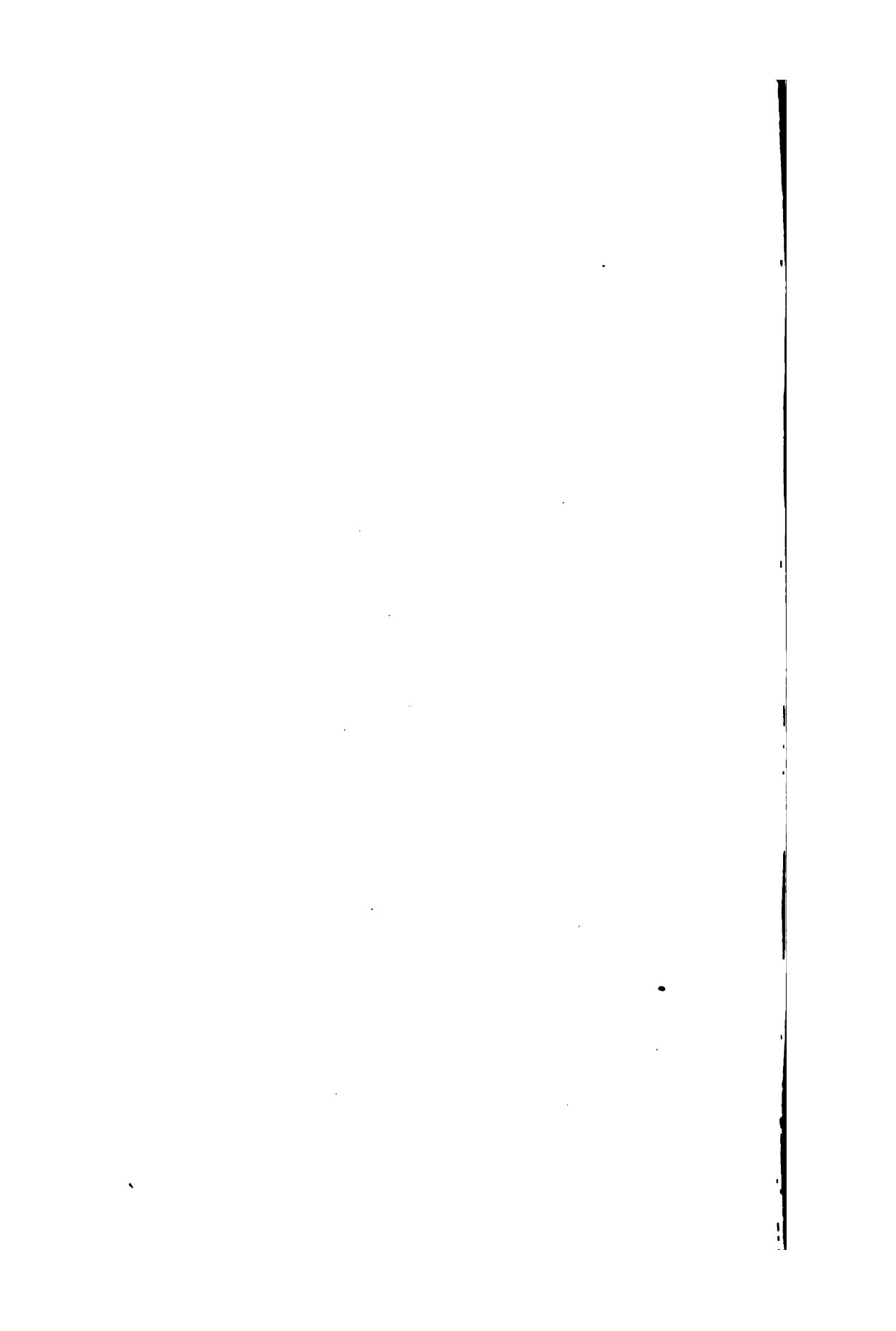


*2/3 nat. Gr.*

Intit. Anst. v. J. G. Fack, Leipzig

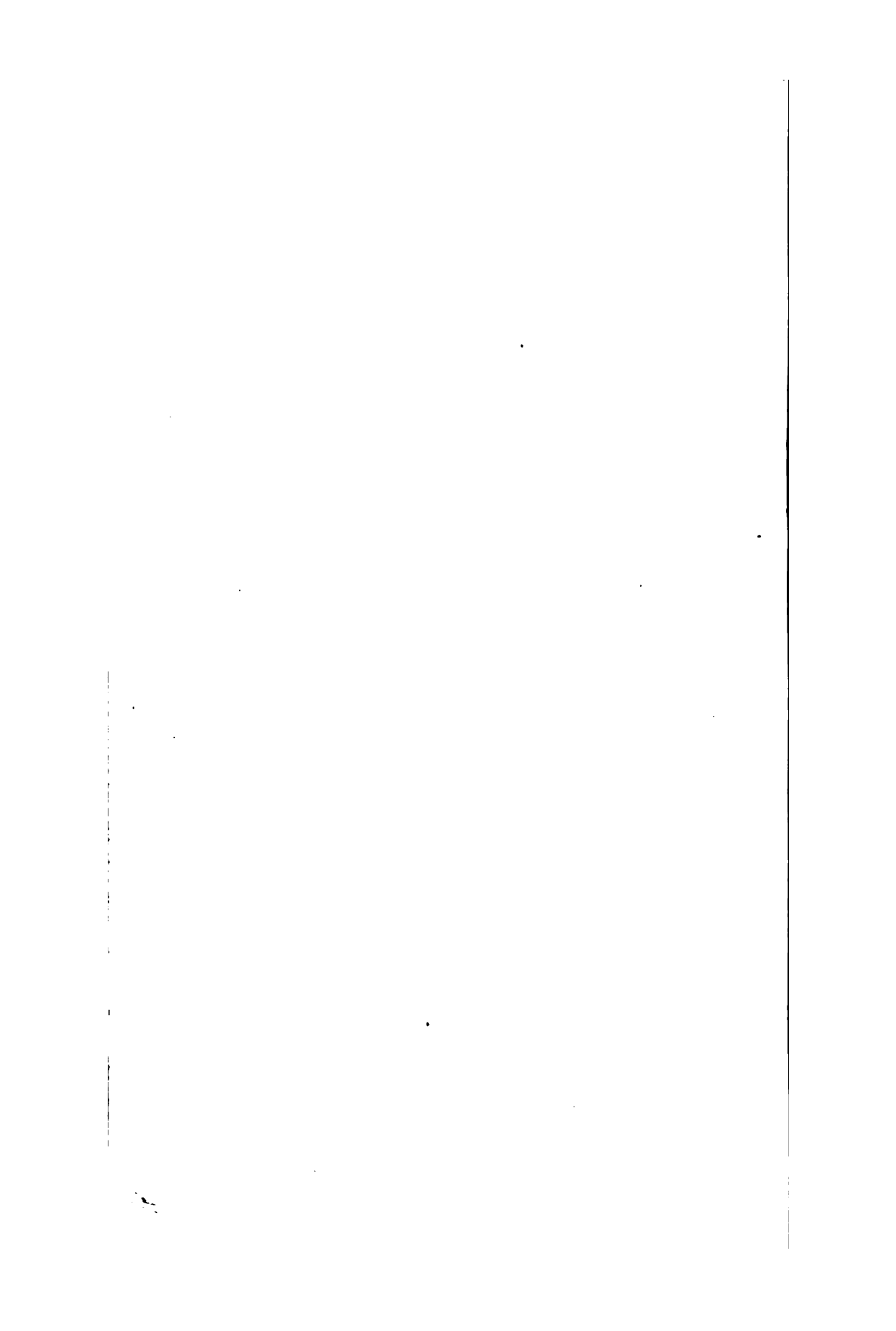
1

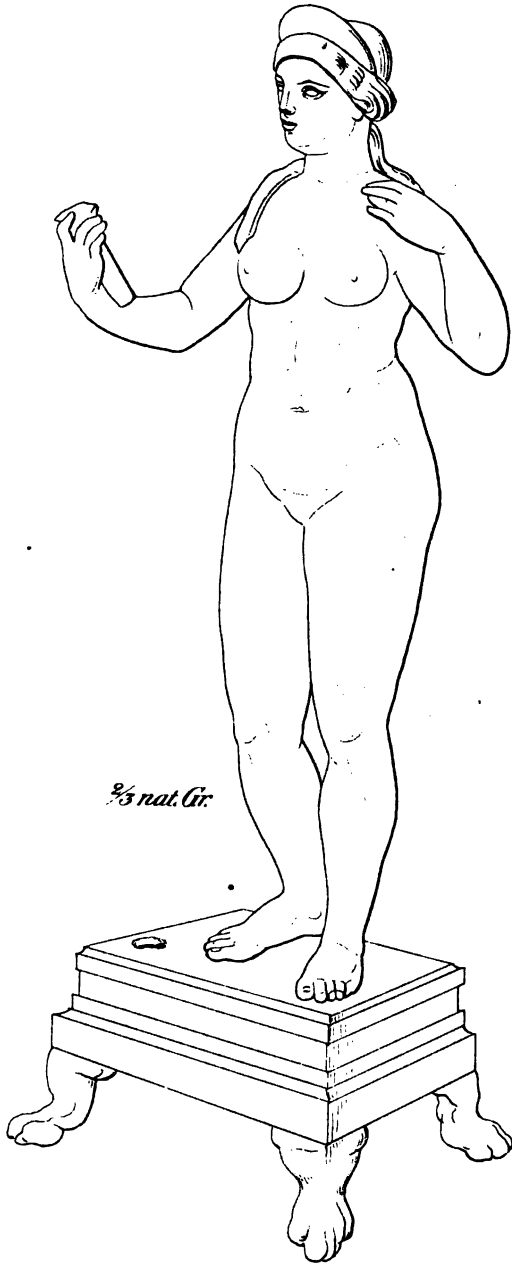




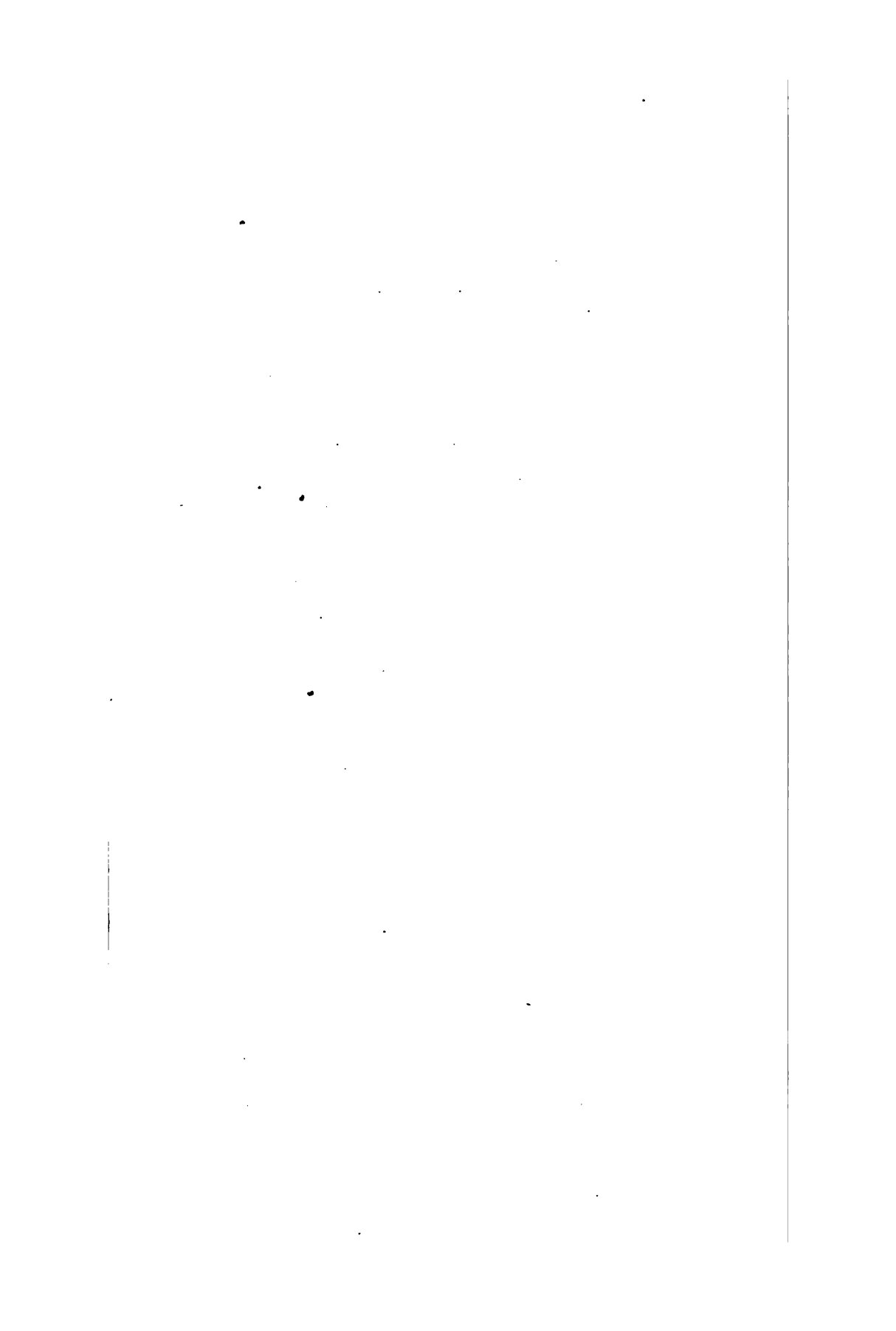


*Nat. Gr.*



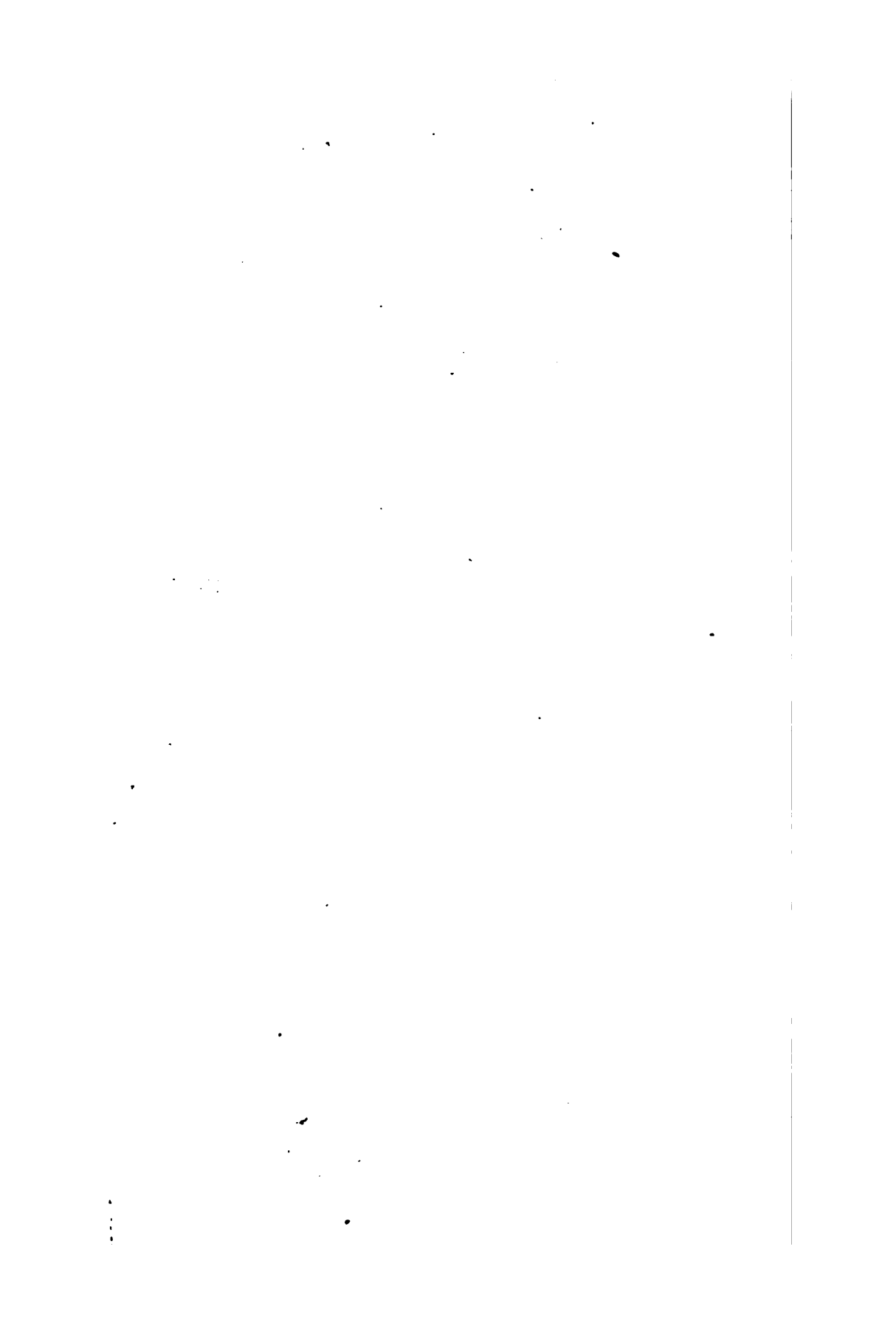


*2/3 nat. Gr.*

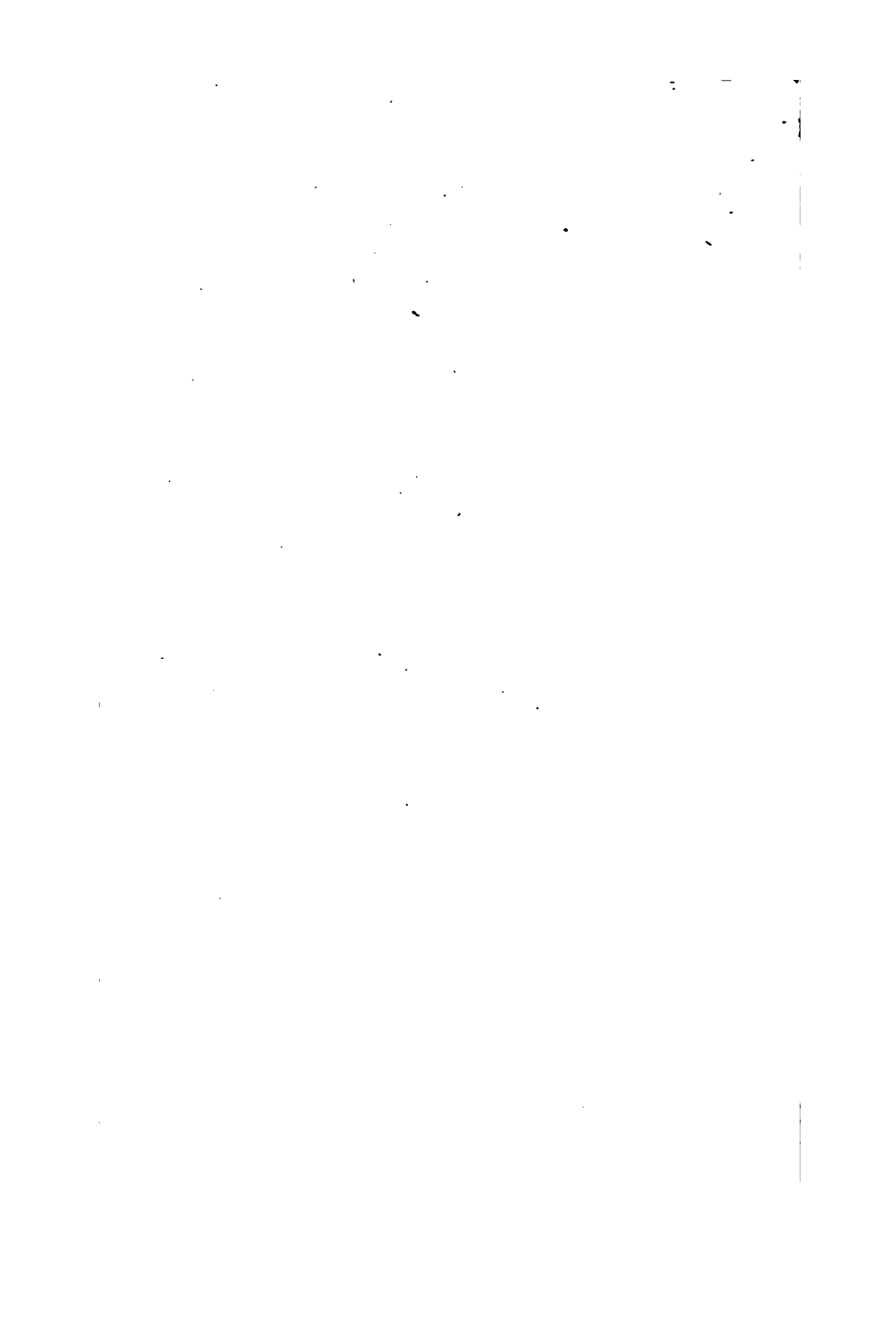








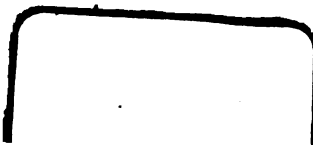




A FINE IS INCURRED IF THIS BOOK IS NOT RETURNED TO THE LIBRARY ON OR BEFORE THE LAST DATE STAMPED BELOW.

5069119

JUN 28 1964  
CHINESE  
DEC 1 1963





Widener Library



3 2044 092 889 823